DIGITALES ARCHIV

ZBW – Leibniz-Informationszentrum Wirtschaft
ZBW – Leibniz Information Centre for Economics

Stache, Christian

Thesis

Kapitalismus und Naturzerstörung : zur kritischen Theorie des gesellschaftlichen Naturverhältnisses

Provided in Cooperation with:
ZBW OAS

Reference: Stache, Christian (2017). Kapitalismus und Naturzerstörung : zur kritischen Theorie des gesellschaftlichen Naturverhältnisses. Leverkusen-Opladen : Budrich UniPress Ltd.

This Version is available at:
http://hdl.handle.net/11159/852

Kontakt/Contact
ZBW – Leibniz-Informationszentrum Wirtschaft/Leibniz Information Centre for Economics
Düsternbrooker Weg 120
24105 Kiel (Germany)
E-Mail: *rights[at]zbw.eu*
https://www.zbw.eu/

Standard-Nutzungsbedingungen:
Dieses Dokument darf zu eigenen wissenschaftlichen Zwecken und zum Privatgebrauch gespeichert und kopiert werden. Sie dürfen dieses Dokument nicht für öffentliche oder kommerzielle Zwecke vervielfältigen, öffentlich ausstellen, aufführen, vertreiben oder anderweitig nutzen. Sofern für das Dokument eine Open-Content-Lizenz verwendet wurde, so gelten abweichend von diesen Nutzungsbedingungen die in der Lizenz gewährten Nutzungsrechte. Alle auf diesem Vorblatt angegebenen Informationen einschließlich der Rechteinformationen (z.B. Nennung einer Creative Commons Lizenz) wurden automatisch generiert und müssen durch Nutzer:innen vor einer Nachnutzung sorgfältig überprüft werden. Die Lizenzangaben stammen aus Publikationsmetadaten und können Fehler oder Ungenauigkeiten enthalten.

Terms of use:
This document may be saved and copied for your personal and scholarly purposes. You are not to copy it for public or commercial purposes, to exhibit the document in public, to perform, distribute or otherwise use the document in public. If the document is made available under a Creative Commons Licence you may exercise further usage rights as specified in the licence. All information provided on this publication cover sheet, including copyright details (e.g. indication of a Creative Commons license), was automatically generated and must be carefully reviewed by users prior to reuse. The license information is derived from publication metadata and may contain errors or inaccuracies.

https://savearchive.zbw.eu/termsofuse

ZBW Leibniz-Informationszentrum Wirtschaft
Leibniz Information Centre for Economics

Mitglied der Leibniz-Gemeinschaft

Christian Stache
Kapitalismus und Naturzerstörung

Zueignung

Für

Christin,

Jens,

meine Eltern

und

meine Schwester

Christian Stache

Kapitalismus und Naturzerstörung

Zur kritischen Theorie des gesellschaftlichen Naturverhältnisses

Budrich UniPress Ltd.
Opladen • Berlin • Toronto 2017

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über http://dnb.d-nb.de abrufbar.

Die Erstellung dieser Arbeit wurde freundlicherweise von der Rosa-Luxemburg-Stiftung gefördert.

© 2017 Dieses Werk ist bei Budrich UniPress erschienen und steht unter folgender Creative Commons Lizenz: http://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/3.0/de/
Verbreitung, Speicherung und Vervielfältigung erlaubt, kommerzielle Nutzung und Veränderung nur mit Genehmigung des Verlags Budrich UniPress.

Dieses Buch steht im OpenAccess Bereich der Verlagsseite zum kostenlosen Download bereit (https://doi.org/10.3224/86388738)
Eine kostenpflichtige Druckversion (Printing on Demand) kann über den Verlag bezogen werden. Die Seitenzahlen in der Druck- und Onlineversion sind identisch.

ISBN 978-3-86388-738-4 (Paperback)
eISBN 978-3-86388-308-9 (eBook)
DOI 10.3224/86388738

Umschlaggestaltung: Bettina Lehfeldt, Kleinmachnow – http://www.lehfeldtgraphic.de
Typografisches Lektorat: Anja Borkam, Jena – kontakt@lektorat-borkam.de
Druck: Books on Demand GmbH, Norderstedt
Printed in Europe (Druckversion)
Verlag Budrich UniPress Ltd.

Inhaltsverzeichnis

1 Einleitung.....15

1.1 Gegenstände und Fragestellungen.....17
1.2 Modelle.....19
1.3 Zweck und Ziel der Arbeit.....22
1.4 Erkenntnistheoretische Vorbemerkungen.....24
1.5 Thesen.....26
1.6 Stand der Literatur.....27
1.7 Methoden und Quellen.....34
1.8 Aufbau der Arbeit.....36

2 Negative Dialektik – Elemente einer immanenten Ideologiekritik.....39

2.1 Kritik.....44
2.2 Immanenz.....46
2.3 Die Grenze immanenter Kritik.....48
2.4 Materialismus.....50
2.5 Dialektik.....53
2.6 Antisystematik und die Kritik am Modell.....55
2.7 Fazit.....58

3 „Naturecultures“ in der postmodernen Philosophie Donna Haraways.....61

3.1 „Naturecultures“ – Donna Haraways postmoderne Philosophie…75

3.1.1 Donna Haraways Ausgangspunkt: feministische, antirassistische (Natur-)Wissenschaftskritik.....75
3.1.2 Der materiell-semiotische technowissenschaftliche Apparat kultureller Produktion von Macht, Wissen, Akteuren und Aktanten.....83
3.1.3 Gestaltungen, Figuren, Cyborgs und companion species – Donna Haraways Technologien der technowissenschaftlichen Produktion.....94
3.1.4 Die Bedingungen alternativen situierten Wissens.....106

3.1.5 Politische Intervention in die technowissenschaftliche Wissensproduktion: wissenschaftliche Ethik und heterogene Bündnisse.....112
3.1.6 Speculative Fabulations: Kulturkritik als Freiheitsprojekt 115
3.2 Der Haraway'sche Naturbegriff.....118
3.2.1 Natur und (Natur-)Wissenschaftskritik.....120
3.2.2 Natur im technowissenschaftlichen Apparat kultureller Produktionen von Machtverhältnissen, Wissen, Akteuren und Aktanten.....122
3.2.3 Natur als Figur der Wissensproduktion.....124
3.2.4 Situiertes Wissen von der Natur.....126
3.2.5 Politische Intervention und Ethik.....127
3.2.6 Naturkulturen als Freiheitsprojekt spekulativer Gestaltungen.....129
3.3 Immanente Kritik der Erkenntnistheorie und -kritik Donna Haraways.....130
3.3.1 Implosion der Gegensätze – Haraways subjektiv-theoretische „Auflösung" objektiver, gesellschaftlicher Widersprüche.....130
3.3.2 Ideologie und Erzählung – die Probleme der Haraway'schen Konzeptionen von Wahrheit, Wissen, Objektivität und der Subjekt-Objekt-Relation.....137
3.3.3 Idealismus.....146
3.3.4 Pragmatismus.....153
3.3.5 Gesellschaft und Gesellschaftsbegriff.....158
3.3.6 Individualistische und voluntaristische Ethik.....163
3.3.7 Spekulative Metaphysik.....166
3.4 Kritik des Naturbegriffs als Modell.....172
3.5 Fazit.....183
3.5.1 Resümee für das Anliegen der vorliegenden Arbeit.....186
4 Kritische Theorie der Regulation gesellschaftlicher Naturverhältnisse..187
4.1 Gesellschaftliche Naturverhältnisse – Konstitutionstheoretische Grundlagen.....200

4.1.1 Das Verhältnis von Natur und Gesellschaft und ihre gegenseitige Vermittlung....200
4.1.2 Die relative Eigenständigkeit der Natur und die Differenz zwischen Natur und Gesellschaft....204
4.1.3 Von der Dialektik zum kulturalistischen Sozialkonstruktivismus....212
4.1.4 Zwischenfazit....214

4.2 Die Regulation gesellschaftlicher Naturverhältnisse im Postfordismus....215

4.2.1 Regulation historischer Formationen des Kapitalismus…216
4.2.2 Soziale Formen und Strukturprinzipien....216
4.2.3 Institutionelle Formen....219
4.2.4 Akkumulationsregime und Regulationsweise....219
4.2.5 Regulation gesellschaftlicher Reproduktion kapitalistischer Gesellschaften....221
4.2.6 Staat und Hegemonie....222
4.2.7 Existenzweise, historische Formation, Entwicklungsweise des Kapitalismus....223
4.2.8 Postfordismus....228
4.2.9 Regulation gesellschaftlicher Naturverhältnisse....232
4.2.10 Postfordistische Regulation gesellschaftlicher Naturverhältnisse....236
4.2.11 Die selektive Integration ökologischer Probleme und die Strategien reflexiver Naturbeherrschung....238
4.2.12 Inwertsetzung der Natur....242
4.2.13 Neue Technologien....246
4.2.14 Internationale Umweltpolitik....248

4.3 Krise und Transformation gesellschaftlicher Naturverhältnisse..252

4.3.1 Abgrenzung gegen andere Krisenverständnisse....252
4.3.2 Gesellschaftliche Krise....253
4.3.3 Ökologische Krise oder: die Krise gesellschaftlicher Naturverhältnisse....255
4.3.4 Fordistische Krise und Transformation gesellschaftlicher Naturverhältnisse....257
4.3.5 Postfordistische Krise und Transformation gesellschaftlicher Naturverhältnisse....258
4.3.6 Emanzipatorische Strategien zur Transformation der Krise gesellschaftlicher Naturverhältnisse....261

4.3.7 Transformation als gesellschaftlicher Lernprozess.....261
4.3.8 Radikaler Reformismus.....262
4.3.9 Postneoliberalismus.....266
4.3.10 Emanzipatorische Transformation und Neugestaltung gesellschaftlicher Naturverhältnisse.....268

4.4 Die Pluralität gesellschaftlicher Naturverhältnisse.....271
4.5 Fazit.....275

4.5.1 Konstitutionstheoretische Probleme.....276
4.5.2 Gesellschaftstheoretische Zeitdiagnose.....277
4.5.3 Resümee für das Anliegen der vorliegenden Arbeit.....279

5 Politische Ökologie.....281

5.1 Theoretische Prämissen und Methodik.....291

5.1.1 Louis Althussers Schule.....291
5.1.2 Der Bruch mit Althussers Philosophie und die Schule der Regulation.....298

5.2 Die kapitalistischen Produktionsverhältnisse und die kapitalistische Produktionsweise.....306

5.2.1 Institutionelle Formen.....309
5.2.2 Hegemonie und Staat.....310
5.2.3 Akkumulationsregime.....314
5.2.4 Regulationsweise.....316
5.2.5 Internationale Konfiguration.....317
5.2.6 Kapitalistische Entwicklungsmodelle.....319
5.2.7 Die Krisen kapitalistischer Entwicklungsmodelle.....321

5.3 „Qu'est-ce que l'écologie politique?".....323

5.3.1 Politische Ökologie als Netzwerk sozialökologischer Beziehungen.....323
5.3.2 Politische Ökologie als Wissenschaft.....329
5.3.3 Politische Ökologie als politisches Projekt: das grüne Paradigma.....338

5.4 Die politische Ökologie der kapitalistischen Entwicklungsmodelle nach dem Zweiten Weltkrieg.....348

5.4.1 Die Politische Ökologie des Fordismus.....348

5.4.2 Die Politische Ökologie des Liberalen Produktivismus...356

5.5 Krisen der Politischen Ökologie.....367

5.5.1 Historische Krisen der Politischen Ökologie.....369
5.5.2 Die Krise der fordistischen Politischen Ökologie.....371
5.5.3 Die Krise der liberal-produktivistischen Politischen Ökologie.....373

5.6 Auswege aus den sozialökologischen Krisen.....379

5.6.1 Die Strategie des radikalen Blocks: der radikale Reformismus.....383
5.6.2 Träger der sozialökologischen Transformation.....384
5.6.3 Das strategische Projekt: der Green Deal.....386
5.6.4 Mit einer sozialökologischen Kulturrevolution zur kulturellen Hegemonie.....387
5.6.5 Das „grüne“ technologische Paradigma.....388
5.6.6 Das „grüne“ Akkumulationsregime.....390
5.6.7 Die „grüne“ Regulationsweise.....391
5.6.8 Die „grüne“ internationale Konfiguration.....395

5.7 Fazit.....402

5.7.1 Defizite in den theoretischen Prämissen und der Methodik der Politischen Ökologie.....402
5.7.2 Probleme der gesellschaftstheoretischen Bestimmungen Politischer Ökologien.....404
5.7.3 Resümee für das Anliegen der vorliegenden Arbeit.....406

6 Das Verhältnis der kapitalistischen Gesellschaft zur Natur.....409

6.1 Marx’ Methode im Kapital.....418

6.1.1 Das Verhältnis von logischer Systematik und Historie….418
6.1.2 Das Verhältnis von ökonomisch-gesellschaftlicher Wirklichkeit und ihrer Darstellung im Kapital.....422
6.1.3 Die Entwicklung des dialektischen Widerspruchs, seine historischen Voraussetzungen und die Grenzen der Darstellung.....425
6.1.4 Zur Einheit von positiver Darstellung und Kritik im Kapital.....430

6.2 Die Natur und die kapitalistische Zirkulation (I): von der Ware zum Kapital.....431

6.2.1 Die Natur der Ware.....432
6.2.2 Die Warenzirkulation, das Geld und die Natur.....436
6.2.3 Vom Geld zum Kapital.....440
6.2.4 Zwischenfazit.....444

6.3 Natur in der kapitalistischen Produktion.....446

6.3.1 Der Arbeitsprozess – Stoffwechsel zwischen Mensch und Natur.....448
6.3.2 Die Einheit von Arbeits- und Verwertungsprozess, die formelle und reelle Subsumtion der Arbeit und der Natur unter das Kapital.....454
6.3.3 Akkumulation, (erweiterte) Reproduktion und die Natur.....471
6.3.4 Die ursprünglichen Akkumulationen – Inwertsetzung von Arbeitskraft und Natur.....477
6.3.5 Zwischenfazit.....483

6.4 Die Natur und die kapitalistische Zirkulation (II): von den Kreisläufen des Kapitals zur Reproduktion und Zirkulation des gesellschaftlichen Gesamtkapitals.....486

6.4.1 Der Kreislauf der Kapitalzirkulation, die Zirkulationskosten und die Natur.....487
6.4.2 Der Umschlag des Kapitals und die Natur.....491
6.4.3 Die Reproduktion und Zirkulation des gesellschaftlichen Gesamtkapitals und die Natur.....496
6.4.4 Zwischenfazit.....498

6.5 Die Einheit von Zirkulation und Produktion und das gesellschaftliche Naturverhältnis.....499

6.5.1 Der Profit, die Profitrate und die Natur.....500
6.5.2 Der Durchschnittsprofit, die Durchschnittsprofitrate und die Natur.....504
6.5.3 Der tendenzielle Fall der Profitrate und das tendenzielle Wachstum der Naturzerstörung.....507
6.5.4 Warenhandlungs-, Geldhandlungs- und zinstragendes Kapital.....512

6.5.5 Grundeigentum und Rente – Surplusprofit dank der Produktivität der Natur.....516
6.5.6 Die Stellung der Klassen zur Natur in kapitalistischen Produktionsweisen.....522
6.6 Das Verhältnis einer kommunistischen Gesellschaft zur Natur...526
6.7 Fazit.....529

7 Epilog.....535

8 Literaturverzeichnis.....547

Danksagung

> „Ein Buch wie dieses hat nicht wirklich einen Autor, sondern eher einen Redaktionssekretär, der den Text ins reine zu schreiben und die Schlußfolgerungen festzuhalten hat.“
> Bruno Latour
>
> „There is really no such thing as individual accomplishment.“
> Bobby Orr

Man muss kein Vertreter postmoderner Theorien sein wie Bruno Latour oder Eishockey bis an den Rand der Perfektion bringen können wie einst Bobby Orr bei den Boston Bruins, um zu wissen, dass beide aus ihren jeweiligen besonderen Erfahrungen heraus einen Sachverhalt zutreffend reflektieren, der grundsätzlich für wissenschaftliche Arbeiten gilt.

Obgleich ich selbstverständlich für die hier vorgelegte Dissertation selbstständig geforscht, sie ohne Hilfe anderer niedergeschrieben habe und dementsprechend die volle Verantwortung für Fehler, Mängel, Unzulänglichkeiten und die darin vertretenen Thesen trage, ist sie das Resultat langjähriger Diskussionen, Kritik, politischer Arbeit sowie der damit verbundenen Entbehrungen und Opfer, die ich nie allein erbracht habe. Ich bin bis heute froh darüber, dass ich Genossinnen und Genossen, Freundinnen und Freunde sowie eine Familie habe, die zahlreiche hier niedergeschriebene Gedanken, teils ohne es zu wissen, mit mir besprochen und mir mit ihrer Weiterentwicklung geholfen haben. Viele Menschen haben mehr zu dieser Arbeit beigetragen, als sie ahnen.

Denn manchmal trägt eine simple Frage in einem selbst organisierten „Kapital“-Lektüre-Kurs, an die man trotz jahrelanger Arbeit an einem Thema noch nie gedacht hat, mehr zur Erhellung eines gesellschaftstheoretischen Problems bei als wissenschaftliche Vorträge von Professoren oder die Exegese der zeitgenössischen wissenschaftlichen Bestseller. Man lernt bisweilen auch mehr über kritische Gesellschaftstheorie bei der Unterstützung von streikenden Kolleginnen und Kollegen, bei Protesten gegen deutsche Fleischkonzerne oder imperialistische Kriege als im Uni-Seminar und in der mitunter eremitischen Arbeit am eigenen Schreibtisch. Gleichwohl sind auch die klassischen wissenschaftlichen Arbeitsformen unersetzlich.

Kritische Gesellschaftstheorie wird nach wie vor am besten mit Bezug zu kollektiver Praxis in der historisch partikularen Konstellation einer Gesellschaft gemeinsam mit oppositionellen Individuen entwickelt, ohne dass sie

zum Instrument der Praxis gemacht und dieser untergeordnet wird. Das Verhältnis von Theorie und Praxis bleibt ein dialektisches.

Ich kann von Glück sagen, dass ich in meinem privaten wie politischen Leben eine Reihe jener Menschen kennengelernt habe, die sich weder von den Verhältnissen haben dumm machen lassen noch zu paralysierten Zuschauern verkümmert sind, und stattdessen an der Vernunft und dem Bedürfnis nach einer anderen, friedlichen Gesellschaft festhalten, in der Menschen, Tiere und Natur einander nicht mehr feindlich gegenüber stehen. Sie alle waren auf die eine oder andere Art Ghostwriter dieses Buchs.

In diesem Sinne danke ich Christin, Jens, Susann, Michi, Johnny, Anne, Anna, Corinna, Matthias, Matthias, Basti, Alexis und Bene.

Darüber hinaus ist wissenschaftliche Arbeit selbstverständlich niemals ohne den Beistand, die Beratung und schließlich auch die Betreuung erfahrener Kolleginnen und Kollegen möglich. Ich bin insbesondere Professor Dr. Franklin Kopitzsch zu Dank verpflichtet, der nicht nur die Formalien rund um mein Promotionsprojekt mit beeindruckender stoischer Ruhe abgearbeitet hat. Er war vor allem von Beginn an offen für mein einerseits ambitioniertes, andererseits streitbares Thema und hat den gesamten Prozess der Entstehung der vorliegenden Arbeit wohlwollend und kritisch begleitet. Dies gilt auch für Professor Dr. Moshe Zuckermann, der trotz der räumlichen Distanz nicht zögerte, mein Vorhaben zu unterstützen.

Schließlich möchte ich mich bei der der Rosa-Luxemburg-Stiftung bedanken, die meine Dissertation mit einem Promotionsstipendium des Bundesministeriums für Bildung und Forschung über drei Jahre hinweg finanziell und im Rahmen ihrer Programme ideell gefördert hat. Solange wir in gesellschaftlichen Verhältnissen leben, deren historische und soziale Essenz die zur Ware gemachte Arbeit des Menschen ist, ist eine solche Förderung kritischer Wissenschaft unverzichtbar.

1 Einleitung

> „Die beste Seite, die *Kritik* der *bestehenden Gesellschaft*, die wirkliche Grundlage, die Hauptaufgabe aller Beschäftigung mit sozialen Fragen, hat man ruhig beiseite geschoben."
> (*Ein Fragment Fouriers über den Handel*, MEW 2: 605, Herv.i.O.)
> Friedrich Engels

> „Die unaufhörliche Steigerung der Produktivität der Arbeit […] als die wichtigste Methode zur Steigerung der Mehrwertrate schließt die schrankenlose Nutzbarmachung aller von der Natur und der Erde zur Verfügung gestellten Stoffe und Bedingungen ein und ist an eine solche gebunden. Das Kapital verträgt in dieser Hinsicht seinem Wesen und seiner Daseinsweise nach keine Einschränkung."
> (*Die Akkumulation des Kapitals*, Luxemburg RL GW 5: 306)
> Rosa Luxemburg

> „Praxis ohne Theorie, unterhalb des fortgeschrittensten Standes von Erkenntnis, muß mißlingen."
> (*Marginalien zu Theorie und Praxis*, Adorno GS 10.2: 766)
> Theodor W. Adorno

Im nordrhein-westfälischen Rheda-Wiedenbrück steht der Hauptsitz des seit Jahren führenden deutschen Unternehmens der Fleisch- und Fleischwarenindustrie: der Tönnies Lebensmittel GmbH & Co. KG (vgl. afz 2013: 6 und Heinrich-Böll-Stiftung/BUND/Le Monde Diplomatique 2014: 46). Der größte Schweineschlachtbetrieb der Bundesrepublik Deutschland ist *einerseits* der Inbegriff für den zweifelhaften Siegeszug des neoliberalen „Projekt[s] zur Wiederherstellung der Klassenmacht der reichsten Schichten" (Harvey 2007b: 11), den der britische Ökonom und Gesellschaftstheoretiker David Harvey in seinen verschiedenen Arbeiten facettenreich porträtiert hat (vgl. Harvey 2005, Harvey 2007a, Harvey 2007b und Harvey 2011a). Tönnies' Unternehmensstrategie ist das Pars pro Toto für die vom deutschen Kapital verfolgte Exportstrategie, die Ökonomien anderer Staaten, zum Beispiel in der Peripherie der EU, durch Billigexporte an den Rand der Überlebensfähigkeit treibt.

Nach Schätzung der in diesem Bereich zuständigen Gewerkschaft Nahrung-Genuss-Gaststätten (NGG) sind lediglich zehn Prozent der Arbeiter bei Tönnies fest angestellt (vgl. NGG 2012 und NGG 2013[1]). Den Großteil der

1 Selbstverständlich wird maßgeblich auf klassische wissenschaftliche Literatur verwiesen. Einige der zitierten Essays, Berichte, Monografien usw. liegen jedoch nur (noch) als PDF- oder Online-Dokumente vor wie zum Beispiel die NGG-Berichte. In diesen Fällen bezieht sich die angegebene Seitenzahl auf die Seite im entsprechenden digitalen Dokument. Die Internetquellen wurden alle mehrfach geprüft und sind im Literaturverzeichnis aufgeführt.

Beschäftigten stellen dem Niedriglohnsektor zuzurechnende Werks- und Leiharbeiter aus Osteuropa, die unter erschreckenden Bedingungen für einen Lohn knapp über oder auch unter dem Existenzminimum arbeiten. Zugleich ermöglicht diese mit der neoliberalen Deregulierung ausgeweitete Lohnsenkung den Export niedrigpreisiger Waren in andere Staaten, deren jeweilige Ökonomien vor die Wahl gestellt werden, ebenfalls die Löhne zu senken oder sich von der deutschen Konkurrenz erdrücken zu lassen.[2]

Andererseits ist Tönnies – zumindest für die Bundesrepublik Deutschland – auch ein Musterbeispiel für die systematische Zerstörung der die Menschen umgebenden Natur in der Produktion kapitalistisch organisierter Ökonomien der heutigen Zeit und für das Verhältnis, das in kapitalistischen Gesellschaftsformationen von der Gesellschaft zur Natur praktisch eingegangen wird. Allein 2012 ließ Tönnies-Firmenboss und Vorstandschef des Fußball-Bundesligisten FC Schalke 04, Clemens Tönnies, 16,1 Millionen Schweine schlachten.[3] Die Tönnies-Gruppe baute damit nicht nur ihren Anteil am Markt der Schweineschlachtung, den sie zusammen mit wenigen anderen Konzernen oligopolistisch beherrscht, gegenüber 2011 von 25,9 auf 27,6 Prozent aus. Sie steigerte auch ihren Umsatz ein weiteres Mal. Insgesamt belief er sich 2012 auf rund 4,6 und 2013 auf 5 Milliarden Euro.[4] Die Zunahme allein der Schweineschlachtung zwischen 2004 und 2012 um 9 Millionen führte zu einer exorbitanten Umsatzsteigerung der Tönnies-Gruppe.[5]

Zwar können die medial kommunizierten Katastrophen wie die Havarie der von British Petroleum (BP) betriebenen Ölbohrplattform Deepwater Horizon im Golf von Mexiko 2010, die zur größten Verpestung der Natur durch

---

Wenn es sich um Internetseiten handelt, die nicht als Dokumente verfügbar sind, steht hinter der Angabe des Autors und Erscheinungsjahrs keine Seitenangabe.

2 Freilich gibt es auch noch andere politische Handlungsoptionen, aber an der Oberfläche der bürgerlichen Gesellschaft stellen sich einzelnen Kapitalisten auf den ersten Blick diese beiden falschen Alternativen.

3 Tönnies veranlasst auch die Schlachtung von Rindern und anderen Tieren. Der Einfachheit halber wird die Darstellung hier auf Schweine beschränkt, weil der Markt für den Verkauf von Schweineteilen der bedeutendste für die Fleischindustrie in der Bundesrepublik ist.

4 Aufgrund mangelnder Daten und der verfügbaren Statistiken, die zum Teil notgedrungen die Datenformen der bürgerlichen Wirtschaftswissenschaften übernehmen, kann auch hier nur auf das statistische Material zurückgegriffen werden, das öffentlich bekannt ist und das nicht den Marx'schen Kategorien der politischen Ökonomie entspricht.

5 Über die direkte Destruktion der Tiere hinaus, haben zahlreiche Autoren die sozialen und ökologischen Folgen der Fleischproduktion und des Fleischkonsums, wie zum Beispiel die Förderung des Klimawandels, die Beeinträchtigung der menschlichen Gesundheit, den Landraub, die Vertreibung von Subsistenzbauern und den Anbau von Monokulturen zur Futtermittelproduktion, in den vergangenen Jahrzehnten ausführlich aufgearbeitet (vgl. Clements 1996, WWF 2011, WWF 2012a, WWF 2012b, Hadyniak 2013 und Heinrich-Böll-Stiftung/NABU/Le Monde Diplomatique 2014).

Öl in der Geschichte der Menschheit führte, oder das seit 2011 bis heute anhaltende Desaster rund um die Atomreaktoren im japanischen Fukushima, mittels derer das privatisierte Unternehmen Tokyo Electric Power Company (TEPCO) Kapital durch die Produktion von Atomenergie erwirtschaftete, ohne Zweifel als die Spitze des destruktiven Verhältnisses zwischen Natur und kapitalistischer Gesellschaft betrachtet werden. Das Modell Tönnies veranschaulicht hingegen den „normalen", alltäglichen und durchschnittlichen Reproduktionsprozess kapitalistischer Ökonomien, die darin eingeschlossene Praxis der Akteure kapitalistischer Gesellschaften zur Natur und die Folgen dieses über die historisch spezifischen gesellschaftlichen Beziehungen vermittelten Verhältnisses zur Natur für die Menschen und die Natur.

Dass die ökologischen Probleme in kapitalistischen Gesellschaften „allen institutionellen Reformen und internationalen Abkommen zum Trotz" bis heute „nicht geringer wurden", ist, wie Christoph Görg und Ulrich Brand zu Recht konstatieren, „nahezu unbestritten" (Görg/Brand 2002c: 15). Das Gegenteil ist der Fall. Es ist also – bei Strafe des Untergangs der arbeitenden und marginalisierten Klassen der Weltgesellschaft sowie eines ungeahnten Ökozids – zwingend erforderlich, dass weiterhin die gesellschaftlichen Ursachen für die Destruktionen der Natur erforscht werden. Denn offensichtlich haben die bisherigen wissenschaftlichen Erkenntnisse und die daraus resultierenden Handlungsanleitungen, soweit sie politisch und ökonomisch adaptiert worden sind, nicht zur Beendigung der Naturzerstörung geführt.

Dieses Versagen der Wissenschaft spiegelt nicht nur die politisch-ökonomische Agenda der herrschenden Klasse im Umgang mit den sozialen und ökologischen Devastationen kapitalistischer Gesellschaften wider. Es ist auch ein nicht zu übersehender Hinweis auf den politischen und wissenschaftlichen Einflussverlust kritischer Gesellschaftstheorie im Allgemeinen und jenes Teils, der sich mit dem gesellschaftlichen Verhältnis der kapitalistischen Gesellschaft zur Natur befasst, im Besonderen.

1.1 Gegenstände und Fragestellungen

Obgleich das gesellschaftliche Naturverhältnis nicht im Zentrum ihres Werks steht, haben Karl Marx und Friedrich Engels bereits in *Die deutsche Ideologie. Kritik der neuesten deutschen Philosophie in ihren Repräsentanten Feuerbach, B. Bauer und Stirner und des deutschen Sozialismus in seinen verschiedenen Propheten* (MEW 3: 9-530, im Folgenden abgekürzt *Die deut-*

sche Ideologie)[6] festgehalten, dass die Menschen nicht nur auf jeder Stufe der Geschichte ein Verhältnis zueinander eingehen, sondern auch „ein historisch geschaffenes Verhältnis zur Natur“ (ebd.: 38) (vgl. MEW 6: 407 und Marx 1970: 395). Über „das aktive Verhalten des Menschen zur Natur“ (MEW 23: 393, Fußnote 89) stellen sie eine bestimmte gesellschaftliche Beziehung zu ihr her (vgl. MEW 19: 362f.).

Auch in der gegenwärtigen Produktionsweise, in der die gesellschaftliche Arbeit, die eben jenes Verhalten der Menschen zueinander und zur Natur umfasst, kapitalistisch organisiert ist, unterhält die Gesellschaft eine historisch besondere Relation zur Natur, die sich von denen früherer Produktionsweisen unterscheidet. In dieser Beziehung wirken die gesellschaftlichen Verhältnisse, das Verhalten der Menschen zueinander, und die Natur wechselseitig aufeinander ein.

Wie die drei oben genannten Modelle (die Schlachtung der Tiere bei Tönnies, die Havarie der Deepwater Horizon und die Atomkraftwerkkatastrophe von Fukushima) und zahlreiche andere – von besonderer Relevanz ist in jüngerer Vergangenheit der Klimawandel – veranschaulichen, ist das Verhältnis zwischen der Natur und der kapitalistischen Gesellschaft grundsätzlich gestört. Anders lässt es sich nicht beschreiben, dass Milliarden „quälbare Körper“ (Adorno GS 6: 281) ohne zwingenden Grund für die Nahrungsmittel- und Bekleidungsindustrie gemartert und getötet werden, dass ganze Arten ausgerottet, gesamte Landstriche, zum Beispiel durch die Ölproduktion, verseucht und Böden in der Agrarindustrie erst mit Pestiziden vergiftet und dann bis zur völligen Bodendevastierung ausgesaugt werden.

Angesichts solcher Entwicklungen stellen sich unter anderem folgende Fragen: Welches Verhältnis nimmt unsere gegenwärtigen Gesellschaft zur Natur konkret ein? Wie lässt es sich wissenschaftlich darstellen? Und wie kann es in unserer Gesellschaft, die gemeinhin als vorläufiger Höhepunkt der Zivilisation betrachtet wird, zu einer solch umfassenden Zerstörung der Natur in ihren vielfältigen Formen kommen? Ist es vielleicht möglich, dass aus der Darstellung des gesellschaftlichen Naturverhältnisses nicht nur eine Erklärung hervorgeht, wie es strukturiert ist, sondern auch, was man an ihm politisch kritisieren und verändern muss?

---

6 In der vorliegenden Arbeit wird bei einigen Autoren, von deren Arbeiten Werkausgaben vorliegen, auf diese verwiesen und alternativ zur üblichen Zitation auf Abkürzungen für die Werkausgabe zurückgegriffen. Dies betrifft die Marx-Engels-Werke (MEW), die Gesammelten Schriften (GS) Adornos und Horkheimers, die Schriften (S) Marcuses, die Gesammelten Werke (GW) Luxemburgs sowie die Werke (W) Hegels. Des Weiteren können bei einigen Arbeiten keine Seitenzahlen angegeben werden, weil es sich um Internetquellen handelt.

Aus diesen Fragen kristallisieren sich maßgeblich zwei Gegenstände für die vorliegende Arbeit heraus. Der erste ist das gesellschaftliche Naturverhältnis in der kapitalistischen Gesellschaftsformation, so wie es in der Wirklichkeit alltäglich durch die Praxis der Gesellschaft hervorgebracht und gestaltet wird. Den zweiten Gegenstand der vorliegenden Arbeit bilden Denksysteme und die innerhalb dieser entwickelten und verwendeten Begriffsapparate, mit denen die Beziehung zwischen Natur und Gesellschaft im Kapitalismus dargestellt und kritisiert wird.[7]

1.2 Modelle

Da selbstverständlich bereits Theorien zum gesellschaftlichen Naturverhältnis in kapitalistischen Gesellschaftsformationen in verschiedenen Wissenschaften erarbeitet worden sind, ist es unumgänglich, sich mit dem Status quo der Theoriebildung kritisch zu befassen.

Für die vorliegende Arbeit wurden Donna Jeanne Haraways postmodernphilosophisches Konzept der „naturecultures“ (Haraway 2001: 120), Ulrich Brands und Christoph Görgs kritische Theorie der Regulation gesellschaftlicher Naturverhältnisse sowie Alain Lipietz’ Politische Ökologie als aktuelle Modelle[8] ausgewählt, die das gegenwärtige gesellschaftliche Naturverhältnis beschreiben. In sie soll mittels immanenter Kritik (vgl. unten in diesem Kapitel und Kapitel 2 der vorliegenden Arbeit) kritisch eingegriffen werden.[9]

---

7 Die Begriffe Denksystem und Theorie werden hier, wenn nicht näher spezifiziert, als Oberbegriffe für logisch aufeinander Bezug nehmende Kategorien verwendet, die zusammen genommen ein Gedankengebäude formen. Ausdrücklich wird mit ihnen nicht automatisch ein in sich geschlossenes und nach außen abgeschlossenes System von Kategorien bezeichnet, in dem jeder Begriff die anderen voraussetzt, auch wenn etwa die Systemtheorie oder Hegels Philosophie auch Denksysteme oder Theorien sind.

8 Mit dem Begriff „Modell“ beziehe ich mich auf Adornos Begriff des Modells, der sich vom Terminus des Beispiels unterscheidet (vgl. Kapitel 2.6 der vorliegenden Arbeit sowie Fußnote 25 der vorliegenden Arbeit).

9 Im Rahmen dieser Arbeit werden die Inhalte verschiedener Theorien zum Teil in längeren Passagen wiedergegeben. Aus stilistischen Gründen und mangels eindeutiger Regelungen in der deutschen Grammatik wird dabei weitgehend auf die Verwendung des Konjunktiv auch auf die Gefahr verzichtet, dass der Autor der vorliegenden Arbeit mit den jeweiligen Positionen identifiziert werden könnte. Die Kritiken der reproduzierten Theorien wirken dieser Gefahr jedoch entgegen. Der Konjunktiv wird verwendet, erstens wenn ein Verb im Zusammenhang mit einem wörtlichen Zitat zur Reproduktion einer Aussage eines Autoren gebraucht wird, zweitens wenn es sich um indirekte Rede bei der Wiedergabe eines Satzes handelt und drittens wenn ein Autor ausdrücklich als Quelle genannt wird. In allen anderen

Die Auslese der zu diskutierenden Ansätze muss allein aus formellen Gründen, wie zum Beispiel der großen Anzahl unterschiedlicher Ansätze oder der zu berücksichtigenden Vorgaben für die vorliegende Dissertation, begrenzt werden. Die wesentlichen Kriterien für die Wahl der genannten drei Konzepte waren aber inhaltlicher Natur. Es handelt sich dabei um die folgenden:

Alle vier Autoren theoretisieren erstens das Verhältnis zwischen Natur und Gesellschaft. Dies tun sie zweitens innerhalb einer *Gesellschafts*theorie, mit der sie drittens versuchen, die *gegenwärtige* Gesellschaft richtig zu beschreiben oder zu ihrer Beschreibung zumindest einen Teil beizutragen. Viertens beanspruchen sie, mit ihren Gesellschaftstheorien zugleich Gesellschafts*kritik* zu leisten, indem sie mit zum Teil gänzlich unterschiedlichen Methoden entweder Herrschafts- beziehungsweise Machtverhältnisse oder Ausbeutungsbeziehungen zwischen Natur und Gesellschaft oder beides untersuchen.

Fünftens gehen alle vier Autoren davon aus, dass die verschiedenen existierenden ökologischen Probleme keine isolierten Einzelphänomene sind, sondern gesellschaftliche Ursachen haben, die sechstens auch im Rahmen einer – wie auch immer gearteten – Gesellschaftstheorie erörtert und aus dieser heraus erklärt sowie siebtens auch gesellschaftlich gelöst werden müssen. Über die Form der Ursachendiagnose, deren Erörterung innerhalb der Gesellschaftstheorie oder über die Herleitung und die Qualität der Lösungsvorschläge ist damit ebenso wenig gesagt, wie darüber, ob die Theorien dem Anspruch ihrer Autoren gerecht werden. Die Konzepte von Görg und Brand, Lipietz und Haraway können auf diese Weise vom Gros der Forschung und Lehre abgegrenzt werden, das eine solche Beziehungen zwischen Natur und Gesellschaft nicht als zentral für die Suche nach Ursachen, Erkenntnis und Lösung sozialer und ökologischer Verwerfungen betrachtet.

Des Weiteren repräsentieren die Ansätze der vier Autoren achtens drei inhaltlich und theoretisch verschiedene Entwürfe des gesellschaftlichen Naturverhältnisses, auch wenn zwischen Görgs und Brands kritischer Theorie der Regulation gesellschaftlicher Naturverhältnisse und Lipietz' Politischer Ökologie unleugbar Verwandtschaftsverhältnisse bestehen. Donna Jeanne Haraways Philosophie steht in einer postmodernen Tradition, während Alain Lipietz einerseits und Christoph Görg sowie Ulrich Brand andererseits zwar gemeinsam von einer regulationstheoretischen Ökonomietheorie ausgehen, aber zu unterschiedlichen Konzepten der Beziehung zwischen Gesellschaft und Natur gelangen. Alain Lipietz entwickelt eine Politische Ökologie, die nur rudimentäre Überschneidungen mit der kritischen Theorie der Regulation gesellschaftlicher Naturverhältnisse Görgs und Brands aufweist.

Fällen wird vom Indikativ Gebrauch gemacht.

Die drei Theorien nehmen neuntens im *kritischen* Wissenschaftsdispositiv, in dem und durch das das gesellschaftliche Naturverhältnis theoretisiert wird, eine dominante Stellung ein. Diese lässt sich sowohl durch die (hohe) Zahl ihrer Publikationen, Vorträge und Publikationsorte als auch durch die Rezeption ihrer Ansätze sowie durch ihre Positionen innerhalb des akademischen Betriebs und ihm zugehörigen Institutionen (Stiftungen, Expertenkommissionen, Beiräte usw.) überzeugend belegen. Schließlich handelt es sich bei den im Verlaufe dieser Arbeit diskutierten Ansätzen zehntens um zeitgenössische Begriffssysteme.

Die reichhaltigen theoretischen und terminologischen Reservoirs, aus denen Christoph Görg und Ulrich Brand, Donna Haraway und Alain Lipietz schöpfen, scheinen ebenso schier unergründlich wie die Fülle an Publikationen, die alle vier produziert haben. Genealogische Klärungsprozesse, wie man sie in Anschluss an Foucault verfolgen könnte, sind mit Blick auf die in der vorliegenden Arbeit als Modelle verwendeten Theorien und Begriffe von hohem Wert. Sie sind aber überwiegend Teil des Forschungsprozesses gewesen. Da also keine Foucaultsche Genealogie der Denkformen und Dispositive, aus denen die Denkformen stammen, geleistet wird und obgleich die theoretischen Verwandtschaften mit anderen Theorien, Begriffen, Institutionen etc. für das Verständnis der jeweiligen Konzeption des gesellschaftlichen Naturverhältnisses unerlässlich sind, werden die aus anderen Denksystemen übernommenen Kategorien etwa der französischen Regulationisten, Bruno Latours, Theodor W. Adornos oder Nicos Poulantzas' vorausgesetzt. Die Einflüsse anderer Konzepte sind in der Darstellung der vorliegenden Arbeit nur in dem Maße berücksichtigt worden, in dem sie erstens zur Theoretisierung des gesellschaftlichen Naturverhältnisses in den entsprechenden Ansätzen Haraways, Görgs und Brands sowie Lipietz' eine Rolle spielen. Außerdem wird auf sie insoweit eingegangen, wie es zweitens für die Untersuchung der Gegenstände – dem Verhältnis der kapitalistischen Gesellschaft zur Natur und dessen theoretischer Darstellung und Kritik – sowie für die Entwicklung der in dieser Arbeit verfolgten Argumentation erforderlich ist.

Damit werden bedauerlicherweise zwar zum Teil weiterführende, vertiefende und andere Aspekte der drei behandelten Modelle abgeschnitten. Aber aufgrund des Umfangs, der erforderlichen Tiefe der Auseinandersetzung und der qualitativen Anforderungen ist die vorliegende Arbeit im vorgegeben Rahmen nicht anders zu realisieren gewesen.

1.3 Zweck und Ziel der Arbeit

Der Zweck und die Ziele der vorliegenden Untersuchung des Naturverhältnisses kapitalistischer Gesellschaften und ihrer theoretischen Darstellungen sind folgende: Es wird erstens geprüft, ob und inwiefern aktuelle, im zeitgenössischen, kritischen wissenschaftlichen Diskurs dominante Gesellschaftstheorien, mit denen versucht wird, das Verhältnis der kapitalistischen Gesellschaft zur Natur zu beschreiben, diese Beziehung zutreffend darstellen.

Da sie dies – so viel kann vorweggenommen werden – nicht überzeugend und auch nicht zufriedenstellend leisten, wird zweitens ausgehend von Karl Marx' Hauptwerk, *Das Kapital – Kritik der politischen Ökonomie* (MEW 23-25, im Folgenden abgekürzt das *Kapital*), in dem Marx das Bewegungsgesetz der modernen bürgerlichen Gesellschaft darlegt, angestrebt, die ökonomietheoretische Basis für eine kritische Theorie des gesellschaftlichen Naturverhältnisses in kapitalistischen Gesellschaften zu entwickeln und damit eine Zivilisationskritik auf der Höhe der Zeit vorzubereiten.

Der Rückgriff auf die Marx'sche Theorie zur Untersuchung des gesellschaftlichen Naturverhältnisses in kapitalistischen Gesellschaftsformationen als Alternative zu zeitgenössischen Theorien hat mehrere Gründe:

Erstens geht Marx historisch-materialistisch im *Kapital* von der ökonomischen *Praxis* kapitalistischer *Gesellschaften* aus, um diese darzustellen.

Zweitens bietet seine Darstellung der kapitalistischen Produktionsweise „in ihrem idealen Durchschnitt" (MEW 25: 839) den Vorzug, dass sie allgemeingültig für alle historischen Entwicklungsweisen des Kapitalismus ist, auch wenn diese historisch und geographisch variieren. Ist es möglich, aus dieser Marx'schen Darstellung das Verhältnis der kapitalistischen Gesellschaft zur Natur heraus zu destillieren, ist es auch möglich, seine historisch und geographisch spezifischen Varianten zu bestimmen.

Drittens liefert Marx mit seinem Hauptwerk die ökonomietheoretische Grundlage für jede kritische Gesellschaftstheorie, von der aus der kulturelle Überbau hergeleitet werden kann und muss. Dies geschieht vor dem Hintergrund aller berechtigten Kritik an verkürzten und simplifizierenden Spiegelungstheorien, die letztlich Kulturkritik zur Nullität erklärt haben, und der relativen Selbstständigkeit der Kultur, insbesondere des Staats und der Denkformen.[10] Der Autor gesteht also ausdrücklich ein, dass bei der Erörterung des Verhältnisses kapitalistischer Gesellschaften zur Natur mit Bezug zu Karl

10 Für ein nicht-reduktionistisches Verständnis von Basis und Überbau vgl. *Die deutsche Ideologie* und Engels' Briefe zum historischen Materialismus in MEW 37: 462-465, MEW 37: 488-495 und MEW 39: 205-207.

Marx' *Kapital* und unter Berücksichtigung der *Kapital*-Interpretation des Gesellschaftstheoretikers Dieter Wolf in Kapitel 6 der vorliegenden Arbeit nicht davon ausgegangen wird, dass sich das gesellschaftliche Naturverhältnis in kapitalistischen Produktionsweisen in der ökonomisch-gesellschaftlichen Praxis erschöpft (vgl. zu diesem Punkt die Anmerkungen in Kapitel 7 der vorliegenden Arbeit).

Der Rückgriff auf Marx' und Engels' Arbeiten ist zudem viertens sinnvoll, weil die an sie anschließende Theoriebildung mit ihren zahlreichen Verselbstständigungen, Verdinglichungen, Verzerrungen, Revisionen usw. zu noch keiner *vollständig* befriedigenden Antwort auf die Frage geführt haben, wie sich die kapitalistische Gesellschaftsformation zur Natur verhält und welche Form letzterer durch erstere zugewiesen wird.

Mit der immanenten Kritik der drei Erklärungsansätze des Verhältnisses zwischen kapitalistischer Gesellschaft und Natur und dessen Retheoretisierung mit Bezug auf die Marx'sche Ökonomietheorie sollen die zur theoretischen Darstellung und Kritik des gesellschaftlichen Naturverhältnis in kapitalistischen Produktionsweisen notwendigen und in wissenschaftspolitischen Diskursen erforderlichen ersten „Frontbegriff[e]" (Bloch 1973: 5) im Sinne Ernst Blochs entwickelt und zum „versammelten Frontbewußtsein" (ebd.: 8) kritischer Gesellschaftstheorie hinzugefügt werden.[11] Es soll also eine gesellschaftstheoretische Antwort auf die, wie Marx und Engels schreiben, „wichtige Frage über das Verhältnis des Menschen zur Natur" (MEW 3: 43) gegeben werden. Bei den Resultaten der vorliegenden Arbeit handelt es sich zusammengefasst um die Ergebnisse wissenschaftlicher Grundlagenforschung kritischer und historisch-materialistischer Gesellschaftstheorie.

Zudem wird mit dieser Arbeit und ihren Befunden in mehrere wissenschaftliche und politische Diskurse eingegriffen, in erster Linie natürlich in den (gesellschafts-)theoretischen Diskurs über das gesellschaftliche Naturverhältnis und in die Diskurse rund um die drei behandelten Theorien. Darüber hinaus ist die vorliegende Arbeit auch ein Beitrag zur deutschsprachigen ökomarxistischen Debatte, die zunehmend zu versiegen droht, und – implizit – auch eine Replik auf die vielfach ins Blaue geäußerten sowie unbewiesenen ökologisch motivierten Kritiken am Werk von Marx und Engels.[12] Nicht zuletzt ist die Arbeit ebenfalls ein Beitrag zur aufklärenden Erforschung der Ur-

11 Die Frontbegriffe sind die Termini, die im Klassenkampf im Bewusstsein der Möglichkeit einer besseren Gesellschaft entwickelt werden, um die noch nicht avancierte Gesellschaft dahingehend zu kritisieren, dass das Potenzial einer progressiven gesellschaftlichen Entwicklung zum Vorschein kommt (vgl. Bloch 1973: 5ff.).

12 Für eine erste knappe und treffende Entgegnung gängiger ökologisch motivierter Marx-Kritiken vgl. Haug 2008.

sachen ökologischer Probleme und ihren potentiellen Lösungschancen in der gegenwärtigen Gesellschaftsformation.

1.4 Erkenntnistheoretische Vorbemerkungen

Wie bisher deutlich geworden sein sollte, geht es in der vorliegenden Arbeit ausdrücklich nicht darum, Marx', Haraways usw. Natur*begriff* zu erörtern, obgleich die Termini für die Natur in den Arbeiten der einzelnen Autoren soweit in Betracht gezogen werden müssen, wie sie für die Darstellung des Verhältnisses zwischen Natur und kapitalistischer Gesellschaft benötigt werden. Das Erkenntnisinteresse der vorliegenden Untersuchung richtet sich in erster Instanz auf das *Verhältnis der kapitalistischen Gesellschaft zur Natur*. Es ist gesellschaftstheoretisch und nicht erkenntnistheoretisch-philosophisch.[13]

Dennoch sei vorab soviel gesagt: In der vorliegenden Arbeit wird weder von der Natur als einem im philosophischen Sinn ontologisch unmittelbar gegebenen Wesen ausgegangen noch steht die Kritik der Vorstellung einer ontologisch gegebenen Natur in ihrem Fokus.[14] Die Natur existiere, wie schon Marx zu seinen Lebzeiten herausstellte, „heutzutage, ausgenommen etwa auf einzelnen australischen Koralleninseln neueren Ursprungs" (ebd.: 44) nirgends mehr als unangetastete, ursprüngliche Natur. Das bedeutet im Umkehrschluss aber weder, dass sie vollkommen vergesellschaftet ist, noch dass sie nicht mehr als gegenüber der menschlichen Gesellschaft (relativ) unabhängige Instanz existiert.[15] Bereits Engels schrieb zutreffend, dass die Natur

13 Es ist bekannt, dass für einige Theoretiker, insbesondere in der Tradition der Kritischen Theorie und des Poststrukturalismus, Gesellschaftstheorie und Erkenntniskritik dasselbe sind. Dies ist zum Beispiel Adornos Überzeugung gewesen: „Kritik an der Gesellschaft ist Erkenntniskritik und umgekehrt." (Adorno GS 10.2: 748) Eine solche auf Philosophie zentrierte Position wird in der vorliegenden Arbeit nicht vertreten. Allerdings, das sei hier ebenfalls explizit gesagt, kann keine Gesellschaftstheorie auf die Kritik der historisch und gesellschaftlich bestimmten Ideologien verzichten, die den Status quo einer Gesellschaft legitimieren, verschleiern und dadurch aufrechterhalten (vgl. Kapitel 2). Entsprechend wird Gesellschaftstheorie an bestimmten Punkten immer auch zur Kritik der Denkformen, mittels derer Menschen versuchen, gesellschaftliche Prozesse zu erkennen und zu begreifen.

14 Die philosophisch-erkenntnistheoretische Kritik von Naturbegriffen hat in den vergangenen Jahrzehnten eine enorme Konjunktur gehabt, wie beispielsweise die dieser Arbeit zugrunde liegenden Schriften Haraways oder die mit diesen verwandten Arbeiten Latours ausführlich dokumentieren (vgl. zudem Schmid Noerr 1990, Gloy 1995, Weber 2001, Kropp 2002, Weber 2003, von Winterfeld 2006 und Swyngedouw 2009).

15 Deswegen geht zum Beispiel Neil Smiths These der Produktion von Natur auch zu weit, wie Victor Wallis zu Recht kritisiert hat (vgl. Smith 2008 und Wallace 2008).

sich für jeden menschlichen Sieg über sie „an uns“ „rächt“. Jeder „Sieg […] hat in erster Linie zwar die Folgen, auf die wir gerechnet, aber in zweiter und dritter Linie hat er ganz andre, unvorhergesehene Wirkungen, die nur zu oft jene ersten Folgen wieder aufheben“ (MEW 20: 452f.). Mit anderen Worten: Sogar die völlige technische Reproduzierbarkeit der Natur im Zuge der historisch-gesellschaftlichen Produktivkraftentwicklung hebt die Eigenständigkeit der Natur nicht auf.

Die Verfügungsgewalt des Kapitals über die Natur, um diese erkenntnistheoretischen Überlegungen gesellschafts- und kapitalismustheoretisch zu übersetzen, wird allerspätestens dann Makulatur, wenn die Zerstörung der Natur durch die kapitalistische Produktionsweise soweit vorangeschritten ist, dass ein Leben auf der Erde nicht mehr möglich ist. Den meisten Arbeitern und Mitgliedern anderer marginalisierter Klassen in peripheren Staaten, die sich individuell gegen die Folgen von gesellschaftlich hervorgebrachten Naturkatastrophen nicht absichern können, sind ihre eigenen natürlichen Grenzen und ihre natürliche Endlichkeit schon jetzt mehr als präsent.

Dieser Arbeit liegt die historisch-materialistische Annahme zugrunde, dass das praktische Verhältnis der kapitalistischen Gesellschaft und der Natur vermittelt über die historisch spezifische Form der gesellschaftlichen Arbeit, die selbstverständlich die Erkenntnis der Natur als *einen Teil* des gesellschaftlichen Arbeitsprozesses einschließt[16], den Ausgangspunkt wissenschaftlicher Forschung bildet – und nicht die philosophische Frage nach dem Sein oder dem Wesen der Natur. Zugespitzt heißt das: Am Anfang war weder die Idee noch das Wort – also auch nicht die religiöse, anthropologische, philosophische oder soziologische Unterscheidung zwischen Individuum und Natur, Natur und Gesellschaft, Individuum und Gesellschaft. Am Anfang war die Tat, und zwar die gesellschaftliche Tat zur Reproduktion einer – wie auch immer gestalteten – Gesellschaft und zur Befriedigung ihrer Bedürfnisse im Austausch mit der Natur, vermittelt über die historisch spezifische Form der gesellschaftlichen Arbeit. Diese Annahme ist keineswegs eine philosophische Setzung, sondern resultiert einerseits aus den Erkenntnissen der Geschichtsforschung und andererseits ergibt sie sich, wie auch Christoph Görg mit Bezug auf Theodor W. Adorno (vgl. Görg 2003a: 51) und Alfred Schmidt (vgl. ebd.: 60) sagt, aus der Kritik des philosophischen Idealismus.[17]

16 Marx und Engels sprechen in *Die deutsche Ideologie* zum Beispiel davon, dass das Verhältnis zur Natur „durch die Industrie und die Naturwissenschaft“ (MEW 3: 169) wirklich gegeben sei.

17 Zu einem gänzlichen Bruch zwischen Natur und Gesellschaft kommt es auch in der Geschichte natürlich nicht, wohl aber innerhalb ihrer Einheit zu einer „*Trennung* zwischen diesen unorganischen Bedingungen des menschlichen Daseins und diesem tätigen Dasein“, die, wie Marx in den *Grundrissen* schreibt, „vollständig erst gesetzt ist im Verhältnis von

Bei der formanalytischen Darstellung der „wirklichen innern Gesetze der kapitalistischen Produktion“ (MEW 25: 199) in ihrem Durchschnitt in Anschluss an Marx und der Wechselbeziehung zwischen der kapitalistischen Produktionsweise und der Natur, wie sie in Kapitel 6 vorgenommen wird, handelt es nicht einmal um eine Darstellung, die *alle* ökonomischen Beziehungen in der Gesellschaft erfasst. Vielmehr werden nur jene berücksichtigt, die in der gesellschaftlichen Praxis die historisch spezifische Form der gesellschaftlichen Arbeit ausmachen. Insofern wird nicht nur von den anderen Beziehungen der Menschen untereinander, sondern auch von den weiteren ökonomischen Verhältnissen in dieser bestimmten Weise abstrahiert und die Erkenntnis von der wirklichen Gesellschaft bewusst analytisch eingeschränkt.

Schließlich sind auch die hier unter Rückgriff auf Marx' Hauptwerk erarbeiteten Grundzüge einer kritischen Theorie des gesellschaftlichen Naturverhältnisses in der kapitalistischen Produktionsweise natürlich historisch gebunden. Sie gehören einer historisch spezifischen Gesellschaftsformation an, die selbst Ergebnis einer langen historischen Entwicklung von Klassenkämpfen in allen ihren ökonomischen, politischen und gedanklichen Formen ist. Die an die historische Periode der kapitalistischen Gesellschaftsformation gebundene Reflexion der geschichtlich gewordenen Beziehung zwischen kapitalistischer Gesellschaft und der Natur wird mit der Überwindung des Kapitalismus obsolet (vgl. zu diesen beiden zuletzt behandelten erkenntnistheoretischen Aspekten auch die Ausführungen in Kapitel 6.1 zur Marx'schen Methode und insbesondere zum Verhältnis von Darstellung und Wirklichkeit in Kapitel 6.1.2).

1.5 Thesen

Mit der vorliegenden Arbeit werden ausgehend von den oben genannten Gegenständen, Zwecken und Zielen und unter Berücksichtigung der erkenntnistheoretischen Vorüberlegungen maßgeblich zwei Hypothesen auf ihren Wahrheitsgehalt und Aussagekraft geprüft.

Erstens: Die im Folgenden einer immanenten Kritik unterzogenen Ansätze Donna Jeanne Haraways, Alain Lipietz' sowie Christoph Görgs und Ulrich Brands zur Erklärung des gesellschaftlichen Naturverhältnisses in kapitalistischen Gesellschaftsformationen weisen zu viele – je nach Modell divergierende – Defizite auf, um sie als Grundlage zu einer Darstellung und Kritik

Lohnarbeit und Kapital“ (Marx 1970: 389, Herv.i.O.).

des Gegenstandes innerhalb einer kritischen historisch-materialistischen Gesellschaftstheorie zu verwenden. Entsprechend ist eine Alternative zu den Entwürfen der Haraway'schen „naturecultures" (Haraway 2001: 120), der kritischen Theorie der Regulation gesellschaftlicher Naturverhältnisse von Görg und Brand sowie der Lipietz'schen Politischen Ökologie zu entwickeln.

Trifft diese Behauptung zu – wie oben bereits erwähnt, ist dies der Fall –, ergibt sich für den zweiten Teil der Arbeit, in der anhand von Marx' *Kapital* die Beziehung zwischen kapitalistischer Gesellschaft und Natur untersucht wird, folgende Arbeitshypothese:

Zweitens: Die Untersuchung der Marx'schen Darstellung der kapitalistischen Produktionsweise hinsichtlich der Beziehung, die innerhalb kapitalistischer Gesellschaftsformationen zur Natur eingegangen wird, ergibt zweierlei: Erstens besteht zwischen beiden ein fundamentaler Widerspruch. Zweitens bestimmt die besondere Form der gesellschaftlichen Arbeit im Kapitalismus die Form dieses Widerspruchs. Einerseits verselbstständigen sich die ökonomisch-gesellschaftlichen Verhältnisse vermittelt über das Handeln der im Kapitalverhältnis zueinander stehenden ökonomisch-gesellschaftlich bestimmten Akteure gegenüber dem Verhalten derselben Akteure zur Natur. Die Akteure verfolgen ausschließlich einen durch ihre Verhältnisse zueinander gesetzten Zweck. Dieser besteht letztlich im rein quantitativen Wachstum des ökonomischen Profits für das gesellschaftliche Gesamtkapital. Andererseits ist dieses nur durch die beständig steigende Aneignung der qualitativ bestimmten sowie qualitativ und quantitativ begrenzten und sich in ihren eigenen, von der menschlichen Gesellschaft unabhängigen Kreisläufen reproduzierenden Natur in allen ihren Formen möglich.

1.6 Stand der Literatur

Die Literatur, deren Urheber ausdrücklich das gesellschaftliche Naturverhältnis in kapitalistischen Produktionsweisen gesellschaftstheoretisch untersuchen und insbesondere die zweite These der vorliegenden Arbeit diskutieren, ist trotz zunehmender Fülle empirischer sozialökologischer Forschungen, Einzelfallstudien, dem wachsenden politischen und öffentlichen Interesse an ökologischen Problemen, einer ansteigenden Zahl von Expertenkommissionen, deren Berichten usw. immer noch relativ übersichtlich.[18]

18 Dennoch handelt es sich nicht um so wenige Publikationen, als dass hier auf jede einzelne eingegangen werden könnte. Entsprechend liegt der Schwerpunkt der Überblicksdarstel-

Zur Literaturlage zu den drei Theorien, die einer immanenten Kritik unterzogen werden, wird hier auf die Einleitungen zu den jeweiligen Kapiteln verwiesen, in denen auf die Rezeption der Ansätze usw. eingegangen wird (vgl. die Kapitel 3, 4 und 5).

In der Geschichte der kritischen Gesellschaftstheorie hat es im deutschsprachigen Raum insbesondere seit den 1970er-Jahren diverse Arbeiten gegeben, mit denen der Gehalt des Marx'schen und Engels'schen Werkes für die Analyse und Kritik des gesellschaftlichen Naturverhältnisses wissenschaftlich aufgearbeitet und für politische Diskurse und Bewegungen fruchtbar gemacht werden sollte.

Die bekannteste deutschsprachige Arbeit, die eine Wirkmächtigkeit weit über den deutschsprachigen Raum und den im weitesten Sinne ökomarxistischen Diskurs hinaus entwickelt hat, stammt von Alfred Schmidt und trägt den Titel *Der Begriff der Natur in der Lehre von Karl Marx* (Schmidt 1962/1993). Schmidt untersucht das Marx'sche Werk vor allem erkenntnistheoretisch-philosophisch auf die *Kategorie* der Natur und nicht auf das Verhältnis zwischen Natur und Gesellschaft in der Wirklichkeit entsprechend der Marx'schen ökonomietheoretischen Bestimmungen. Insofern ist seine Monografie nur bedingt brauchbar für das Anliegen der hier vorliegenden Arbeit.

Wolfgang Methe hat 1981 ein instruktives sowie opulentes Grundlagenwerk zur gesellschaftstkritisch angeleiteten Analyse des gesellschaftlichen Naturverhältnisses vorgelegt (vgl. Methe 1981). Allerdings nimmt die Untersuchung der Beziehung zwischen Gesellschaft und Natur in kapitalistischen Produktionsweisen darin einen nachgeordneten Stellenwert ein und dies auch primär mit Blick auf die allgemeinen Merkmale des Stoffwechselprozesses zwischen beiden.

Rund um Wolfdietrich Schmied-Kowarziks und Hans Immlers Kontroverse über *Marx und die Naturfrage* (Schmied-Kowarzik/Immler 1984) hat sich zu Beginn der 1980er- bis Anfang der 1990er-Jahre eine zeitlich begrenzte Debatte über das gesellschaftliche Naturverhältnis und seine gesellschaftstheoretische Konzeption entwickelt. Von Bedeutung sind diesbezüglich die in der Reihe *Kasseler Philosophischen Schriften* publizierten Bände Schmied-Kowarzik/Immler 1988, Neumann 1989, Schmied-Kowarzik/Eidam 1989 sowie die Bände der an diese Publikation anknüpfenden mehrteiligen Untersuchung Hans Immlers zur *Natur in der ökonomischen Theorie* (Immler 1985a, Immler 1985b und Immler 1989), die Ulrich Hampicke (vgl. Hampicke 1992) abgeschlossen hat. Im Rahmen dieser Diskussion ist immer wieder auch be-

lung auf den Arbeiten der Autoren, die einerseits über eine lange Zeit den Diskurs geprägt haben und deren Argumente andererseits der in der vorliegenden Arbeit entwickelten verwandt sind.

sprochen worden, inwiefern sich aus der werttheoretischen Darstellung im Kapital Rückschlüsse auf das Verhältnis der kapitalistischen Gesellschaft zur Natur ziehen lassen. Dies ist aber „nur“ ein Aspekt unter vielen in der jahrelangen Diskussion gewesen, die im Wesentlichen um die Frage kreiste, ob die Natur Wert schaffen könne oder nicht. Eine systematische werttheoretische Untersuchung des Verhältnisses zwischen Natur und kapitalistischer Produktionsweise ist von den Kontrahenten nicht entwickelt worden.

Die Arbeiten von Karl Hermann Tjaden (vgl. vor allem Tjaden 1990) und Elmar Altvater warfen seit Ende der 1980er-Jahre besonders helle Schlaglichter auf die Beziehung zwischen Natur und kapitalistischer Gesellschaftsformation in der historisch-materialistischen gesellschaftstheoretischen Debatte.

Altvater hat über Jahrzehnte maßgeblich daran mitgearbeitet, Marx’ Werk im deutschsprachigen Raum für eine Kritik der Naturzerstörung und des kapitalistischen Wachstums fruchtbar zu machen (vgl. Altvater 1986, Altvater et al. 1986, Altvater 1992 sowie Altvater/Mahnkopf 1996). Er hat auch bei der Analyse der gegenwärtigen Krise des Kapitalismus den Widerspruch zwischen kapitalistischer Ökonomie und Natur eindrucksvoll dargestellt (vgl. Altvater 2010: 129-193). Sein werttheoretischer Zugang zum Marx’schen Werk und zur Analyse der Beziehung zwischen Natur und kapitalistischer Ökonomie ähnelt dem der vorliegenden Arbeit. Aber Altvater behandelt in seinen Monografien und Essays vor allem die Oberflächenerscheinungen in ihrer historischen Entwicklung, das heißt, er untersucht den Widerspruch zwischen kapitalistischen Ökonomien und der Natur in ihren historisch besonderen Formen und nicht in ihrem idealen Durchschnitt.

Wie Altvater hat Karl Hermann Tjaden seine Position bis in die Gegenwart im Wesentlichen aufrechterhalten (vgl. Tjaden 1984, Czeskleba-Dupont/Tjaden 2008, Tjaden 2009, Tjaden 2011 und Czeskleba-Dupont/Tjaden 2013) und damit ebenfalls einen großen Beitrag zur gesellschaftstheoretischen Erforschung und Analyse des gesellschaftlichen Naturverhältnisses geleistet. Die in der vorliegenden Arbeit vertretene Position unterscheidet sich von Tjadens Ansatz dadurch, dass Tjaden Marx’ Darstellung der kapitalistischen Produktionsweise in eine „materialistisch-historische Evolutionstheorie“ (Tjaden 1990: 7) überführt und dabei den Marx’schen Begriff der gesellschaftlichen Arbeit historisierend zu einem neu umrissenen Begriff der „Gesamtarbeit der Gesellschaft“ (ebd.: 27) erweitert, in die unter anderem auch die familiäre Reproduktionsarbeit mit eingeschlossen ist. In der vorliegenden Arbeit wird hingegen unter spezifischen theoretisch-methodischen Prämissen (vgl. Kapitel 6.1) sowohl an Marx’ Darstellung der historisch spezifischen Form der gesellschaftlichen Arbeit als auch am – zwangsläufig

durch die gesellschaftliche Praxis in der Wirklichkeit auf Lohnarbeit beschränkten – Begriff gesellschaftlicher Arbeit festgehalten.[19]

Obgleich es unbedingt notwendig ist, die konkreten Formen und den historischen Verlauf des Widerspruchs zwischen der kapitalistischen Produktionsweise beziehungsweise den Interessen ihrer Vertreter der herrschenden Klasse und der Natur wissenschaftlich zu begreifen und zu analysieren, ist das Anliegen der vorliegenden Arbeit ein anderes. Die theoretischen Erörterungen in dieser Arbeit sind solchen historischen und gesellschaftskritischen Analysen vorgelagert und dienen der Vorbereitung ihrer Durchführung.

In der englischsprachigen Welt gibt es vor allem im Umfeld der Zeitschrift *Monthly Review* und ihres aktuellen Herausgebers John Bellamy Foster sowie der Zeitschrift *Capitalism Nature Socialism* und ihres Erstherausgebers, des emeritierten Professors für Soziologie James O'Connor, seit Ende der 1980- Anfang der 1990er-Jahre bis heute eine rege gesellschaftstheoretische Diskussion über das gesellschaftliche Naturverhältnis im Kapitalismus und zu verwandten Themen beziehungsweise Subaspekten.

O'Connor legte 1988 im ersten Heft von *Capitalism Nature Socialism* mit seinem Aufsatz *Capitalism, Nature, Socialism: A Theoretical Introduction* (vgl. für das Original O'Connor 1988, später auch erschienen unter dem Titel *The Second Contradiction of Capitalism* zum Beispiel in Benton 1996: 197-221 und O'Connor 1998: 158-177) den Grundstein für eine bis heute anhaltende und mitunter lebhaft geführte Debatte (vgl. die Zusammenstellung von Diskussionsbeiträgen in Benton 1996: 187-242). In dieser wird vor allem die Frage diskutiert, ob es neben dem Widerspruch zwischen Produktionsverhältnissen und Produktivkräften in kapitalistischen Gesellschaften einen zweiten Widerspruch zwischen den (natürlichen) Produktionsbedingungen einerseits und den kapitalistischen Produktionsverhältnissen sowie Produktivkräften andererseits gibt und wenn dies der Fall ist, wie dieser erklärt werden muss und wie er sich konkret zeigt. O'Connors These, dass es einen Widerspruch „between capitalist production relations (and productive forces) and the conditions of capitalist production, or capitalist relations and forces of social reproduction" (O'Connor 1988: 14) gebe, der zu einer „underproduction of capital" (ebd.: 16) und schließlich zu einer Krise des Kapitalismus führe,

19 Weitere Differenzen zu Tjadens Ansatz werden hier nicht erörtert, wie etwa sein mangelhaftes Verständnis der Rolle, die die abstrakte Arbeit im Kapitalismus im Unterschied zu allen anderen Gesellschaftsformationen spielt, die einseitige Verkürzung der gesellschaftlichen Arbeit als Motor gesellschaftlicher Entwicklung auf die Auseinandersetzung der Menschen mit der Natur, bei der die Produktionsverhältnisse zwischen den Menschen keine Rolle spielen, oder die Erweiterung des zentralen Problems für die Störungen des Mensch-Natur-Verhältnisses auf die von ihm so genannte „gesamtgesellschaftliche Arbeit" (Tjaden 1990: 197).

gründet auf einer historischen Interpretation des Marx'schen *Kapital* und einem Verständnis des Marx'schen Werks als einer Theorie der Geschichte.[20]

Obgleich in Kapitel 6 der vorliegenden Arbeit ebenfalls nachgewiesen wird, dass grundsätzlich ein Widerspruch zwischen der kapitalistischen Produktionsweise, vertreten durch die herrschende Klasse, und der Natur existiert, differiert die hier entwickelte Herleitung und die Begründung für diesen Widerspruch von derjenigen O'Connors.[21] In der vorliegenden Arbeit wird der Widerspruch zwischen der Natur und der kapitalistischen Produktionsweise aus der historisch spezifischen Form der gesellschaftlichen Arbeit abgeleitet. Es wird gezeigt, dass und wie er sich mit dem Widerspruch zwischen Kapital und Arbeit überschneidet, sie in Wechselwirkung zueinander stehen und dass der Widerspruch in erster Linie ökonomisch und als Gegenstand von Klassenkämpfen bestimmt wird. Bei O'Connor ist der zweite Widerspruch „not less but more than class issues" (O'Connor 1988: 32)[22] und wird aus der historischen Entwicklung des Kapitalismus hergeleitet.[23]

John Bellamy Foster hat O'Connors These nicht adaptiert, sondern entwickelt auf der Basis einer Formulierung Marxens im *Kapital*[24] und unter Rückgriff auf eine im Wesentlichen historische Interpretation des Marx'schen Hauptwerks eine gesellschaftstheoretische und -kritische Untersuchung der Beziehung zwischen Natur und kapitalistischen Gesellschaften. Die Ergebnisse der Marx'schen Kritik der kapitalistischen Landwirtschaft begreift Fos-

20 Vgl. dazu insbesondere O'Connors Behauptung, es sei nur anhand konkreter Gebrauchs- und Tauschwerte zu bestimmen, ob der Kapitalismus sich eigene Grenzen durch die Zerstörung der Natur setze, in O'Connor 1996: 206.

21 Es gibt darüber hinaus weitere Differenzen zwischen O'Connor und dem Ansatz des Autors, zum Beispiel in dem Punkt, ob es sich bei der Durchsetzung kapitalistischer Formationen vorrangig um „political and ideological questions first and foremost, and economic questions only secondarily" (O'Connor 1996: 208) handelt und in der Frage, ob das Verhältnis zwischen Natur und kapitalistischer Ökonomie immer über den Staat vermittelt werde.

22 Es muss hier angemerkt werden, dass auch die „normalen" Klassenkämpfe keine ausschließlich ökonomischen Kämpfe sind. Dieses defizitäre Verständnis liegt der Abgrenzung zu den Kämpfen um die Reproduktionsbedingungen zu Grunde, die O'Connor vor allem als politisch und ideologische Kämpfe einstuft.

23 Für eine Übersicht der ökomarxistischen Positionen und theoretischen Analysen O'Connors vgl. O'Connor 1998.

24 Es handelt sich um folgende Passage aus dem dritten Band des *Kapital*: Das „große Grundeigentum" reduziere „die agrikole Bevölkerung auf ein beständig sinkendes Minimum und setzt ihr eine beständig wachsende, in großen Städten zusammengedrängte Industriebevölkerung entgegen; es erzeugt dadurch Bedingungen, die einen unheilbaren Riß hervorrufen in dem Zusammenhang des gesellschaftlichen und durch die Naturgesetze des Lebens vorgeschriebnen Stoffwechsels, infolge wovon die Bodenkraft verschleudert und diese Verschleuderung durch den Handel weit über die Grenzen des eignen Landes hinausgetragen wird" (MEW 25: 821).

ter als „Schlüssel zum gesamten Problem“ (Foster et al. 2011: 49). Foster et al. sehen zu Recht die „primäre[n] Ursache“ der Naturdestruktion im „gegenwärtigen Grundmuster der weltweiten sozioökonomischen Entwicklung, das in der kapitalistischen Produktionsweise und ihren expansionistischen Tendenzen besteht“ (ebd.: 20). Doch sie leiten diese Erkenntnis nicht systematisch her. Sie erklären mit eklektischen Bezügen auf Marx’ und Engels’ Werke den Bruch zwischen kapitalistischer Gesellschaft und Natur hauptsächlich mit „der Tretmühle der kapitalistischen Akkumulation“ (ebd.: 190), das heißt mit dem Zwang zum „exponentiellen ökonomischen Wachstum“ (ebd.: 155), das den kapitalistischen Produktionsverhältnissen entstammt.

Aus dem zuletzt genannten Dispositiv rund um die erwähnten Zeitschriften und die beiden Galionsfiguren stammt auch Joel Kovel. Kovels zentrale Arbeit zum hier erörterten Gegenstand, *The Enemy of Nature: The End of Capitalism or the End of the World?* (Kovel 2002), ist vor allem eine wissenschaftlich angeleitete Analyse der Naturzerstörung im Kapitalismus mit Blick auf ihre Konsequenzen für eine fortschrittliche Politik. Seine theoretischen Begriffe, Ideen etc. entwickelt er dementsprechend nicht eigenständig, sondern übernimmt sie weitestgehend von Autoren wie zum Beispiel O’Connor.

Die vorliegende Arbeit knüpft an diese vielfältigen Anstrengungen an, das Verhältnis zwischen Natur und kapitalistischer Ökonomie mit explizitem Bezug auf Marx’ und Engels’ Werke gesellschaftstheoretisch zu bestimmen.

Allerdings geht es hier nicht darum, den Gegenstand – die Beziehung der kapitalistischen Produktionsweise zur Natur – philosophisch zu erörtern, wie es zum Beispiel Wolfdietrich Schmied-Kowarzik vorrangig (vgl. Schmied-Kowarzik 1984) und wie es auch John Bellamy Foster in einigen Aufsätzen gemacht hat (vgl. Foster 2000). Ebenso wenig handeln die Ausführungen in dieser Arbeit davon, einen Teilaspekt aus den Marx’schen Überlegungen zu extrahieren oder zu diskutieren (vgl. Schmied-Kowarzik/Immler 1984) und darauf aufbauend einen neue Theorie zu entwickeln, wie es John Bellamy Foster (vgl. Foster et al. 2012 und Foster/Magdoff 2012) oder James O’Connor (vgl. O’Connor 1988 und O’Connor 1998) getan haben. Schließlich ist diese Arbeit auch kein direkter und wissenschaftlich unterfütterter Eingriff in die *politischen* sozialökologischen Debatten wie etwa John Bellamy Fosters *Ecology Against Capitalism* (Foster 2002), Chris Williams’ *Ecology and Socialism*, Saral Sarkars und Bruno Kerns *Ökosozialismus oder Barbarei* (Sarkar/Kern 2004), die Arbeiten des französisch-brasilianischen Soziologen und Philosophen Michael Löwy (vgl. Löwy 2005 und Löwy 2006) oder Joel Kovels (Kovel 2002). Dennoch kann die vorliegende Arbeit sowohl als wissenschaftliche Grundlage für politische Arbeit dienen als auch einen Beitrag zu

spezifischen Einzel- und Fachdiskussionen ökologischer Marx-Interpretationen leisten.

Die – bedauerlicherweise bislang viel zu wenig rezipierte – Monografie von Athanasios Karathanassis *Naturzerstörung und kapitalistisches Wachstum – Ökosysteme im Kontext ökonomischer Entwicklung* (Karathanassis 2003) kommt dem hier dargelegten Ansatz aufgrund seines Verständnisses des Marx'schen *Kapital* und der daran orientierten Untersuchung zwischen kapitalistischer Ökonomie und Ökologie am nächsten. Allerdings hat Karathanassis nicht die kapitalistische Produktionsweise in ihrer logisch-systematischen Entwicklung auf das gesellschaftliche Naturverhältnis hin untersucht, sondern einige Ergebnisse dieser Analyse weitgehend treffend zusammengefasst. Seine Arbeit steht in der im deutschsprachigen Raum im wissenschaftlichen Diskurs bis heute besonders wirkmächtigen oben kurz umrissenen Tradition Elmar Altvaters.

Ebenfalls verwandt sind die hier ausgeführten Überlegungen mit der ökologischen Marx-Rezeption des US-amerikanischen Ökonomen Paul Burkett (vgl. Burkett 1999 und Burkett 2009), obgleich diese wie John Bellamy Fosters und andere Analysen in der Traditionslinie einer anderen Marx- und insbesondere *Kapital*-Interpretation stehen als die Lesart Dieter Wolfs, auf die sich der Autor der vorliegenden Arbeit bezieht. Nichtsdestotrotz erkennt Burkett, dass „Marx treats capitalist people-nature relations as necessary forms of the capital-labor relation *and vice versa*; the two are viewed as mutually constituted parts of a class-contradictory material and social whole" (Burkett 1999: 1f., Herv.i.O.). Burketts Analyse ist für die vorliegende Arbeit daher von Bedeutung und sticht im englischsprachigen Diskurs insbesondere deshalb heraus, weil er einen „value-form approach" (ebd.: 79) vertritt und demzufolge „the tensions with nature built into the value form of commodities, money, and capital" (ebd.: 79) zu ihrem Ausgangspunkt macht. Der „germ of capitalism's tendency to degrade the natural conditions of human existence is arguably revealed by Marx's basic analysis of exchange values" (ebd.). Der Widerspruch „between exchange value and use value intrinsic to the commodity is also a contradiction between wealth's specifically capitalist form and its natural basis and substance" (ebd.: 82).

Die vorliegende Arbeit unterscheidet sich von allen vorangegangenen Arbeiten, also auch von Karathanassis' und Burketts, dadurch, dass Marx systematisch durch die Entwicklungsschritte der gesellschaftlichen Arbeit, wie sie im *Kapital* dargestellt werden, gefolgt wird, um so auf jeder Stufe der Darstellung der Entfaltung des Widerspruchs zwischen Gebrauchswert und Wert die Beziehung zwischen der Natur und den ökonomisch-gesellschaftlichen Verhältnissen Schritt für Schritt aufsteigend von den abstrakten zu den kon-

kreteren Formen der gesellschaftlichen Arbeit in kapitalistischen Produktionsweise zu bestimmen.

1.7 Methoden und Quellen

Für den ersten Teil der Arbeit, die Diskussion der drei ausgewählten, gesellschaftstheoretisch angeleiteten Darstellungen des gesellschaftlichen Naturverhältnisses in der gegenwärtigen Gesellschaft, wird auf die von Adorno in *Negative Dialektik* (Adorno GS 6: 9-413) entwickelte Methode der immanenten Kritik zurückgegriffen. Dafür wird sie von der Philosophie, für die sie ursprünglich entwickelt worden ist, auf die Gesellschaftstheorie übertragen. Anhand ausgewählter Kernbegriffe der jeweiligen Ansätze beziehungsweise Theorien werden sowohl die inneren Widersprüche als auch die Grenzen und Defizite der jeweiligen Theorie anhand ihrer eigenen inneren Logik entwickelt und aufgezeigt.

Immanente Kritik als konkrete Reflexion auf ein Gedanken- und Begriffssystem verwirklicht und „legitimiert sich allein in der Durchführung, und dadurch wird Methode wiederum negiert“ (ebd.: 58). Jedes Modell der immanenten Kritik ist besonders, weil die Kritik sich nach ihrem Gegenstand richtet und weil sie die dem Modell innewohnenden Widersprüche, Verkürzungen, Verzerrungen und Defizite gegen es aus ihm heraus entfaltet. Aufgrund der Besonderheit jedes Gegenstands kann die Kritik nicht auf dieselbe Art und Weise, in derselben Form geübt werden, sondern ist immer wieder neu am jeweiligen Gegenstand zu entwickeln. Die Modelle der immanenten Kritik werden also nicht in ein bereits vorgegebenes methodisches Schema eingepasst oder für sie auf eine der Methode notwendige Form zugeschnitten.[25]

Dementsprechend könne, wie Adorno anmerkt, nicht von einer „Methode“ im üblichen Sinn des Begriffs gesprochen werden, da keine bereits zeitlich zuvor festgelegte und außerhalb der Durchführung existierende

25 Modelle seien Adorno zufolge „keine Beispiele; erläutern nicht einfach allgemeine Erwägungen. Indem sie ins Sachhaltige geleiten, möchten sie zugleich der inhaltlichen Intention […] gerecht werden, im Gegensatz zu dem Gebrauch von Beispielen als einem an sich Gleichgültigen, den Platon einführte und den die Philosophie seitdem wiederholte. Während die Modelle verdeutlichen sollen, was negative Dialektik sei, und diese, ihrem eigenen Begriff gemäß, ins reale Bereich hineintreiben, erörtern sie, nicht unähnlich der sogenannten exemplarischen Methode, Schlüsselbegriffe philosophischer Disziplinen, um in diese zentral einzugreifen.“ (Adorno GS 6: 10, vgl. das folgende Kapitel 2 der vorliegenden Arbeit.)

Technik, Verfahrensweise oder Prozedur auf einen Gegenstand einfach angewandt wird. Die immanente Kritik wird vielmehr aus ihm und mit ihm entwickelt, wobei sie sich an einigen von Adorno in *Negative Dialektik* entfalteten inhaltlichen Leitlinien orientiert. Diese Form der (Text-)Hermeneutik ist kritisch, negativ, materialistisch, antisystematisch, dialektisch und sie verfährt ihrem Gegenstand immanent. Allerdings muss anerkannt werden, dass die Immanenz der Kritik Grenzen hat, ohne die nicht über den kritisierten Gegenstand hinausgelangt werden kann und die auf geistiger Erfahrung beruhen. Auf eine Vertiefung dieser Elemente immanenter Kritik wird hier verzichtet, da Adornos Vorgehen in Kapitel 2 genauer dargestellt und die Leitlinien der Methode differenziert und dargelegt werden (vgl. einführend Hawel 2006 und Hawel 2008).

Die Quellen, die in dieser Arbeit für die immanente Kritik anhand einzelner Modelle der Theorie des gesellschaftlichen Naturverhältnisses zugrunde gelegt werden, sind in erster Linie die gesammelten Werke Donna Jeanne Haraways, Alain Lipietz', Christoph Görgs und Ulrich Brands. Darüber hinaus wird eine Reihe Sekundärliteratur, sofern vorhanden, zur Deutung der jeweiligen Theorien und zur Kritik herangezogen. Für die Kritik an Haraway konnte der Autor der vorliegenden Arbeit ferner auf seine unveröffentlichte Magisterarbeit „Zur Kritischen Theorie des gesellschaftlichen Naturverhältnisses – eine immanente Kritik der Theorie Donna Haraways mit Hilfe der Kritischen Theorie Theodor W. Adornos und Max Horkheimers anhand ihres Naturbegriffs" (Stache 2009) zurückgreifen.

Für den zweiten Teil der vorliegenden Arbeit wird das Marx'sche Hauptwerk, das *Kapital*, auf Grundlage der *Kapital*-Interpretation des Gesellschaftstheoretikers Dieter Wolf und in Anlehnung an die Marx'sche Methode (vgl. Kapitel 6.1) kritisch rekonstruiert (zu Dieter Wolfs Lesart des *Kapital* (vgl. Wolf 2002, Wolf 2008 und Wolf 2013a). Aufgrund des Charakters der Marx'schen Schrift, in der die historisch spezifische kapitalistische Form der gesellschaftlichen Arbeit als Verhalten der Menschen zueinander und zur Natur „in ihrem idealen Durchschnitt" (MEW 25: 839) aufsteigend vom Abstrakten zum Konkreten dargestellt wird, ist es möglich, auch das Verhältnis zwischen der bürgerlichen Gesellschaft und der Natur nach und nach aus der Rekonstruktion der Marx'schen Beschreibung des „ökonomische[n] Bewegungsgesetz[es] der modernen Gesellschaft" (MEW 23: 15f.) in seinem Durchschnitt heraus zu destillieren. Dafür folgt der Autor der Marx'schen Darstellung und entfaltet an dieser entlang die Beziehungen, die die Formen der gesellschaftlichen Arbeit zur Natur beinhalten oder ausschließen.

Die für diesen Teil verwendeten Quellen sind die gesamten Werke von Marx und Engels.

1.8 Aufbau der Arbeit

Die vorliegende Arbeit besteht aus sieben Kapiteln. Das erste Kapitel umfasst die Einleitung. In dieser werden das Problem und die Fragestellung der vorliegenden Arbeit benannt, von dem diese ausgeht. Ihre Gegenstände – das Verhältnis der kapitalistischen Gesellschaft zur Natur und dessen Theoretisierung im Rahmen kritischer Gesellschaftstheorie –, die Ziele und der Zweck werden umrissen. Darüber hinaus wird begründet, warum genau die drei oben genannten Ansätze für eine immanente Kritik ausgewählt worden sind, die Arbeit wird vor dem Hintergrund des gegenwärtigen Stands der existierenden Literatur eingeordnet und ihre Besonderheit beschrieben. Zudem wird skizziert, in welche Diskurse mit der Untersuchung eingegriffen wird, welche Methoden herangezogen und schließlich welche zwei zentralen Hypothesen vertreten und geprüft werden.

Im zweiten Kapitel wird ausführlicher auf die in den folgenden drei Kapiteln entfaltete Methode der immanenten Kritik in der Tradition Theodor W. Adornos eingegangen, indem ihre Elemente dargelegt und erläutert werden.

Im dritten, vierten und fünften Kapitel wird die immanente Kritik an den drei ausgewählten Modellen durchgeführt. Es wird zuerst Donna Jeanne Haraways postmodern-philosophischer Ansatz der „naturecultures“ (Haraway 2001: 120) untersucht. Die Kritik an Haraways erkenntnis- und diskurstheoretischer Analyse des Verhältnisses von Natur und Gesellschaft kulminiert in der Erörterung ihres Naturbegriffs, den sie letztlich ebenso wie die Kategorie der Gesellschaft verwirft. Anschließend wird Christoph Görgs und Ulrich Brands kritische Theorie der Regulation gesellschaftlicher Naturverhältnisse auf ihre Aussagekraft für die Analyse der Beziehungen zwischen kapitalistischer Gesellschaft und Natur geprüft. Schließlich wird Alain Lipietz' Politische Ökologie auf ihren Gehalt zur Theoretisierung des gesellschaftlichen Naturverhältnisses durchleuchtet.

Im sechsten Kapitel wird basierend auf den Resultaten der drei immanenten Kritiken und ausgehend von der realen gesellschaftlichen Praxis in kapitalistischen Produktionsweisen das Verhältnis der kapitalistischen Gesellschaft zur Natur anhand von Marx' Darstellung des Bewegungsgesetzes der modernen, bürgerlichen Gesellschaft entfaltet. Der Rekonstruktion des gesellschaftlichen Naturverhältnisses entlang der Formen der gesellschaftlichen Arbeit ist ein Unterkapitel über die Marx'sche Methode im Kapital vorgeschaltet (vgl. Kapitel 6.1), um zu verdeutlichen, erstens wie das *Kapital* verstanden wird und wie sich zweitens daraus das für diese Arbeit ausgewählte methodische Vorgehen herleitet.

Im abschließenden siebten Kapitel werden die Ergebnisse der vorliegenden Arbeit noch einmal zusammengefasst und die in der Einleitung aufstellten Hypothesen auf ihre Aussagekraft geprüft. Schließlich werden einige wissenschaftliche und politische Schlussfolgerungen gezogen, die sich aus der Darstellung ergeben und die weitere theoretische Arbeit erfordern.

2 Negative Dialektik – Elemente einer immanenten Ideologiekritik

> „Die wahrhafte Widerlegung muß in die Kraft des Gegners eingehen und sich in den Umkreis seiner Stärke stellen; ihn außerhalb seiner selbst angreifen und da Recht zu behalten, wo er nicht ist, fördert die Sache nicht."
> (*Wissenschaft der Logik II*, Hegel W 6: 11)
> Georg Wilhelm Friedrich Hegel

> „Die Stellung des Gedankens zum Glück wäre die Negation eines jeglichen falschen." (*Negative Dialektik*, Adorno GS 6: 345)
> Theodor W. Adorno

Adorno eröffnet die Einleitung zu seinem Hauptwerk, der 1966 publizierten *Negativen Dialektik*, mit der Feststellung, dass sich die Philosophie, „die einmal überholt schien" (ebd.: 15), am Leben erhalten habe. In der Marx'schen Tradition der Philosophiekritik, insbesondere in Anschluss an die *Thesen über Feuerbach* (MEW 3: 5-7) und *Die deutsche Ideologie*, ist Philosophie durch die Wissenschaft von der Geschichte zur Erklärung des Zusammenhangs von Natur-, Denk- und Gesellschaftsformen ersetzt worden. Adorno kehrt hingegen zur Philosophie zurück, um kritische Gesellschaftstheorie zu entwickeln.

Abschließend sei sich Adorno, wie er im Essay *Wozu noch Philosophie* (Adorno GS 10.2: 459-473) schreibt, „keineswegs gewiß" (ebd.: 459), warum er diesen Weg eingeschlagen habe. Er begründet seine Rückkehr zur Philosophie aber erstens damit, dass der Augenblick der Verwirklichung der Philosophie durch die revolutionäre Praxis, wie sie Marx vorschwebte, „versäumt ward" (Adorno GS 6: 15). „Die unendlich vertagte Praxis" sei dementsprechend „nicht länger die Einspruchsinstanz gegen Philosophie" (Adorno 2007: 85). Adorno zieht also aus der Tatsache, dass „die Umsetzung der philosophischen Theorie in die Praxis nicht erfolgt ist", die Schlussfolgerung, dass „die philosophische Theorie auch nicht als in dem Sinn überholt, veraltet, überflüssig mehr gedacht werden kann, wie sie es jener Marxischen Vorstellung zufolge sein sollte" (ebd.: 69). Zweitens habe Marx, so Adorno, sein Urteil über die Philosophie in der revolutionären Periode von 1848 gefällt und dieser Moment einer besonderen historischen Konstellation sei vorüber (vgl. Adorno GS 10.2: 469). Die Philosophie habe dadurch, dass die Praxis an ihrer objektiven Aufgabe, wie sie Marx bestimmt habe, bis dato gescheitert sei, drittens die Aufgabe, darüber nachzudenken, „warum es nicht geschah" (Adorno 2007: 85). Diese Reflexion führt Adorno schließlich zum vierten Grund für seine Wiederbelebung der Philosophie: die Unzulänglichkeit bisheriger

Theorie. Denn: „Die Welt ward sicher nicht nur aus geistigen Gründen nicht verändert, aber sie ward wahrscheinlich *auch* deswegen nicht verändert, weil sie zu wenig interpretiert worden ist.“ (Ebd.: 89, Herv.i.O.) „Was in Hegel und Marx theoretisch unzulänglich blieb, teilte der geschichtlichen Praxis sich mit; darum ist es theoretisch erneut zu reflektieren.“ (Adorno GS 6: 147) Durch den vorläufigen negativen Kulminationspunkt der Geschichte des Kapitalismus – den deutschen Faschismus und das singuläre Menschheitsverbrechen begangen an den europäischen Juden – wurden die beiden zuletzt genannten Argumente Adornos dahingehend geschärft, dass nicht nur eine Erklärung für die Absenz revolutionärer Praxis gesucht werden muss, sondern auch für den Rückfall in die Barbarei (vgl. Adorno GS 10.2: 470).

Doch Adorno ist keineswegs hinter Marx’ Erkenntnisse und Philosophiekritik zurückgefallen. Beide sind sich einig, dass die Kritik an der idealistischen Philosophie, insbesondere in ihrer am weitest entwickelten Form bei Hegel, nicht obsolet geworden ist. Vielmehr sei die Wiederaufnahme der Philosophie von Marx’ Kritiken angespornt worden und nur mittels der „schärfsten Selbstkritik“ der Philosophie (Adorno 2007: 87) möglich, wie Adorno in einer seiner Vorlesungen über *Negative Dialektik* sagte, „einer Selbstkritik selbstverständlich, die anschließen muß an die letzten sichtbaren Gestalten, die sie gefunden hat“ (ebd.: 87) (vgl. ebd.: 72/85 und Adorno GS 6: 156).

Diese Selbstkritik der Philosophie hat Adorno maßgeblich mit seinem Werk *Negative Dialektik* geleistet. Mit der Entfaltung seiner Gedanken zu negativer Dialektik hat Adorno durch die bestimmte Negation der Philosophie, vor allem Kants, Hegels und Heideggers, diese fortgeführt, indem er zugleich ihre bisherigen metaphysischen Gestalten verworfen, sich ihrer wahren Momente bemächtigt und der Philosophie eine neue Richtung gegeben hat.

Diese zeichnet sich im Wesentlichen dadurch aus, dass Philosophie, anders als Marx sie kannte, nicht mehr auf eine kohärente und umfassende Darstellung einer systemischen Totalität von Natur-, Denk-und Gesellschaftsformen hinarbeitet, wie es in der Geschichte der Philosophie insbesondere bei Hegel der Fall gewesen ist und wie es der Tendenz nach das Ziel der westlich-abendländischen Philosophie gewesen ist.

Denn erstens hat Marx im *Kapital* das Bewegungsgesetz der bürgerlichen Gesellschaft als negative Totalität beziehungsweise negative Ontologie enthüllt und mit ihm die Vermittlung des Zusammenhanges von Gesellschafts-, Natur-, und Denkformen über die historisch spezifische Form der gesellschaftlichen Arbeit (vgl. ebd.: 22/128/305 und Adorno 2007: 141f./240). Gesellschaftstheorie in diesem Sinne ist dementsprechend für Adorno und die mit ihm verbundenen Theoretiker wie Max Horkheimer oder Herbert Marcuse nicht mehr zwingend Gegenstand von Philosophie.

Zweitens unterstellt Philosophie als idealistische Konstruktion eines einheitlichen Systems die bruchlose Identität von Wirklichkeit und Darstellung beziehungsweise von Realität und Begriff. Den vom Gedanken geschaffenen Systemen werden die Gegenstände (Formen der Natur, des Denkens und der Gesellschaft) untergeordnet, zugerichtet, damit sie ins System passen, und dadurch letztlich theoretisch gerechtfertigt, dass sie positiv, als vernünftig, dargestellt werden. Adorno hält dieser traditionellen Philosophie und ihrer Präsupposition, dass die bestehenden Verhältnisse vernünftig eingerichtet seien und sie nur richtig auf den Begriff gebracht werden müssten, entgegen, dass sie durch ihre positive Darstellung der Totalität die Herrschaft und Ausbeutung in der Wirklichkeit intellektuell in der Sphäre des Denkens und der Kultur verlängern beziehungsweise sie verdoppeln.

Die verschiedenen Formen traditioneller Philosophie werden von Adorno wie von Marx dementsprechend als Ideologien im klassischen Marx'schen Sinn, als gesellschaftlich und historisch jeweils besondere notwendig falsche Bewusstseinsformen begriffen (vgl. Hawel 2008). Sie bilden Elemente des von der historisch spezifischen Form der politischen Ökonomie hervorgebrachten Verblendungszusammenhangs und sind als solche Teil der zweiten Natur kapitalistischer Gesellschaften. Diese zweite Natur zeichnet sich dadurch aus, dass sie die Formen der Gesellschaft und des Denkens als vermeintlich der Praxis der Akteure der Klassengesellschaft enthobene verdinglicht.

Wenn einerseits die Darstellung der gesellschaftlichen Verhältnisse von Marx geleistet wurde und andererseits Philosophie als Ideologie entlarvt worden ist, stellt sich die Frage: Wozu noch Philosophie oder was bleibt philosophischem Denken? Adornos Antwort ist eindeutig. Philosophie ist als negative Dialektik an Modellen durchgeführte, historisch-materialistische, dialektische, antisystematische und immanente Kritik falschen Bewusstseins geistiger Gedankengebäude, insbesondere der Philosophie, und anderer kultureller Phänomene des gesellschaftlichen Überbaus (für eine Bestimmung der einzelnen Elemente negativer Dialektik (vgl. die folgenden Kapitel 2.1-2.6).

Adornos Selbstkritik und Neuausrichtung der Philosophie auf Ideologiekritik knüpft sowohl an der Form (Darstellung) bisheriger Philosophie als auch an ihrem ideologischen Inhalt und ihrer gesellschaftlichen Funktion an. Dabei erkenne er „die übliche Trennung von Methode und Inhalt nicht an", weil „die sogenannten methodischen Erwägungen ihrerseits von inhaltlichen Erwägungen abhängig sind" (Adorno 2007: 15). Negative Dialektik ist insofern zugleich eine inhaltliche Positionierung gegenüber ideologischen Gebilden und ein Verfahren, diesen zu begegnen. Inhalt und Vorgehen negativer Dialektik bewähren sich nicht unabhängig voneinander und von den Gegen-

ständen, mit denen sie konfrontiert werden, sondern nur in der Durchführung am konkreten partikularen Modell. Mittels der Ausführung negativer Dialektik am Modell wird die Eigenständigkeit von Methode und Inhalt wieder aufgehoben. Das Verfahren, das Adorno in der Einleitung zu *Negative Dialektik* philosophisch bestimmt, dessen Elemente er erörtert, und das er schließlich an verschiedenen Modellen praktisch durchführt, ist die immanente Kritik.

Während Marcus Hawel das „ideologiekritische Verfahren der immanenten Kritik" (Hawel 2008, vgl. Hawel 2006: 105) maßgeblich auf Marx zurückführt und Titus Stahl seine Entwicklung Hegel, Marx und der ersten Generation der kritischen Theorie zuspricht (vgl. Stahl 2013: 9ff.), verortet Adorno dessen Ursprung bei Hegel, der seiner Meinung nach jedoch am Vollzug immanenter Kritik letztlich gescheitert sei.[26] Marx habe sie daraufhin „weithin" (Adorno GS 6: 197) fortgeführt. Adorno verfolgt mit der Entfaltung der negativen Dialektik nicht zuletzt das Vorhaben, den von Hegel nicht erfüllten Anspruch auf die Exekution immanenter Kritik einzulösen.

Immanente Kritik ideologischer Gebilde basiert auf der Erkenntnis, „nicht die Ideologie an sich sei unwahr, sondern ihre Prätention, mit der Wirklichkeit übereinzustimmen" (Adorno GS 10.1: 27).[27] Das Ziel immanenter Kritik ist daher auch nicht, das Kritisierte in Bausch und Bogen zu verwerfen, sondern seine ideologischen Elemente als solche rücksichtslos zu denunzieren, ihr affirmatives Verhältnis zur bestehenden Gesellschaftsordnung offenzulegen und über die es tragenden Partikularinteressen aufzuklären (vgl. Hawel 2008). Um es zugespitzt mit Adornos Worten zu sagen: Es geht darum, „der Gesellschaft die Rechnung zu präsentieren, welche die Sache nicht einlöst" (Adorno GS 10.1: 28). Um den Wahrheitsgehalt der Elemente einer kritisierten Theorie zu bewahren, sind sie von ihren ideologischen Momenten zu sondern und in eine kritische Gesellschaftstheorie aufzunehmen. Insofern konstatiert Marcus Hawel zutreffend, dass sich Kritik „mithin an dem Kern von Rationalität in der synkretistischen Verschränkung von Wahrem und Unwahrem" (Hawel 2008) abarbeite, die Ideologien auszeichne.

Beides zusammengenommen ist Adornos immanente Kritik der Philosophie, wie sie sich bis zu Marx' vernichtendem Urteil über das Ende der Philo-

---

26 Vgl.: „Damit verrät man Hegel nicht an den Empirismus, sondern hält seiner eigenen Philosophie die Treue: dem Desiderat immanenter Kritik, das zu den zentralen Stücken seiner Methode rechnet." (Adorno GS 5: 297)

27 Hawel hebt mit Bezug auf Adorno entsprechend zu Recht hervor, dass Ideologien nur in Gesellschaften aufträten, deren Wesen und Erscheinung nicht unmittelbar zusammenfielen und somit ein Spannungsfeld vorhanden sei, in dem Darstellungen der Wirklichkeit entstehen könnten, die diese legitimieren und verschleiern, damit der Widerspruch zwischen den Versprechen der jeweiligen Gesellschaftsform und ihrer realen Nicht-Erfüllung nicht unverhüllt erkennbar werde (vgl. Hawel 2008).

sophie in den *Thesen über Feuerbach* entfaltet hatte, entgegen Adornos Intention, dialektisch im klassischen Sinne: Negative Dialektik, das heißt immanente Kritik der idealistischen Philosophie, bringt als Negation der Negation eine neue Position, eine neue Philosophie, hervor.

Allerdings unterscheidet sie sich dabei grundlegend von den positivistischen, ontologischen und von den idealistisch-dialektischen Philosophien. Negative Dialektik führt nicht zu einer neuen Position im Sinne einer logisch-notwendigen Fortentwicklung des Geistes oder der Begriffe, die präsupponieren, sie seien identisch mit ihrem Gegenstand. Vielmehr gelangt man durch immanente Kritik zu einer neuen Position im Sinne einer neuen Form der Philosophie. Die Kritik extrahiert als bestimmte Negation der Ideologien die Elemente der kritisierten Gedankengebilde, die für eine Kritik der Gesellschaft von Bedeutung sind, und hebt sie auf eine neue Stufe, indem sie die kritisierten Termini innerhalb der kritischen Gesellschaftstheorie neu bestimmt und in eine neue Konstellation von Begriffen bringt. Die neue philosophische Position transzendiert durch ihre Kritik die klassische Philosophie sowohl in Form als auch im Inhalt.[28]

Ferner gelangt man durch negative Dialektik zu einer neuen Position in dem Sinne, dass sie Anweisung, unbedingtes Drängen zu progressiver, positiver Praxis ist, ohne dass Theorie zur Handlungsanleitung degeneriert oder sich idealistisch anmaßt, identisch mit Praxis zu sein. Ohne eine solche, von Theorie geschiedene Praxis, dessen ist sich Adorno bewusst, werden weder die gesellschaftlichen Verhältnisse verschwinden, aus deren Poren die Ideologien herausströmen, noch die Ideologien ihren Wahrheitsgehalt in dem Sinne verlieren, dass sie Wirklichkeit schief ausdrücken und dadurch dennoch etwas über den Zustand der Gesellschaft aussagen. Begnügte die Kritik sich in sich, verkäme sie zur Ideologie, weil „sie bloß Kritik der Ideologie bleibt“ (Adorno GS 10.1: 19f.). „Der Kampf gegen die Lüge“ ohne Rückbezug auf die gesellschaftliche Basis und die ihr virulenten Interessen käme „dem nackten Grauen zugute“ (ebd.: 20), weil sie tatenlos bliebe wie die von den gesellschaftlichen Verhältnissen ohnmächtig gemachten Individuen. Allen Unken-

28 Die Entwicklung der negativen Dialektik aus der immanenten Kritik der bisherigen Philosophie, insbesondere Hegels, und aus Marx’ Zurückweisung der Philosophie dürfte als Beleg dafür ausreichen, dass auch mit der negativen Dialektik eine Position entwickelt wird. Ein anderes Modell für diese These ist der Begriff der Totalität, der in der historisch-materialistischen Gesellschaftstheorie zwar nach wie vor die Gesamtheit einer gesellschaftlichen Formation bezeichnet. Anders als bei Hegel ist diese aber nicht mehr das Resultat eines sich selbst entfaltenden Weltgeists, einer den Menschen übergeordneten Vernunft oder Gottheit, sondern das Ergebnis einer sich beständig wiederholenden gesellschaftlichen Praxis, die sich gegenüber dem einzelnen Individuum vergegenständlicht und relativ verselbstständigt.

rufen zum Trotz hat Adornos Philosophie die Beziehung zur Praxis, die nicht mit Aktionismus zu verwechseln ist, also keineswegs aufgegeben.

Um Adornos Verfahren der immanenten Kritik vor dem Hintergrund einer überschaubaren Literaturlage inhaltlich weiter zu begründen und das auf ihr basierende texthermeneutische Vorgehen in den folgenden drei Kapiteln der vorliegenden Arbeit transparent zu machen, wird im Folgenden auf zentrale Elemente negativer Dialektik eingegangen, die das Verfahren der immanenten Kritik anleiten.

2.1 Kritik

Adorno geht davon aus, dass dem Denken von Beginn an ein kritisches Moment innewohnt, das darin besteht, sich nicht mit der unmittelbar vorgefundenen Wirklichkeit abzufinden, solange diese das Leiden der fühlenden Kreaturen perpetuiert.[29] Im Verlauf des Zivilisationsprozesses aber hat sich eine Dialektik des Denkens herausgebildet, durch die jenes in sein Gegenteil umgeschlagen ist. Das Denken ist als Teil der Praxis der Menschen der Naturbeherrschung untergeordnet und ihr eingegliedert worden. Es ist eine der zugerichteten Produktivkräfte, mit denen die herrschenden Klassen sich die anderen Menschen und die Natur Untertan gemacht haben. In der gegenwärtigen Gesellschaftsform ist es reell und formell dem Kapital und dessen Erfordernissen subsumiert und angepasst.

Denken dient daher nicht mehr dazu, die gegebene Wirklichkeit im Sinne der Aufhebung des Leidens zu erkennen, sondern die bestehenden Verhältnisse der Gesellschaft aufrechtzuerhalten – und zwar in einem doppelten Sinne: einerseits indem das Denken zum Beispiel in Form der Naturwissenschaften direkt dem kapitalistischen Reproduktionsprozess einverleibt und zu seiner Fortsetzung genutzt wird, etwa durch die Erfindung neuer Produktivkräfte zur Steigerung des (relativen) Mehrwerts. Andererseits verschleiert und legitimiert das Denken das durch die gesellschaftlichen Verhältnisse hervorgerufene Leiden. Philosophie weist historisch die in Hegels Werk kulminierende Tendenz auf, eine möglichst genaue systematische Darstellung der Wirklichkeit, der Gesellschafts-, Natur- und Denkformen, mit einem endlichen Set an Begriffen vorzunehmen, ohne jedoch durch die eigene Darstellung deutlich zu machen, dass die Gegenstände nicht positiv im Sinne einer Aufhebung des

29 „Denken ist a priori Kritik. […] Die Denkformen wollen a priori weiter, als was bloß vorhanden, gegeben ist.“ (Adorno 2007: 163, vgl. Adorno GS 6: 30/48 und Adorno 2007: 237.)

Leidens sind. Indem die Philosophie und auch die traditionelle Theorie, wie sie Max Horkheimer definiert hat[30], die Wirklichkeit positiv, das heißt als vernünftig darstellen, affirmieren sie die bestehenden Verhältnisse als gesellschaftlichen Ideal- oder zumindest Soll-Zustand. Sie unterstellen, dass alle Momente des gesellschaftlichen Zusammenhangs bereits in ihm aufgegangen sind, vollkommene Identität der Darstellung des Zusammenhangs mit der objektiven Wirklichkeit, die ein Außen nicht mehr zulässt. Dies ist gleichbedeutend mit einer gedanklichen Vorwegnahme einer befreiten Gesellschaft. Ein positives gedankliches System unterstellt einen gesellschaftlichen Zustand der Versöhnung, den es (noch) nicht gibt, macht sich als gedankliche Reproduktion der bestehenden gesellschaftlichen Verhältnisse mit diesen gemein (vgl. Adorno GS 6: 145) und prolongiert aufgrund der Verdinglichung der gesellschaftlichen Beziehungen und des Denkens die Naturwüchsigkeit des Kapitalismus, seine zweite Natur (vgl. GS 3: 162). Insbesondere darin besteht die „kritiklose Komplizität der Philosophie mit der Zivilisation“ (Adorno 2007: 201). Dabei bleibt das Ganze so lange das Unwahre (vgl. Adorno GS 4: 55), wie das Leiden buchstäblich nicht aus der Welt geschafft worden ist.

Negatives Denken beziehungsweise philosophische Kritik im Sinne Adornos hingegen ist eine dreifaltige Reaktion auf die Negativität des Bestehenden (vgl. ebd.: 26/219), aus der seine kritische Philosophie sich speist und sich antreiben lässt (vgl. Adorno GS 6: 62).

Philosophie als Kritik überführt erstens die vermeintliche Identität von Begriff und objektiver Wirklichkeit der Unwahrheit, indem mit der Fortentwicklung der Dialektik durch die begrifflichen Vermittlungen hindurch das der Objektivität Nichtidentische aufgezeigt wird.[31]

Zweitens bricht kritische Theorie die Vorherrschaft des Denkens gegenüber seinen Objekten, indem sie die Beziehung und Abhängigkeit des Denkens von seinem Objekt reflektiert. Diese beiden Kritiken implizieren, dass sich Philosophie nicht im Dreischritt von These, Antithese und Synthese weiterführen lässt. Aus der Negation der Negation kann *in* der Philosophie in Abgrenzung zur oben ausgeführt dialektischen Fortentwicklung *der* Philosophie keine Position mehr folgen, weil sie sonst in affirmativ-positive Metaphysik zurückfiele. Vielmehr kann sie nur noch als Selbstreflexion des Denkens fortgeführt werden. Aus der bestimmten Negation der Philosophie ergibt sich

30 Horkheimer legt in seinem Essay *Traditionelle und Kritische Theorie* (Horkheimer GS 4: 162-225) ausführlich dar, welches die wesentlichen Unterschiede zwischen klassischer, „traditioneller“ und Kritischer Theorie sind.

31 Philosophie bleibt für diese Kritik keine andere Möglichkeit, als die herrschaftlich zugerichtete Philosophie selbst samt ihrer Kategorien aufzunehmen und sie gegen sich selbst zu richten. Oder wie Adorno sagt: „Der philosophische Zwangscharakter ist zu brechen, indem er streng genommen und beim Namen gerufen wird […].“ (Adorno GS 5: 15)

also nicht nur eine Neuausrichtung des Denkens in Bezug auf seinen Inhalt und seinen Gegenstand, sondern auch in Bezug auf seine Form. Diese Formwandlung der Philosophie bei Adorno wird unten noch weiter erläutert.

Kritische Theorie richtet sich schließlich drittens mittels Ideologiekritik als „Gesellschaftskritik" gegen die „Realität die nicht so ist, wie ihr Begriff es verspricht" (Adorno 2007: 219) und das Leiden der fühlenden Kreaturen perpetuiert (vgl. Hawel 2006: 104). Kritik ist also keineswegs „auf den engeren politischen Bereich zu beschränken" (Adorno GS 10.2: 785). Vielmehr ist sie der Versuch, Widerstand gegen Ausbeutung und Herrschaft zu leisten und „der Freiheit Zuflucht zu verschaffen" (ebd.: 464).[32]

Für die vorliegende Arbeit bedeutet dieses Element immanenter Kritik, dass die in den Folgekapiteln untersuchten Theorien und Begriffe dahingehend geprüft werden müssen, ob sie ein kritisches Verhältnis zu den bestehenden Verhältnissen nicht nur dem Willen und Bekunden der Autoren nach, sondern objektiv einnehmen. Sie müssen daraufhin analysiert werden, ob sie metaphysische Erklärungen und identitätslogische Verdoppelungen der Wirklichkeit erzeugen oder nicht.

2.2 Immanenz

Die Kritik als hermeneutisches Verfahren wird am Gegenstand, in der vorliegenden Arbeit an den Theorien zum gesellschaftlichen Naturverhältnis, immanent geübt. Allein diese Form der Kritik sei nach Adorno „legitim" (Adorno GS 3: 40). Immanente Kritik stellt dem Objekt der Kritik nicht ein Prinzip gegenüber oder legt ihm besondere vorgefertigte, ihm äußere Maßstäbe an, um ihn daran zu messen. Sie gliedert den Gegenstand auch nicht in bereits bestehende begriffliche Systeme ein. Philosophischer Idealismus kann zum Beispiel nicht dadurch immanent kritisiert werden, dass man ihm den Materialismus gegenüberstellt und dessen Absenz bemängelt, sondern man müsste zeigen, wie der Idealismus aus sich heraus falsch wird, weil er in Widerspruch mit sich selbst und seinem Gegenstand gerät.

Immanente Kritik nehme also „die unvermittelte Unmittelbarkeit, die Formationen, welche die Gesellschaft und ihre Entwicklung dem Gedanken präsentiert, tel quel an, um durch Analysis ihre Vermittlungen freizulegen, nach

32 „Ideologiekritik" sei, Adorno zufolge, ausdrücklich „kein Peripheres und Innerwissenschaftliches, auf den objektiven Geist und die Produkte des subjektiven Beschränktes, sondern philosophisch zentral: Kritik des konstitutiven Bewußtseins selbst." (Adorno GS 6: 151)

dem Maß der immanenten Differenz der Phänomene von dem, was sie von sich aus zu sein beanspruchen“ (Adorno GS 6: 48). Sie schmiegt sich dem Gegenstand der Kritik an, überlässt sich ihm, gehe „der Inadäquanz von Gedanke und Sache nach“, um sie „an der Sache zu erfahren“ (ebd.). Die Kritik müsse „der Sache sich überantworten“ (Adorno GS 10.2: 601), sich in sie versenken, um sie aus sich heraus mit ihren eigenen Argumenten, Theorien und Begriffen anhand der in ihr vorhandenen Widersprüche und ihrer Widersprüche mit den bestehenden Verhältnissen zu kritisieren. Es geht darum, Theorien und Begriffe, wie es Marx sagt, „auf ihrem eigenen Terrain mit ihren eigenen Waffen zu schlagen“ (MEW 6: 224), indem man „ihnen ihre eigne Melodie vorsingt“ (MEW 1: 381) (vgl. Hawel 2006: 105, Hawel 2008 und Stahl 2013: 9f.). In diesem Sinne ist immanente Kritik „bestimmte Negation“ (Adorno 2007: 40).

Mit dieser Argumentation umgeht Adorno erstens die Gefahr, einer dogmatischen Kritik zu verfallen, die nicht von Argumenten geleitet wird, sondern dem einen Standpunkt nur einen anderen entgegenhält, der Anspruch auf seine eigene Richtigkeit erhebt (vgl. ebd.: 22). Immanente Kritik „bezieht nicht vorweg einen Standpunkt. Zu ihr treibt den Gedanken seine unvermeidliche Insuffizienz, seine Schuld an dem, was er denkt.“ (Adorno GS 3: 17) Außerdem schützt ihn das immanente Verfahren davor, selbst ein Erstes, einen Ursprung zu setzen (vgl. Adorno GS 6: 50 und Adorno 2007: 249). Jedes Prinzip, das sich selbst als Ursprung wieder setzt, ist Produkt des subjektiven Geistes, und kehrt damit zum Idealismus zurück.[33]

Immanente Kritik wird, wie bereits angedeutet, vom Inhalt des Objekts determiniert, der Vorrang gegenüber der Methode und der Form des Objekts hat (vgl. ebd.: 205). „Die Blindheit, mit welcher der Gedanke dem, worauf er geht, ohne Hypostase, wenn man will, ohne Methode, sich überantwortet, ist methodisches Prinzip.“ (Ebd.: 251) Adorno gesteht die daraus „notwendig“ resultierende „Insuffizienz der Methode“ (ebd.: 211) bereitwillig ein. Immanente Kritik ist als Methode nicht dem Inhalt des zu kritisierenden Gegenstands äußerlich, sie wird nicht auf diesen „angewandt“. Vielmehr ist sie immer wieder am und durch den Gegenstand von Neuem zu entfalten. Sie bewährt sich erst durch ihre Ausübung am konkreten Objekt. Immanente Kritik besitze folglich, wie oben bereits kurz erwähnt, nicht „in sich sondern allein in ihrer Durchführung“ (ebd.: 211) ihre Legitimation. Durch dieses Vorgehen soll die Kritik ihren Objekten gerecht werden, von denen keines wie das an-

33 Insofern sind auch einige Marxisten in ihrer Idealismuskritik zu voreilig, wenn sie so tun, als hätten Ideologien nichts mit der Wirklichkeit zu tun oder als könnten sie nichts über sie aussagen und wenn diese Marxisten statt die Entstehung und Wirksamkeit von Ideologien zu untersuchen, sich schlicht positiv auf den historischen Materialismus berufen.

dere abgefertigt, sondern nur jedes in seiner Besonderheit behandelt werden kann.

Ideologische Gedankengebäude und ihre Begriffe werden durch immanente Kritik als solche entlarvt, ohne jedoch zu unterschlagen, dass es einen Grund für ihre Existenz und eine reale, gelebte Wirkmächtigkeit in der Wirklichkeit gibt, der mehr als nur ein erkenntnistheoretischer Irrtum ist. Ideologieproduktion ist ein wesentlicher Teil kapitalistischer Vergesellschaftung. Daher nehme, wie oben bereits kurz erwähnt, das immanent kritische Verfahren die Erkenntnis ernst,

„nicht die Ideologie an sich sei unwahr, sondern ihre Prätention, mit der Wirklichkeit übereinzustimmen. Immanente Kritik geistiger Gebilde heißt, in der Analyse ihrer Gestalt und ihres Sinnes den Widerspruch zwischen ihrer objektiven Idee und jener Prätention zu begreifen. Und zu benennen, was die Konsistenz und Inkonsistenz der Gebilde an sich von der Verfassung des Daseins ausdrücken. Solche Kritik bescheidet sich nicht bei dem allgemeinen Wissen von der Knechtschaft des objektiven Geistes, sondern sucht dies Wissen in die Kraft der Betrachtung der Sache selbst zu umzusetzen." (Adorno GS 10.1: 27)

Für die vorliegende Arbeit bedeutet die Bestimmung der Immanenz für die Kritik als texthermeneutisches Verfahren, dass die in den jeweiligen Modellen implizit oder ausdrücklich formulierten Motive, Argumente und Normen an sich selbst gemessen werden müssen. Ihre Analyse kann nicht in Form eines Standpunktabgleichs geschehen, durch den Theorien nicht inhärente Argumente, Motive usw. an die untersuchten Modelle herangetragen würden. Stattdessen müssen die den Modellen innewohnenden Unzulänglichkeiten, Unterlassungen und Widersprüche mit sich und mit dem Gegenstand, den sie behandeln, aus ihnen heraus entwickelt werden.

2.3 Die Grenze immanenter Kritik

Immanente Kritik ist selbst beschränkt. Denn reine Immanenz bedeutete nichts anderes, als der Kritik des Kritisierten verhaftet zu bleiben, sich letztlich mit der Kritik im Kreis zu drehen und Kritik um ihrer selbst willen zu betreiben. Verbliebe sie bei sich, wäre sie verdinglicht gegen die Wirklichkeit und die sie formierende gesellschaftlich Praxis. Letztlich wäre eine solche hermetische Abriegelung der Theorie gleichbedeutend mit ihrer eigenen Ohnmacht, nicht weil sie an ihrer praktischen Umsetzung scheiterte, sondern weil sie ihre Beziehung zur Wirklichkeit aufgäbe und damit selbst zur Reproduktion der gesellschaftlichen Verhältnisse in der Wirklichkeit beitrüge. „Imma-

nente Kritik hat ihre Grenze daran, daß schließlich das Gesetz des Immanenzzusammenhanges eins ist mit der Verblendung, die zu durchschlagen wäre.“ (Adorno GS 6: 183)

Sie bewahrt sich vor der Integration in diesen Zusammenhang jedoch nicht dadurch, dass sie vorgibt, über ihn hinaus zu sein, sondern mittels der durchgeführten Kritik.[34]

Um bedingungslos auf das Bestehende reflektieren zu können, bedürfe es laut Adorno der „volle[n], unreduzierte[n] Erfahrung im Medium der begrifflichen Reflexion: ‚geistiger Erfahrung‘“ (Adorno 2007: 114). Diese bildet sich an der Wirklichkeit und muss stets von Neuem mit der Bewegung der Gesellschaft in Theorie und Praxis konfrontiert werden, damit sie sich nicht mit sich selbst begnügt.[35] Insofern besitze immanente Kritik die „Freiheit, aus

34 Diese Reflexion dichtet die vorliegende Arbeit auch gegen die naive Kritik ab, der Autor bediene sich eines anderen – klassisch marxistischen – Standpunktes und verlasse den Bereich der Immanenz. Selbstverständlich verfolgt die in den Kapiteln 3, 4 und 5 formulierte Kritik der Theorie eine Intention, aber eben nicht (nur), weil eine andere Theorie „besser“ ist, sondern weil man den Theorien innere Widersprüche und andere Mängel nachweisen kann.

35 In der Einleitung zu *Negative Dialektik* umschreibt Adorno dieses unhintergehbare Moment der Erfahrung der falschen Verhältnisse folgendermaßen: „Das Freie am Gedanken dagegen repräsentiert die Instanz, die vom emphatisch Unwahren jenes Zusammenhangs schon weiß. Ohne dies Wissen käme es nicht zum Ausbruch, ohne Zueignung der Gewalt des Systems mißglückte er. Daß die beiden Momente nicht bruchlos verschmelzen, hat seinen Grund in der realen Macht des Systems, die einbezieht, auch was es potentiell übersteigt. Die Unwahrheit des Immanenzzusammenhangs selber jedoch erschließt sich der überwältigenden Erfahrung, daß die Welt, welche so systematisch sich organisiert, wie wenn sie die von Hegel glorifizierte verwirklichte Vernunft wäre, zugleich in ihrer alten Unvernunft die Ohnmacht des Geistes verewigt, der allmächtig erscheint.“ (Adorno GS 6: 40) Vgl. auch: „Ganz ohne Wissen von außen freilich, wenn man will, ohne ein Moment von Unmittelbarkeit, eine Dreingabe des subjektiven Gedankens, der übers Gefüge von Dialektik hinausblickt, ist keine immanente Kritik fähig zu ihrem Zweck.“ (Adorno GS 6: 183) „Freilich ist die immanente Kritik der Erkenntnistheorie selber von der Dialektik nicht ausgenommen. Während die Immanenzphilosophie – die Äquivokation logischer und erkenntnistheoretischer Immanenz mahnt an einen zentralen Zusammenhang – nur immanent, also durch Konfrontation mit der eigenen Unwahrheit zu sprengen wäre, ist ihre Immanenz selber die Unwahrheit. Von dieser Unwahrheit muß immanente Kritik transzendent wissen, um nur anzuheben. […] Der Begriff der Immanenz setzt der immanenten Kritik die Schranke. Wird eine Behauptung an ihren Voraussetzungen gemessen, so verfährt man immanent, nämlich den formallogischen Regeln gehorchend, und Denken wird zum Kriterium seiner selbst. Daß aber nicht alles Sein Bewußtsein sei, ist nicht als Denknotwendigkeit in der Analyse des Seinsbegriffs beschlossen, sondern gebietet der Geschlossenheit einer solchen Analyse Einhalt. Das Nichtdenken denken: das ist keine bruchlose Denkkonsequenz, sondern suspendiert den denkerischen Totalitätsanspruch. Immanenz aber, im Sinne jener Äquivokation von Bewußtseins- und logischer Immanenz, ist nichts anderes als solche Totalität. Dialektik negiert beides in einem. Wahr ist die Erkenntnistheorie, insofern sie der Unmöglichkeit des eigenen Ansatzes Rechnung trägt und in jedem ihrer Schritte von dem Ungenügen der Sa-

dem Gegenstand herauszutreten, die der Identitätsanspruch abschneidet“ (Adorno GS 6: 39). „Ganz ohne Wissen von außen freilich“, so schreibt Adorno in *Negative Dialektik*, „ist keine immanente Kritik fähig zu ihrem Zweck.“ (Ebd.: 183) Sie setzt bereits die Erfahrung vom ideologischen Charakter ihres Gegenstandes und das Hinaustreten aus ihm voraus, noch bevor sie entfaltet wird. Der „Selbstbewegung des Objekts vermag nur zu folgen, wer dieser nicht durchaus angehört“ (Adorno GS 10.1: 23). Immanent Kritik zu üben, bedeutet also auch, ihren Gegenstand gleichzeitig immanent und „von außen“ (Adorno GS 6: 149) zu durchdringen. Der „qualitative Sprung“ (ebd.: 183) aus der reinen Immanenz des Objekts stellt sich aber erst im Vollzug der immanenten Kritik ein. In ihr und durch sie muss sich die geistige Erfahrung bewahrheiten.

In der vorliegenden Arbeit zeigt sich die Grenze der immanenten Kritik darin, dass aus den inneren Logiken der zu behandelnden Theorien zum gesellschaftlichen Naturverhältnis bereits hinausgetreten werden musste, bevor sie zu Objekten der Kritik gemacht werden konnten. Sie sind als „Synkretismus aus Wahrem und Falschem“ (Hawel 2008) erfahren worden, noch bevor sie ihren immanenten Logiken folgend systematisch untersucht wurden. Aber erst durch die immanente Kritik, die sich ihrer Grenze bewusst ist, wird der ideologische vom wahren Gehalt der analysierten Theorien geschieden.

2.4 Materialismus

Denken als Kritik habe Adorno zufolge seinen Antrieb seit jeher nicht in sich, sondern im Leiden, das den falschen gesellschaftlichen Verhältnissen entspringe, und im Drang der leidenden Kreaturen zu dessen Beseitigung (vgl. Adorno GS 6: 202 und Adorno GS 10.2: 470). Die individuelle Erfahrung gesellschaftlich erzeugten und vermittelten Leidens treibt zur Reflexion auf die gesellschaftlichen Verhältnisse und die Ideen von ihr, die bis dato das Leiden perpetuieren und zum Teil potenzieren, um beide so einzurichten, dass sie in den Dienst der Aufhebung des Leidens gestellt werden. Das sich aus der Reflexion speisende Denken mündet über zahlreiche historische und theoretische Vermittlungsschritte in historisch-materialistische Gesellschaftskritik. Immanente Kritik knüpft nicht nur an diese historische Genese an, sondern

che selbst sich treiben läßt. Unwahr aber ist sie durch die Prätention, es sei gelungen, und ihren Konstruktionen und aporetischen Begriffen entsprächen jemals schlicht Sachverhalte. Mit anderen Worten: nach dem Maß der Wissenschaftlichkeit, das ihr eigenes ist.“ (Adorno GS 5: 32f., vgl. zum Begriff der geistigen Erfahrung Adorno 2007: 227-262.)

verkörpert den ihr zugrunde liegenden Impuls als bewusste Reflexion auf die Gesellschaft und ist insofern materialistisch (vgl. Adorno GS 6: 23).

„Das leibhafte Moment meldet der Erkenntnis an, daß Leiden nicht sein, daß es anders werden solle. ‚Weh spricht: vergeh.' Darum konvergiert das spezifisch Materialistische mit dem Kritischen, mit gesellschaftlich verändernder Praxis. Die Abschaffung des Leidens, oder dessen Milderung hin bis zu einem Grad, der theoretisch nicht vorwegzunehmen, dem keine Grenze anzubefehlen ist, steht nicht bei dem Einzelnen, der das Leid empfindet, sondern allein bei der Gattung, der er dort noch zugehört, wo er subjektiv von ihr sich lossagt und objektiv in die absolute Einsamkeit des hilflosen Objekts gedrängt wird. Alle Tätigkeiten der Gattung verweisen auf ihren physischen Fortbestand, mögen sie es auch verkennen, sich organisatorisch verselbständigen und ihr Geschäft nur noch beiher besorgen. Sogar die Veranstaltungen, welche die Gesellschaft trifft, um sich auszurotten, sind, als losgelassene, widersinnige Selbsterhaltung, zugleich ihrer selbst unbewußte Aktionen gegen das Leiden. Borniert freilich im Eigenen, kehrt ihre totale Partikularität sich auch gegen jenes. Ihnen konfrontiert, verlangt der Zweck, der allein Gesellschaft zur Gesellschaft macht, daß sie so eingerichtet werde, wie die Produktionsverhältnisse […] unerbittlich es verhindern, und wie es den Produktivkräften nach hier und heute unmittelbar möglich wäre. Eine solche Einrichtung hätte ihr Telos an der Negation des physischen Leidens noch des letzten ihrer Mitglieder, und der inwendigen Reflexionsformen jenes Leidens." (Ebd.: 203)[36]

Auch wenn die Beendigung des Leidens als fundamentalem Mangel (Hunger, Durst etc.) der Motor gesellschaftlicher Entwicklung und des Denkens ist, ist ihr Resultat jedoch nicht geschichtsphilosophisch determiniert. Die Praxis der Individuen und der Gesellschaft entscheiden über die Einlösung dieses Vorhabens. Um einen planvollen Eingriff in die Gesellschaft zum Besseren überhaupt leisten zu können, der diesen Schritt vollzieht, ist es notwendig, diesen als Ziel der historischen Entwicklung zu erkennen und das Geschehen in der Gesellschaft daran zu messen. Passiert dies nicht, sind die Individuen den gesellschaftlichen Kräften, die aus ihrem bewusst-unbewussten Handeln hervorgehen – der zweiten Natur der gesellschaftlichen Verhältnisse –, ausgeliefert. In der Idee objektiver Wahrheit wird materialistisches Denken notwendig philosophisch, weil die denkenden Individuen diese Wahrheit in der theoretischen Reflexion setzen müssen, wenn sie Befreiung wollen, „trotz und vermöge aller Philosophiekritik" (ebd.: 198). Kritik habe, so schreibt Adorno in *Kulturkritik und Gesellschaft* (Adorno GS 10.1: 11-31), „wie sehr auch ohnmächtig zu trachten, daß es [das Leiden; C.S.] von den Menschen abgewandt werde" (ebd.: 11).

Immanente Kritik ist zudem insofern materialistisch, als dass sie auf dem Wissen gründet, dass der Ursprung des Leidens in den Verhältnissen liegt,

36 Vgl.: „Aller Schmerz und alle Negativität, Motor des dialektischen Gedankens, sind die vielfach vermittelte, manchmal unkenntlich gewordene Gestalt von Physischem, so wie alles Glück auf sinnliche Erfüllung abzielt und an ihr seine Objektivität gewinnt." (Adorno GS 6: 202)

„welche die Menschen zur Ohnmacht und Apathie verdammen und doch von ihnen zu ändern wären; nicht primär in den Menschen und der Weise, wie die Verhältnisse ihnen erscheinen. […] Bewußtsein, verdinglicht in der bereits konstituierten Gesellschaft, ist nicht deren Konstituens." (Adorno GS 6: 191, vgl. Adorno GS 10.2: 457.)

Fest in der Marx'schen Tradition verankert geht Adorno ferner davon aus, dass sich Ideen und Ideologien aus der jeweils historisch besonderen gesellschaftlichen Praxis entwickelten: „Was die Gesellschaft antagonistisch zerreißt […], ist vergeistigt dasselbe, was die Differenz zwischen dem Begriff und dem ihm Unterworfenen zeitigt." (Adorno 2007: 253) Das bedeutet unter anderem, dass Ideen und Begriffe gegenwärtig denselben antagonistischen Charakter wie die gesellschaftliche Totalität besitzen (vgl. Adorno GS 6: 176f., Adorno GS 10.1: 21f. und Adorno 2007: 9/21/36f./211/239) und sie auch nur durch den gedanklichen Nachvollzug ihrer widersprüchlichen Struktur ergründet und kritisiert werden können (vgl. Adorno GS 6: 205 und das nachfolgende Kapitel zur Dialektik).

Adorno hält also unbeirrbar am Primat der Praxis gegenüber der Theorie, wie Marx und Engels es einst formulierten, nicht wie es idealistisch oder vulgärmaterialistisch teilweise hypostasiert worden ist, fest. In *Kulturkritik und Gesellschaft* notiert Adorno den Bezug seiner kritischen Philosophie auf die gesellschaftliche Praxis wie folgt: „Selbst der radikalsten Reflexion aufs eigene Versagen ist die Grenze gesetzt, daß sie nur Reflexion bleibt, ohne das Dasein zu verändern, von dem das Versagen des Geistes zeugt." (Adorno GS 10.1: 27)[37]

Kritische Gesellschaftstheorie, die versucht, diese „radikalste Reflexion" (ebd.: 27) zu leisten, ist nicht zu mehr imstande, als darauf hinzuweisen, dass es des gesellschaftlichen Heraustretens aus dem ideologischen Bann bedarf. Der Beitrag der Philosophie als immanenter Kritik dazu besteht darin, die Kategorien der Philosophie so zu überarbeiten, dass sie auf eine bessere Praxis verweisen, und die ideologischen Verschleierungen und Legitimationen des Bestehenden durch die Kritik des falschen Bewusstseins zu unterminieren sowie dadurch die Auswege für falsche Versöhnungen zu verstellen.

---

37 In *Negative Dialektik* heißt es eindeutig: „In Wahrheit gehen alle Begriffe, auch die philosophischen, auf Nichtbegriffliches, weil sie ihrerseits Momente der Realität sind, die zu ihrer Bildung – primär zu Zwecken der Naturbeherrschung – nötigt. Das, als was die begriffliche Vermittlung sich selbst, von innen her, erscheint, der Vorrang ihrer Sphäre, ohne die nichts gewußt sei, darf nicht mit dem verwechselt werden, was sie an sich ist." (Adorno GS 6: 23) Auch in der *Dialektik der Aufklärung* (Adorno GS 3) findet sich ein ähnlich deutlicher Bezug auf den historischen Materialismus: „Die Allgemeinheit der Gedanken, wie die diskursive Logik sie entwickelt, die Herrschaft in der Sphäre des Begriffs, erhebt sich auf dem Fundament der Herrschaft in der Wirklichkeit." (Adorno GS 3: 20)

Kritik ist entsprechend nicht identisch mit dem gesellschaftlichen Heraustreten selbst, welches nur möglich ist durch eine Veränderung der gesellschaftlichen Praxis. Die Reflexion kann die Erkenntnis der bestehenden Gesellschaft und der sie rechtfertigenden Gedankengebilde durch Kritik befördern, nicht jedoch selber Ideologien aufheben, ohne die antagonistischen Verhältnisse, der sie entstammen, abzuschaffen. In dieser reflektierten Selbstbegrenzung der Kritik kommt ein weiteres Moment, das immanente Kritik als materialistische auszeichnet, zum Ausdruck, das letztlich auch alle utopischen Bilder einer besseren Gesellschaft als Ideologie untersagt, ohne jedoch das utopische Denken aufzugeben.

Materialismus sei nach Adorno schließlich „nicht das Dogma, als das seine gewitzigten Gegner ihn verklagen, sondern Auflösung eines seinerseits als dogmatisch Durchschauten; daher sein Recht in kritischer Philosophie“ (ebd.: 197). Es wird also mit immanenter Kritik kein materialistisches gegen ein idealistisches Prinzip proklamiert, sondern Philosophie wird dadurch materialistisch, dass sie durchgeführte Kritik des Idealismus ist. Materialismus sei, so schreibt Adorno in *Negative Dialektik*, „keine durch Entschluß zu beziehende Gegenposition mehr, sondern der Inbegriff der Kritik am Idealismus und an der Realität, für welche der Idealismus optiert, indem er sie verzerrt“ (ebd.).

Für die vorliegende Arbeit ist die Bestimmung, dass immanente Kritik materialistisch ist und verfährt, insofern von Belang, als dass der Autor und die Leser einerseits über Richtung und Grenzen ihres eigenen Eingriffs informiert sind. Andererseits folgt aus der Bestimmung eine besondere Aufmerksamkeit gegenüber philosophisch idealistischen Positionen innerhalb der Objekte der Kritik, welche Form sie auch annehmen mögen.

2.5 Dialektik

Negative beziehungsweise kritische Philosophie ist dialektisch. Aufgrund der Bestimmungen von Theorie als materialistischer Kritik ist sie an die Bewegungsform der gesellschaftlichen Praxis in der Wirklichkeit gebunden. Die kapitalistische Gesellschaft zeichnet sich in ihrem Inneren durch den dialektischen Widerspruch zwischen Gebrauchswert und Wert – entfaltet bis zum Widerspruch zwischen Kapital und Arbeit – aus (vgl. Kapitel 6.1 und insbesondere 6.1.3). Die Begriffe, die die Bewegungen der gesellschaftlichen Totalität beschreiben, bringen diesen Widerspruch, der die Gesellschaft bestimmt, zum Ausdruck und nehmen die Widersprüchlichkeit des Ganzen in sich auf.

Die von Marx im *Kapital* dargestellte und denunzierte Dialektik der gesamten gesellschaftlichen Bewegung bilde die historische „Ontologie des falschen Zustandes“ (Adorno GS 6: 22), der entsprechend „kein Ewigkeitswert“ (Adorno 2007: 22) besitze. Wer diese dialektische Bewegung des falschen Ganzen aufgreift und nachvollzieht, habe, so Adorno,

„fraglos mit bitterem Opfer an der qualitativen Mannigfaltigkeit der Erfahrung zu zahlen. Die Verarmung der Erfahrung durch Dialektik jedoch, über welche die gesunden Ansichten sich entrüsten, erweist sich in der verwalteten Welt als deren abstraktem Einerlei angemessen. Ihr Schmerzhaftes ist der Schmerz über jene, zum Begriff erhoben. Ihr muß Erkenntnis sich fügen, will sie nicht Konkretion nochmals zu der Ideologie entwürdigen, die sie real zu werden beginnt.“ (Ebd.: 18)

Abzugrenzen ist die Dialektik der immanenten Kritik von der Dialektik als philosophisches Prinzip, philosophische Methode oder geschichtsphilosophische Konstruktion, die eine mutmaßlich ahistorische gesellschaftliche Bewegung beschreibt.

„Dialektische Erkenntnis hat nicht, wie ihre Gegner es ihr vorrechnen, von oben her Widersprüche zu konstruieren und durch ihre Auflösung weiterzuschreiten, obwohl Hegels Logik zuweilen derart prozediert. […] Den Vorwurf der Besessenheit von der fixen Idee des objektiven Antagonismus, während die Sache schon befriedet sei, braucht Dialektik nicht zu scheuen; nichts Einzelnes findet seinen Frieden im unbefriedeten Ganzen.“ (Ebd.: 156)

Die antagonistische Bewegung der gesellschaftlichen Wirklichkeit affiziert also die philosophischen Kategorien. „Dialektik ist in den Sachen, aber wäre nicht ohne das Bewußtsein, das sie reflektiert; so wenig, wie sie in es sich verflüchtigen läßt.“ (Ebd.: 20)

Der schlechte Zustand der bestehenden Gesellschaft ist zwar „der Schauplatz der Dialektik“ (ebd.: 175). Es kann jedoch weder subjektiv-philosophisch aus ihm ausgebrochen noch kann er (geschichts-)philosophisch ungebrochen weiter als System gedacht werden. Dialektik als Reflexionsform „muß sich einschränken aus dem Bewußtsein von sich selbst heraus“ (ebd.: 184), weil sie sonst den Gedanken schneller vor sich hertreibe, als die Wirklichkeit es erlaubte, und wieder dem spekulativen Idealismus oder einer anderen Form der spekulativen Metaphysik verfiele. Dialektik kann also nicht philosophisch als Negation der Negation weitergetrieben werden. Deswegen bleibt Dialektik kritisch, oder: negative Dialektik.

Immanente Kritik kann nur die dialektischen Bewegungen von Kategorien und Wirklichkeit ihrem Charakter entsprechend aufnehmen und nachvollziehen, um sie ihrer Nichtidentität mit sich und mit dem Objekt, das sie ausdrücken sollen, zu überführen und das im dialektischen System Gefangene zum Sprechen zu bringen. Dialektik wird dazu gegen sich und seine philoso-

phische Tradition gerichtet. „Nichts führt aus dem dialektischen Immanenzzusammenhang hinaus als er selber. Dialektik besinnt kritisch sich auf ihn, reflektiert seine eigene Bewegung. Solche Dialektik ist negativ.“ (Ebd.: 145) „Dialektik als Verfahren heißt, um des einmal an der Sache erfahrenen Widerspruches willen und gegen ihn in Widersprüchen zu denken. Widerspruch in der Realität, ist sie Widerspruch gegen diese.“ (Ebd.: 148, vgl. Adorno GS 4: 169f. und Adorno GS 6: 159/358.)

Immanente Kritik ist daher nicht nur in der Lage, indem die Dialektik an der Sache entwickelt wird, die Widersprüche innerhalb der ideologischen Gedankengebilde nachzuweisen, weil diese die gesellschaftliche Wirklichkeit falsch vermitteln – in Widerspruch mit der Sache geraten. Mit immanenter Kritik wird zugleich der Erkenntnis Rechnung getragen, dass Dialektik die von den historisch spezifischen Verhältnissen aufgezwungene, zugerichtete Form der Reflexion, des Denkens darstellt. Schlussendlich wendet immanente Kritik die Dialektik gegen sich selbst, ohne die Wahl der Reflexionsform der individuellen Willkür zu überantworten oder die Dialektik einfach als den falschen Verhältnissen verhaftete aufzugeben. Negative Dialektik sei „in eins Abdruck des universalen Verblendungszusammenhangs und dessen Kritik“ (Adorno GS 6: 397). Die immanenten Kritik basiere also auf „einem veränderten Begriff von Dialektik“ (ebd.: 298) insbesondere im Vergleich zu Hegel infolge ihrer „materialistischen Umwendung“ (ebd.: 314).

Die Bestimmung der immanenten Kritik als dialektisch hat für das Vorgehen in den kommenden Kapiteln 3, 4 und 5 der vorliegenden Arbeit zur Folge, dass die untersuchten Theorien und Begriffe an jenen Stellen dialektisiert werden, an denen sie die den Gegenständen innewohnende Dialektik abbrechen oder unterbrechen. Wenn also der in einer Beziehung zwischen Begriff und Gegenstand oder in einem Begriff liegende Widerspruch nicht vollständig ausgetragen wird, muss die immanente Kritik diesen entwickeln und dadurch Mängel der Theorie beziehungsweise des Begriffs offenlegen.

2.6 Antisystematik und die Kritik am Modell

Aus der immanenten Kritik insbesondere der Hegel’schen Philosophie als positives, idealistisches und dialektisches System und der Selbstkritik der philosophischen Dialektik als Bewegungsform der falschen Gesellschaft in *Negative Dialektik* folgt, dass Philosophie nicht mehr als positives System betrieben werden kann. „Der Totalitätsanspruch der traditionellen Philosophie“, so notiert Adorno in *Philosophie*, „kulminierend in der These von der Vernünf-

tigkeit des Wirklichen, ist nicht zu trennen von Apologetik. Die aber ist absurd geworden. Philosophie, die sich noch als total, als System aufwürfe, würde zum Wahnsystem." (Adorno GS 10.2: 461) Soll Philosophie sich nicht in den Dienst der Reproduktion der gesellschaftlichen Totalität stellen, kann sie nicht die falschen Verhältnisse durch ideologische Theorien verdoppeln, die unterstellen, die Gesellschaft sei schon versöhnt, folglich positiv darstellbar und die Begriffe seien identisch mit der von ihnen dargestellten Sache (vgl. Adorno 2007: 243).

Wenn das System als Darstellungsform der Philosophie verworfen wird, wie kann immanente Kritik dann aber formuliert werden? Adorno optiert nicht nur für eine Aufgabe systematischer Philosophie, sondern schlägt zugleich vor, die Kritik auf besondere, historisch konkrete Gegenstände in ihren jeweiligen Konstellationen zu richten (vgl. Adorno GS 6: 90/298/322). Diese sind zwar Teile der gesellschaftlichen Totalität und als solche auch in diese integriert. Aber sie gehen nicht in ihr auf und sie werden auch nicht vollständig von ihr determiniert. Entsprechend kann durch die Entwicklung der Dialektik eines Gegenstandes und seines Begriffs die Komplizenschaft beider mit den bestehenden Verhältnissen kritisiert werden. Gleichzeitig kann die Kritik auch entfalten, in welchem Sinne der Gegenstand und der Begriff von ihm nicht im Dienst der Reproduktion des Immergleichen stehen. Kritik verwirft also nicht einfach das System (vgl. ebd.: 35 und Adorno 2007: 177).

„Was ehedem das System den Details anschaffen wollte, ist einzig in ihnen aufzusuchen. Weder ob es dort sei noch was es sei, ist vorher dem Gedanken verbürgt. Damit erst käme die durchweg mißbräuchliche Rede von der Wahrheit als dem Konkreten zu sich selbst. Sie nötigt das Denken, vorm Kleinsten zu verweilen. Nicht über Konkretes ist zu philosophieren, vielmehr aus ihm heraus." (Adorno GS 6: 43)

Adorno beabsichtigt also, „die einmal von den Systemen entbundene Kraft des Gedankens in die offene Bestimmung der Einzelmomente zu transponieren" (Adorno GS 6: 35). „Die Negativität des Allgemeinen ihrerseits fixiert die Erkenntnis ans Besondere als das zu Errettende." (Ebd.: 57) Dies ist für Adorno „der einzige Weg, der der Philosophie noch bleibt" (Adorno 2007: 62).

Er schlägt für diese Form der Philosophie, die unumstößlich am Anspruch festhält, Aufklärung überhaupt erst möglich zu machen, ein neues Verfahren vor:

„Die Forderung nach Verbindlichkeit ohne System ist die nach Denkmodellen. Diese sind nicht bloß monadologischer Art. Das Modell trifft das Spezifische und mehr als das Spezifische, ohne es in seinen allgemeineren Oberbegriff zu verflüchtigen. Philosophisch denken ist soviel wie in Modellen denken; negative Dialektik ein Ensemble von Modellanalysen.

Philosophie erniedrigte sich erneut zur tröstlichen Affirmation, wenn sie sich und andere darüber betröge, daß sie, womit immer sie ihre Gegenstände in sich selbst bewegt, ihnen auch von außen einflößen muß. Was in ihnen selbst wartet, bedarf des Eingriffs, um zu sprechen, mit der Perspektive, daß die von außen mobilisierten Kräfte, am Ende jede an die Phänomene herangebrachte Theorie in jenen zur Ruhe komme. Auch insofern meint philosophische Theorie ihr eigenes Ende: durch ihre Verwirklichung.“ (Adorno GS 6: 39, vgl. Adorno 2007: 55.)

Modelle unterscheiden sich fundamental von Beispielen. Während letztere das Beispielhafte wieder zum Exemplar verdammen und nur das allgemein Gesagte am Konkreten erläutern, vollzieht sich immanente Kritik durch das Konkrete hindurch. Modelle erörtern „Schlüsselbegriffe philosophischer Disziplinen, um in diese zentral einzugreifen” (Adorno GS 6: 10). Daher ist es konsequent, wenn Adorno bereits in der Vorrede zu seinem Hauptwerk schreibt, dass dieses auch „Antisystem“ (Adorno GS 6: 10, vgl. Adorno 2007: 41/53) hätte heißen können. Denn negative Dialektik verfährt antisystematisch.

Immanente Kritik bewahrheitet sich erst in der Durchführung am konkreten Modell. Sie besteht weder abstrakt vor dem Modell noch unabhängig von ihm oder durch seine erneute Unterordnung unter ein anderes begriffliches System. Entsprechend müsse kritische Philosophie an jedem Modell „in ihrem Fortgang unablässig sich erneuern, aus der eigenen Kraft ebenso wie aus der Reibung mit dem, woran sie sich mißt; was in ihr sich zuträgt, entscheidet, nicht These oder Position; das Gewebe, nicht der deduktive oder induktive, eingleisige Gedankengang“ (ebd.: 44). Jede Kritik sei dementsprechend am Modell immer wieder von Neuem mit Begriffen „zu komponieren“ (ebd.: 44).

Zugleich ist jedwede begriffliche Komposition der immanenten Kritik an einem Modell als Kritik des ideologischen Scheins bereits ein Eingriff in die Wirklichkeit, der den Schein durchbricht und auf eine andere Praxis verweist. In dieser Weise versucht Adorno, die Kraft der zurichtenden Totalität und ihrer Darstellung in philosophischen Systemen umzuleiten und gegen sie in Stellung zu bringen (vgl. Adorno 2007: 56/64).

„Gelungen aber heißt der immanenten Kritik nicht sowohl das Gebilde, das die objektiven Widersprüche zum Trug der Harmonie versöhnt, wie vielmehr jenes, das die Idee von Harmonie negativ ausdrückt, indem es die Widersprüche rein, unnachgiebig, in seiner innersten Struktur prägt. Vor ihm verliert das Verdikt ‚bloße Ideologie‘ seinen Sinn. Zugleich jedoch hält die immanente Kritik in Evidenz, daß aller Geist bis heute unter einem Bann steht.” (Adorno GS 10.1: 27)

Für die vorliegende Arbeit bedeutet die Bestimmung der immanenten Kritik als antisystematisch, als am konkreten besonderen Modell durchzuführende,

dass jede der zu untersuchenden Theorien des gesellschaftlichen Naturverhältnisses in kapitalistischen Gesellschaften für sich Gegenstand einer eigenen Analyse darstellt. Aus jedem Modell heraus ist zu entwickeln, inwiefern die zu kritisierende Theorie in Widerspruch mit sich und ihren Gegenständen gerät. Auf diese Weise kann herausgefunden werden, ob und inwiefern sie am ideologischen Schleier mitweben, der die Erkenntnis der Gesellschaft verhüllt, und ob und inwiefern sie für die Theoretisierung des gesellschaftlichen Naturverhältnisses in kapitalistischen Gesellschaftsformationen geeignet sind.

2.7 Fazit

Zusammenfassend und abschließend kann folgendes konstatiert werden:

1. Adorno hat die Philosophie nicht nur einem Funktionswechsel von der – von Marx verworfenen – metaphysischen Philosophie, die die gesellschaftlichen Verhältnisse (idealistisch) begrifflich systematisiert und legitimiert, zu einer materialistischen, dialektischen und immanenten Ideologiekritik unterzogen. Er hat auch ihren Gegenstand und ihr Prozedere verschoben. Da Marx die negative Ontologie der falschen Verhältnisse mit der Kritik der politischen Ökonomie bereits geliefert, sie aber nicht zu einer anderen Praxis geführt hat, richtet sich die philosophische Kritik gegen alle Formen der Ideologie. Falsches Bewusstsein wird jedoch nicht dadurch direkt widerlegt, dass man ihm vorhält, dass es falsches Bewusstsein sei und nicht die politische Ökonomie erkläre, sondern durch die immanente Kritik einer historisch spezifischen Form des falschen Bewusstseins und seiner Kategorien.
2. Das zur Analyse geistiger Gebilde (Theorien und Begriffe) von Adorno in Anschluss an Hegel und Marx entwickelte Verfahren, die immanente Kritik, ist kritisch beziehungsweise negativ, immanent, dialektisch, materialistisch und um die Grenze der Immanenz wissend am einzelnen, besonderen und konkreten Modell durchzuführen. Als solches kann es von der Philosophie auch auf die Untersuchung von Gesellschaftstheorie, die nicht primär philosophisch ist, übertragen werden.
3. In den folgenden Kapiteln 3, 4 und 5 der vorliegenden Arbeit wird das dargestellte theoretische Rüstzeug immanenter Kritik dazu dienen, an drei Modellen der Theoretisierung des gesellschaftlichen Naturverhältnisses in der kapitalistischen Gesellschaftsformation theoretische Widersprüche,

Auslassungen und Fehler an den mit ihnen gesetzten Maßstäben anhand von ausgewählten Kernbegriffen zu prüfen. Diese werden vor dem Hintergrund der Erfahrung aus der Wirklichkeit „dialektisiert“, um den (partiell) ideologischen Charakter der untersuchten Begriffe und Theorien zu entfalten. Ziel dieser immanenten Kritiken ist es, anschließend beurteilen zu können, ob sie als Grundlage einer historisch-materialistischen und kritischen Gesellschaftstheorie zur Analyse des Verhältnisses zwischen Natur und kapitalistischer Gesellschaft verwendet werden können.

3 „Naturecultures“ in der postmodernen Philosophie Donna Haraways

> „I was always interested in what counted as nature, and to whom, and at what cost.“ (*Edges and Ecotones*, Haraway 2007b: 7)
> Donna Haraway

Donna Jeanne Haraways (*1944)[38] postmoderne Philosophie beansprucht zwar eine innere Logik für ihre Argumentation. Sie verfolgt aber keine Systematik im Aufbau ihrer Macht- und Wissensanalytik, das heißt, sie strebt nicht danach, eine Gesellschaft als kohärentes System oder abgeschlossene Artikulation sozialer Verhältnisse zu beschreiben oder ein metaphysisches System zu entfalten, wie es zum Beispiel Alfred North Whitehead mit seiner Kosmologie getan hat (vgl. Whitehead 1987), die für Haraway ein wesentlichen Bezugspunkt bildet.[39]

Trotz ihrer philosophisch-methodischen Antisystematik formuliert die US-amerikanische Feministin und (Natur-)Wissenschaftskritikerin nicht nur Motive, die, wie die Soziologin Carmen Gransee schreibt, „über den naturwissenschaftlichen Bereich hinausgehen“ (Gransee 1999: 143). Haraway hat über die letzten Jahrzehnte eine Philosophie entwickelt, die sie als zeitgemäße Kritik einer „neuen historischen Konfiguration“ (Haraway 1996: 366) betrachtet, in der wir ihr zufolge lebten. Einige ihre Kollegen bezeichneten diese als Postmoderne, so Haraway, sie nenne sie „Technoscience“[40] (ebd.). Die

38 Nahezu alle Autoren, die sich vorrangig mit Haraways Theorie befasst haben, haben eine Kurzbiografie vorgelegt. Die umfassendste Darstellung ihres Lebenslaufs ist in Haraway/Nichols Goodeve 2000 in englischer Sprache als Teil eines als Monografie publizierten Interviews zu finden (vgl. auch Haraway/Bhavnani 1994: 20ff.). In Jabloner 2005 findet sich eine ausreichende Darlegung in deutscher Sprache. Ihre wissenschaftliche Laufbahn schildert Haraway ausführlich im Interview mit Reti in *Edges and Ecotones: Donna Haraway's Worlds at UCSC* (Haraway 2007b).

39 Haraway sei laut eigener Aussage „deeply resistant to systems theories of all kinds, including so-called third-order cybernetics and the autopoiesis and structural coupling approaches“ (Haraway 2006b: 139, vgl. Haraway/Harvey 1995: 515, Haraway/Nakamura 2003 und Harrasser 2006/2011: 583).

40 Der Begriff „Technoscience“ setzt sich aus den Wörtern Technology (Technik, Technologie) und Science (Wissenschaft) zusammen. Er bezeichne Haraway zufolge die „bemerkenswerte Verbindung von technologischen, wissenschaftlichen und ökonomischen Praktiken” und „mimes the implosion of science and technology into each other in the last couple of hundred years around the world“ (Haraway 1997b: 210) (vgl. Haraway 1997a). Alle Ursprünge verwiesen, so Haraway, auf eine gemeinsame Schnittstelle, „auf die systematisierte Produktion von Wissen innerhalb industrieller Praktiken” (ebd.) (vgl. Haraway 1995a: 105 und Jabloner 2005: 25). Ursprünglich stammt der Terminus aus Derridas Auseinandersetzung mit Heidegger. Bruno Latour hat ihn dann übernommen und daraufhin hat sich seine

„aktuelle Gestalt der Technoscience“ (Becker-Schmidt 2003: 3) bezeichne laut Regina Becker-Schmidt den umfassendsten und präzisesten Begriff des Haraway’schen Forschungsgegenstands (vgl. Haraway 1997b: 209, Haraway 2000 und Haraway 2007a), von dem Haraway explizit seit Mitte der 1990er-Jahre spricht.[41]

Unter den Bedingungen der Technoscience habe sich Haraway zufolge die Bedeutung der kulturell-diskursiven Wissensproduktion, die sie in Anschluss an Foucaults „Macht/Wissen-Komplex“[42] konzipiert, – und dementsprechend auch die Kritik des Produktionsprozesses von Wissen – fundamental verändert. Sie ist insbesondere dadurch aufgewertet worden, dass die Entwicklung der Technologien nach dem Zweiten Weltkrieg jedwede äußere Grenze der technischen Reproduzierbarkeit der Kultur (bei Haraway der erweiterte Begriff für Gesellschaft) und der Natur aus dem Weg geräumt hat.[43]

Infolgedessen könne jegliches Wissen – Bilder, Ideen, Bedeutungen, Denkmuster, Metaphern oder wissenschaftliche Darstellungen – in der Technoscience, so Haraway, „materielle Gewalt werden” (Haraway 1995c: 7). Die Produktion von Wissen ist bei Haraway dementsprechend gleichzeitig Konstruktion der Wirklichkeit und Vermittlungsinstanz zwischen Sein und Sein-Sollendem.[44] Es ist folglich für sie entscheidend, welches Wissen von wem, wie, mit welchen Strategien und Ausschlüssen materialisiert wird. Vor diesem Hintergrund wird deutlich, warum Haraway Gesellschaftskritik als Erkenntnistheorie betreibt (vgl. Harrasser 2006/2011: 580).

Ihre Zeitdiagnose hat für die theoretische Konzeption des Verhältnisses zwischen Natur und kapitalistischer Gesellschaft weitreichende Konsequenzen. Unter der Prämisse, dass Natur und Gesellschaft vollständig reproduziert werden können, besteht keine wesentliche (ontologische) Differenz mehr zwischen ihnen. Die Grenzziehung zwischen beiden Entitäten kann nicht

---

Verwendung vervielfältigt. In *Modest_Witness@Second_Millennium. FemaleMan©_Meets_OncoMouse™. Feminism and Technoscience* (Haraway 1997a, im Folgenden abgekürzt *MW@SM)* ist sie ausdrücklich Gegenstand der Haraway’schen Abhandlung (vgl. Deuber-Mankowsky 2007: 277).

41 Vor allem in *MW@SM* und in den zur Publikation von *MW@SM* in zeitlicher Nähe veröffentlichten Essays widmet sich Haraway ausdrücklich einer Auseinandersetzung mit der Technoscience. Der Begriff, wie ihn Haraway bestimmt, umfasst aber auch die Gegenstände, die sie zuvor und anschließend erforscht. Näheres zu Technoscience in Kapitel 3.1.2.

42 Vgl. Foucault 1978, Foucault 1981, Foucault 1983 und einführend Demirovic 1995.

43 Zur Rolle der Technologieentwicklung und ihrer Auswirkungen auf das Verhältnis der Gesellschaft zur Natur vgl. Gloy 1995: 11/19, Görg 1999: 7ff., Gransee 1999: 12f., Hayles 2000: 1ff., Weber 2001: 2, Böhme 2003: 15, Böhme/Manzei 2003: 10, Gransee 2003: 187, Görg 2005a: 53 und Wissen 2005: 70ff.

44 In diesen Punkten ähneln Haraways Thesen stark denen Bruno Latours’ (vgl. Latour 2007 und Latour 2010).

mehr aufrechterhalten werden. Natur und Kultur sind für Haraway wie für Bruno Latour (vgl. Latour 2008 und Latour 2010) ineinander implodiert (vgl. Haraway 1995a: 117). Das Resultat dieser Implosion sind „natucultures" (Haraway 2001: 120), das heißt Relationen, die von Kollektiven aus Akteuren und Aktanten in politischen Prozessen mittels des kulturell-diskursiven Apparats der Technoscience entworfen, miteinander eingegangen und im Zuge eines politischen Kampfes naturalisiert würden und die immer sowohl natürlich als auch kulturell seien. Die kulturell-diskursive Wissensproduktion und die darin vorherrschenden politischen Machtverhältnisse vermitteln also zwischen dem, was bislang für die Akteure als Natur gilt, und den „reinventions of nature" (Haraway 1990: 140, vgl. Haraway 1995a).

Entspräche diese Argumentation der Wahrheit, gäbe es weder das Verhältnis zwischen beiden noch existierten Gesellschaft oder Natur als Entitäten vor ihrer kulturell-diskursiven Konstruktion. Auch unter der Voraussetzung, dass Haraway trotz aller antiessenzialistischer Kritik den Naturbegriff nicht verwirft, wäre es folglich streng genommen nicht nur sinnlos, sondern auch ideologisch, von einem Verhältnis oder mehreren Verhältnissen zwischen Natur und Gesellschaft zu sprechen oder ein Verhältnis oder mehrere zwischen beiden wissenschaftlich zu konzipieren und zu denken. Die vorliegende Arbeit verlöre ihre wissenschaftliche Berechtigung.

Donna Haraway vertritt mit diesen Positionen zwar keineswegs eine Mehrheitsmeinung im etablierten Wissenschaftsbetrieb. Nichtsdestotrotz hat ihr wortgewaltiges Werk im Zuge des „cultural turn" der Wissenschaften erstens in den linksliberalen wissenschaftlichen Dispositiven erheblichen Einfluss gewonnen. Über diesen Umweg hat sich ihr Denken auch zweitens in den dazugehörigen sozialen und sozialökologischen Bewegungen niedergeschlagen.[45]

Donna Haraway zählt neben Ikonen wie Judith Butler und Bruno Latour mittlerweile zu den exponiertesten unter den lebenden Vertretern sowohl postmoderner feministischer Philosophie als auch der von der Akteur-Netzwerk-Theorie beeinflussten Wissenschaftsforschung und -kritik. Anders als Butler und die Mehrheit der postmodernen Wissenschaftstheoretiker hat sich Haraway in ihrem gesamten Werk kontinuierlich und vorrangig mit den *Natur*wissenschaften und deren spezifischer Wissensproduktion befasst, die eine Diskussion des Naturbegriffs und des Verhältnisses von Gesellschaft und Natur – abgesehen von ihrer Form – notwendig mit sich bringt.[46]

---

45 Vgl. Bauer 1999, Bauer 2001, Roscher 2009 und Chimaira 2011.

46 Haraway sagte 2007 im Interview, dass es sich bei ihrer jüngsten Monografie *When Species Meet* (Haraway 2008) um „the most biological book I've written since my dissertation" (Haraway 2007b: 86) handele. Dies heißt aber nicht, dass im Umkehrschluss ihre anderen

Neben den humorvollen, geist- und trickreichen, formell und inhaltlich höchst anspruchsvollen Aspekten der Haraway'schen Philosophie sind insbesondere die oben angeführten (wissenschafts-)politischen und theoretischen Gründe für den Autor der vorliegenden Arbeit ausschlaggebend gewesen, Haraways Arbeiten als Modell für Ansätze der Postmoderne und der Akteur-Netzwerk-Theorie einer Kritik zu unterziehen, ohne die Besonderheiten des Haraway'schen Denkens oder ihre Differenzen zum Beispiel zum Kanon postmoderner Philosophie zu unterschlagen.[47]

Der ungewöhnliche Charakter der Haraway'schen Schriften als im Wesentlichen philosophisch kommt zwar der Methode für diesen Abschnitt der vorliegenden Arbeit – der immanenten Kritik Adornos – entgegen, weil diese ursprünglich für die Philosophiekritik entwickelt worden ist (vgl. Kapitel 2 und Adorno GS 6). Für die Vergleichbarkeit zwischen den drei hier diskutierten Ansätzen sowie für die Übertragung auf die Leitfragen und Thesen der vorliegenden Arbeit ergeben sich aber methodische Schwierigkeiten, wenn Haraway nicht mehr von einem Verhältnis von Natur und Gesellschaft (Kultur) spricht.

Es ist zwar durchaus möglich, mit Haraways Denken Beziehungen zwischen Naturen und Kulturen zu konzipieren, nur sind diese gänzlich inkom-

---

Arbeiten keinen Bezug zu den Naturwissenschaften gehabt hätten. Das Gegenteil ist der Fall. Allerdings hat sie seit der Veröffentlichung des *Companion Species Manifesto* (Haraway 2004b) wieder eine stärkere Öffnung zu naturwissenschaftlichen Themen vollzogen. In einem Aufsatz erklärt sie ihre Rückkehr zu den Naturwissenschaften, bei der sie ihren Fokus vor allem auf Tiere gelegt hat, wie folgt: „When I wrote Primate Visions, I failed the obligation of curiosity in much the same way I suggest Derrida did. I was so intent on the consequences of the Western philosophical, literary, and political heritage for writing about animals […] that I all but missed the radical practice of many of the biologists and anthropologists, women and men both, who helped me with the book; namely, their relentless curiosity about the animals, and their tying themselves into knots to find ways to engage with these diverse animals as a rigorous scientific practice and not a romantic fantasy. I also often mistook the conventional idioms of the philosophy and history of science that most of ‚my' scientists spoke for a description of what they did." (Haraway 2006a: 107, Fußnote 17, vgl. für eine ähnliche Kritik Haraway/Potts 2010: 321.)

47 Karpenstein-Eßbach beklagt in ihrem Beitrag zum Sammelband *Flaschenpost und Postkarte – Korrespondenzen zwischen Kritischer Theorie und Poststrukturalismus* (Weigel 1995), dass teilweise sehr unterschiedliche Positionen von einzelnen Theoretikern unter Begriffen wie Postmoderne in „eigentümliche, monolithische Blöcke" (Karpenstein-Eßbach 1995: 127) eingepasst würden, so dass Differenzen verloren gingen. Die Differenzen Haraways Ansatz' etwa zu Butlers sollen keineswegs unter den Tisch gekehrt werden. Ich schließe mich allerdings der Entgegnung zum Argument Karpenstein-Eßbachs an, dass die Zusammenfassung der verschiedenen postmodernen Positionen einerseits für die Zuspitzung nützlich ist und andererseits auch das theoretische Fundament der verschiedenen Theoretiker sich in Teilen derart ähnelt, dass eine solche Einteilung zulässig ist, ohne dabei postwendend der Gleichmacherei oder Homogenisierung bezichtigt werden zu müssen.

patibel mit der in dieser Arbeit angestrebten Konzeptionierung eines Verhältnisses zwischen *der* kapitalistischen Gesellschaft und *der* Natur als der beiden relativ voneinander unabhängigen Instanzen eines doppelt polaren (dialektischen) Widerspruchs.

Daher wird im Folgenden vorrangig nicht geklärt, wie Haraway dieses Verhältnis konzipiert und was daran möglicherweise falsch und was zu bewahren ist. Stattdessen wird anhand ihres Naturbegriffs als Kondensations- und Fixpunkt ihrer Philosophie diese dahingehend geprüft, ob man den Begriff einer von der Gesellschaft relativ unabhängigen Natur aufrechterhalten kann. Wäre dies nicht der Fall, träten die oben erwähnten Konsequenzen ein. Natur implodierte mit der Gesellschaft und es bildeten sich unendliche Netzwerke oder Rhizome von Naturkulturen.[48] Kann man aber weiterhin von der Natur – und in der logischen Folge – von der Gesellschaft sprechen, ist auch eine theoretische Konzeption und Rekonzeption ihres Verhältnisses möglich.

Haraway erarbeitet in ihren Schriften hauptsächlich eine philosophische feministische antirassistische Analytik der Macht- und Wissensproduktion in den (Natur-)Wissenschaften, durch die sie die modernen abendländischen Wissensproduktionsprozesse in den (Natur-)Wissenschaften und die ihnen innewohnenden Machtverhältnisse und Ausschlüsse hervorhebt und kritisiert. Dabei rückt sie Subjektivierungsprozesse, die Generierung von Bedeutungen und die Produktion von Körpern in den Fokus. Die Diskurse der Primatologie[49], der Gentechnik und Biotechnologien (vgl. Haraway 1996, Haraway 1997a und Haraway 1997b) sowie der Beziehungen zwischen Menschen und Tieren (vor allem Hunden)[50] sind ihre bevorzugten Diskursfelder (vgl. für eine Übersicht Haraway et al. 2007: 47).

Ähnlich wie für Adorno, für den Schreiben eine Form der Kunst und damit des Widerstands gegen die verwaltete Welt war, und wie für Latour, für

48 Wie auf der Basis der Prämissen der Haraway'schen Philosophie geforscht werden kann, zeigen Haraway et al. mit einem beeindruckenden Forschungsdesign zur Untersuchung der Heilungswirkung von Interaktionen zwischen Menschen und Tieren (vgl. Haraway et al. 2007).

49 Vgl. Haraway 1983, Haraway 1988, Haraway 1989, Haraway 1990, Haraway 1991a, Haraway 1995a und Haraway 1995d.

50 Alle Publikationen Haraways seit der Veröffentlichung des *Companion Species Manifesto* zeichnen sich durch diesen Schwerpunkt aus. Dabei ist es für Haraway unzureichend – und theoretisch nicht haltbar –, von Menschen und Tieren in den dualistischen Kategorien „Mensch" und „Tier" zu sprechen (vgl. Haraway 2004a: 2). Sie beschreibt den Gegenstand ihrer jüngeren Forschung, in deren Mittelpunkt Hunde und Menschen stehen, daher ihrem Verständnis nach präziser als die „specific historical circumstances of contemporary companion animal culture in the cyborgized, heavily informatics and biologics-saturated world" (Haraway 2000).

den seine Texte selbstständig neue Netzwerke produzieren müssten, um „gute Soziologie“ (Latour 2008: 217/224) zu betreiben, schlagen sich Haraways theoretische Positionen nicht nur im Inhalt, sondern auch in der Form ihrer theoretischen Arbeit nieder (vgl. Haraway/Nakamura 2003 und Deuber-Mankowsky 2007: 284).

Ein besonderes Markenzeichen des Haraway’schen Werks ist – neben der philosophischen Tiefe – die Vielfalt unterschiedlicher Schreib- und Erzählstile sowie die Eigenschaft, mit den verwendeten Termini und der Sprache beständig mehr als eine Bedeutung beziehungsweise mehr als ein Bild einer Relation bei den Lesern zu evozieren. Haraway behandelt wissenschaftliche und andere Formen des Schreibens, das heißt der Wissensproduktion, zudem gleichwertig. Entsprechend sind ihre Schriften eine Kollage von Fragmenten aus der Science-Fiction-Literatur, journalistischen Textformen, feministischen Romanen, poststrukturalistischer Theorie und vielem anderen mehr. Jüngst sind zum Beispiel Emailschriftwechsel im Internet dazu gekommen.

Haraways Schriften und ihre philosophischen Überlegungen speisen sich aus einem schier unerschöpflich scheinenden Reservoir von Begriffen, Konzepten, Figuren und Arbeiten anderer Wissenschaftler. Ihre Bezüge hebt Haraway in der Regel auch in ihren Arbeiten deutlich hervor. Diese Sichtbarmachung wissenschaftlich-philosophischer und -politischer Netzwerke ist für sie ein integraler Bestandteil einer kritischen Wissenschaft (vgl. Kapitel 3.1.1).

Die erste Quelle der Haraway’schen Philosophie bildet die feministische Theorie inklusive gender und queer theory, black und postcolonial feminism. Unter den Autoren, auf die sie sich positiv bezieht, befinden sich nicht nur ehemalige Kolleginnen Haraways wie Judith Butler[51], Nancy Hartsock, Karen Barad, Trinh T. Minh-ha, Marilyn Strathern, Teresa de Lauretis, Sandra Harding, Gayatri Spivak oder die 2004 verstorbene Gloria Anzaldúa, sondern auch einige ihrer ehemaligen Schülerinnen wie Chela Sandoval, Katie King und Gloria Watkins (bell hooks).

Die zweite Quelle des Haraway’schen Ansatzes ist die Wissenschafts- und Technikforschung. Vor allem Sharon Traweek, Leigh Star, Michel Callon, Bruno Latour und Steve Woolgar haben Haraway inspiriert. Wie Haraway sagt, sei ihr Werk „most influenced by Bruno Latour’s actor-network theory“ (Haraway 1991b: 3). Mit Bruno Latour verbindet Haraway eine besonders enge, wenn auch nicht gänzlich konfliktfreie wissenschaftspolitische und intellektuelle Verwandtschaft auf verschiedenen Ebenen. Beide haben die Ar-

51 Zum Verhältnis der Haraway’schen Theorie zu Butlers vgl. Haraway 1995a: 110. Harrasser ist der Auffassung, dass diese Beziehung „zur zweiten wichtigen feministischen Theoretikerin der Postmoderne“ „nicht ganz eindeutig“ (Harrasser 2006/2011: 583) sei.

beiten des jeweils anderen stark rezipiert, wie sich zum Beispiel an Rezensionen des einen von Monografien des jeweils anderen zeigt (vgl. Latour 1992).

Haraway adaptiert zum Beispiel die für ihre Arbeiten unentbehrlichen Begriffe Naturkultur und Akteur/Aktant[52] von Latour. Ihre Schriften kann man zweifellos auch als Anwendung und Erweiterung von Latours Akteur-Netzwerk-Theorie interpretieren, wie Latour es nahelegt (vgl. Latour 2007: 60/142). Latour gehört umgekehrt zu einem der größten Rezipienten, Förderer und Bewunderer der Haraway'schen Arbeiten (vgl. ebd.: 359, Fußnote 21). Er hat beispielsweise die Begriffe des „tricksters" (Latour 2008: 149) sowie der „Monster" (ebd.: 21/67/78) von Haraway übernommen und stets auf die von ihr thematisierte „Vervielfachung der Hybridwesen" (ebd.: 155, vgl. ebd.: 65) in Zeiten der Technoscience hingewiesen. Latour greift auch am Rande die von Haraway mit Nachdruck eingeforderte Anerkennung der Science Fiction als wissenschaftlicher Form der Wissensproduktion auf (vgl. Latour 2007: 141) und weist ausdrücklich auf den „nachhaltigen Einfluß der *science studies* auf die Sozialtheorie" (ebd.: 151, Fußnote 1, Herv.i.O.) durch Haraways Arbeiten hin. Latours Monografie *Die Hoffnung der Pandora* (Latour 2002) ist sogar Haraway und ihren Figuren gewidmet.

Beide Wissenschaftler teilen fundamentale philosophische Positionen wie zum Beispiel die Auffassung, dass die Relation die kleinste Entität in der Wirklichkeit bilde (vgl. Latour 2010: 275). „In dieser Hinsicht bin ich näher an Bruno Latour als irgendjemand sonst" (Haraway 1995a: 109), gab Haraway während eines Interviews zu Protokoll. Ebenso sind sie sich darin einig, die modernen Wissenschaften und ihre Elemente wie „die großen Erzählungen" (Latour 2007: 327/185, vgl. Haraway 1997a: 42/51/60), die „großen Trennungen" (Latour 2008: 20) sowie die dazugehörigen Begriffe von Natur und Gesellschaft zu verwerfen. Andere Gemeinsamkeiten bestehen in der Aufwertung der Wissensproduktion zur zentralen kulturellen Vermittlungsinstanz neben der Politik (vgl. ebd.: 53), in der Anerkennung nicht-menschlicher Wesen als Akteure oder zumindest Aktanten (vgl. ebd.: 180), in ihren leidenschaftlichen Plädoyers dafür, an den Wissenschaften festzuhalten und sie ebenso im Handgemenge zu betreiben (vgl. Latour 2010: 72, für Haraway (vgl. die Kapitel 3.1.3 und 3.1.5 der vorliegenden Arbeit) wie die Kosmopolitik im Sinne Isabelle Stengers (vgl. Latour 2010: 81) beziehungsweise „experimentelle Metaphysik" (Latour 2010: 91).

52 In *Das Parlament der Dinge* (Latour 2010) definiert Latour Akteur und Aktant wie folgt: „Aktant ist ein semiotischer Begriff, der gleichzeitig Menschen und nicht-menschliche Wesen umfaßt; Akteur ist alles, was einen anderen in einem Versuch verändert; von Akteuren läßt sich nur sagen, daß sie handeln; ihre Kompetenz leitet sich aus ihren Performanzen ab; die Handlung ihrerseits wird stets im Verlauf eines Versuchs und in einem Versuchsprotokoll – wie rudimentär auch immer – aufgezeichnet." (Latour 2010: 285)

Metaphorisch gesteht Haraway Uneinigkeit über die Form der Wissensproduktion mit Latour ein: „I think we love each other's work […] even as we give each other indigestion about some of the ways we do it." (Haraway 2006b: 145) „Our kinds of creativity take different directions but they're allied." (Ebd.: 139) Sie räume, so Haraway weiter, zum Beispiel der Kritik deutlich mehr Raum ein als er, weil sie mehr Sympathien für kritische Theorie habe. „And I'm much more willing to live with indigestible intellectual and political heritages. I need to hold on to impossible heritages more than I suspect Bruno wants to." (Ebd.: 139) Dies bezieht sich vor allem auf den Umgang mit der Postmoderne, die Latour rücksichtslos ablehnt, während Haraway zahlreiche ihrer Elemente in ihre Arbeiten integriert.

Die dritte Quelle des Haraway'schen Denkens speist sich aus den poststrukturalistischen beziehungsweise postmodernen Ansätzen von Michel Foucault, Jacques Derrida, Félix Guattari und Gilles Deleuze, Jacques Lacan und François Lyotard. Von letzterem greift sie den für die Postmoderne prägenden Begriff der „großen Erzählungen" (Lyotard 1979/1986: 13) auf (vgl. Deuber-Mankowsky 2007: 276). Deleuze und Guattari kritisiert sie scharf für ihre Verachtung von Tieren, denen sie nicht den Status von Akteuren zusprechen (vgl. Haraway 2008: 27). Die Auseinandersetzung mit Derrida ist für ihre Arbeiten nach der Dezentrierung der Cyborg (vgl. Kapitel 3.1.3) Ende der 1990er-Jahre maßgeblich, weil sie dadurch zu ihrem Standpunkt gelangt, wie die Beziehungen zwischen Menschen und Tieren zu konzeptionieren sind (vgl. Haraway 2006a und Haraway 2008). Besonders nachhaltigen Einfluss auf Haraway hatten die Schriften Michel Foucaults, auch wenn sich ihr Einfluss erst mit Verzögerung Ende der 1980er- und zu Beginn der 1990er-Jahre in ihrem eigenen Werk niederschlägt. Als sie aber auf Foucaults Denken traf, erzählt Haraway, habe sich für sie alles verändert: „You read people like Foucault and you're never the same again." (Haraway 2006b: 136) Bis heute ist Foucaults Macht/Wissen-Komplex, sein „sense of discourse" (ebd.: 144) und „knowledge projects" (ebd.: 139) sowie „Foucault's formulation of biopower" bestimmend für Haraways Denken und Schreiben (vgl. Harrasser 2006/2011: 582). Allerdings habe sie seinen Begriff von Biomacht (vgl. Foucault 2006a und Foucault 2006b) „enterprised up" und mit „technobiopower" einen neuen Terminus eingeführt, „to make us pay attention to technobiocapital and cyborg capital" (Haraway 2006b: 148, vgl. Haraway 1991b: 5). Ihre Auseinandersetzung mit Foucault ist trotz aller Anerkennung nicht kritiklos verlaufen. Schon 2001 hat sie ihm zum Beispiel „species chauvinism" vorgeworfen, weil er unterschlagen habe, „that dogs too might live in the domains of technobiopower" (Haraway 2001: 115).

Haraway unterhält also ein ambivalentes Verhältnis zu den Arbeiten der französischen Urväter der Postmoderne. Daher und aufgrund der verspäteten Rezeption ist es nachvollziehbar, dass sie sagt, sie sei nie „a postmodernist out of a fundamentally literary tradition or architectural tradition" (Haraway 2006b: 136) gewesen.

Die vierte Quelle der Haraway'schen Philosophie ist die Science-Fiction-Literatur. Diesem Genre hat sie nicht nur eine ihrer zentralen Erzählfiguren, die Cyborg, entnommen. Auch stilistische Anleihen sind unverkennbar. Haraway verweist vor allem in den 1990er-Jahren – zu den Hochzeiten ihres Cyborg-Mythos' – auf Marge Piercys (vgl. Piercy 1993), Joanna Russ' und Octavia Butlers Romane als Inspiration für ihre eigenen kreativen Erfindungen von Figuren, Begriffen und Geschichten.

Die fünfte Quelle für Haraways Denken entspringt dem amerikanischen Pragmatismus in der Tradition Charles Sanders Peirces (vgl. Peirce 1991) und der kosmologischen Philosophie Alfred North Whiteheads (vgl. Whitehead 1987) sowie Isabelle Stengers Whitehead-Interpretation (vgl. Haraway et al. 2007: 47), die vor allem in Haraways Arbeiten der letzten Dekade eine wachsende Rolle spielen. Bereits Mitte der 1990er-Jahre verwies Haraway darauf, dass sie insbesondere Whiteheads „Denken in Prozessen", das sich auch bei Latour wiederfindet, „verpflichtet" (Haraway 1995a: 109) sei. Sein Denken „was a great influence on me" (Haraway/Nichols Goodeve 2000: 21), berichtet sie im Interview mit Thyrza Nichols Goodeve. So übernahm sie zum Beispiel seine Kritik am sogenannten „Trugschluss der unzutreffenden Konkretheit" (vgl. Haraway 1997: 146).[53] Darüber hinaus sei die Philosophie Martin Heideggers für sie prägend gewesen, dessen Sprache sie besonders möge (vgl. Haraway/Nichols Goodeve 2000: 21).

Schließlich unterhält Haraway über einige Umwege auch noch Verbindungen zum Marxismus in der Tradition des französischen Marxismus Louis Althussers. Insbesondere an den für die Anfänge der postmodernen Subjektivierungsforschung zentralen Begriff der Interpellation (Anrufung) knüpft auch Haraway an (vgl. Haraway 2008: 278). Sie hat sich allerdings im Laufe ihrer wissenschaftlichen Entwicklung spürbar vom Marxismus gelöst, der zu Beginn ihrer wissenschaftlichen Karriere deutlich stärker in ihren Arbeiten präsent war. Heute ist er weitgehend verschwunden (vgl. Haraway 1995a: 106f.).

Haraways Arbeiten sind in der westlichen Welt der Wissenschaften breit rezipiert worden. Vertreter zahlreicher, unterschiedlicher Disziplinen haben mit

53 Für eine ausführlichere Betrachtung der Beziehung zwischen Haraways und Whiteheads Philosophie vgl. Deuber-Mankowsky 2007: 288ff. und 337ff.

thematisch variierenden Schwerpunkten auf ihr Werk positiv und negativ reagiert, an es angeknüpft und es weiterentwickelt. Dies ist nicht zuletzt auf ihren transdisziplinären Ansatz, in den sie Elemente aus allen Bereichen der Wissensproduktion – wissenschaftliche wie alltägliche, natur- wie kulturwissenschaftliche – integriert hat, und auf ihre transdisziplinäre inhaltliche Arbeit zurückzuführen.

Ihr Werk ist am stärksten insbesondere seit dem Erscheinen des Pamphlets *Ein Manifest für Cyborgs – Feminismus im Streit mit den Technowissenschaften* (Haraway 1995a: 33-72, im Folgenden abgekürzt *Manifest für Cyborgs*) 1985 im englischsprachigen Raum der Wissenschaft aufgenommen worden. Schwerpunkt der Rezeption ist zweifellos die Diskussion, Umarbeitung, Fortentwicklung von Haraways populärster und bis Ende der 1990er-Jahre bedeutendsten Erzähl- und Kritikfigur: der Cyborg. Das *Manifest für Cyborgs* ist nicht nur der Auslöser für eine breite Rezeption der Haraway'schen Arbeit gewesen. Es ist auch der bis heute am stärksten rezipierte Text, den sie geschrieben hat.[54] Mittlerweile existiert eine Reihe Literatur, deren Autoren sich im Rahmen der Science and Technology Studies sowie der Cyborg-Anthropology[55] mit der Cyborg beschäftigen.[56] In die Postcolonial Studies sowie in die verwandten Critical Whiteness Studies, an deren Ausarbeitung und Verbreitung eine Haraway-Schülerin stark beteiligt war, hat die Figur auch Einzug gefunden (vgl. Jabloner 2005: 74).

In der Wissenschaftsforschung geriet Haraway gemeinsam mit Bruno Latour wegen ihrer kritischen Untersuchung der Naturwissenschaften, vor allem aufgrund der kulturtheoretischen Behandlung der Naturwissenschaften analog zu den Sozial- und Geisteswissenschaften ins Kreuzfeuer etablierter Wissenschaftler. Dieser vorwiegend in der anglophonen Welt ausgetragenen „Wissenschaftskrieg" (Latour 2002: 7) der 1990er-Jahre ist weitgehend ausgefochten worden, ohne dass es einen klaren Sieger gegeben hätte.[57]

Haraways Aufsätze und Monografien hatten darüber hinaus insbesondere auf Debatten in den queer, gender, den gay and lesbian studies nicht nur wegen der Cyborg-Figur Einfluss. Ihr Konzept eines situierten Wissens (vgl.

54 Vgl. Hables Gray 2002, Toffoletti 2007, Latour 2008 und Bould et al. 2009. Deuber-Mankowsky moniert, dass der Hype um das *Manifest für Cyborgs* dazu geführt habe, dass „das eigentliche Anliegen Haraways, die Annahme der Herausforderung, welche sie in der Digitalisierung und der kybernetischen Transformation der Welt für das Denken, die Anschauung und die Kritik sah" (Deuber-Mankowsky 2007: 279), wenig Resonanz gefunden habe.

55 Die Cyborg-Anthropology versuche laut Haraway, „to refigure provocatively the border relations among specific humans, other organisms, and machines" (Haraway 1997b: 211).

56 Vgl. Hables Gray et al. 1995, Downey/Dumit 1997, Hables Gray 2002, Ong/Collier 2005 und Bell 2007.

57 Vgl. zu den Wissenschaftskriegen Fußnote 64 der vorliegenden Arbeit.

Kapitel 3.1.4), die Überschreitung vergeschlechtlichter Grenzen, die Kritik von Heterosexualität, hegemonialer Geschlechtsidentitäten und andere Aspekte ihres Denkens lösten wissenschaftliche und politische Kontroversen unter feministischen Wissenschaftlern aus.[58]

Haraways Philosophie hat auch über verschiedene Disziplinbarrieren hinweg als neuer Ansatz, Gesellschaft beziehungsweise Kultur zu denken und wissenschaftlich in ihre Gestaltung einzugreifen, in den letzten zwanzig bis dreißig Jahren zunehmend Unterstützer gefunden. Entsprechend entstanden nicht nur Einführungen in ihr Denken und ihre Schriften, sondern es ergab sich auch eine kulturtheoretische Rezeption (vgl. Schneider 2005 und Bell 2007).

In der Bundesrepublik Deutschland ist die Rezeptionsgeschichte jüngeren Datums. Insbesondere *Das Argument – Zeitschrift für Philosophie und Sozialwissenschaften* hat in Deutschland daraufhin gewirkt, Haraways Arbeiten zumindest in einigen Teilen der Wissenschaften bekannt zu machen. Im *Argument* sind seit Beginn der 1980er-Jahre nicht nur erste Essays Haraways in deutscher Sprache erschienen (vgl. Haraway 1982, Haraway 1987 und Haraway 1988). 1995 publizierte der zur Zeitschrift gehörende Verlag auch einen Sonderband mit verschiedenen einschlägigen Essays Haraways. Gemeinsam mit dem von Carmen Hammer und Immanuel Stieß herausgegebenen Band *Die Neuerfindung der Natur* (Haraway 1995a) bildete der Sonderband mit dem Titel *Monströse Versprechen* (Haraway 1995c) den Auftakt der in der Breite wachsenden Rezeption der Haraway'schen Arbeiten im deutschsprachigen Raum.

Obgleich sich bereits Anfang der 1990er-Jahre Mutige an die anspruchsvolle Übersetzungsarbeit heranwagten, fand Haraway erst gegen Ende der 1990er-Jahre breiten Eingang in die deutschsprachigen wissenschaftlichen Diskurse. Vorrangig handelte es sich dabei um feministische Diskussionen zum Beispiel über die Sex-Gender-Unterscheidung.

Haraways Ontologiekritik, ihr interdisziplinärer Ansatz, ihre Kritik der (Natur-)Wissenschaften und ihre Erkenntniskritik beziehungsweise Machtanalytik im Zeitalter der Technoscience haben zudem die Adaption ihrer Konzepte in den wissenschaftskritischen Auseinandersetzungen befördert. Es entstand eine thematisch ähnliche philosophisch-theoretische Rezeption der Haraway'schen Kulturtheorie wie in den angelsächsischen Staaten.[59] Jutta Weber hat im deutschsprachigen Raum zudem umfassend an einer Inkorporation der

58 Vgl. Balsamo 1996, Campbell 2004, Toffoletti 2007 und Donawerth 2009.

59 Vgl. Braun 1998, Bauer 2001, Weber 2001, Becker-Schmidt 2003 und Harrasser 2006/2011.

Haraway'schen Philosophie in die Wissenschafts- und Technikforschung gearbeitet (vgl. Weber 1998, Weber 2001 und Weber 2003).

In den letzten Jahren ist die Rezeption Harawaysnoch einmal in der vergleichsweise jungen Disziplin der Human-Animal-Studies sowohl in deutschals auch in englischsprachigen Ländern aufgeblüht.[60] Zur Etablierung dieses Wissenschaftszweigs hat Haraway maßgeblich mit ihren Veröffentlichungen, Vorträgen und zum Teil auch mit institutioneller Arbeit international beigetragen.

In der Rezeption der Haraway'schen Schriften existiert schließlich auch ein Diskurs rund um ihren Naturbegriff[61], der für die vorliegende Arbeit von besonderer Bedeutung ist, weil in diesem die Haraway'sche Konzeption von Natur und Gesellschaft (Kultur) im Mittelpunkt steht. Harrasser ist sogar der Auffassung, dass Haraway „als Theoretikerin von Naturkonzepten bekannt geworden ist" (Harrasser 2006/2011: 583). In den meisten Arbeiten wird Haraways Naturbegriff als Randphänomen oder als Folie für Geschlecht, „race" usw. behandelt (vgl. Becker-Schmidt/Knapp 2000 und Myerson 2000). Carmen Gransee (vgl. Gransee 1998, Gransee 1999 und Gransee 2003), Cordula Kropp (vgl. Kropp 2002) sowie Jutta Weber (vgl. Weber 2001 und Weber 2003) haben sich direkt mit Harawaysverständnis von Natur befasst. Ihre Ausführungen besitzen dementsprechend für die vorliegende Arbeit eine hohe Relevanz.

Ausgehend von den Studien des Autors für seine unveröffentlichte Magisterarbeit zum Thema „Zur Kritischen Theorie des gesellschaftlichen Naturverhältnisses – eine immanente Kritik der Theorie Donna Harawaysmit Hilfe der Kritischen Theorie Theodor W. Adornos und Max Horkheimers anhand ihres Naturbegriffs" (Stache 2009) werden in den folgenden Kapiteln zuerst die zentralen Elemente der Haraway'schen Philosophie entwickelt. Dann wird gezeigt, wie diese in Harawayskonzeption des Naturbegriffs eingehen. Anschließend wird analog die Kritik an den Begriffen und Konzepten entwickelt, um den Modellcharakter des Naturbegriffs bei Haraway im abschließenden Kritikkapitel mit einer eigenen Kritik zu vollenden.

Die modernen (Natur-)Wissenschaften des westlichen Abendlands basierten Haraway zufolge auf einer historisch und kulturell spezifischen Form der

60 Vgl. Braun 1998, Bauer 1999, Roscher 2007, Chimaira 2011 und Buschka et al. 2012.

61 Ohne die Bedeutung der Naturkonzeption Harawaysfür die verschiedenen Diskurse (sexgender, Mensch-Tier usw.) herunterzuspielen, wird in der vorliegenden Arbeit die These vertreten, dass Harawaysnaturbegriff immer unterschwellig in den verschiedenen Rezeptionsdiskursen anwesend ist, er aber in der Rezeption eine untergeordnete Rolle spielt, obwohl man zweifellos nachweisen kann, dass Haraway sich bereits seit ihrer Doktorarbeit vgl. Haraway 1976/2004) mit dem Verständnis der Natur befasst hat.

Wissensproduktion, die zu systematischen Ausschlüssen von anderen Wissensformen (Alltags- und Minderheitenwissen zum Beispiel) sowie von anderen Akteuren (Frauen, Schwarze etc.) und Aktanten (Tiere, Laboreinrichtungen) aus der Wissensproduktion führe.

Diese Form der Wissensproduktion fußt auf einer Reihe Dualismen, von denen der zwischen Natur und Kultur der umfassendste ist, auf der Objektivierung und Naturalisierung des kulturell generierten Wissens durch einen scheinbar neutralen Zeugen – den (Natur-)Wissenschaftler –, der durch seine Studien und Forschungen lediglich aus der angeblich von der Kultur unabhängigen Natur herausliest, was sie bislang verhüllt. Ausgehend von der Basis dieses naturwissenschaftlichen Wissens kreieren Naturwissenschaftler teleologische Erzählungen, in denen die kulturellen Relationen als Verlängerung unabhängiger natürlicher Prozesse erscheinen. Letztlich werden dadurch die bestehenden Machtverhältnisse und Ausschlüsse im Produktionsprozess von Wissen reproduziert.

Die Naturwissenschaften sind ein spezifischer Teil des technowissenschaftlichen Apparates kultureller Produktion von Machtverhältnissen, Wissen, Akteuren und Aktanten. Seitdem Natur und Kultur infolge der technologischen Entwicklung ineinander implodiert sind, ist es möglich, unendliche Relationen (oder Verbindungen) zwischen Akteuren und Aktanten herzustellen und damit auch immer neue Formen des Wissens über alle bislang produzierten und naturalisierten Grenzen hinweg zu erzeugen. Die kulturelle Produktion von Wissen wird entsprechend in Haraways Konzeption aufgewertet, weil sie zur Vermittlungsinstanz zwischen dem Sein und dem Sein-Sollen[62] avanciert: Durch das Wissen kann bestimmt werden, welche Entitäten existieren (dürfen), welche Grenzen geschaffen werden, wie die Machtverhältnisse in der Produktion gestaltet werden und wer von ihr ausgeschlossen wird. Die stets materiell-semiotische Produktion basiert darauf, dass Akteure und Aktanten Beziehungen zu einander eingehen, in denen sie einander und das Wissen voneinander gleichzeitig mittels verschiedener Technologien konstituieren. Die von Haraway privilegierte Technologie ist die diskursive Produktion und Vervielfältigung von Akteuren, Aktanten, Wissen und Machtverhältnissen.

Die Technologien, um in eine „konkrete Situation" (Haraway/Despret 2011: 101) wie einen historisch und räumlich situierten Diskurs einzugreifen, bilden für Haraway ihre eigenen Erzählungen und ihre Figuren beziehungsweise Figurationen. Sie dienen ihr einerseits dazu, Wissen, Diskurse, Begriffe, Erzählungen, Figuren und die von ihnen verkörperten Machtverhältnisse

62 In Bruno Latours *Parlament der Dinge* entspricht diese Instanz zum Beispiel der „einbeziehenden" und „ordnenden Gewalt" (Latour 2010: 140ff.).

und Ausschlüsse in den modernen Produktionen der (Natur-)Wissenschaften ihres essenzialistisch-ontologischen Scheins zu berauben und ihren materiell-semiotischen Charakter aufzuzeigen. Andererseits sollen sie dazu beitragen, eine alternative kulturelle Produktion von Wissen, Machtverhältnissen, Akteuren und Ausschlüssen zu ermöglichen. Die beiden zentralen Figuren, die Haraway eingeführt hat – die Cyborg und die companion species (vgl. Kapitel 3.1.3) –, werden in der vorliegenden Arbeit untersucht.

Das mithilfe der Figuren produzierte alternative, amoderne Wissen unterscheidet sich vom Wissen der Moderne in zahlreichen Aspekten: Haraways alternatives Wissen ist räumlich und historisch situiert. Es beansprucht, weder objektiv noch allgemeingültig wahr zu sein, es ist niemals abgeschlossenen, sondern immer fragmentiert, zwingend vielfältig und wird von zahlreichen verschiedenen Akteuren in netzwerkartigen Relationen geschaffen, von denen nicht alle Menschen sein müssten. Dieses situierte Wissen ist also immer verkörpert, komplex, partial und parteiisch.

Da in jeder Beziehung Wissen und Machtverhältnisse reproduziert oder neu hervorgebracht werden, sind die Akteure in der Technoscience immer verantwortlich für die Resultate der kulturellen Produktion. Für Haraway stellt sich also die Frage der wissenschaftlichen Ethik als eine Frage der praktischen Wissensproduktion. Ethisch verantwortliches Handeln besteht für sie in erster Linie darin, die eigene Wissensproduktion zu situieren und sie als Sediment von Relationen kenntlich zu machen. Ferner sollen sich die Wissensproduzenten in machtvollen heterogenen Bündnissen zusammenschließen, um neues amodernes Wissen zu erzeugen und gegen modernes Wissen durchzusetzen.

Damit sich diese Kollektive formieren können, benötigen sie eine gemeinsame Erzählung als einenden Bezugspunkt ihres Denkens und Handelns. Diese ist eine Form der spekulativen Gestaltungen, mit denen Haraway nicht nur die modernen Ontologien kritisieren und offenlegen, sondern auch andere Machtverhältnisse und eine andere Wissensproduktion antizipieren will. Die Visionen einer anderen Konfiguration, auf die Haraway immer wieder zurückkommt, zeigen, dass die Reproduktion des Immergleichen keine in Stein gemeißelte eherne Notwendigkeit, sondern dass eine andere Welt mit anderen Verbindungen zwischen Akteuren und Aktanten möglich ist.

In die Bestimmung ihres Naturbegriffs gehen diese verschiedenen Elemente der Haraway'schen Philosophie ein. Der Dualismus zwischen Natur und Kultur ist die grundlegende Unterscheidung, auf der die modernen (Natur-)Wissenschaften gründen. Die Objektivierung der Natur und die Naturalisierung ihrer Relationen und der Beziehungen, die in der Produktion von Wissen über sie in den (Natur-)Wissenschaften eingegangen werden, ermög-

lichen, kulturell hervorgebrachte Verbindungen zwischen Akteuren und Aktanten aus der ontologisierten Natur heraus zu erklären. Sie werden dadurch dem Einfluss der Akteure entzogen. Dabei sind Natur und Kultur in der Technoscience implodiert und nur noch als miteinander in Beziehung stehende Naturkulturen existent. Natur im Sinne der modernen Philosophie gibt es nicht mehr. Naturkulturen werden vielmehr stets von vielfältigen Akteuren und Aktanten, von denen nicht alle Menschen sind, konstruiert. Die vollkommen „artefaktische Natur“ (Haraway 1995c: 44) ist Resultat und Voraussetzung von maßgeblich über die technowissenschaftliche Wissensproduktion vermittelter Konstruktion neuer Relationen. Dennoch ist sie nicht identisch mit ihnen. Haraway dient die Natur in ihren philosophischen Arbeiten als Figur, um ihre alternativen Erzählungen und um Visionen andere Beziehungen zwischen Akteuren und Aktanten zu entwickeln, in deren Namen sich Bündnisse heterogener Akteure zu einem Kollektiv sammeln können.

3.1 „Naturecultures“ – Donna Haraways postmoderne Philosophie

3.1.1 Donna Haraways Ausgangspunkt: feministische, antirassistische (Natur-)Wissenschaftskritik

> „The fundamental impulse of critical theory is that outrageous but nonetheless true scandal of what is. That’s my relationship to this stuff, but it’s also a gentler relationship, it’s about finding the creativities, the interesting cross-talks, these ontological choreographies that are making lives worth living […].“
> (*A Birth of the Kennel. Cyborgs, Dogs, and Companion Species*, Haraway 2000)
> Donna Haraway

Der Hauptgegenstand der philosophischen Kritik Donna Haraways ist der moderne abendländische Naturwissenschaftsprozess als kulturell-diskursiver Produktionsprozess von Wissen und Machtverhältnissen (vgl. Deuber-Mankowsky 2007: 174). Sie behandelt maßgeblich die Produktionstechnologien von Wissen und gesellschaftlichen Ausschlüssen und die den historisch spezifischen Formen naturwissenschaftlicher Erkenntnisproduktion innewohnenden Verkörperungs- und Subjektivierungsprozesse (vgl. Haraway 1995c: 88). Mit ihrer poststrukturalistischen Kritik der *Natur*wissenschaften als einer kul-

turellen Praktik, einem politischen Prozess praktischer Kultur[63], hat Haraway die Wissenschaftsforschung um einen neuen Aspekt erweitert.[64]

Ihre Macht-Wissen-Analytik beschränkt sich nicht auf einzelne Teilbereiche der Wissenschaften. Aufgrund der besonderen wissenschaftspolitischen Bedeutung der Naturwissenschaften als Bereich des Nicht-Sozialen einerseits und auch aufgrund Haraways eigener wissenschaftlichen Laufbahn als promovierter Naturwissenschaftlerin andererseits stehen häufig biologische Diskurse im Fokus ihrer Kritik, vornehmlich die Primatologie, die Biotechnologien, die sogenannten „real life sciences" (Haraway 1997a: 217), und jüngst die Beziehungen zwischen Menschen und Tieren.

Haraways zentrale Kritiken an den modernen Naturwissenschaften sind folgende: Erstens simplifizieren und vergegenständlichen Naturwissenschaftler im Prozess der Wissens- und Bedeutungsproduktion die von ihnen untersuchten historisch und räumlich spezifischen Beziehungen zwischen Akteuren und Aktanten. Zweitens naturalisieren die Naturwissenschaften dadurch diese Relationen und die in ihnen vorherrschenden Machtverhältnisse und Ausschlüsse. Relationen und Machtverhältnisse werden ebenso unsichtbar gemacht wie die im Wissenschaftsprozess vorgenommenen Ausschlüsse. Schließlich kehren die Naturwissenschaftler drittens das Verhältnis von Relationen und ihren Vergegenständlichungen um und erklären Relationen aus den im Wissenschaftsprozess hervorgebrachten naturalisierten Entitäten.

Einerseits erhalten *Natur*wissenschaftler durch diese Funktionsweise der modernen Naturwissenschaften eine besondere wissenschaftliche und politische Autorität, weil sie sich ihrem Selbstverständnis nach auf eine unabhängige Quelle von Wahrheit und Objektivität – „die Natur" – beziehen können, die ihnen erlaubt, Auskunft über Relationen und deren Entwicklung geben zu können. Das Wissen von der Natur wird privilegiert. Andererseits können die Naturwissenschaften besonders leicht für Unterdrückung und Ausbeutung benutzt werden (vgl. Haraway 1982).

In Anschluss an die „organistische Philosophie" (Whitehead 1987: 22) Alfred North Whiteheads und die Akteur-Netzwerk-Theorie Bruno Latours (vgl. Latour 2007) existiert für Donna Haraway vor den Relationen, in denen und durch die Wissen generiert wird, nichts (vgl. Haraway 1995a: 109).[65] Die Produktion naturwissenschaftlichen Wissens und das produzierte Wissen sind

63 Vgl. Haraway 1995a: 17/104, Haraway 1995c: 12, Haraway 1997a: 66 und Haraway 2004a: 203.

64 Als Haraway begann, die Naturwissenschaften zum Forschungsobjekt zu machen, war dies hoch umstritten und rief heftige Reaktionen anderer Wissenschaftler hervor. Der Konflikt zwischen Naturwissenschaftlern und Wissenschaftsforschern vor allem in den USA ist unter dem Schlagwort „Science Wars" (zu dt. „Wissenschaftskriege") bekannt geworden (vgl. Latour 2002).

dementsprechend prozesshafte Beziehungsgefüge. Der Prozess der Wissensproduktion ist ein politischer Kampf von Akteuren um die Durchsetzung ihres Narrativs, das über dieses Beziehungsgefüge Auskunft gibt, auch wenn er sich nicht vollständig darauf reduzieren lässt.[66] Naturwissenschaften bestehen aus Kraftakten, Entscheidungskämpfen, dem Sammeln von Verbündeten, dem Erfinden von Welten durch möglichst unterschiedliche und viele Faktoren. Eine Repräsentation gewinnt, wenn sie der Machtfrage standhält und man kann nur gewinnen, wenn man auch über die nötigen Machtmittel verfügt (vgl. Haraway 1996: 359f.).

Die modernen Naturwissenschaften beruhten laut Haraway auf einer Trennung zwischen Natur und Kultur als absolut voneinander geschiedenen Entitäten (vgl. Haraway 1983: 197, Haraway 1987: 800 und Haraway 1988: 813). Dieser Dualismus und andere „Great Divides“ (Haraway 2006a: 104 und Haraway 2008: 9) sind das Markenzeichen und bilden das Grundproblem moderner Naturwissenschaften (vgl. Haraway/Nakamura 2003 und Jabloner 2005: 28). Sie sind nicht nur Voraussetzung der abendländischen Naturwissenschaften, sondern im Zuge ihrer historischen Entwicklung immer weiter gesellschaftlich durchgesetzt worden. Die klassischen „dualisms that run deep in Western culture“ (Haraway 2004a: 2) bilden die Widersprüche von Natur und Kultur, Materie und Idee, Objekt und Subjekt, Körper und Geist/Vernunft etc.

Die Dualismen oder Dichotomien zeichnen sich dadurch aus, dass Teile einer Beziehung, wie zum Beispiel das Verhältnis von Forscher und Forschungsgegenstand – Subjekt und Objekt –, als unvereinbare Gegensätze verstanden werden, die keinerlei Überschneidungen besitzen. Die Beziehungshaftigkeit, zum Beispiel von Forscher und Gegenstand – Subjekt und Objekt –, wird ebenso unterschlagen wie ihre Gemeinsamkeiten, Überschneidungen und ihre gegenseitige Vermittlung im Prozess der Wissensproduktion. Dichotome Ordnungsschemata sind folglich reduktionistisch. Indem die wissenschaftlichen Gegenstände in dualistische Raster eingefügt werden, wird gleichzeitig eine hierarchische Ordnung und Wertung zugunsten einer der beiden Pole vorgenommen und Aus- und Einschlüsse werden generiert.

Im wissenschaftlichen Arbeitsprozess konstruieren Akteure und Aktanten durch die Dualismen zum Beispiel sowohl bestimmte Subjektivitäten als auch bestimmte Objekte und deren Grenzen zu einander (vgl. Haraway

65 Im *Manifest für Cyborgs* heißt es, dass die gesellschaftlichen Wirklichkeiten, das heißt die gelebten Beziehungen „unser wichtigstes politisches Konstrukt” (Haraway 1995a: 33) seien.

66 Vgl. Hammer/Stieß 1995: 23, Haraway 1995a: 125, Haraway 2004a: 190f. und Haraway 2004b: 20.

1997a: 88). Das bedeutet, es wird konstituiert, was zum Beispiel als Forscher und was als Forschungsgegenstand – was als Subjekt und was als Objekt – gilt. Dieses Schema lässt sich auch auf andere Dualismen übertragen. Wer einer spezifischen Subjektivität entspricht, darf infolge der dichotomen Konstruktionen zum Beispiel Wissenschaft betreiben. Wer als Objekt gilt, darf das nicht, weil die notwendigen Anforderungen nicht erfüllt werden.

Zugleich werden aber nicht nur Ein- und Ausschlüsse produziert, sondern auch qualitative Eigenschaften von Gegenständen beziehungsweise Individuen abgeschnitten, um den Anforderungen gerecht zu werden oder den vorgestellten, dualistisch strukturierten Vorstellungen zu entsprechen. Dualismen erzeugen, legitimieren und unterstützen damit gesellschaftliche Ein- und Ausschlüsse und das herrschaftliche Verhältnis der Pole der Dualismen zueinander.[67]

Die einzelnen Pole der dualistischen Paare stellen für sich schon geronnene Fetische im Haraway'schen Sinne dar, das heißt, sie sind bereits naturalisierte Relationen zwischen menschlichen und nicht-menschlichen Akteuren und Aktanten. Sie sind also nicht zum Beispiel für den Naturwissenschaftler einfach gegeben oder vorhanden, sondern bereits durch ihn und das Zusammenwirken anderer Akteure und Aktanten geschaffen worden.

Die Naturalisierungen der Relationen werden in den Naturwissenschaften mit der Hilfe einer Technologie der falschen Repräsentationspolitik vorgenommen (vgl. Haraway 1991a: 47 und Haraway 1995c: 45/118). Diese besteht in der Produktion eines „corporeal fetishism" (Haraway 1997a: 142) und der Objektivierung wissenschaftlicher Erkenntnis durch den „modest witness" (ebd.: 23) und dessen „gaze from nowhere" (Haraway 1997c: 283).

Haraway grenzt den „corporeal fetishism" deutlich von drei anderen Fetischformen ab: dem kognitiven – Alfred North Whiteheads „Trugschluss der unzutreffenden Konkretheit" (Whitehead 1987: 39/57/184) –, dem psychoanalytischen (Phallus bei Freud) und dem ökonomischen Fetisch von Ware, Geld und Kapital bei Marx (vgl. Haraway 1997a: 141ff.). Der Fetisch, den sie beschreibt, entstammt dem Diskurs und ist eine Trope (vgl. Haraway 2004a: 210).

Die Bildung diskursiver Fetische sei Haraway zufolge, anders als etwa der Warenfetisch bei Marx, unabhängig von historischen und räumlichen

67 Haraway betont dies immer wieder als Grundproblematik in naturwissenschaftlichen Diskursen. Im Verlauf ihres Werks arbeitet sie daher zunehmend auf einen Vorschlag hin, der dem Problem klarer, dualistisch-polarer Grenzziehung und der Abstraktion von sozialen und heterogenen Beziehungen in wissenschaftlichen Darstellungen entgegenwirken soll: die Grenzverwischung oder Implosion (vgl. die Kapitel 3.2.5, 3.3.1 der vorliegenden Arbeit und Haraway/Nichols Goodeve 2000: 50).

Konstellationen immer möglich. Daher müssen sie auch unabhängig als Resultat von Diskursen analysiert und aufgebrochen werden. „It is this kind of literalism or concretizing of meaning into physiologies of meaning that I want to break up." (Haraway/Nichols Goodeve 2000: 93)

Die Bildung diskursiver Fetische beziehungsweise „encrustations" (Haraway 1991b: 4) oder „sedimentations" (Haraway 1997b: 219)[68] beschreibt die Naturalisierung von komplexen Relationen zwischen Akteuren und Aktanten, die das naturwissenschaftliche Wissen bilden. Das Wissen über einen Gegenstand wird zu einem Fetisch gemacht, indem es als ausschließliches, einziges betrachtet, im Gegenstand fixiert und als dessen Charaktereigenschaft beziehungsweise Wesen interpretiert wird. Die Komplexität der naturwissenschaftlichen Wissensproduktion und des naturwissenschaftlichen Forschungsgegenstandes werden gänzlich ausgeblendet und durch einen allgemeinen Begriff ersetzt. Das Wissen über einen natürlichen Gegenstand wird in ihm ontologisiert beziehungsweise essentialisiert, so dass er zum „life itself" (Haraway/Nichols Goodeve 2000: 92) mit eigenen Eigenschaften verklärt wird, die er an sich besitzt und denen die Akteure ausgeliefert sind (vgl. Haraway 1997a: 135). Den gesamten Prozess der Verkörperung in der Wissensproduktion und der Fetischisierung einer Wissensform eines Gegenstandes nennt sie „corporealization" (ebd.: 141, vgl. Haraway/Harvey 1995: 510). Ein „corporeal fetishism […] is about mistaking heterogenous relationality for a fixed, seemingly objective thing" (Haraway 1997a: 142).

Die Objektivierung des Wissens ergänzt seine Fetischisierung, indem sie von Naturwissenschaftlern und anderen Akteuren dazu genutzt wird, erstens alle anderen Objektivitäten auszublenden, andere Diskurse als nicht zulässig zu brandmarken oder zumindest als minderwertig unterzuordnen. Zweitens lässt sie den Konstruktionscharakter der eigenen Wissensproduktion verschwinden und drittens wird mithilfe der Objektivierung die eigene Objektivität als die allgemein gültige durch Institutionalisierung und Wiederholung gesellschaftlich etabliert. Der Objektivitätsdiskurs ordnet also den wissenschaftlichen Diskurs, bestimmt über Ein- und Ausschlüsse und ist darüber hinaus ein politisches Machtmittel, das als Überredungsstrategie funktioniert (vgl. Haraway 1995a: 75).

Der moderne abendländische Wissenschaftsdiskurs basiert also nicht nur auf der Annahme einer von der Kultur getrennten Natur, sondern zudem darauf, dass die in der Natur vorhandene Objektivität von einem „modest witness" (Haraway 1997a: 23), einem anspruchslosen, unparteiischen und unsichtbaren Zeugen aus ihr herausgelesen werden kann.

---

68 Haraway bedient sich variierender Metaphern für diesen Prozess, die sie in unterschiedlichem Maße in unterschiedlichen zeitlichen und diskursiven Konstellationen verwendet.

Der Naturwissenschaftler wendet seinen „gaze from nowhere“ (Haraway 1997c: 283) auf die unschuldige Natur und spricht für sie. Dabei bezieht er die gesellschaftlichen oder gar die direkten Bedingungen im Labor, die an der Wissenschaft beteiligten Akteure und Aktanten (Helfer, der Wissenschaftler selbst, seine Hilfskonstruktionen von Instrumenten, seine Universität, das Interesse von Sponsoren etc.), der Organisation, ihre gegenseitige Verflochtenheit oder gar die eigenen Vorstellungen nicht mit ein. Sein Standpunkt und damit die von Wissenschaftlern und anderen etablierten Rahmenbedingungen der Erkenntnisproduktion werden unsichtbar gemacht und mit ihnen der historisch und örtlich spezifische Konstruktionscharakter der Objektivität sowie die in diesen wirksamen Machtbeziehungen (vgl. Latour/Woolgar 1979). Das Subjekt des Wissenschaftsprozesses geht damit fälscherlicherweise in einer scheinbaren Objektivität auf, obwohl es sie selber setzt. „His subjectivity is his objectivity.“ (Haraway 1997c: 24) Haraway bezeichnet diese Objektivierung von Wissen durch einen neutralen Zeugen als „göttlichen Trick“ (Haraway 1995a: 81) der Naturwissenschaften (vgl. Haraway 1991c: 22 und Haraway 1997c: 284). Durch diesen Trick und die diskursiven Fetische gelingt es den Naturwissenschaftlern, den Naturwissenschaften und ihrer Form des Wissens gegenüber anderen Wissenschaften und anderen Wissensformen einen privilegierten Status zu verleihen (vgl. Shiva 2002: 14ff.).

Die fetischisierte und objektivierte Vorstellung eines Gegenstandes verstellt den Blick auf die dessen Produktion und die an der Produktion des Wissens beteiligten Akteure und Aktanten. Der kulturelle Prozess der Konstruktion von Wissen und Macht wird durch einen abgeschlossenen Containergegenstand und den entsprechenden Containerbegriff ersetzt und ausgeblendet.

Haben die Gegenstände der Naturwissenschaften erst einmal den Prozess von dualistischer Einteilung, Fetischisierung und Objektivierung durchlaufen, ist es möglich, über sie zu verfügen und sie als selbsterklärende Begründungen für andere Relationen zwischen Akteuren, Aktanten und Kollektiven anzuführen (vgl. Haraway 1995a: 80f.).

Ein anschauliches Beispiel für die Nutzung der durch die Naturwissenschaften verfügbar gemachten Relationen, mit denen sich die Naturwissenschaften befassen, ist das *National Museum of Natural History* in New York. In ihrem Essay *Teddy Bear Patriarchy: Taxidermy in the garden of Eden, New York City, 1908 – 1936* (Haraway 1989: 26-58) beschreibt Haraway die Geschichte der Taxonomie anhand des Museums als eine herrschaftliche, hierarchische, totalisierende und Sinn vermittelnde Technologie zur Fetischisierung von Wissen und Herrschaft. Ihre Aufrechterhaltung, die Fortsetzung der Welt als des „sacred image of Same“ (Haraway 1997a: 35) ist das Resultat dieser Form der Wissenschaft.

Die Funktionalisierung der fetischisierten und objektivierten Natur zur Erklärung kultureller Prozesse in den Naturwissenschaften und anderen Wissensproduktionen zeichnet sich dadurch aus, dass kulturelle Relationen und Entwicklungen auf einen „Meisterrepräsentant(en)“ (ebd.: 142) bezogen und durch ihn erklärt werden. In *Monströse Versprechen* nennt Haraway die beständige naturwissenschaftliche Forschung nach einem solchen Fetisch „die Suche nach einem Universalschlüssel“ (Haraway 1995c: 167), mit dem sich die Wirklichkeit als Codierungsproblem dechiffrieren lasse. Ihre klassischen Beispiele für solche Fetische beziehungsweise Schlüssel sind die Gene und *die* Natur.

Naturwissenschaftliche Forschungen und Darstellungen, wie sie zum Beispiel in der Primatologie oder Genforschung produziert werden, werden dazu genutzt, teleologische Heils- und Erlösungsgeschichten zu begründen, die den Fortschritt oder Verfall menschlicher Zivilisation infolge von unveränderbaren Naturgesetzen propagieren (vgl. Haraway 1997a: 10ff., Haraway 1997b: 217 und Haraway/Despret 2011: 97). Als solche vermitteln sie ein Bild der menschlichen Geschichte als Entwicklung eines einheitlichen unentrinnbaren progressivem Verlaufs zur Erlösung oder zur Verdammnis (vgl. Haraway 1988). Geschichte und Fortschritt werden auf bestimmte naturwissenschaftliche Erkenntnisse zurückgeführt, die die kulturellen Relationen und ihre Entwicklung als Fortsetzung natürlicher Prozesse erscheinen lassen. Das soziale Verhalten der Menschen und deren Entwicklungen werden zu einer Verlängerung biologisch angelegter und determinierter Prinzipien, denen die Gesellschaft ohne Einfluss hilflos ausgeliefert ist.

Die Geschichte wird durch diese Darstellungen naturwissenschaftlicher Erkenntnisse der Antisystematik und Brüchigkeit beraubt, die sie und kulturelles Handeln ausmachen, und in eine zwangsläufig kontinuierliche, Sinn vermittelnde und nicht-kulturelle Instanz verwandelt (vgl. ebd.: 811). Die naturwissenschaftlichen Forscher können aufgrund dieser Nutzung des Wissens beanspruchen, der Geschichte, den historischen Ereignissen, Akteuren und ihren Relationen einen Sinn zu verleihen. Sie weisen ihnen einen der jeweiligen naturwissenschaftlichen Interpretation gemäßen Platz auf dem Weg zur Verheißung beziehungsweise Verdammnis zu. Geschichte wird dadurch nicht als kultureller Prozess von Kollektiven begriffen, sondern als kohärentes, naturwüchsiges und von Naturgesetzen bestimmtes Schicksal verklärt.

In der Funktion, dem kollektiven Handeln Sinn von Außen zu oktroyieren, haben die Naturwissenschaften die Elemente christlicher Religionen, sogenannter großer teleologischer oder „Metaerzählungen“ (Haraway 1997a: 42/51/60), übernommen und ersetzt. Im *Manifest für Cyborgs* kritisiert Haraway daher: „Die Produktion einer universalen, totalisierenden Theorie ist ein

bedeutender Fehler, der die meisten Bereiche der Realität verfehlt – vielleicht nicht immer, ganz sicher aber jetzt.“ (Haraway 1995a: 71) Die naturwissenschaftlichen Universalerzählungen zeichnen sich im Unterschied zu religiösen Geschichten dadurch aus, dass sie ihren Erklärungsanspruch säkularisieren und in die Natur verlegt haben. Aus der Materie und dem Verständnis von ihr wird die Welt erklärt. „With the weakening of religion, comparative life science became the new bedrock for value decisions, the more evolutionarily adaptive ground for judgement.“ (Haraway 1991a: 53) Religion und Wissenschaft nähern sich einander an. Haraway schlussfolgert dementsprechend pointiert in *Im Streit um die Natur der Primaten* (Haraway 1995a: 123-159): „Wissenschaft ist unser Mythos.” (Ebd.: 123) An die Stelle von Gott und der Heiligen Schrift treten naturwissenschaftliche Wissensobjekte, die eine unhintergehbare „common ontology of everything as communications-control-system“ (Haraway 2004a: 322) besäßen, und ihre neutralen Interpreten, die durch ihre Exegese der Natur die heutige „Informatik der Herrschaft“ (Haraway 1995a: 48) erklären, begründen und legitimieren.

Feministisch wird Haraways Kritik der Naturwissenschaften dadurch, dass sie den Produktionsprozess von Wissen, Machtverhältnissen und Ausschlüssen nach seinen Auswirkungen für Frauen und nach der Rolle des Geschlechts befragt sowie die damit verbundenen vergeschlechtlichten Machtverhältnisse in der Wissensproduktion herausstellt und der Kritik unterzieht. Beispielsweise verweist sie darauf, dass die Primatologie zur Aufrechterhaltung der heterosexuellen Sexualität sowie der Geschlechterhierarchien zwischen Männern und Frauen beiträgt (vgl. Haraway 1989 und Haraway 1991a). Sinngemäß lässt sich der antirassistische Charakter der Haraway’schen Kritik, mit der sie auch nach den Ungleichheiten zwischen Akteuren aufgrund von „rassierten“ Diskursen fragt, ebenso begründen wie der feministische Charakter.[69] Haraway kritisiert beispielsweise Rassismus anhand der „rassierten“ Debatten über Gentechnologie. Der moderne naturwissenschaftliche Diskurs und die ihm inhärenten Technologien produzieren jedoch nicht nur geschlechtsspezifische und rassistische Ausschlüsse. Seine Form und die ihm inhärenten Machtverhältnisse setzen derzeit eine Vielzahl von Ausschlüssen in der Gestaltung des Alltagslebens voraus (vgl. Haraway 1995c: 149/169).

Donna Haraway verwirft jedoch trotz aller Kritik die (Natur-)Wissenschaften nicht in toto als Feld der Wissensproduktion und politischen Intervention. Für sie besitzen die Wissenschaften und ihre Entwicklungen stets einen Doppelcharakter: Sie können sowohl dafür genutzt werden, weiter Aus-

69 Vgl. Haraway 1982, Haraway 1983, Haraway/Bhavnani 1994: 29 und Haraway 1997a: 219-229.

schlüsse zur produzieren, als auch dafür, Kollektive von Akteuren und Aktanten zu demokratisieren. Sie sieht zum Beispiel in der Entwicklung der Gen- und Biotechnologien neben den Gefahren einer potenzierten Ausbeutung auch die Möglichkeit, festgefahrene Grenzziehungen zu überschreiten und damit positive, demokratisierende Entwicklungen anzustoßen (vgl. Haraway 1997b: 217f.).

Für Haraway ergibt sich aus ihrer Kritik, dass nicht nur der Prozess, wer wie naturwissenschaftliches Wissen und damit Ausschlüsse generiert, sichtbar und als einer von vielen Produktionsprozessen von Wissen erkennbar gemacht werden muss, sondern auch, dass die vorherrschende Objektivität in Frage gestellt und dezentriert werden muss (vgl. Haraway 1997a: 73). Zudem sollen sowie neue vielfältige Formen des Wissens erzeugt und kenntlich gemacht werden (vgl. Kapitel 3.1.4 der vorliegenden Arbeit).

Wissen, Differenzen und Machtverhältnisse werden jedoch nicht nur in wissenschaftlichen Diskursen produziert. Die Naturwissenschaften sind ein Teil eines gesellschaftlichen technowissenschaftlichen Apparats kultureller Produktion, der Differenzen, Ausschlüsse, Macht und Wissen zwar immer spezifisch, aber in ähnlicher Weise hervorbringt und organisiert. Haraways Wissenschaftskritik richtet sich daher zwar konkret gegen die dominante Ordnung des naturwissenschaftlichen Diskurses der abendländischen Moderne, aber als Teil der kulturellen technowissenschaftlichen Produktion seit dem Zweiten Weltkrieg.

3.1.2 Der materiell-semiotische technowissenschaftliche Apparat kultureller Produktion von Macht, Wissen, Akteuren und Aktanten

Warum kritisiert Donna Haraway nun derart scharf die (Natur-)Wissenschaften und deren Technologien, wie sie zum Beispiel die Taxonomie, die Kamera, das Ausstellen von Teilen der Natur in Museen oder das Schreiben von Biologie-Schulbücher und der Artikel in *National Geographic* nennen würde? Dies hängt vorrangig damit zusammen, welche Rolle Haraway dem Erkenntnis- beziehungsweise Produktionsprozess von Wissen innerhalb der derzeitigen Gesellschaft zuordnet.

Sie geht davon aus, dass die historisch spezifischen Funktionsweisen der verschiedenen Prozesse, durch die Wissen generiert werde, nicht nur das „heart of doing science“ (Haraway 1997b: 239) bildeten und dort gesellschaftliche Machtverhältnisse und Ausschlüsse generierten, sondern dass diese ein Teil eines umfassenderen gesellschaftlichen „power-knowledge nexus“

(ebd.: 239, vgl. Foucault 1976 und Foucault 1981) seien, der ähnlich funktioniere wie in den Naturwissenschaften.[70]

Wie in der Einleitung zu diesem Kapitel bereits erwähnt, diagnostiziert Haraway den Anbruch einer „neuen historischen Konfiguration" (Haraway 1996: 366). Dieser wurde vor allem durch die historisch einschneidenden Entwicklungen in der Biologie, Biochemie, Biophysik etc., den so genannten „real life sciences" (Haraway 1997a: 217), ermöglicht. Die zunehmende gegenseitige Integration von Biologie einerseits und der Kommunikationstechnologie sowie der Informatik andererseits nach dem Ende des 2. Weltkriegs (vgl. Becker-Schmidt/Knapp 2000: 94 und Deuber-Mankowsky 2007: 275ff.) hat dazu geführt, dass die Menschen imstande sind, die materiellen Verkörperungen in der Wirklichkeit, alles, was für gewöhnlich als Natur wahrgenommen wird, auch materiell umzuformen oder vollständig selbst zu gestalten. Die Entwicklung der genannten Technologien erlaube also die „final appropriation of nature by culture" (Haraway 1990: 142).

Diese vollständige Denaturalisierung der Kultur und Kulturalisierung der Natur markierten laut Haraway einen Wendepunkt in der Geschichte, wie es der Übergang vom Mittelalter zur Moderne gewesen sei (vgl. Haraway 1997a: 4), weil sie die Produktion von Hybriden, von Entitäten und Verbindungen vollkommen implodierter Natur und Kultur hegemonial gemacht hätten. Kultur und Natur sind unwiderruflich und untrennbar miteinander vermengt (vgl. ebd.: 148f. und Harrasser 2006/2011: 587).

Implosion bedeutet in diesem Zusammenhang, dass die Differenz zwischen ehemals einander ausschließenden Gegensätzen, wie die zwischen Natur und Kultur, wegfällt und die Pole ineinander fallen. Natur und Kultur sind zum Beispiel zwar in unterschiedlicher Weise sozial erzeugte, materialisierte und wirkende Entitäten, aber dennoch nicht mehr wesentlich voneinander zu unterscheiden. „Implosions of dimensions implies loss of clear and distinct identities […]." (Haraway 1997b: 222) Natur ist in Kultur und Kultur in Natur übergegangen. Beide sind beides zur gleichen Zeit und immer (vgl. Haraway/Nichols Goodeve 2000: 133). Natur ist in diesem Sinne nichts Äußerliches, dem Zugriff des Menschen Verschlossenes, sondern der Überbegriff für alle Resultate kultureller Produktion, die eine vergegenständlichte Form angenommen haben. Dazu zählen biologische Entitäten wie Gene, fiktionale Figuren aus Science-Fiction-Romanen, begriffliche Kategorien und Worte, aber auch Menschen, Tiere, Pflanzen etc.

70 „One of the results of the way our universities are divided up is that people literally don't see the very similar analytical apparatuses at work in what are supposedly totally different domains." (Haraway/Nichols Goodeve 2000: 46)

In der Folge der Implosion von Natur und Kultur sind auch die anderen von der Unterscheidung zwischen ihnen gestützten Dichotomien implodiert, die die größte aller Erzählungen, die Moderne (vgl. Haraway 1997a: 4), insbesondere seit der historischen Epoche der Aufklärung in Anschluss an die Französische Revolution ausmach(t)en. Die Biotechnologien hätten sich demnach, wie Elvira Scheich in Anschluss an Haraway sagt, als die „materielle[n] Dekonstruktionen von hinfälligen Dichotomien“ (Elvira Scheich zitiert nach Jabloner 2005: 92) herausgestellt. Das bedeutet unter anderem, dass die einstigen dichotomischen Unterscheidungen, gegen die sich Haraways Kritik richtet, nicht nur durch Kritik oder Dekonstruktionen, sondern zumindest Haraway zufolge real aufgelöst würden (vgl. Haraway/Nichols Goodeve 2000: 78).

Begrifflich drückt Haraway diese Entwicklung dadurch aus, dass sie neue Kategorien, fusionierte Begriffe wie „naturecultures“ (Haraway 2006a: 110 und Haraway/Nichols Goodeve 2000: 105) oder „technoscience“ (Haraway 2004b: 3 und Haraway/Nichols Goodeve 2000: 122) aufgreift und auch selber „erfindet“. „Resisting the separation of science and technology, the word technoscience itself makes it clear that category fusions are in play.“ (Haraway 1997a: 62)

Die Technoscience zeichnet sich, wie oben bereits angedeutet, dadurch aus, dass die Wissensproduktion infolge der Implosion von Natur und Kultur einen völlig neuen Stellenwert erhalten hat. Die Akteure seien, so Haraway, in der Technoscience potentiell dazu in der Lage, alle Visionen, Begriffe, Bedeutungen, Ideen, Vorstellungen „materielle Gewalt werden” (Haraway 1995c: 7) zu lassen. Die Akteure können die Natur ebenso kulturell erschaffen, wie sie Verbindungen mit anderen Akteuren eingehen. Die Wirklichkeit und die sie herstellenden Akteure und Aktanten sind vollständig das Produkt kultureller Praktiken (vgl. ebd.: 10).

Neben die materielle Produktion der Wirklichkeit tritt also in der Technoscience gleichbedeutend die immaterielle Wissensproduktion. Diese war zwar immer vorhanden. Aber durch die Entwicklungen der Technologien gewinnt der Produktionsprozess von Bedeutungen, Vorstellungen, von Wissen einen relativ höheren Stellenwert im Verhältnis zur materiellen Produktion (vgl. Haraway 1997a: 50).

Letztlich lasse sich laut Haraway die Trennung zwischen materieller und immaterieller Produktion gar nicht mehr aufrechterhalten, da immaterielle Produktion immer zugleich materiell und jede materielle Produktion immateriell sei. Dementsprechend sind die Produktionsprozesse und deren Produkte in der Technoscience immer materiell-semiotisch. Beide sind eins: „Technos-

cience is materialized-semiosis.“ (Haraway/Nichols Goodeve 2000: 133, vgl. Harrasser 2006/2011: 583.)[71]

Die materiellen und immateriellen Produktionsapparate „implode in the gravity well of technoscience“ (Haraway 1997b: 221). Sie konvergierten also, wie Haraway es in *MW@SM* formuliert, zu einer „form of life, a practice, a culture, a generative matrix“ (ebd.: 210, vgl. Haraway/Harvey 1995: 509 und Haraway 1997a: 50) beziehungsweise zu einem materiell-semiotischen technowissenschaftlichen Apparat kultureller Produktion (vgl. ebd.: 124). „Das Konstrukt steht im Zentrum der Aufmerksamkeit: Machen, Lesen, Schreiben und Bedeuten scheinen fast dasselbe zu sein.” (Haraway 1995a: 175)

Der materiell-semiotische Apparat technowissenschaftlicher Produktion ist die Verfahrensweise, die Modalität, in der alle kulturellen Handlungen und Vorstellungen von allen an der Produktion beteiligten Akteuren und Aktanten zueinander in Beziehung gesetzt werden (vgl. Haraway 1997a: 3), durch die sie die Wirklichkeit schaffen. Ihre Verbindungen nähmen die Form eines Netzwerks oder einer „sich um viele Hände schlingende String-Figur“ (Haraway 2011: 16, Fußnote 1, vgl. Haraway/Bhavnani 1994: 24 und Haraway 1995c: 136-148) an. Der materiell-semiotische technowissenchaftliche Apparat kultureller Produktionen und seine Gestaltungen bilden die Grammatik der Wirklichkeit (vgl. Haraway 1997a: 1ff.). Eine Möglichkeit, sich ihr zu entziehen, gibt es nicht (vgl. ebd.: 37).

In der Technoscience kommt der Wissensproduktion also eine neue Vermittlungsfunktion zwischen Sein und Sein-Sollendem zu (vgl. Deuber-Mankowsky 2007: 15). Das Sein ist nichts anderes mehr als die naturalisierte Kultur und das Sein-Sollen ist die anzustrebende kulturell produzierte Natur. Kultur und Natur bilden also Voraussetzung und Resultat der kulturellen Produktion mittels des materiell-semiotischen technowissenschaftlichen Apparats.

„If technoscience by our moment in history is unmistakeably ‚nature‘ for us – and not just nature but nature-culture – then understanding technoscience is a way of understanding how natures and cultures have become one world. So the analysis of technoscience, the understanding of what kind of world we are living in, is what we call technoscience studies.“ (Haraway/Nichols Goodeve 2000: 156f.)

Materiell-semiotische technowissenschaftliche Produktion findet immer dann statt, wenn Akteure und Aktanten unter- und miteinander Beziehungen eingehen. Denn in diesen vielfältigen, vielschichtigen und heterogenen Verbindungen werden Kultur und Natur, Akteure, Wissen und Machtverhältnisse erst er-

71 Daher ist es auch für Haraway unmöglich, den Begriff der Produktion auf die Ökonomie zu beschränken (vgl. Haraway 1995a: 96 und Haraway 1997a: 64ff.).

zeugt. Folglich sei laut Haraway „‚the relation' the smallest possible unit" (Haraway 2004b: 20) und „the relations are […] the smallest patterns of analysis" (Haraway 2006a: 110). Jede Abkehr von dieser Erkenntnis ist reduktionistisch, weil sie letztlich das Postulat eines Dings an sich zur Prämisse habe.[72]

Die Akteure und Aktanten können in der Wissensproduktion unter- und miteinander über verschiedene Technologien Beziehungen beziehungsweise Verbindungen herstellen. Haraway betont zwar einerseits, dass der Diskurs „nur einer unter vielen Artikulationsprozessen" sei und eine „artikulierte Welt […] eine unentscheidbare Anzahl von Orten und Weisen, Verbindungen herzustellen" (Haraway 1995a: 71, vgl. Haraway/Bhavnani 1994: 32), besitze.[73] Andererseits sei die kulturelle Produktion in der Technoscience ihr zufolge wie ein umfassender Macht/Wissen-Komplex durch Diskurse und die ihnen innewohnenden Machtverhältnisse organisiert.[74] Die modernen (Natur-)Wis-

72 Diese philosophische Position hat Haraway von Alfred North Whitehead adaptiert, der in seinem Opus magnum *Prozess und Realität* (Whitehead 1987) schreibt, dass alles seine Grundlage „im Bezogensein von Wirklichkeiten" (Whitehead 1987: 25) habe.

73 Haraway unterscheidet drei Formen der Technologien, mit denen die Wirklichkeit mittels der Wissensproduktion konstruiert wird: materielle, soziale und literarische Technologien. Diese stehen alle miteinander in Verbindung, ergänzen einander, wirken zusammen und treten niemals getrennt auf. Materielle Technologien sind in der Regel handfeste Werkzeuge in der Wissensproduktion wie Maschinen, aber auch Laborvorrichtungen. Unter sozialen Technologien versteht Haraway die Mittel der gesellschaftlichen Kämpfe, wie in der Wissensproduktion miteinander und mit Wissen umgegangen wird und werden soll. Literarische Technologien sind im weitesten Sinne alle schriftlichen, gesprochenen Darstellungsweisen und Beschreibungen von Wissen wie Bücher, aber auch Filme, Statistiken, Worte, Kategorien usw. (vgl. Schneider 2005: 92f.). Ihnen ist gemeinsam, dass sie alle „a frozen moment of social practice" (Haraway/Harvey 1995: 520) seien. Haraway dehnt also den Begriff der Technik aus auf andere Bereiche aus, die bislang nicht mit dieser Bezeichnung erfasst worden sind. Dies entspricht ihrem skizzierten erweiterten Produktionsverständnis, das sich bereits in der Idee des Diskurses bei Foucault (siehe unten) andeutet und das laut Haraway in der technowissenschaftlichen Welt, der Welt aller Dinge, vorherrsche. Die Trennung zwischen Wissenschaft und Technologie ist demzufolge auch nicht mehr aufrechtzuerhalten. Wissenschaft ist selber eine Technologie und zugleich sind spezifische Technologien konstituierende Elemente der Wissenschaft. Sie ist eines von vielen produktiven Systemen (vgl. Haraway 1995c: 158). Haraway besitzt ein ambivalentes Verhältnis zur Technologie. Sie weist deren Gebrauch nicht in toto zurück (vgl. Haraway/Nichols Goodeve 2000: 23 oder Jabloner 2005: 26), weil sie in die bestehenden Machtverhältnisse eingelassen und von ihnen geprägt sind (vgl. Haraway 2004a: 184). Sie können auch dazu dienen, Herrschaftsstrukturen offenzulegen, zu kritisieren und zu verändern (vgl. Haraway/Nichols Goodeve 2000: 23).

74 Haraways Arbeiten sind eingebettet in ein diskurs- und machtanalytisches Verständnis von Wissensproduktion, mit dem sie sich größtenteils Michel Foucaults Analysen der diskursiven Wissensproduktion und deren Wirkungen anschließt. Zur Rezeption Foucaults durch Haraway vgl. die Einleitung zu Kapitel 3.

senschaften formen einen spezifischen und wirkmächtigen Sub-Diskurs im technowissenschaftlichen Diskurs der Technoscience (vgl. Schneider 2005: 159), der auf neuen Ausschlüssen und Hierarchien basiert und diese stetig produziert (vgl. Haraway 1997a: 7).[75]

Ein Diskurs bezeichne laut Michel Foucault „die Gesamtheit aller effektiven Aussagen" (Foucault 1981: 41) zu einem bestimmten Thema, „die systematisch die Gegenstände bilden, von denen sie sprechen" (ebd.: 74). Ein Diskurs wird also „durch eine Menge von Aussagen [bestimmt; C.S.], die einem gleichen Formationssystem" (ebd.: 156) angehörten beziehungsweise „insoweit sie zu selben diskursiven Formation gehören" (ebd.: 170).

In Anschluss an Foucault ist Haraway der Auffassung, dass die Diskurse nicht nur das Wissen über ihre Gegenstände und deren Bedeutungen mithilfe der Sprache erzeugten, sondern dass sie die Gegenstände selbst konstituierten. „Discourse is not just ‚words'; they are material-semiotic practices through which objects of attention and knowing subjects are both constituted." (Haraway 1997a: 218) Diskurse „constitute their objects of attention in the Foucauldian sense" (Haraway 2006b: 139, vgl. Haraway 1983: 130).

Die Sprache ist im Diskurs die zentrale Technologie der Wissensproduktion.[76] Sie könne Dinge benennen, Bedeutungen erzwingen, „Gegensätze erschaffen und damit menschliche Kultur hervorbringen" (Haraway 1995a: 123).[77] „Language generates reality in the inescapable context of power; it does not stand for or point to a knowable world hiding somewhere outside the ever-receding boundaries of particular social-historical enquiries." (Haraway 1991a: 78f.) Sie ist eine Form des Handelns.[78] Begriffe, Worte und Erzählungen[79] stellen nichtidentische, eigenständige Produktionsmittel dar, durch deren Einsatz spezifische Darstellungsweisen und mit ihnen bestimmte

75 Vgl.: „Technoscientific processes at the moment rely on vast disparities of wealth, power, sovereignty, chances of life and death." (Haraway/Nichols Goodeve 2000: 157)

76 Welche zentrale Rolle Sprache bei Haraway spielt, kann man z.B daran sehen, dass sich die Struktur des 1997 erschienen Buches *MW@SM* nach der klassischen Einteilung der Semiotik, der Zeichenlehre, und damit der Grundlage jeder Kommunikationsweise richtet.

77 Dieses Verständnis von Sprache beruht auf der Idee der Interpellation Althussers, der zufolge in einem Sprechakt der Adressat durch das Ansprechen anerkannt („angerufen") und als solcher konstituiert wird oder nicht (vgl. Haraway 1992: 43, Haraway 1997a: 50, Haraway 1997b: 209 und Althusser 2010: 84ff.).

78 Zwischen den beiden Optionen, Sprechen und Handeln, gibt es für Haraway zwar einen Unterschied, der sich darauf bezieht, dass es unterschiedliche Formen des Agierens sind, in ihren Wirkungen sind sie aber gleichgestellt. In *Morphing in the Order: Flexible Strategies, Feminist Science Studies, and Primate Revisions* (Haraway 2004a: 199-222) bringt sie ihre Ansicht auf den Punkt, wenn sie schreibt, „discourse is practice" (Haraway 2004a: 204).

79 Vgl.: „It isn't that the history itself determines these narratives, but that the narratives shape the history." (Haraway/Nichols Goodeve 2000: 129)

Körper erzeugt werden können. „The word is made flesh […].“ (Haraway 2004b: 100)[80] Akteure und Aktanten wie Menschen, Körper und andere biologische Gegenstände wie Gene, Affen etc. werden also ebenso durch Aussagen über sie materiell und semiotisch produziert wie die unterschiedlichen Bedeutungen eines Begriffs (vgl. Foucault 1981: 74 und Haraway 1995a: 107). Sie seien „diskursive Konstruktionen“ (ebd.: 107f.).

Die Aussagen einer „diskursiven Formation“ (Foucault 1981: 156) werden nicht beliebig getroffen, sondern immer in einer bestimmten gesellschaftlich erzeugten Ordnung, die das formale Gerüst des Diskurses darstellt. Diese Ordnung gibt vor, wie die Produktion und Verkettung von Aussagen funktionieren muss, um als aussagekräftig beziehungsweise „wahr“ zu gelten, und wer am Diskurs teilhaben kann (vgl. Haraway 2003: 265f.). Gleichzeitig schafft der Diskurs aber auch seine Ordnung und die ihm innewohnenden Machtverhältnisse, Technologien und Ausschlüsse.[81] Es handelt sich um ein wechselseitiges Verhältnis zwischen Diskurs und seiner Ordnung. Die „Ordnung eines Diskurses“ (Foucault 1974) ist also das Produkt des Zusammenspiels von Aussagen der am Diskurs beteiligten Akteure und Aktanten und der zwischen ihnen vorherrschenden Machtverhältnisse.

Das vom technowissenschaftlichen Apparat kulturell produzierte Wissen ist für Haraway eine Ablagerung diskursiver Konstruktionen von Akteuren und Aktanten, die zu einem historisch spezifischen Zeitpunkt an einem ebenso historisch spezifischen Ort Verbindungen miteinander eingegangen sind. Es ist eine Kristallisation sozialer Beziehungen, so wie jede Kategorie, jedes Wort in einem Diskurs immer das Ergebnis sozialer Praktiken und der Machtverhältnisse zwischen den Akteuren ist. Wissen sei eine „gesellschaftliche Ablagerung der einen fundamentalen Sache der Welt – Relationalität“ (Haraway 1996: 363). Als solches ist es niemals unschuldig, sondern immer von Interessen und der Macht spezifischer Wissensproduzenten durchzogen (vgl. Haraway 1997a: 338).

---

80 Vgl.: „The first thing I’d say is that words are intensely physical to me.“ (Haraway/Nichols Goodeve 2000: 85)

81 Macht bedeutet in diesem Zusammenhang nicht, die Macht zu unterdrücken, sondern in Foucaults Sinne die Fähigkeit, etwas zu produzieren (vgl. Foucault 1978: 36ff. und Foucault 1983: 7-53). Sie ist dabei nicht fest lokalisierbar, sondern vielfältig verteilt, molekular, wird von allen Diskursteilnehmern ausgeübt und wirkt sich auf alle Diskursteilnehmer aus. Macht ist dementsprechend nicht aufhebbar, statt dessen ist sie für alle sozialen Verhältnisse konstant, aber in unterschiedlicher Weise verteilt. Vgl.: „Macht bezeichnet also die sich ständig wechselnden Verhältnisse der Kräfte, der Kraftzentren. Die Macht gibt es nicht – Macht wird zum Namen für den momentanen Spielstand eines nie aufhörenden Kampfes, eines in keinem Moment stillstehenden Spieles von Kräften.“ (Kuhn 2005: 115)

Zwar gilt bestimmtes Wissen als richtig und anderes als falsch. Dies hängt aber von der Verteilung der Diskursmacht ab. Als Wissen wird das anerkannt, was aus den spezifischen Machtverhältnissen eines Diskurses als wirkmächtig hervorgeht (vgl ebd.: 140f.). Der Wahrheitsgehalt einer Aussage oder eines Diskurses spielt dabei keine Rolle. Denn wie Haraway in Anschluss an Foucault konstatiert, gebe es nicht *eine* Wahrheit, sondern nur eine Reihe vielfältiger Wahrheit*en*, die miteinander konkurrierten und die jede für sich eine Version eines Wissensgegenstandes anböten (vgl. Haraway 2004a: 155).[82] Wissensproduzenten entscheiden sich dementsprechend immer für eine Form und gegen andere Formen des Wissens.

Ausschlüsse durch Auslassung beziehungsweise durch die Privilegierung einer Form des Wissens gegenüber einer anderen gehören also zwangsläufig zur Wissensproduktion dazu. Wissen von einer Entität ist wie eine Zwiebel strukturiert mit vielfältigen, heterogenen, komplex miteinander verwobenen Schichten und ohne inneren, beständig gleichbleibenden Kern. Die Wissensproduktion funktioniert folglich, indem Schichten von Bedeutungen und Wissen, die in unterschiedlichen sozialen Prozessen einer Entität zugeschrieben werden, komplex auf- und ineinander geschoben werden. Ein Gegenstand ist demzufolge niemals auf diese eine Bedeutung beziehungsweise ein Wissen zu reduzieren. Das konkrete Wissen und die konkrete Bedeutung eines Gegenstandes sind immer abhängig von der Konstellation der Beziehungen, in der der Gegenstand steht.[83]

Wie aus der Darstellung des materiell-semiotischen technowissenschaftlichen Apparats kulturellen Wissens und des Diskurses deutlich geworden sein sollte, ist Wissen für Haraway niemals nur Wissen *von* einer Entität, sondern immer zugleich auch die Entität selbst. Wissensformen und Lebensformen, so schlussfolgert Joseph Schneider (vgl. Schneider 2005: 81), seien für sie untrennbar miteinander verbunden.

Subjekte und Objekte, wie sie in der Moderne konzipiert worden sind, gebe es laut Haraway in der technowissenschaftlichen Konfiguration der Geschichte nicht – ebenso wenig, wie es die Moderne gegeben habe. Was die modernen Philosophen als Subjekte und Objekte beschrieben haben, existiert lediglich als kristallisiertes Ergebnis kultureller Praktiken in heterogenen Beziehungen zwischen vielfältigen Beteiligten und sind dementsprechend keine Dinge an sich. Um diese Entitäten besser beschreiben und um die modernen

82 Vgl. „Erzählpolitik in Bezug auf wissenschaftliche Erkenntnis heißt […], von einer vereinfachenden, stringenten Wahrheitserzählung zur Vielzüngigkeit der Darstellung zu gehen." (Harrasser 2006/2011: 590)

83 Haraway vergleicht die Eigenschaften von Wissen und der Wissensproduktion daher häufig im Sinne der String-Theorie mit einem Fadenspiel beziehungsweise Wollknäuel (vgl. Haraway 1995c: 136–148 und Haraway/Nichols Goodeve 2000: 156ff.).

Begriffe ablegen zu können, übernimmt Haraway von Bruno Latour die Begriffe „Akteur“ (Latour 2007: 81) und „Aktant“ (ebd.: 95) und definiert damit die Entitäten und die Begriffe von ihnen neu (vgl. Einleitung zu Kapitel 3 der vorliegenden Arbeit). Allerdings verbannt Haraway, anders als etwa Bruno Latour, die Termini Subjekt und Objekt nicht gänzlich aus ihren Schriften. Sie greift sie vielmehr immer wieder auf und bearbeitet sie beständig neu.

Akteure und Aktanten werden prozessual durch das kontinuierliche Handeln und Sprechen historisch spezifischer Akteure und Aktanten in raum-zeitlich bestimmten Konstellationen hervorgebracht (vgl. Haraway 1995a: 109). In ihre Konstitutionsprozesse gehen alle Beziehungen ein, in der sich die Beteiligten in einer Konstellation befinden. Sie sind nicht an sich in der Wirklichkeit vorhanden, sondern werden in nicht unschuldigen, machtvollen und ungleichen Beziehungen zueinander konstituiert (vgl. Haraway 2004b: 7/16). Alle Entitäten der Technoscience entstehen im Prozess der kulturellen, technowissenschaftlichen Produktion und nicht davor (vgl. Haraway 1996: 356).

Es gibt für Haraway nichts dieser kulturellen Produktion vorgängiges. „‚Objekte‘, wie Körper es sind, präexistieren nicht als solche“ (Haraway 1995c: 17f., vgl. Haraway/Bhavnani 1994: 32). Dasselbe gilt für „Subjekte“. Akteure und Aktanten sind anders als Subjekte und Objekte nicht „self-identical“ (Haraway 2004a: 328). Gleichzeitig besäßen sie aber auch „a nonreducible trickster quality that resists categories and projects of all kinds“ (Haraway 1997a: 128).[84] Sie sind weder identisch mit sich selbst noch mit den kulturellen Produktionen und Beziehungen, in denen sie erzeugt werden.

Akteure und Aktanten sind wie der Prozess, in dem sie entstehen, zugleich komplexe, verdichtete, endliche, historisch spezifische, diskursive Konstruktionen heterogener Beziehungsgeflechte einerseits und materielle Wesen andererseits (vgl. Haraway 2004b: 16). Sie seien als Resultate des materiell-semiotischen technowissenschaftlichen Apparats kultureller Produktionen komplexe historisch spezifische „materiell-semiotische Körper“ (Haraway 1997a: 149 und Haraway 2004b: 3) und als solche auch immer und notwendig materiell und semiotisch gestaltbar (vgl. Haraway 1995a: 92f.).

Akteure und Aktanten sind also Produkte kultureller Konstruktionen und konstruierende kulturelle Entitäten. Sie sind gleichzeitig Resultat, Handlung sowie Vermittlungsinstanz – abhängig von der spezifischen örtlichen und zeitlichen Konstellation, in der sie sich befinden (vgl. Haraway 1996: 375).

84 Vgl.: „The trickster figure figures shape-shifting. The power of the trickster is as an intervener in and disturber of the ordinary. Not a particularly nice figure, the trickster is always a figure of danger, of risk-taking, and of course feeding our trickster figure, our indigenous symbol appropriated for leading-edge technology.“ (Haraway 2000, vgl. Haraway/Harvey 1995: 520.)

In *The Companion Species Manifesto. Dogs, People, and Significant Otherness* (Haraway 2004b, im Folgenden abgekürzt *Companion Species Manifesto*) bedient sich Haraway zur Bezeichnung dieser prozessualen Gegenständlichkeit von Körpern eines Begriffs, der von Judith Butler stammt: Akteure und Aktanten seien demnach „contingent foundations" (Haraway 2004b: 6). Sie bildeten „nodes that congeal from interactions where all the actors are not human, not self-identical, not ‚us'" (Haraway 1997a: 142).

„Mit dem Begriff des ‚materiell-semiotischen Akteurs' ist beabsichtigt, das Wissensobjekt als einen aktiven Teil des Apparats der körperlichen Produktion hervorzuheben." (Haraway 1995a: 170f). Während Dinge wie Bücher, Gebäude etc. zwar keine Akteure wie Menschen sein könnten, wirkten sie dennoch laut Haraway an der Konstruktion der jeweiligen Subjektivitäten und Objekte mit. Sie sind ebenfalls technowissenschaftliche, das heißt materiell-semiotische Körper und das Ergebnis technowissenschaftlicher Produktion (vgl. Haraway 1997a: 179). Und weiter präzisiert Haraway:

„[D]ie AkteurInnen und PartnerInnen in Begegnungen sind, um das wenigste zu sagen, nicht alle menschlichen Wesens. Darüber hinaus sind viele dieser nicht-menschlichen Partner und Akteure nicht ausgesprochen natürlich ganz sicher nicht originär." (Haraway 1995c: 143)

In der technowissenschaftlichen Produktion sind die Aktanten selber aktiv und an der Konstruktion von Natur und Kultur als kultureller Akteur beteiligt. Wer wann im klassischen Sinne Subjekt oder Objekt ist, ist ebenfalls von der Konstellation und dem jeweiligen Diskurs abhängig, in denen die Entitäten zueinander in Beziehung treten. Auch in diesem Fall wird die Differenz zwischen den in der Moderne strikt voneinander getrennten Wesen vermengt. Damit bricht Haraway auch mit der für die Moderne kennzeichnenden Vorstellung, Subjekte und Objekte wären haarspalterisch und stabil voneinander geschiedene Dinge.[85]

In den Verhältnissen, welche die unterschiedlichen Akteure und Aktanten miteinander eingehen, sind jedoch nicht alle gleich und erst recht nicht gleichberechtigt. Sie verfügen über verschiedene Machtpotenziale und sind unterschiedlich in Machtverhältnisse verwoben, so dass ihre jeweiligen Positionen und Wirkmächtigkeiten im technowissenschaftlichen Produktionsprozess sich nach diesen ausdifferenzieren (vgl. Haraway 2004b: 41).

Die Unterschiede, die zwischen den Entitäten bestehen, sind ebenfalls das Produkt der am Konstruktionsprozess beteiligten Akteure, Aktanten und deren Interaktionen. Ihre Differenzen werden auch durch kulturelle Handlungen

85 Würden Objekte weiterhin als passive Dinge betrachtet, beließe man sie Haraway zufolge in der herrschaftlich zugeschnitten Form des korporalen Fetischs. Die Objekte blieben „frozen stories" (Haraway/Nichols Goodeve 2000: 107).

hervorgebracht. „Alle Entitäten erhalten ihre Grenzen durch diskursive Interaktionen im Feld diskursiver Materialität. Sie sind Effekte der Relationalität." (Haraway 1995a: 109) Sie „materialisieren sich in sozialer Interaktion" (ebd.: 170f.). Differenzen zwischen Entitäten sind folglich keine feststehenden natürlichen, essentiellen oder Eigenschaften eines Wesens mehr. Die Unterschiede sind gestalt- und veränderbar.

Die Differenz zwischen Akteuren und Aktanten beschreibt Haraway wie folgt:

> „Akteure handeln; sie verursachen Handlungen; alles wirkliche Handeln geht auf sie zurück. Alles andere erleidet geduldig die Be-Handlung, gelegentlich leidenschaftlich. […] Aktanten sind da ein bisschen besser; denn bei ihnen zumindest handelt es sich um Kollektive für eine semiotische Handlungsfunktion in einer Narration, nicht nur fiktional zusammenhängende AkteurInnen, die aus einer einzigen Substanz bestehen. Aktanten sind Bündel von Handlungsfunktionen; keine AkteurInnen und HeldInnen." (Haraway 1995c: 142)

Die (Natur-)Wissenschaften bilden einen Sub-Apparat des technowissenschaftlichen Apparats kultureller Produktionen. Wissenschaft als die Form der Wissensproduktion „is practice and culture at every level of the onion. There is no core, only layers." (Haraway 2004a: 201) Die (Natur-)Wissenschaften sind als diskursiver Macht/Wissen-Komplex im Sinne Foucaults organisiert. Im (natur-)wissenschaftlichen Diskurs werden mithilfe von materiell-semiotischen Akteuren und Technologien, insbesondere der Sprache, Wissen, Machtverhältnisse, Ausschlüsse und neue Akteure erzeugt.

Damit der (natur-)wissenschaftliche Produktionsprozess – und mit ihm die Technologien, Machtverhältnisse und Ausschlüsse – und dadurch Veränderungsmöglichkeiten für die Akteure sichtbar werden, betrachtet Haraway „science in the making" (Haraway 2004a: 208). Dasselbe gilt für die gesamte Wirklichkeit der Technoscience. Um den prozessualen und kulturellen Charakter des materiell-semiotischen Produktionsapparats herauszustellen, seine Resultate nicht als vergegenständlichte, unabänderliche, unhistorische und natürliche Gegebenheiten darstellen und hinnehmen zu müssen (vgl. ebd.: 330) und die Optionen für fortschrittliche Eingriffe zu öffnen, beschreibt Haraway die sedimentierte Wirklichkeit als Verb, also in actu, in der Bewegung, im Prozess ihrer Konstitution (vgl. Haraway 2000). In *Foreword. Cyborgs and Symbionts: Living Together in the New World Order* (Haraway 1995b) konstatiert sie dementsprechend, dass der einzige Punkt, von dem aus die Erde betrachtet werden könne, der Standpunkt ihrer Konstitution sei (vgl. ebd.: xiv). Dies ist der Standpunkt des materiell-semiotischen Produktionsprozesses im Zeitalter der Technoscience und insbesondere der in räumlich und zeitlich spezifische Machtverhältnisse eingelassenen Wissensproduktion.

3.1.3 Gestaltungen, Figuren, Cyborgs und companion species – Donna Haraways Technologien der technowissenschaftlichen Produktion

3.1.3.1 Figuren und ihre Funktionen in Haraways Philosophie

> „To be one is always to become with many."
> (*When Species Meet*, Haraway 2008: 4)
> Donna Haraway

Alles, was die Technoscience hervorbringe, schreibt Donna Haraway in der deutschen Kurzzusammenfassung ihres Buches *MW@SM*, seien „implodierte keimende Entitäten, dichtgepackte Kondensationen von Welten, ins Dasein gestoßen von der Wucht der Implosion des Natürlichen und des Künstlichen, Natur und Kultur, Subjekt und Objekt, Maschine und organischem Körper" (Haraway 1996: 349). Alle Entitäten seien „simultaneously a metaphor, a technology, and a beast living its life as best it can. This is the normal state of the entities in technoscience cultures, including ourselves." (Haraway 1997b: 226)

Dennoch kann man unterscheiden zwischen den materiell-semiotischen Akteuren wie den aktiven Wissenschaftlern, deren Zusammenschlüssen usw. und den Aktanten wie den „figures" und „figurations" (ebd.: 8ff)., von denen Haraway in ihren wissenschaftlichen „narratives" (Haraway/Nichols Goodeve 2000: 129) Gebrauch macht. Aus der Lektüre des vorangegangenen Kapitels sollte deutlich geworden sein, dass diese Figuren beziehungsweise Figurationen zwar auch Akteure beziehungsweise Aktanten der technowissenschaftlichen Produktion sind. Dennoch gibt es eine Differenz zwischen den Existenzweisen Haraways als Wissenschaftlerin und ihren Figuren/Figurationen, weil sie verschiedenen spezifischen Beziehungsgeflechten entspringen und dementsprechend andere Handlungen vollziehen (können) (vgl. ebd.: 140).[86]

Auch die Figuren sind seit der Implosion von Natur und Kultur notwendig materiell-semiotisch (vgl. das Kapitel 3.1.2 der vorliegenden Arbeit und Haraway 1992: 43). Sie wirken in Haraways Arbeiten als Technologie des technowissenschaftlichen Apparats kultureller Produktionen an der Konstruktion anderer materiell-semiotischer Körper in jeweiligen räumlich und historisch bestimmten besonderen Machtverhältnissen mit. Gleichzeitig konstruieren Wissenschaftler als Akteure die Figuren, Gestaltungen, Narrative usw., mit-

86 Für Gemeinsamkeiten und Unterschiede materiell-semiotischer Akteure in jeweiligen Konstellationen vgl. Haraway 2008: 4.

tels derer sie mit anderen Wissenschaftlern in Beziehung treten. Immanuel Stieß und Carmen Hammer schlussfolgern daher zu Recht in ihrer Einleitung zum Sammelband *Die Neuerfindung der Natur:* „[A]uch Wissensobjekte besitzen die Fähigkeit, Bedeutungen zu erzeugen und sind ‚performativ'." (Hammer/Stieß 1995: 20) Sie hätten, so Haraway, die „power to remake worlds and the subjects" (Haraway 1992: 40).

Haraway operiert in ihrer Darstellung und Kritik der (Natur-)Wissenschaften nicht nur mit bekannten Objekten, Subjekten und Gegenständen der Technowissenschaft. Sie bedient sich auch unterschiedlicher fiktionaler und nicht-fiktionaler Figuren, die aus anderen Bereichen, wie zum Beispiel der Mythologie der Ureinwohner Nordamerikas oder der Science-Fiction-Literatur stammen.

Durch die Produktion von Figuren, Figurationen und Erzählungen sei es Haraway zufolge möglich, die technowissenschaftliche Produktion anderer Akteure zu verändern beziehungsweise Einfluss auf deren Gestaltung zu nehmen (vgl. Haraway 1997a: 11ff.). Für Haraway gilt: „Tropes matter literally." (Haraway 2004a: 217) Mit anderen Worten: Ein anderes Wissen mit anderen Metaphern, anderen Erzählungen und anderen Begriffen als denen der Moderne erzeugt auch andere Akteure, andere Machtverhältnisse und andere Ausschlüsse als das moderne Wissen.

Um solche Verschiebungen vorzunehmen, bedarf es aber der aktiven Intervention in die Wissensproduktion. Folgt man diesem Verständnis, liegt es nahe, dass Haraway ihre eigenen Diskurse mit Erzählungen und Figuren ausstattet, die nicht in den Kanon der modernen (Natur-)Wissenschaften passen und die ihnen zugrunde liegenden Dualismen, Machtverhältnisse und Ausschlüsse unterlaufen (sollen).

„One has to look for a system of figures to describe an encounter in knowledge that refuses the active/passive binary which is overwhelmingly the discursive tradition that Western folks have inherited. So you go for metaphors like the coyote, or trickster figure. You go for odd pronouns, which encourage an acknowledgement that the relationship between nature and human is a social relationship for which none of the extant pronouns will do." (Haraway 1991b: 3)

Die Wirkmächtigkeit der Haraway'schen Figuren hängt allerdings notwendig davon ab, in welcher Weise sie aufgenommen und bearbeitet werden. Sie entwickeln ihre Gestaltungskraft nur in Abhängigkeit von anderen Akteuren und Erzählungen. Lediglich wenn sie als Mittler kultureller Produktion aufgenommen werden und weitere Arbeit leisten, können die Figuren in der Tat zu relevanten Akteuren in Diskursen werden und die von Haraway erhoffte Verschiebungsarbeit leisten (vgl. Haraway 1997a: 185f.).

Die bekannteste Figur der Haraway'schen Sammlung ist die Cyborg[87], die sich als gängiger Bezug unter akademischen und politisch aktiven Feministen, Antirassisten, Wissenschaftskritikern usw. etabliert hat.[88] Dennoch hat Haraway die Cyborg dezentriert, das heißt, sie ist weder die einzige noch die zentrale Figur, die sie verwendet. Sie hat die Cyborg in eine „queer family" (Haraway 2004a: 332), „a family of displaced figures" (Haraway 1991b: 13) beziehungsweise in „a kinship system" (Haraway 2000, vgl. Haraway 2006b: 144) mit anderen Figuren/Figurationen eingereiht (vgl. Harrasser 2006/2011: 586). Seite an Seite mit anderen „promising and noninnocent monsters" (Haraway 1991c: 20) beziehungsweise ihren „critters" (Haraway 2008: 330, Fußnote 33) soll die Cyborg in der technowissenschaftlichen Produktion von Wissen, Machtverhältnissen, Körpern und Ausschlüssen agieren (vgl. Haraway 2000).

Haraways Hauptfiguren neben der Cyborg sind in chronologischer Reihenfolge ihres Erscheinens Primaten[89], der/die FemaleMan©, die OncoMouse™ (vgl. Haraway 1992, Haraway 1997a und Haraway 1997b), Vampire (vgl. Haraway 1997a und Haraway 1997b), die Mixotricha paradoxa (vgl. Haraway 2008: 285ff.) und schließlich Hunde als Modell der „companion species" (vgl. Haraway 2004b).[90]

Wenn man die Verwendung der Figuren und Gestaltungen innerhalb ihres Werkes vergleicht, dann lässt sich eine Schwerpunktverschiebung erkennen.[91]

---

87 Als Haraway in einem Interview direkt danach gefragt worden ist, welches Geschlecht ihre Cyborg-Figur habe, antwortete sie: „[I]t is a polychromatic girl […] the cyborg is a bad girl, she is really not a boy." (Haraway 1991b: 19)

88 Vgl. die kurze Rezeptionsgeschichte in der Einleitung Kapitel 3 der vorliegenden Arbeit.

89 Haraway äußert sich in einem Interview zur Rolle der Primaten als figurativer Gestaltung zur Intervention in technowissenschaftliche Diskurse wie folgt: „I began to think of primates as ‚figures', as these germinal entities into which many people's imaginations are condensed. I saw primates as these creatures on the boundary between what counted as nature and culture, onto which a great deal of racial discourse was projected in the United States in the 1960s and after. I began to see how primates were part of popular cultures, movies, technical field studies, part of social psychology, part of evolutionary, and part of zoo management. These creatures existed at the boundaries of many constituencies that figured and carried the meanings of many kinds in their stories. […] I saw the monkeys and the apes as extremely interesting figures to carry a lot of these discussions." (Haraway/Bhavnani 1994: 22f.)

90 Infolge ihrer nicht unschuldigen, bedrohlich erscheinenden Beschaffenheit als grenzüberschreitende Wesen, die eine Mischung aus Natur und Kultur darstellen und nicht-menschlich sind (vgl. Haraway/Nichols Goodeve 2000: 66f.), bezeichnete Haraway ihre Gestaltungen auch als „Monster" (Haraway 1995c: 7). Sie gab den Begriff jedoch später wieder auf (vgl. Haraway 1991c: 20).

91 Haraway erklärt diese Verschiebung teilweise im *Companion Species Manifesto* (vgl. Haraway 2004b).

Gemäß ihrer Absicht, Wissensobjekten mit so vielen Bedeutungen zu versehen, dass sie sich nicht mehr auf eine Bedeutung oder auf Abstraktionen reduzieren lassen[92], hat Haraway ihre Gestaltungen verfeinert, diversifiziert und sie in immer wieder anderen Konstellationen technowissenschaftlicher Produktion zum Einsatz gebracht.[93] Die an Figuren und Gestaltungen reichhaltigste Arbeit Haraways ist *MW@SM*, in dessen Zentrum unter anderem die Überarbeitung der klassischen Subjektivität des modernen Wissenschaftlers – des „modest witness" (Haraway 1997a) – steht.

Alle Figuren sind doppelseitig angelegt, das heißt, sie sollen in nahezu allen Konstellationen, in denen sie auftauchen, immer mindestens zwei Prozesse gleichzeitig darstellen (vgl. Haraway 2007b: 29). Einerseits sollen sie als Resultat eines spezifischen kulturellen Produktionsvorgangs erkennbar sein und andererseits sollen sie als Produzent im Produktionsprozess agieren. In beiden verrichten sie in Haraways eigener Wissensproduktion Arbeit mit dem Ziel, die Geschichte des Wissens und der Machtverhältnisse im Prozess der Wissensproduktion sichtbar zu machen und damit an einer möglichen Verschiebung innerhalb des kulturellen Produktionsprozesses von Wissen, Machtverhältnissen, Akteuren und Ausschlüssen mitzuwirken.[94]

Als Resultate leisten die Figuren und Gestaltungen ihren Beitrag dazu, Ontologien in der Wissensproduktion, die als natürlich geltenden Grenzen zwischen einzelnen Teilen sedimentierten und verkörperten Wissens gelten, als Ergebnis kultureller Produktion darzustellen. Haraway weist mit dem Einsatz hybrider, uneindeutiger Figuren erstens die Genese der Ontologien, zweitens deren historisch spezifische und soziokulturelle Bedingungen und drittens die machtvollen Bedingungen der Sedimentierung von verkörpertem Wissen nach. Im Prinzip geht es darum zu zeigen, dass Wissensproduktion notwendig auf kulturelle Handlungen zurückzuführen ist, es ergo keine Bereiche außerhalb dieser gibt, und dass jede Handlung zudem der Vermittlung

92 Vgl. die von Haraway geäußerte Absicht, die Figuren/Figuration einzusetzen, „to redescribe something so that it becomes thicker than it first seems" (Haraway/Nichols Goodeve 2000: 108).

93 In *MW@SM* hat Haraway zum Beispiel noch die implodierten Grenzen der modernen Dualismen, die prozessuale und soziale Konstitution und damit die Veränderbarkeit der kulturellen Akteure in den Fokus genommen. Im *Companion Species Manifesto* verdeutlichen die Figuren vor allem die Bedeutung der Aspekte der Beziehungshaftigkeit und Komplexität von sozialen Beziehungen im historisch spezifischen und alltäglich-konkreten Produktionsprozess von Akteuren. Außerdem nimmt sie in der zuletzt genannten Arbeit ergänzend Konstitutionsprozesse kollektiver Akteure mit in ihre Arbeit auf.

94 In Bezug auf die Cyborg hat Haraway dies folgendermaßen formuliert: „What interests me most about the cyborg is that it does unexpected things and accounts for contradictory histories while allowing for some kind of working *in* and *of* the world." (Haraway/Nichols Goodeve 2000: 129, Herv.i.O.)

über den technowissenschaftlichen Apparat kultureller Produktion bedarf. Haraways Ziel ist es, die Voraussetzungen ontologisch erscheinenden Wissen offenzulegen: seine Beziehungshaftigkeit, Endlichkeit, Komplexität, nicht vorhandene Ursprünglichkeit sowie seinen prozessualen und machtvollen Charakter.

Als Produzenten von bestimmten Bedeutungen und Wissen dienen Haraway die Figuren in ihren wissenschaftspolitischen Interventionen in die (natur-)wissenschaftlichen Diskurse, um ihr postmodernes Wissen und ihr wissenschaftspolitisches Lager innerhalb der Wissensproduktion gegenüber den Modernen zu stärken. Sie sind Teil ihrer oppositionellen Wendung (vgl. Haraway 2004a: 321). Sie bietet mit den Figuren/Figurationen Technologien an, Wissensproduktion anders zu betreiben, Diskurse in der Wissensproduktion zu verschieben und andere Wissensformen hervorzubringen.[95] Haraway wolle „with different demons than those produced by analogy and hierarchy" (Haraway 2006a: 101, Fußnote 5) kämpfen. Insofern ist ihr theoretisches Handwerkszeug zugleich auch wissenschaftspolitisches Mittel, um die Machtverhältnisse im wissenschaftlichen Diskurs zu verschieben.

Jede Figur erlaubt Haraway also, gleichzeitig Relationen offen zu legen und neues Wissen sowie neue Akteure zu schaffen, zu verändern und letztlich einen historisch spezifischen Produktionsapparat und seine machtvollen Ein- und Ausschlüsse darzustellen, zu kritisieren und bestenfalls zum Positiven zu transformieren (vgl. Haraway et al. 2007: 48). „Out of each one you can unpack an entire world." (Haraway/Nichols Goodeve 2000: 138) Diese aus den Figuren entfalteten Welten nutzt Haraway dazu zu klären, wer von den bestehenden Ontologien, vom bestehenden Wissen und ihrer immergleichen Reproduktion profitiert und wer nicht.[96]

Das *Manifest für Cyborgs* und das *Companion Species Manifesto* mit ihren jeweiligen Hauptfiguren bilden in Haraways Arbeiten die „bookends around an interrogation of relationalities" (Haraway 2006b: 140) in der Technoscience. Im Folgenden werden anhand der Cyborg und der companion species, der jeweiligen Hauptfiguren der beiden Manifeste, die Entwicklung der Figuren und ihre Funktionen innerhalb Haraways Arbeit veranschaulicht.

95 In ihrem programmatischen Essay *Morphing in the Order – Flexible Strategies, Feminist Science Studies, and Primate Revisions* formuliert Haraway, dass Worte dazu beitrügen, auszubrechen oder umzudrehen (vgl. Haraway/Nichols Goodeve 2000: 201).

96 Haraways Leitfrage für nahezu alle Texte, wie sie sagt, sei das „Cui bono?" Zu wessen Gunsten/Nutzen (vgl. Haraway 1996: 364)?

3.1.3.2 Die Cyborg

> „[T]he figure of the cyborg is a prime resource to help imagine a different kind of material-semiotic world, a different conception of identity and related politics, and a different kind of feminist and cultural criticism from those then available. The cyborg is not only an image or figure, an entity in fact or imagination, but it is also a positioning, a way of thinking and seeing."
> (*Donna Haraway: Live Theory*, Schneider 2005: 62)
> Joseph Schneider

> „Obviously the cyborg myth is your prime example."
> (*How like a Leaf?*, Haraway/Nichols Goodeve 2000: 127)
> Thyrza Nichols Goodeve

Der Begriff Cyborg ist ein Akronym für die Begriffe „cybernetic organism". Unter cybernetic organism werden für gewöhnlich Wesen verstanden, die sich aus organischen und maschinellen Teilen zusammensetzen und in außerirdischen – auch im übertragenden Sinn in nicht-realen, fiktionalen – Umgebungen überleben können.[97]

Das erste Mal taucht die Cyborg als Figur in Haraways Arbeit in dem berühmten und in der Zeit nach seiner Veröffentlichung 1985 umstrittenen Essay *Manifest für Cyborgs* auf. Haraway ordnet ihre Figur eindeutig einer historischen Epoche zu und verortet die Entstehung der Cyborgs in der Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg, als vor dem Hintergrund des Kalten Krieges die Wissenschaften – vor allem in der Raumfahrt – Teil der Auseinandersetzung zwischen Kapitalismus und Realsozialismus wurden. Die Geburt der Cyborg korrespondiert also zeitlich mit der Entwicklung der Technoscience zum hegemonialen Modell der Macht-Wissen-Produktion (vgl. Haraway 1995b: xii).

Die Cyborg verkörpert die entscheidenden Entwicklungen der Technoscience: die Implosion von Natur und Kultur sowie das Ineinanderfallen weiterer moderner Dichotomien (vgl. Haraway 1988: 807f., Haraway 1995a: 33 und Haraway 2004a: 322). Die Cyborg ist, wie alle technowissenschaftlichen Entitäten, zum Beispiel imaginäres und materielles Produkt zugleich.

Die Figur ist für Haraway lange Zeit nicht nur das Mittel zur Beschreibung, sondern zugleich *die* Verkörperung der neuen vielfältigen Mischlinge und Fusionen (vgl. Haraway 1995b: xii) jener Zeit gewesen. Insofern handelt es sich um die allgemeine technowissenschaftliche Existenzweise schlecht-

97 Die erste Cyborg, die nicht nur in der Literatur beschrieben worden ist, sei laut Haraway eine Erfindung der beiden Wissenschaftler Manfred Clynes und Nathan Kline (vgl. Haraway 1997a: 51 und Haraway 1997b: 211/224). Es handelt sich um eine weiße Ratte, der die beiden Forscher 1960 im Rockland State Hospital eine osmotische Pumpe eingesetzt haben, um ihrem Körper damit kontrolliert Chemikalien zuführen zu können und eine Krebserkrankung zu verursachen.

hin. Entsprechend überrascht es auch nicht, wenn Haraway sagt, die ganze Welt sei von diesen Figuren bewohnt (vgl. Haraway 1995a: 40 und Haraway 1996: 348). Cyborg zu sein, sei „der normale Zustand der Wesen in Technoscience-Kulturen, uns selbst eingeschlossen“ (Haraway 1996: 375).

Haraway nennt die Cyborgs daher „die Stammzellen des technowissenschaftlichen Körpers“ (ebd.: 349), die sich in die jeweiligen spezifischen Akteure je nach lokalen Macht- und Wissensverhältnissen ausdifferenzieren (vgl. Haraway 1997a: 21). Stieß und Hammer schreiben folglich zu Recht, dass die Cyborg das Modell eines nicht essenzialistischen, fragmentarischen, unabgeschlossenen Selbst sei (vgl. Stieß/Hammer 1995: 30).

Die Cyborg ist eine Grenzfigur, welche die Implosionen von Natur und Kultur, Organischem und Maschine etc. betreibt und aus ihnen hervorgeht (vgl. ebd.: 2). Durch sie arbeitet die untrennbare Zweideutigkeit zwischen Materie und Diskurs der Technoscience. „It’s always both/and.“ (Haraway 2004a: 323, vgl. Haraway 2006b: 153.) Cyborgs verhielten sich als „constructed embodiments“ zugleich affirmativ und kritisch gegenüber Berichten von aufkommenden, differenzierten, selbst-repräsentierten, widersprüchlichen und sozialen Subjekten (vgl. Haraway 1991a: 147). „Körper sind zu Cyborgs geworden, zu kybernetischen Organismen, in denen sich technoorganische Körperlichkeit und Textualität auf hybride Weise verbinden.” (Haraway 1995a: 175f.)

Damit die Cyborg jedoch zur hegemonialen Form der Akteure in der Technowissenschaft werden konnte, mussten mehrere Grenzen nach ihrer fiktionalen Aufhebung auch real eingerissen werden. Haraway führt dies im *Manifest für Cyborgs* näher aus. Im Grunde meint sie die Verwischung der Grenzen zwischen Mensch und Tier, Maschine und Organismus sowie zwischen Physikalischem und Nicht-Physikalischem (vgl. Haraway 1988: 807f., Haraway 1995a: 37f. und Haraway 1997b: 211). Diese Implosionen, in der weitere Aspekte konvergieren wie das Politische, das Ökonomische, das Traumartige etc (vgl. Haraway 1997a: 12), haben letztlich die Entstehung der Cyborgs ermöglicht.

Sowohl in der Wissenschaftsforschung als auch in den (Natur-)Wissenschaften ist die Cyborg eine äußerst umstrittene Figur.[98] Haraway sieht dies

98 Das *Manifest für Cyborgs* und damit auch die Cyborg-Figur haben wegen der Aufforderung zur Grenzüberschreitung und -verwischung sowie des überwiegend positiven Technikbezugs zu vielen Diskussionen geführt. In der Tat ergeben sich Probleme aus dem von Haraway dargelegten und eingeforderten Abbruch von Grenzen, nämlich dann, wenn ihm Differenzen zum Opfer fallen beziehungsweise mehrere Grenzen gleichzeitig und ohne Unterschied behandelt werden. Vor dem Hintergrund kulturindustrieller Stilisierung und Instrumentalisierung von Differenzen zur ihrer Aushöhlung und Gleichmacherei der Individuen in den Zentren der kapitalistischen Gesellschaft stellt sich die Frage nach der Nähe zur bür-

als Vorteil, da sie darauf beharrt, dass ihre Figuren niemals unschuldig sein dürften. Sie sollen keine Projektionsfläche für das reine Gute bieten, da es so etwas in einer gesellschaftlichen Verfassung wie der damaligen nicht geben kann. Denn die Cyborg, dies gesteht Haraway ein, sei ebenso Produkt des Kapitalismus, des Militarismus und des Staatssozialismus (vgl. Haraway 1995a: 38).[99]

Die Cyborg ist von Haraway aber nicht nur als Beschreibung eingesetzt worden, sondern immer auch als Mittel zur wissenschaftspolitischen Intervention in die Diskurse der Moderne. Folgt man Haraways Verständnis des Diskurses, so war ihr Einsatz der Cyborg auch ein Weg, neue Identitätsbildungen und Verkörperungen zu ermöglichen, neues Wissen und Akteure zu generieren, die nicht in die herkömmlichen modernen Vorschläge und die ontologisierten, oben beschrieben Grenzen des westlich-abendländischen Wissens passen (vgl. Haraway/Nichols Goodeve 2000: 127f.). Den Rückgriff auf die Cyborg versteht Haraway zum Beispiel als eine feministische und antirassistische Kritik an wissenschaftlichen Positionen, welche etwa die moderne binäre Geschlechterordnung umgekehrt positiv gewendet oder sie reproduziert hätten.

Insofern ist die Cyborg für Haraway ein materiell-semiotisches Kritik- und Analyseinstrument (vgl. Haraway 1995b: xvi und Haraway 2004a: 321), das zudem ermöglicht, neue Vorstellungen von Akteuren im kulturellen Produktionsapparat freilegen und forcieren zu können (vgl. ebd.: 322).[100] „Mein Cyborgmythos handelt also von überschrittenen Grenzen, machtvollen Verschmelzungen und gefährlichen Möglichkeiten, die fortschrittliche Menschen als einen Teil notwendiger politischer Arbeit erkunden sollten." (Ebd.: 39)

---

gerlichen Ideologie des vermeintlich freien, flexiblen, multi-identitären Individuums von Neuem (vgl. Behrens 1999). Zur Information über Haraways Umgang und Reaktionen auf die vorgebrachte Kritik kann auf zwei Interviews verwiesen werden (vgl. Haraway/Nichols Goodeve 2000 und Haraway 2004b: 321-342).

99 Haraway behauptet zumindest, dass sie immer auf die Ambivalenz ihrer Figur hingewiesen und diese auch bewusst betont habe: „Aus einer Perspektive könnte das Cyborguniversum dem Planeten ein endgültiges Koordinatensystem der Kontrolle aufzwingen, die endgültige Abstraktion, verkörpert in der Apokalypse des im Namen der Verteidigung geführten Krieges der Sterne, die restlose Aneignung der Körper der Frauen in einer männlichen Orgie des Kriegs. Aus einer anderen Perspektive könnte die Cyborgwelt gelebte soziale und körperliche Wirklichkeiten bedeuten, in der niemand mehr seine Verbundenheit und Nähe zu Tieren und Maschinen zu fürchten braucht und niemand mehr vor dauerhaft partiellen Identitäten und widersprüchlichen Positionen zurückschrecken muss. Der politische Kampf besteht darin, beide Blickwinkel zugleich einzunehmen, denn beide machen sowohl Herrschaftsverhältnisse als auch Möglichkeiten sichtbar, die aus der jeweils anderen Perspektive unvorstellbar sind." (Haraway 1995a: 40)

100 Vgl. die verschiedenen Aufsätze zur Cyborg Anthropology in Hables Gray et al. 1995: 341-392.

Haraway war daher auch sehr bemüht, die Cyborg-Figur anschlussfähig und offen zu halten, damit neue Transformationen und Einflüsse eingearbeitet werden können, wenn es nötig oder gewollt wird (vgl. Haraway/Nichols Goodeve 2000: 128).

Obwohl die Erfindung und die Arbeit mit der Cyborg-Figur über viele Jahre fruchtbar war, hat Haraway sie dezentriert. Sie argumentierte bereits 1995, dass die Cyborg in den zehn Jahren zuvor in der Realität und in Fiktion in ein Wesen von zweitrangiger Bedeutung mutiert sei (vgl. Haraway 1995b: xix). „The cyborg is not a figure for just any human-machine moment of connection, it's not a figure for all of technology all of the time, but for a very particular historical moment." (Haraway 2000)

Daher kreierte sie schon für ihre nächste große Arbeit *MW@SM*, die 1997 erschien, gleich eine Reihe neuer Figuren. Aber, und das ist der erste Schritt auf dem Weg zu den companion species, sie diversifiziert sozusagen ihre eigene Hauptfigur, indem sie sie an die konkreten, jeweils historisch und thematisch spezifischen Auseinandersetzungen angepasst und spezialisiert hat. Die Cyborg habe sich zu einer Familie entwickelt, schreibt Haraway (vgl. Haraway 1995a: 114).

Die Existenzweise ihrer Figuren ändert sich nicht. Sie sind immer noch materiell-semiotische Akteure technowissenschaftlicher kultureller Produktionen in historisch- und räumlich besonderen Konstellationen. Aber Haraway hat neue Figuren geschaffen, um den sich veränderten Konstellationen nach dem Ende des Kalten Kriegs Rechnung zu tragen. Zur Kritik des *Human Genome Project* und der mit ihm verbundenen Diskurse, zum Beispiel der Gentechnologie, der postmodernen Geschlechterordnung oder der Beziehungen zwischen Menschen und Tieren, bedarf es anderer Figuren als zur Zeit der Reagan-Administration und ihres „Star Wars"-Programms[101].

Nach der Publikation von *MW@SM* überarbeitete Haraway ihr Figurenkabinett erneut, um besser gewappnet zu sein für weitere Wissensgenerierungen, Grenzverschiebungen unter neuen historisch spezifischen Bedingungen und gegen Versuche, ihre Figuren unkritisch zu integrieren.

101 Der Begriff „Star Wars" ist vor allem von der Medienberichterstattung geprägt worden. Ronald Reagans US-Regierung sprach von der „Strategic Defense Initiative". Unter William Jefferson „Bill" Clinton hieß das Nachfolgeprojekt „National Missile Defense". Unter dieser Bezeichnung wird es derzeit (Stand August 2014) unter dem Dach der NATO etwas modifiziert auch von der Obama-Administration und anderen westlichen Regierungen umgesetzt.

3.1.3.3 Hunde – companion species

In ihren jüngeren Arbeiten, wie etwa *The Companion Species Manifesto*, *For the Love of a Good Dog – Webs of Action in the World of Dog Genetics* (Haraway 2001) und *When Species Meet*, greift Haraway auf bis dato zwar nicht unbekannte, aber in ihren Arbeiten bis dahin relativ unbedeutende Akteure zurück: Hunde – als eine von vielen „companion species" (Haraway 2004b).[102]

Haraway legt Wert darauf, dass die Betrachtung von Hunden unter dem Gesichtspunkt der „companionship" (Haraway 2004a: 331) ein zeitgenössisches Konzept der Beziehungen von Menschen zu Hunden ist. Gleich zu Beginn ihres zweiten Manifests warnt sie zudem davor, Hunde lediglich als Repräsentanten für etwas anderes zu betrachten: „Dogs are not an alibi for other themes; dogs are fleshly material-semiotic presences in the body of technoscience. Dogs are not surrogates for theory; they are not here just to think with. They are here to live with." (Ebd.: 5) Hunde als companion species konfrontierten die menschlichen Akteure mit einer „particular kind of otherness that raises many questions, ethical, ontological, political, questions about pleasure, about embodiment, etc." (ebd.: 331). Gleichzeitig ist evident, dass nicht alle Tiere automatisch von der „early twentieth-first-century globalized and flexible category of companion animals" (Haraway 2006a: 99) erfasst würden.

Die companion species nehmen dieselbe Zwischenposition wie die Cyborg und andere Figuren Haraways ein. Diese „queer family is neither nature, nor culture, but an interface" (Haraway 2004a: 331f.). Auch die companion species hinterfragen die klare Trennung von Natur und Kultur und wie ihre Chancen auf Leben und Tod stehen. Sie fragen danach, wer als Akteur gilt und wer nicht, wer über wie viel Macht und Wissen verfügt und wer darüber wie bestimmt (vgl. Haraway 2004b: 17-27). Wie alle anderen Figuren werden sie zu Technologien der Wissensproduktion und zu Untersuchungsinstrumenten, mit denen die technowissenschaftliche Produktion gedacht, dargestellt und kritisiert werden kann (vgl. Haraway 2004a: 330f.).

Trotz vieler Gemeinsamkeiten zwischen Cyborgs und Hunden als companion species ist die Wahl von Hunden als neuer Hauptfigur ihrer Erzählungen auf den ersten Blick irritierend, wenn man bedenkt, dass ihre früheren Figuren offensichtlich und beabsichtigt fiktionale und nicht-fiktionale Hybridwesen waren. Aber genau an dieser Stelle setzt Haraways Überarbeitung ihrer Figurationen an.

---

102 Vgl.: „And of course, companion species is a category much, much broader than dog worlds." (Bell 2007: 117)

Zu Beginn des *Companion Species Manifesto,* dessen Titel bewusst angelehnt ist an das *Manifest für Cyborgs* und das die Überarbeitung des Cyborg-Manifests vorweg nimmt[103], gesteht Haraway ein, dass die Cyborg ihre kritische wie gestalterische Kraft als Akteur innerhalb des technowissenschaftlichen Produktionsapparates verloren habe. Denn obwohl companion species und Cyborgs dieselben Dinge problematisieren, dieselben modernen Dichotomien und Grenzen in den technowissenschaftlichen Produktionsprozessen von Machtverhältnissen, Wissen und Akteuren verwischen und verschieben, beabsichtigt sie nun herauszufinden, wer von beiden die bessere Arbeit leistet (vgl. ebd.: 4f.).[104]

Ohne es offen zu sagen, verlagert Haraway den Schwerpunkt von scheinbar marginalen Figuren wie der Cyborg und der OncoMouse™, die offenkundig einen Hybridcharakter besitzen, zu Wesen, deren Hybridcharakter nahezu gänzlich verdeckt ist und unzugänglich zu sein scheint (vgl. Haraway 2000). Die neuen Figuren stehen allerdings näher an denen, die in der Regel als kulturelle Akteure wahrgenommen werden, ohne jedoch menschlich zu sein:

„[T]hey figure not-us. […] Dogs figure another species, but another species living in very close relationship; another species in relation to which the nature/culture divide is more of a problem than a help, when we try to understand it. Because dogs are neither nature, nor culture, not both/and, not neither/nor, but something else." (Haraway 2004a: 331)

Mit der Kategorie der companion species verfolgt Haraway gleichzeitig mehrere Intentionen. Erstens dezentriert sie ein weiteres Mal die Cyborg, „to get away from posthumanism" (Haraway 2006b: 140). Sie zeigt mit ihr zweitens, dass alle technowissenschaftlichen Entitäten letztlich materiell-semiotische Hybride sind – auch jene, für die eigentlich eine klar abgegrenzte, fest umrissene einheitliche moderne Kategorie existiert wie für „Tiere". Haraway bedient sich also drittens einer Figur, die für die Moderne keineswegs so ungewöhnlich scheint wie die Cyborg. Sie erleichtert damit strategisch den Zugang zu ihrer Philosophie. Hunde sind ein leichter zugänglicherer Anknüpfungspunkt für ihre Arbeiten, so dass sie Haraways Philosophie zu einer funktionsfähigeren Überredungsstrategie machen. Viertens greift sie mit ihren Hunde-Geschichten nicht nur die moderne Trennung von Natur und Kultur wieder auf, sondern die von anderen Philosophen stetig aufrechterhalten-

103 Zur Beziehung zwischen ihrem ersten und zweiten Manifest (vgl. Haraway 2006b: 140.

104 Folgende Beschreibung der Aufgaben, die die companion species erfüllen (sollen), kann auch auf Haraways andere Figuren übertragen werden: „The concept of companion species plays the cat's cradle games where who is/are to be in the world gets constituted in intra- and inter-action. The partners do not precede the meeting; species of all kinds are consequent upon subject- and object-shaping entanglements." (Haraway/Potts 2010: 322)

de Dichotomie von Menschen und Tieren.[105] Der klassische anhand des Vergleichs zwischen Menschen und Tieren exemplifizierte Dualismus von Subjekt und Objekt wird damit ebenfalls von Haraway in Frage gestellt. Fünftens sei der Begriff companion species „one way to refuse human exceptionalism" (Haraway/Potts 2010: 322), das heißt eine Form der Kritik des Anthropozentrismus, wie er die abendländische Kulturtradition bis heute prägt und – das ist die Kehrseite – eine Öffnung der technowissenschaftlichen Produktion für die Tiere als eigenständige Akteure in ihr. Schließlich spricht Haraway sechstens niemals von einem Hund oder von einer Kategorie Hund, sondern immer von Hund*en* im Plural. Damit hebt sie einen Aspekt in ihren Arbeiten hervor, der bislang noch nicht ausgiebig von ihr entwickelt worden ist: die materiell-semiotische Produktion von Kollektiven in der Technoscience. Selbstverständlich geht Haraway nicht davon aus, dass es sich bei Hunden um einheitliche Kollektive handelt, sondern um in sich heterogene, widersprüchliche, komplexe und konstruierte Entitäten. Die im *Companion Species Manifesto* beschriebenen Züchtungsgeschichten zweier Hunderassen zeigen zum Beispiel, wie einerseits kollektive Verkörperungsprozesse nach innen – innerhalb einer Spezies – und nach außen – gegenüber anderen Spezies – funktionieren und wie diese Prozesse zusammenwirken.

Im Prozess der kulturellen Produktion von Kollektiven kommt es – analog zu anderen Verkörperungsprozessen – zur in früheren Werken kritisierten Fetischbildung und den damit einhergehenden Ausschlüssen (vgl. Kapitel 3.1.1) sowohl innerhalb der Interaktionen im eigenen Kollektiv als auch in den Beziehungen der Kollektive untereinander. Haraway erörtert mithilfe der companion species mögliche Erklärungen für nationale und „rassierte" Kollektive, ihre Entstehungsgeschichten und Funktionsweisen.[106] Indem sie die Evolutionsgeschichte solcher Kollektive erzählt (vgl. Haraway 2004b: 5), führt Haraway die Kollektive auf die Relationen zurück, aus denen sie hervorgehen. Der Begriff der companion species ist daher „a pointer to an ongoing ‚becoming with'" (Haraway 2006a: 99) in beständig kollektiven Entitäten.

„Companion species is relentlessly about ‚becoming with' […]. The concept of companion species plays the cat's cradle games where who is/are to be in the world gets constituted in intra-and inter-action. The partners do not precede the meeting; species of all kinds are consequent upon subject- and object-shaping entanglements." (Haraway/Potts 2010: 322)

105 Vgl. zu diesem Punkt Haraways Kritik an Foucault, Deleuze, Guattari und Derrida in der Einleitung zu Kapitel 3 der vorliegenden Arbeit.

106 Haraways Darstellungen zum Kollektiv der Spezies evozieren unweigerlich Analogien zu Benedict Andersons vorgestellten Gemeinschaften, mit dem er die kulturellen Vorstellungen von einer Nation bezeichnet (vgl. Anderson 2005: 14f.).

Der Terminus legt einerseits den nicht-ontologischen, historischen, unreinen, komplexen Charakter der Kollektive offen und andererseits offenbart er auch die Möglichkeit einer anderen Entwicklung dieser Entitäten.

Donna Haraway nutzt alle ihre Figuren, um Wissen zu produzieren, neue Formen der Wissensproduktion darzulegen und zu etablieren. Nichtsdestotrotz will sie nicht dieselben Akteure, nicht das immergleiche Wissen, die immergleichen Machtverhältnisse und Ausschlüsse der Moderne reproduzieren. Um das zu verhindern, bedarf es jedoch nicht nur neuer Figuren. Sie spielen zwar eine bedeutende Rolle in Haraways Konzept einer Verschiebung zu einer anderen Produktion und Form von Wissen. Haraways Konzept für eine andere Form des Wissens beinhaltet jedoch mehr als neuartige Formen der materiell-semiotischen Produktion von Akteuren. „Situiertes Wissen" (Haraway 1995a: 73-97), wie Haraway ihre Alternative tauft, ist vor allem Kritik an bestehenden Formen, aber auch der Umriss einer demokratischeren Wissensproduktion.

3.1.4 Die Bedingungen alternativen situierten Wissens

Auf der Grundlage der Annahmen, dass diskursiv erzeugtes Wissen und die dazugehörigen Begriffe nicht identisch mit ihrem Gegenstand seien, die wissenschaftlichen Begriffe und Darstellungen folglich eigenständige, in kulturellen Prozessen geschaffene und damit veränderbare Mittel darstellten, könnten laut Donna Haraway Bedeutungen, wissenschaftliche Konzepte, Erzählungen, Vorstellungen, Termini, Diskurse usw. verschoben werden. Da die Akteure der Technoscience auf diese Technologien der Wissensproduktion immer angewiesen sind, um handeln zu können (vgl. Kapitel 3.1.2), ist es möglich, durch andere Erzählungen und Vorstellungen auch andere Beziehungen zwischen den Akteuren, zu den Aktanten und dementsprechend andere Handlungen hervorzubringen. Ein anderes Wissen könne Haraway zufolge dazu beitragen, auszubrechen und umzudrehen (vgl. Haraway 2004a: 201).

Es geht ihr also nicht „nur" darum, Kritik in und an den Naturwissenschaften zu leisten. Seit ihrer ersten Publikation betont sie, dass eine andere, nicht-moderne Form von Wissen positiv erzeugt werden solle. In ihrem bereits Ende der 1980er-Jahre in englischer Sprache publizierten programmatischen Essay *Situated Knowledges: The Science Question in Feminism as a Site of Discourse on the Privilege of Partial Perspective* (Haraway 1991a: 183-202) umreißt sie die Grundbedingungen für eine postmoderne Form der Wissensproduktion und das von ihr erzeugte „situierte Wissen" (Schneider 2005: 99, vgl. Haraway 1997c: 184). Auch wenn sie im Verlauf ihrer Arbeiten

nicht immer explizit auf diesen programmatischen Rahmen Bezug nimmt, haben sie ihn bis heute nicht verlassen.

Weil sich in der Technoscience nichts der Kritik und der Neugestaltung entziehen kann (vgl. Haraway 1997a: 37), weil alles in der Wirklichkeit ein Resultat der technowissenschaftlichen Produktion und das Wissen beziehungsweise die Wissensproduktion die zentrale Vermittlungsinstanz zwischen Prozess und Realität ist (vgl. die Kapitel 3 und 3.1.2), besteht für Haraway die zentrale Aufgabe postmoderner Wissenschaft darin, ein alternatives Wissen mit wissenschaftlichen Erzählungen, Begriffen usw. zu schaffen. Sie nennt dies die „strategies of countermyth building" (Haraway/Nichols Goodeve 2000: 65f.).

Haraway gibt sich jedoch nicht der Illusion hin, man könne dabei die bestehenden Erzählungen einfach ablegen oder gar ignorieren. Unter den bestehenden Bedingungen ist es für sie weder möglich noch ratsam, die vorherrschenden Erzählungen zu ignorieren. Im Gegenteil: ihre Verwerfung ist ein billiger Trick.[107] Auch Ideologiekritik reicht ihr nicht aus.[108] Vielmehr muss man sich den bestehenden Diskursen, Machtverhältnissen, Begriffen, Relationen usw. stellen, um sie zu verschieben.

Haraway verfolgt also nicht das Projekt, „falsche" durch „richtige" Erkenntnisse zu ersetzen. Vielmehr basieren ihre Vorstellungen eines alternativen Wissen darauf zu entwerfen, wie Wissen erzeugt werden kann. Insofern versucht sie, Kriterien zu schaffen, auf die sie sich positiv beziehen kann, um Formen alternativen Wissens produzieren zu können, ohne dabei Wissenschaft beziehungsweise wissenschaftliches Wissen aufzugeben.[109]

Haraways alternatives Wissen ist räumlich und historisch situiert. Mit ihm wird kein allgemeingültiger Wahrheitsanspruch formuliert. Es ist niemals abgeschlossenen, sondern immer fragmentiert, zwingend vielfältig und wird von zahlreichen verschiedenen Akteuren in netzwerkartigen Relationen geschaffen, von denen nicht alle Menschen sind, und verkörpert. Situiertes Wis-

107 Diese Ignoranz dokumentiere laut Haraway eine Reinheitsvorstellung, die sie als gefährlich einstuft: „Again and again in my manifesto, I and my people need to learn to inhabit histories, not disown them, least of all through the cheap tricks of puritanical critique." (Haraway 2004b: 89)

108 Vgl.: „It deserved critical engagement over the practical material-semiotic work that produces knowledge, not ideology critique […]." Haraway hat jedoch einen sehr verkürzten Begriff von Ideologiekritik und schärft ihre Kritik auch nicht an Theorien wie der Marx'schen oder dem Ideologiebegriff der Kritischen Theorie (vgl. Haraway 2004a: 212). Vgl.: „Scrubbing away with bias is like cleaning one's toilet—it's got to be done, but more has to be said about how life gets lived in different sorts of houses." (Ebd.: 206f.)

109 Vgl.: „I do not want to throw away the category formation skills I have inherited, but I want to see how we can do a little re-tooling. This is a kind of modest project, an act of modest witnessing." (Haraway 2004a: 335)

sen ist schließlich komplex, partial und parteiisch (vgl. Haraway 1995d, Haraway 2004b und Haraway 2008).

Haraway will Wissen lokal situieren. Das bedeutet nicht, dass es nur an einem Ort produziert werden kann. Es kann zum Beispiel auch von globalen Wissenschaftler-Netzwerken erzeugt werden. Lokale Verortung bedeutet lediglich, dass das Wissen in einer historisch und räumlich spezifischen Konstellation von konkreten Akteuren und Aktanten hervorgebracht wird. Mit dem Verweis auf die lokale Situierung des Wissens soll der jeweils konkrete Apparat kultureller Produktion, in den die Akteure, Aktanten, der Diskurs usw. eingebunden sind, sichtbar gemacht werden, anstatt Wissen als Abbildung „natürlicher" Gegebenheit darzustellen (vgl. Kapitel 3.1). Haraway will, dass die Positionierungen der Wissensproduzenten, die Kämpfe zwischen verschiedenen Erzählungen, mit denen ein Gegenstand beschrieben wird, und die kulturellen Bedingungen der Diskurse, die für die Entstehung des Wissens verantwortlich sind, offengelegt werden. Sie verfolgt damit das Ziel, dass die ontologisierten Technologien, Machtverhältnisse und Ausschlüsse der Wissensproduktion als solche benannt und der Prozess ihrer Ontologisierung („Naturalisierung") zum Gegenstand gemacht wird (vgl. Haraway 2004a: 335).

In einem ihrer früheren Essays schreibt sie zum Beispiel, dass etwa das Wissen über Primaten von den diversen Wissenschaftlern abhänge, von Freundschaften und Konflikten, von den Menschen, die Konferenzen und Bücher planten, Disziplinentwicklungen in vielen Feldern, den Erzählpraktiken, theoretischen Modellen, dem Test von Hypothesen, der Geschichte der politischen und ökonomischen Theorie und dem jüngsten Feminismus unter spezifischen nationalistischen, „rassierten", klassenspezifischen Gruppen – von der Situierung in historisch spezifischen, positiv benennbaren, konkreten Beziehungen (vgl. ebd.: 216).

Um die Produktionsverhältnisse ihres Wissens kenntlich zu machen, betreibt Haraway in ihren eigenen Arbeiten eine rigide Form der Absichtserklärungen und offenen Bezugnahmen (vgl. Haraway 2003: 265f. und Haraway 2004b). Sie erklärt, welche Zwecke sie mit ihren Texten verfolgt, wie sie vorgeht, auf wen sie sich bezieht, welche Begriffe sie verwendet usw.[110]

110 Haraway grenzt sich zwar explizit von der Praxis ab, unter Situierung (Verortung) lediglich die Aufzählung von kulturellen Merkmalen wie weiß, männlich, aus dem globalen Norden usw. zu verstehen: „Sometimes people read ‚Situated Knowledges' in a way that seems to me a little flat; i.e., to mean merely what your identifying marks are and literally where you are. ‚Situated' in this sense means only to be in one place. Whereas what I mean to emphasize is the situatedeness of situated. In other words it is a way to get at the multiple modes of embedding […]." (Haraway/Nichols Goodeve 2000: 71) Allerdings löst sich Haraway in einigen Arbeiten auch nicht wirklich von dieser Herangehensweise. Eine Verortung ihrer ei-

Aufgrund dieser Erwägungen, ihrer Kritik an den (Natur-)Wissenschaften sowie infolge der Funktionsweise des technowissenschaftlichen Apparates kultureller Produktion (vgl. Kapitel 3.2) können wissenschaftliche Aussagen für Haraway niemals einen endgültigen Wahrheitsanspruch erheben.[111] Sowohl das erzeugte Wissen als auch die Art und Weise, wie Wissen hervorgebracht wird, unterliegen historischem Wandel und entspringen immer den besonderen Bedingungen der jeweiligen Zeit (vgl. dazu Hammer/Stieß 1995: 22). Zudem ist die Darstellung eines Wissens niemals die Einzige über etwas oder jemanden, sondern aufgrund der immer wechselnden Relationen in der Wissensproduktion notwendig vielfältig und damit niemals eindeutig und abschließend inhaltlich als *ein* oder *das* Wissen von einem Gegenstand zu bestimmen (vgl. Harrasser 2006/2011: 590). „Unmasking this kind of credible, unified authorship of the labor required to produce a fact showed the possibility of a rival account of the matter of fact itself." (Haraway 1997a: 26)

Die Einsicht in die Heterogenität, Veränderbarkeit und Vielfalt beziehungsweise Pluralität des Wissens führt dazu, diskursanalytisch kritisierte und geöffnete Diskurse der (Natur-)Wissenschaften auch offen halten zu müssen, um neuen Formen des Wissens den Zugang zum Diskurs nicht zu verwehren. Dies ist eine Voraussetzung dafür, dass die Wissensproduktion demokratischer wird: Das noch nicht artikulierte Wissen soll in den Diskurs eingeschlossen und neuen Verkörperungen dieses Wissen soll dadurch zur Sichtbarkeit verholfen werden (vgl. Haraway 2004b: 88 und Haraway 2006b: 143).

Auch die Unabgeschlossenheit des Wissens will Haraway dadurch retten, dass sie sie als im Prozess des Erzeugens darstellt und nicht als fertige, sedimentierte Produkte. „Die Arbeit erkennbar zu machen, die darauf verwandt worden war, eine Tatsache zu verhärten, gefährdet ihren Status. Die Offenlegung des Aufwands, der zur Schaffung einer Tatsache nötig war, verriet die Möglichkeit einer konkurrierenden Darstellung der Tatsache selbst […]." (Haraway 1996: 355) „The point is companion-species making." (Haraway 2006b: 96)

Haraway zufolge werde jedes Wissen von vielfältigen spezifischen und besonderen Produzenten in Beziehungen kollektiv hervorgebracht, die keineswegs alle menschlich sind. Entgegen anthropozentrischer Darstellungen bedeutet dies, dass zum Beispiel Hunde oder Hilfsmittel aus dem Labor eines

genen Wissensproduktion kann man zum Beispiel zu Beginn des *Companion Species Manifesto* nachlesen. Haraway bezeichnet ihre Arbeit dort als „Gelehrtenexkurs" (vgl. Haraway 2004b: 3) und verweist damit auf die spezifischen Bedingungen ihrer Wissensproduktion sowie auf die Differenz zu anderen Formen der Wissensgenerierung.

111 Vgl.: „Truth is not with a capital ‚T'; i.e., truth is transcendent or outside history. It's resolutely historical." (Haraway/Nichols Goodeve 2000: 160)

Naturwissenschaftlers als Produzenten von Wissen berücksichtigt werden müssen und dass Wissen nicht nur das Produkt eines menschlichen Forschers, sondern eines Kollektivs von Akteuren und Aktanten ist (vgl. Schneider 2005: 102).

Die Produktion situierten Wissens ist zudem stets komplex: „[C]omplexity is the name of our game“ (Haraway 2008: 16), weil Wissen das Sediment vielfältiger, sich überschneidender Relationen zwischen einer Vielzahl an Akteuren und Aktanten bildet. Die neue historische Konfiguration hat das netzwerkartige Beziehungsgeflecht in der Wissensproduktion noch durch die Implosion früherer Grenzen potenziert und damit auch die Verflechtungen, die Überschneidungen der Wissensproduktionen um ein Vielfaches gesteigert.

Aus den vorangegangenen Überlegungen folgt schließlich, dass wissenschaftliches Wissen immer partial und parteiisch ist (vgl. Haraway 1997a: 37). Wenn man sich für Wissen in einem technowissenschaftlichen Produktionsapparat einsetzt, bedeutet dies automatisch, dass man sich für eine und gegen andere Formen des Wissens ausspricht. Man nimmt unweigerlich Unterscheidungen und Privilegierungen vor. Dies ist eine Konstitutionsbedingung der Wissensproduktion in Macht/Wissen-Komplexen und gilt entsprechend für jede Form des Wissens. Jedes Wissen dokumentiert im Umkehrschluss einen Ausschnitt aus einem Diskurs, jeder Ausschnitt eine parteiische Auswahl des Wissensproduzenten. Haraway knüpft ihr Konzept von Objektivität an genau diese Erkenntnis und fordert die Anerkennung der Partialität als Voraussetzung von Objektivität, um diesen Begriff überhaupt noch verwenden zu können. „Nur eine partiale Perspektive verspricht einen objektiven Blick.” (Ebd.: 82, vgl. Haraway 1991c: 22.)

Haraway hat ihre eigenen Erzählungen auch an den formulierten Maßstäben situierten Wissens ausgerichtet. Die Cyborg-Erzählung war zum Beispiel sowohl als Geschichte des US-Kapitalismus und des realsozialistischen Staatskapitalismus zur Zeit des Kalten Kriegs als auch als feministisch-antirassistischer Gegenmythos der 1980er-Jahre historisch und räumlich klar situiert. Wie die Entwicklung des Haraway’schen Werks zeigt, hat auch der Cyborg-Mythos einen entsprechend begrenzten Wahrheitsgehalt. Seine Offenheit und Unabgeschlossenheit haben dazu geführt, dass er nicht nur regelmäßig neu interpretiert wurde, sondern auch von anderen in neuen Konstellationen umgedeutet, überarbeitet und adaptiert worden ist. Zudem ist offensichtlich, dass die Cyborg keineswegs nur das Produkt von Menschen, sondern zum Beispiel auch von Maschinen ist, die sie in komplexen Beziehungen geschaffen haben. Schließlich ist der Cyborg-Mythos in erster Linie eine Erzählung, die Partei für diejenigen ergreift, die den Anforderungen des modernen Subjektstatus’ nicht entsprachen beziehungsweise entsprechen.

Das erste Ziel der alternativen Wissensproduktion ist ein wissenschaftspolitischer Eingriff in die moderne Wissensproduktion, um diese zu dezentrieren, ihre Funktionsweise, Ausschlüsse und Machtverhältnisse sichtbar zu machen und zu kritisieren. Es geht also darum, ein alternatives Projekt der Wissenserzeugung in der diskursiven Produktionssphäre durchzusetzen. Das zweite Ziel ist die Produktion eines alternativen Wissens, das sich der Objektivierung, Fetischisierung und Naturalisierung der Beziehungen in der Wissensproduktion (vgl. Kapitel 3.1) widersetzt. Drittens sollen mit der Artikulation des situierten Wissens auch die Relationen zwischen den Akteuren der technowissenschaftlichen Welt verändert, weniger Ausschlüsse erzeugt und die Technoscience soll demokratisiert werden. „Better companion species relations needed to be formed all around, from the start, among the humans and the non-humans." (Haraway 2004b: 79) Die Wissensproduktion soll für bislang ausgeschlossene geöffnet werden.

Im Grunde dient das situierte Wissen dazu, die von Haraway formulierte Frage zu beantworten, „[w]hich companion species will, and should, live and die, and how" (Haraway 2008: 18)? Welche Akteure werden in den Diskursen der Wissensproduktion erzeugt und welche nicht beziehungsweise welche werden ignoriert und vor allem wie und unter welchen Bedingungen findet diese Wissensproduktion statt?

In den alltäglichen Kämpfen um das Verhältnis von Macht und Wissen in der materiell-semiotischen Wissensproduktion wird darüber entschieden, wer als Akteur und Aktant anerkannt wird, wer ausgeschlossen und wer eingeschlossen wird. Situiertes Wissen soll einen praktischen Eingriff in dieses Verhältnis für diejenigen sein, deren Überleben bislang als nicht bedeutungsvoll genug erscheint. „The struggle is over who gets to count as a rational actor, as well as an author of knowledge, in the dramas and courts of technoscience." (Haraway 1997a: 89)

Gemäß Haraways erster Idee eines situierten Wissens im ursprünglichen Essay müsste hinzugefügt werden, dass das situierte Wissen nicht nur partial, parteiisch usw., sondern auch „feministisch" ist. Feministisch ist es deshalb, weil mit der Produktion situierten Wissens die Frage nach Ein- und Ausschluss von vergeschlechtlichten Akteuren aufgeworfen wird. Aus der Entwicklung des Haraway'schen Werks wird aber deutlich, dass der Begriff „feministisch" zwar immer noch zutreffend ist, aber nicht die Massen an ausgeschlossenen companion species bezeichnet, die von den modernen Wissensproduzenten immer noch als Objekte behandelt werden und denen sich Haraway zusehends mehr gewidmet hat.

In Anschluss an ihre Konzeption eines situierten Wissens überarbeitet Haraway auch einen zentralen Terminus der modernen (Natur-)Wissenschaften:

den Objektivitätsbegriff. Haraways Bemühungen, ihn neu zu definieren und nicht aufzugeben, ist der Einsicht geschuldet, dass er die womöglich wirkungsmächtigste Technologie innerhalb des (natur-)wissenschaftlichen Diskurses und dementsprechend derzeit unverzichtbar ist, wenn man im wissenschaftlichen Diskurs agieren und sich durchsetzen will.

Haraway adaptiert den Terminus der „strengen Objektivität“ (Haraway 1997a: 36f.) von Sandra Harding für ihre überarbeitete, wissenschaftliche Rekonstruktion des Objektivitätsbegriffs innerhalb des situierten Wissens. Dieser setzt eine andere Auffassung von Wissen voraus, die nicht auf das herkömmliche, moderne Wissen reduziert werden kann, sondern – wie bei Haraway – Wissen als kontingentes Produkt kultureller Beziehungen und offen für Veränderungen versteht. Objektivität unter diesen Voraussetzungen ist nichts, was im Objekt der Betrachtung verborgen ist und entdeckt werden muss, sondern eine kollektive Praktik der Wissensproduktion. Sie besteht darin, Zeugenschaft von etwas abzulegen, einen Prozess, einen Gegenstand zu beobachten, darüber Auskunft zu geben und sich in die Debatten über ihn und seine Darstellungsweise einzumischen (vgl. Haraway/Nichols Goodeve 2000: 160). Als solche sei „objectivity“ wie das situierte Wissen „always a local achievement“ (ebd.: 161), „embodied“ (Haraway 1997c: 184), „particular and specific“ (ebd.: 285) (vgl. Deuber-Mankowsky 2007: 286f.).

Objektiv im Sinne Haraways ist Wissen also dann, wenn es sich um situiertes Wissen handelt: „Feministische Objektivität bedeutet […] ganz einfach situiertes Wissen.” (Haraway 1997a: 80, vgl. Haraway 1995a: 84f. und Haraway 2008: 113.)

3.1.5 Politische Intervention in die technowissenschaftliche Wissensproduktion: wissenschaftliche Ethik und heterogene Bündnisse

Wissensproduktion in der Technoscience, ob in den Naturwissenschaften oder im alltäglichen Hundesport, sei Haraway zufolge immer Politik in mindestens zweierlei Hinsicht. Erstens schafft jede Form der Wissensgenerierung Geschichten, die von Akteuren bewohnt werden können, das heißt mit jedem Wissen werden bestimmte Akteure geschaffen und ausgegrenzt. Die Entscheidung für bestimmte Akteure ist automatisch auch eine gegen andere. Zweitens ist das Ergebnis der Wissensproduktion immer auch ein Resultat der Kämpfe zwischen den Produzenten darüber, was als Wissen gilt und was nicht (vgl. Haraway 1997a: 114).

Haraway versteht daher unter Politik in erster Linie nicht die Politik nationaler oder internationaler Institutionen, sondern einerseits die Infragestellung der Beziehungen zwischen Akteuren und Aktanten, in denen modernes Wissen, moderne Machtverhältnisse, Akteure, Aktanten und Ausschlüsse hergestellt werden. Andererseits besteht für sie Politik in der Intervention in die Relationen zwischen Akteuren und Aktanten mit dem Ziel, emanzipatorisches Wissen zu produzieren.

In Zeiten der Technoscience müsse laut Haraway an jedem Punkt des Netzwerkes, das die Verhältnisse zwischen Akteuren und Aktanten formt, die Verbindung von Demokratie und Wissensproduktion neu geknüpft werden (vgl. Haraway 1997a: 68), zum Beispiel in der Beziehung zu einem Hund, weil in jeder Beziehung Wissen erzeugt und die beteiligten Akteure und Aktanten konstituiert werden (vgl. ebd.: 67). Es gibt daher keine Möglichkeit, sich aus der Politik der Wissensproduktion herauszuhalten (vgl. Haraway 2004b: 24f.). Allerdings geht es auch nicht darum, schlicht Wahlmöglichkeiten zu vergrößern, weil die Akteure gar nicht auswählen können (vgl. Haraway 1995a: 112). „Wir sind immer mittendrin" (ebd.: 98) und befänden uns immer, so Haraway, „where the trouble is" (Haraway/Despret 2011: 92). „So inhabiting the nightmare is not to give in to it as if that is all there is, but as a way of getting that that's not what has to be." (Haraway 2006b: 150)

Um im Albtraum für eine andere Wissensproduktion einzutreten, müsse man sich Haraway zufolge in jeder Beziehung, das heißt bei jeder Produktion von Wissen die von Sarah Leigh Star aufgeworfene Frage stellen: *„Cui bono?"* (Haraway 1996: 364, Herv.i.O.) Wer profitiert von dieser Wissensproduktion und wer nicht? Wer wird aus- und wer wird eingeschlossen (vgl. Haraway 2000, Haraway 2007a und Haraway 2008: 3)?

Die politische Intervention, die Haraway fordert, besteht also darin, sich aktiv in den Prozess der Wissensproduktion einzubringen, andere Beziehungen aufzubauen, in denen ein postmodernes beziehungsweise nicht-modernes Wissen generiert werden kann, und andere Technologien wie Begriffe, Bilder, Konzepte, Metaphern usw. der Wissensproduktion zu entwickeln.[112]

Haraway leitet die ethische Verantwortlichkeit eines jeden für politisches Engagement anders als die moderne Moralphilosophie nicht aus dem Wesen eines aufgeklärten autonomen Subjekt der Moderne ab. Ein Akteur soll sich weder aufgrund „seiner Natur" noch aus „großen Erkenntnissen" für oder gegen eine bestimmte Wissensproduktion einsetzen. „I may (or may not) have good reasons […] but I do not have the majesty of Reason and the Solace of

112 Haraway hat ihren Vorstellungen zur politischen Intervention teilweise ganze Aufsätze gewidmet. Das *Companion Species Manifesto* und der Essay *Jenseitige Konversationen; irdische Themen; lokale Begriffe* (Haraway 1995c: 81-112) sind dafür anschauliche Beispiele.

Sacrifice.“ (Haraway 2008: 76) Vielmehr begründet Haraway ihre moralischen Maximen mit der Einbindung der Akteure in die technowissenschaftliche Wissensproduktion, das heißt letztlich mit den konkreten materiell-semiotischen Beziehungen zwischen Akteuren und Aktanten (vgl. Haraway 2004b: 96). Die Verantwortlichkeit der Akteure besteht darin, darauf zu achten, „wie wir unter uns Verbindungen aufbauen, wie wir uns selbst zusammenfügen, und wie wir zusammengefügt sind” (Haraway 1995a: 110). Ethisch-verantwortungsvolles Handeln bestimmt sich demnach nicht nach Erwägungen über abstrakte Unterschiede zwischen verschiedenen Gruppen wie Menschen oder Tieren, sondern anhand der materiell-semiotischen Praktiken der Akteure in konkreten Beziehungen zu anderen Akteuren und Aktanten (vgl. Haraway 2008: 289). Aus der Perspektive der Wissenschaftsforschung und -kritik stellen sich für Haraway entsprechend Fragen nach den Kategorien, den Methoden, die man verwendet, den Kollegen, mit denen man zusammenarbeitet, den Themen, die man bearbeitet, und den Zielen, die man verfolgt.

Ethik ist nach Haraway immer ein aktiver Prozess der technowissenschaftlichen Gestaltung. Moral und Verantwortung werden nicht aus der materiell-semiotischen Wissensproduktion abgeleitet. Sie existieren nur als praktisches Engagement. Die Beteiligten müssen als Akteure auftreten, die Technologien für sich einsetzen, um ihre Gestaltungen für mögliche andere Welten zu schaffen (vgl. Haraway/Nichols Goodeve 2000: 146f.). „So, commitment after the implosions of technoscience requires immersion in the work of materializing new tropes in an always contingent practice of grounding or worlding.“ (Haraway 1997a: 113, vgl. ebd. 73.)

Um verantwortungsvoll in der Technoscience zu handeln, reicht eine Beteiligung an der Wissensproduktion aber nicht aus. Es ist erforderlich, die eigene Position in diesem Prozess zu situieren und sie ebenfalls als ein Produkt materiell-semiotischer, kultureller Produktion zu begreifen und kenntlich zu machen. Dies ist nicht nur eine Vorkehrung gegen die Verabsolutierung beziehungsweise Fetischisierung der eigenen Position, sondern dokumentiert die eigene, unausweichliche Verknüpfung mit anderen Akteuren, Aktanten und mit anderen Wissensproduktionen. Die Situierung legt Rechenschaft über die eigene Positionierung ab und diese „kritische Positionierung produziert – ist – Wissenschaft” (Haraway 1995a: 87).

Um im technowissenschaftlichen Produktionsprozess von Wissen postmoderne Machtverhältnisse, Formen des Wissens und Akteure durchsetzen zu können, befürwortet Haraway heterogene Zusammenschlüsse von nicht-

modernen Wissensproduzenten, von denen nicht alle menschlich sein müssen[113], zu einem neuen kollektiven Akteur. Diese Koalitionen müssen in konkreten, historisch spezifischen Verbindungen aufgebaut werden und sind immer hart erkämpfte Verknüpfungen verschiedener Akteure, die aufgrund vorangegangener kollektiver Wissens- und Machtproduktionen (vgl. Haraway 2004a: 341) unterschiedliche Macht besitzen und verschiedene Positionen in einem Diskurs und einem Dispositiv, zum Beispiel den Naturwissenschaften, innehaben. Wie alle Kollektive sind auch diese emanzipatorischen Zusammenschlüsse nicht frei von Kämpfen und Auseinandersetzungen sondern stets brüchig (vgl. Haraway 1997a: 199).

Im *Manifest für Cyborgs* bezeichnet Haraway den Zusammenschluss von postmodernen Wissensproduzenten bereits als Teil einer Emanzipation, weil eine Koalition „Affinität und politische Verwandtschaft" (Haraway 1995a: 42) gegenüber dem eigenen, einheitlichen Standpunkt vorziehe und damit schon Grenzen zwischen den Bewegungen zugunsten machtvoller Fusionen verwischt würden. Diesen Prozess der Bildung machtvoller Kollektive gelte es laut Haraway gerade in Zeiten, die gefährlich aussichtslos seien, fortzusetzen (vgl. Haraway 1995c: 60).

Eine ethische Verortung in der politischen Wissensproduktion ist eine Voraussetzung für und zugleich eine gemeinsame politische Praxis. Denn um eine Koalition zu konstruieren, bedürfe es laut Haraway gemeinsamer Vorstellungen, Erzählungen – spekulativer Gestaltungen. Nur auf der Basis einer gemeinsamen ethischen Vision können „politische" „praktische und lebendige Hoffnung" (ebd.: 9), eine „alter-mondialisation" (Haraway 2008: 3) Gestalt annehmen und im Sinne Foucaults „wahr" werden (vgl. Deuber-Mankowsky 2007: 278).

3.1.6 Speculative Fabulations: Kulturkritik als Freiheitsprojekt

> „Science has been utopian and visionary from the start; that is one reason ‚we' need it."
> (*The Persistence of Vision*, Haraway 1997c: 287)
> Donna Haraway

> „Ich definiere ‚kritische Theorie' als jenen Werkkomplex, der dem Satz verpflichtet ist, dass die etablierte Ordnung nicht notwendig, oder offenkundig, ist."

113 Ein wesentlicher Aspekt der Bildung von Kollektiven besteht darin, die Verbindungen, die in der Wissensproduktion zwischen Menschen und nicht-menschlichen Akteuren beziehungsweise Aktanten eingegangen werden, auch als solche offenzulegen (vgl. dazu Haraway 2008: 19).

(*SF: Speculative Fabulation and String Figures/Spekulative Fabulation und String Figuren*, Haraway 2011: 15)
Donna Haraway

Donna Haraway entwirft keine Utopien im klassischen Sinne, das heißt, sie entwickelt keine Bilder oder Vorstellungen von einer anderen naturkulturellen Konfiguration, die sich qualitativ durch einen Bruch von der Technoscience unterscheidet. Die Vorstellung einer befreiten Gesellschaft am Ende eines langen Weges weist sie ebenso zurück wie jede Vorstellung eines Armageddon und jede Dystopie (vgl. Haraway 1991b: 15, Haraway 2007a und Haraway 2008: 106). Utopien oder Dystopien verhinderten Haraway zufolge alternative Praktiken im Handgemenge (vgl. Haraway 2004a: 335).

Die Aufgabe von Wissenschaftskritik und alternativer Wissensproduktion liegt für Haraway einerseits darin zu zeigen, „that things might be otherwise" (ebd.: 326). Andererseits ist die Produktion amodernen Wissens ein Weg von vielen, um in die aktuelle Konstellation der Technoscience einzugreifen und eine Differenz, eine andere materiell-semiotische Produktion von Wissen, Machtverhältnissen und Akteuren herzustellen (vgl. Haraway 2008: 129).

Dieses Verständnis von „critique as a freedom project" (Haraway 2004a: 326) leitet Haraway, wenn sie formuliert, wie Alternativen zur modernen Wissensproduktion aussehen könnten. Sie besteht darauf, andere Erzählungen, andere Praktiken in der Gegenwart zu entwickeln und sie in die gesellschaftlichen Kämpfe um Machtverhältnisse, Wissen und Ausschlüsse einzubringen (vgl. Haraway 2006b: 152). In ihrem Essay *Lieber Kyborg als Göttin! Für eine sozialistisch-feministische Unterwanderung der Gentechnologie* (Haraway 1995c: 165-184, im Folgenden abgekürzt *Lieber Kyborg als Göttin!*) formuliert Haraway daher, dass utopisches Denken darauf beharren müsse, politische Sprache zu werden und die Grundlage dafür bilde, Herrschaft herauszufordern (vgl. ebd.: 184).

Diesen Doppelcharakter von Kritik der bestehenden „Naturkultur" der Technoscience und alternativem wissenschaftspolitischen Eingriff in die technowissenschaftliche Produktion besitzen alle von Haraway in ihrem Werk entwickelten Metaphern, Konzepte, Begriffe und Visionen für eine alternative Entwicklung zur Moderne (vgl. ebd.: 66). Beispielsweise der Anfang der 1990er-Jahre eingeführte Begriff „Anderswo" (ebd.: 21) verweist nicht auf einen räumlich und/oder zeitlich fernen Ort, sondern bezeichnet einen Ort inmitten der technowissenschaftlichen globalisierten Welt am Ende des zweiten Jahrtausends, an dem Natur und Kultur implodieren. An diesem Ort kann die Implosion von Natur und Kultur auch für andere Zwecke genutzt werden als für die Reproduktion der Moderne, zum Beispiel zur Dezentrierung moderner Erzählungen vom Ende der Geschichte. Wenn Natur und Kultur wirklich

gänzlich gestaltbar geworden sind, können sie auch anders als modern gestaltet werden.

Der seit der Veröffentlichung von *MW@SM* 1997 bis zur Publikation des *Companion Species Manifesto* 2003 von Haraway präferierte Begriff für eine eingreifende Wissensproduktion zur Gestaltung einer anderen Wirklichkeit lautet Diffraktion.[114] Mit dieser Metapher aus der Physik wolle sie „the metaphysics of identity and metaphysics of representation" (Haraway/Nichols Goodeve 2000: 103) kritisieren und überwinden. Sie soll Haraway zufolge darauf verweisen, dass die Geschichte „full of a whole other potent ways of thinking" (ebd.) sei. „Diffraktion, die Herstellung von Differenzstrukturen, wäre eine nützlichere Metapher für die notwendige Aufgabe als Reflexivität." (Haraway 1996: 359) Es sei daher zutreffend, so Haraway weiter, „that you can't work without a conception of splitting and deferring and substituting" (Haraway 1991b: 11).

„Diffraction patterns", handeln in Haraways Arbeiten, „about a heterogeneous history, not originals. […] Diffraction is a metaphor for another kind of critical consciousness […], one committed to making a difference and not to repeating the Sacred Image of the Same." (Haraway/Nichols Goodeve 2000: 101f., vgl. Schneider 2005:19.)

Die Differenz macht Haraway dadurch, dass sie mit und in ihrer Wissensproduktion mit der Reproduktion der Moderne bricht und neue komplexe materiell-semiotische Relationen zwischen Akteuren und Aktanten im sich ständig verändernden Netzwerk der Technoscience herstellt. Dies erreicht sie dadurch, dass sie immer mehr Verbindungen zwischen verschiedenen Punkten des Netzwerkes produziert, um sie vor Fetischisierung, falschen Abstraktionen, Objektivierungen und Naturalisierungen zu schützen. Indem sie zum Beispiel einen Begriff in ihrem Sinne der Diffraktion beugt, zeigt sie „that it has many more meanings and contexts to it" (Haraway/Nichols Goodeve 2000: 105), als ihm in modernen Erzählungen zugestanden wird. „In this sense, ‚diffraction' is a narrative, graphic, psychological, spiritual, and political technology for making consequential meanings." (Ebd.: 102)

Außerdem macht Haraway in ihrer Wissensproduktion einen Unterschied zur modernen, indem sie neue, noch nicht existierende Verbindungen zwischen Akteuren und Aktanten imaginiert. Diese „speculative fabulations" (Haraway 2007), die Haraway in einem jüngeren Essay auch als „kosmologi-

114 Diffraktion bezeichnet normalerweise die Beugung von Lichtwellen, wenn sie auf einen Gegenstand treffen und dann in viele unterschiedliche Richtungen abgelenkt werden. Die Metapher stammt aus der Optik, einem Teilbereich der Physik, der sich mit Licht, dessen Wechselwirkungen mit Materie und optischen Abbildungen beschäftigt, aber über Spiegelung, und dementsprechend über Reflexivität hinausgeht (vgl. Haraway/Nichols Goodeve 2000: 101f.).

sche Performanzen“ (Haraway 2011: 17, Fußnote 1) bezeichnet, schaffen in der Wissensproduktion Gestalten, Begriffe, Erzählungen, Visionen, die über den Status quo der Technoscience hinausgehen, ohne mit ihm zu brechen, so dass sie als Angebot für neue Verbindungen zwischen Akteuren und Aktanten dienen (vgl. Haraway 1997c: 285).

Diese neuen spekulativen Gestaltungen sollten laut Haraway auch die Erfahrungen der Amodernen, wie zum Beispiel Frauen, Schwarze, Tier usw., aufgreifen und diese zur Sprache bringen (vgl. Haraway 1995c: 140 und Haraway 1997c: 286). Dies ist nur möglich, wenn im technowissenschaftlichen Apparat materiell-semiotische Verbindungen mit ihnen eingegangen werden. Dann könnten „knowledge projects as freedom projects—in a polyglot, relentlessly troping, but practical and material way—coupled with a searing sense that all is not well with women, as well as billions of nonwomen, who remain incommensurable in the warped coordinate systems of New World Order, Inc.“ (Haraway 1997a: 269), begründet werden.

Alternative Wissensproduktion besteht für Haraway aber ausdrücklich nicht in der Reproduktion von Erzählungen der Unterdrückten, weil darin „a serious danger of romanticizing and/or appropriating the vision of the less powerful while claiming to see from their positions“ liege und die „standpoints of the subjugated are not ‚innocent‘ positions“ (Haraway 1997c: 286). Haraway identifiziert also nicht ihre Gestaltungen eines alternativen Wissen mit dem Wissen der A- oder Nicht-Modernen. Trotzdem sind sie miteinander verknüpft und bedürfen einander. Dieses „permanent paradox or dilemma“ (Haraway 2004a: 335) ist nicht zu umgehen.

Das Ziel der spekulativen Gestaltungen liegt darin, neue Relationen zwischen allen Akteuren und Aktanten – „mortal entanglements“ (Haraway 2008: 226) – im Prozess der technowissenschaftlichen Wirklichkeit zu schaffen (vgl. Haraway 2004b: 79 und Haraway 2008: 106), diesen offen für neue Verbindungen zu halten, die modernen Ontologien zu kritisieren, letztlich Menschen zur Mitwirkung in der „technoscientific democracy“ (Haraway/Nichols Goodeve 2000: 157) zu ermächtigen und Ausschlüsse zu verringern.

3.2 Der Haraway’sche Naturbegriff

Frigga Haug beschreibt sowohl den Stellenwert, den Natur und deren Erkenntnis in Haraways Arbeit haben, als auch deren inhaltliche Position im Vorwort zum bereits 1995 auf deutsch erschienen Sammelband *Monströse Versprechen* sehr deutlich: „Ausgangspunkt, Ziel und Streitpunkt ist die ‚Na-

tur‘, Natur als Produkt, als Geschichte, als Kultur, als Gemachte, als Ort, zu dem man nicht gehen kann, so sehr man es will, Natur als Konstrukt.” (Haraway 1995c: 6)[115]

Auch Haraway hat zu einem späterem Zeitpunkt die ungebrochene Relevanz der Natur in ihrer philosophischen Arbeit bestätigt:

„[M]y interest has been in what gets to count as nature and who gets to inhabit natural categories. And furthermore, what’s at stake in the judgement about nature and what’s at stake in maintaining the boundaries between what gets called nature and what gets called culture in our society.“ (Haraway/Nichols Goodeve 2000: 50)

Haraway diskutiert den Naturbegriff jedoch nicht vorrangig als solchen oder indem sie Natur beziehungsweise eine gesellschaftliche Beziehung zur Natur untersucht, sondern indem sie Körper, Geschlechter, „Rassen“ (Haraway 1997a: 213) etc.[116] als materiell-diskursiv kulturell produzierte natürliche Materie interpretiert und die technowissenschaftlichen Konstruktionsprozesse der genannten „Natur“-Formen untersucht, um Natur als ihr Resultat sichtbar zu machen.

Haraway setzt sich dementsprechend nicht in allen Arbeiten mit dem Naturbegriff und seiner Bedeutung für ihre eigene Philosophie dezidiert auseinander. Von besonderer Bedeutung sind daher die drei Essays *Monströse Versprechen – Eine Erneuerungspolitik für un/an/geeignete Andere* (Haraway 1995c: 11-80), *Jenseitige Konversationen; irdische Themen; lokale Begriffe* sowie *Das Abnahmespiel mit Fäden für Wissenschaft, Kultur und Feminismus* (ebd.: 136-148), in denen sich Haraway explizit einer Konzeptualisierung von Natur widmet. Den in diesen Essays entwickelten Naturbegriff hat sie auch in den Arbeiten der letzten Dekade nicht verändert (vgl. Kapitel 3.3.3, Haraway 2004b und Haraway 2008).[117]

Im Naturbegriff konvergieren alle unter Kapitel 3.1 gefassten Bestimmungen der Haraway’schen Philosophie. Diese ließen sich zwar auch zu einem anderem Begriff ihrer Philosophie in Konstellation bringen. Dennoch erhält der Naturbegriff eine besondere Bedeutung für Haraways Arbeiten und ihre Beurteilung, weil er als Chiffre für alle sedimentierten (vergegenständlichten) Relationen zwischen Akteuren und Aktanten überhaupt fungiert.

---

115 Anna Jabloner drückt es ebenso eindeutig aus: „Fragen von Natur und Kultur liegen im Kern von Haraways Arbeit.“ (Jabloner 2005: 28)

116 Vgl. Haraway 1995c: 152f., Haraway/Nichols Goodeve 2000: 54, Jabloner 2005: 71 und Schneider 2005: 26.

117 Ein Indiz für das Fortleben des bereits in den 1990er-Jahren entwickelten Konzepts von „Natur“ ist beispielsweise der kontinuierliche Gebrauch des Begriffs „natureculture“ (vgl. Haraway/Nichols Goodeve 2000: 105).

3.2.1 Natur und (Natur-)Wissenschaftskritik

Haraways Arbeiten, die sie vor allem durch die Analyse und Kritik der modernen Naturwissenschaften entwickelt haben, zeichnen sich dadurch aus, dass moderne Naturdarstellungen, -konzepte und -begriffe kritisiert werden, denen zufolge Natur außerhalb materiell-semiotischer Verbindungen zwischen Akteuren und Aktanten bestehen (vgl. ebd.: 202).

Die Wissensproduktion der (Natur-)Wissenschaften basiere, wie in Kapitel 3.1.1 bereits erwähnt, Haraway zufolge auf einem ontologisch gegebenen Dualismus von Natur und Kultur. Diese grundlegende Trennung, durch die Natur von den (Natur-)Wissenschaftlern als etwas radikal anderes als kulturelle Beziehungen dargestellt wird, bewirkt, dass die Natur in der (Natur-)Wissenschaft als der Kultur vorgelagerte, von Geschichte enthobene Wesenheit begriffen wird (vgl. Haraway 1988: 813/817). In der modernen Ontologie der (Natur-)Wissenschaften ist die Natur ein Ding an sich oder einfach ein Gegebenes, das nichts mit Kultur zu tun hat. Der Natur-Kultur-Dualismus ist, obgleich jede große Unterscheidung laut Haraway ihre eigene Geschichte habe, das Kernstück moderner (natur-)wissenschaftlicher Erzählungen und der Grund für die an die dichotome Differenz anschließenden sozialen Ein- und Ausschlüsse. „The distinction between nature and culture in the West has been a sacred one; it lies at the heart of the great narratives“ (Haraway 1997b: 217) und sie „is already a kind of violence, an inherited violence anyway“ (Haraway/Nichols Goodeve 2000: 106).

Dass alles, was als Natur gilt, in komplexen Beziehungen innerhalb des kosmologischen Netzwerkes der Technoscience produziert worden ist, wird von den (Natur-)Wissenschaften ausgeblendet. Andere Naturkonzepte, die zum Beispiel die gesellschaftliche Vermittlung von Natur ins Zentrum stellen, werden damit marginalisiert. „Vielleicht um das Vertrauen in ihre wesenhafte Wirklichkeit zu fördern, wurden riesige Geldsummen aufgewendet, um der Natur Stabilität und Substanz zu verleihen und um ihre Grenzen zu überwachen.” (Haraway 1995c: 82) Die Natur wird also zum diskursiven Fetisch. Daher sind die Naturbegriffe der modernen (Natur-)Wissenschaft für Haraway reduktionistisch und Trugschlüsse unzulässiger Konkretheit im Sinne Whiteheads.

Die der Produktion von Natur vorausgehenden Relationen, Machtverhältnisse und Ausschlüsse in der Wissensproduktion werden unterschlagen und damit letztlich naturalisiert (vgl. Haraway 1988: 811). Es scheint, als ob der Naturwissenschaftler als unabhängiger neutraler Zeuge die Geheimnisse der Natur lediglich enthüllt, sie unvermittelt zugänglich und für andere sichtbar macht. Er spricht nur für die Natur – mehr macht er nicht.

Mit der Naturalisierung der Relationen in der (natur-)wissenschaftlichen Wissensproduktion und der Fetischisierung der Natur werden die Erzählungen über die Natur objektiviert. Weil das Objekt Natur so funktioniert, wie es die Naturwissenschaftler dargelegt haben, gibt es auch keine Möglichkeit, daran etwas zu ändern. Man ist gezwungen, sich an die Natur anzupassen. Haraway schreibt daher: „Und schließlich sind die Projekte, in denen menschliche ‚Natur' sich darstellen und geltend gemacht werden soll, berüchtigt für ihre imperialisierenden Eigenschaften […]." (Ebd.: 13, vgl. ebd.: 98f.) Denn diese modern zugerichtete Natur wird schließlich zur machtvollen Ressource in den Beziehungen zwischen den Akteuren der Technoscience. Sie dient zur Legitimierung von Ausbeutung und zur Stabilisierung der modernen Machtverhältnisse und Ausschlüsse im technowissenschaftlichen Produktionsapparat (vgl. Haraway 1982: 68, Haraway 1990: 156 und Haraway 1995c: 202).

„The foil for culture, nature is the zone of constraints, of the given, and of matter as resource; nature is the necessary raw material for human action, the field for the imposition of choice, and the corollary of mind. Nature has also served as the model for human action; nature has been a potent ground for moral discourse." (Haraway 1997a: 102)

Die Natur der Primaten oder die menschlichen Gene seien laut Haraway zum Beispiel von den Naturwissenschaften über Jahrzehnte hinweg geschaffene Konstrukte, die als Ressource zur Erklärung kultureller Beziehungen herangezogen worden seien, um mit ihnen unter anderem binäre Geschlechterverhältnisse und soziales Verhalten zu regulieren. Denn: „Soweit Natur als Erkenntnisobjekt konstituiert war, hatte sie einen Körper, der nach Prinzipien der Kontrolle seiner Früchte erstellt war." (Haraway 1995c: 156)

Jedoch leitet Haraway aus der Analyse der modernen, naturwissenschaftlichen Naturkonzepte keinen Standpunkt ab, demzufolge man sich bedingungslos auf die Naturseite der Dichotomie zu schlagen hätte. Die beiden Seiten des modernen Dualismus von Natur und Kultur sind miteinander verschwistert. Auch die positive Wendung der Dichotomie zugunsten der Natur reproduziert dieselben Ein- und Ausschlüsse wie die modernen Naturwissenschaften. Es gibt in diesem Sinne für Haraway keine „Rettung der Natur" (ebd.: 40).[118]

118 „Die Errettung der Natur ist letztlich ein tödliches Projekt. Es beruht darauf, die Struktur der Grenzverletzung und den fälschlicherweise befreienden Schauder der Transgression in alle Ewigkeit fortzuschreiben." (Haraway 1995c: 70) Die romantisierende Vorstellung der Natur beschreibt Haraway in ihrem Essay *Monströse Versprechen* ausführlicher als ebenso falsch wie die rationalistische Vorstellung objektiver Erkenntnis der (Natur-)Wissenschaften: „Der Versuch, die ‚Natur' zu bereisen, wird zum touristischen Ausflug, bei dem die Reisenden an den Preis solcher Ortswechsel erinnert werden: sie zahlen, um Zerrbilder ih-

3.2.2 Natur im technowissenschaftlichen Apparat kultureller Produktionen von Machtverhältnissen, Wissen, Akteuren und Aktanten

Der moderne Naturbegriff der (Natur-)Wissenschaften ist aber nicht nur unzulänglich, weil er die bestehenden Machtverhältnisse und Ausschlüsse in der Wissensproduktion naturalisiert, objektiviert und legitimiert. Insbesondere die fortschreitende Entwicklung der Technik nach dem Zweiten Weltkrieg hat die letzten, einst als unantastbar geltenden Grenzen der Natur aufgehoben.[119] Es kam damit zur Implosion der kulturell erzeugten Dichotomie von Natur und Kultur. Dies ist das besondere Charakteristikum, das laut Haraway die derzeitige historische Konfiguration – der Technoscience – präge und auch ihre Vorstellungen von Natur dominiere. „Kontext ist auf die Spitze getriebener Gehalt. Natur ist das Programm, wir haben es nachgebildet, wir besitzen es, wir sind es. Natur und Kultur implodieren ineinander und verschwinden in dem sich daraus ergebenden Schwarzen Loch." (Ebd.: 99)

Haraway ist der Meinung, „natürliche Einheiten sind nur noch verrückte, mystische Illusionen" (ebd.: 175). Natur ist die vollendete Künstlichkeit, die von den vielfältigen Akteuren in ihren ebenso vielfältigen, spezifischen Interaktionen unter jeweils besonderen Bedingungen erzeugt worden ist, in Form von vergegenständlichten materiell-semiotischen Körpern.[120] Natur und Kultur entspringen beide demselben technowissenschaftlichen Produktionsprozess

---

rer selbst zu betrachten. Der Versuch, ‚Natur' in Parks zu konservieren, wird auf fatale Weise beeinträchtigt durch die unauslöschliche Spur der ursprünglichen Vertreibung jener, die dort – nicht als Unschuldige im Paradies, sondern als Menschen, für welche die Kategorien Natur und Kultur nicht die entscheidenden waren – gelebt haben." (Ebd.: 13)

119 „Both OncoMouse™ and Advances in Genetic Technology teach us that *universal nature itself is fully artifactual*. This intimately culturally particular lesson is firmly located in a durable, ethnospecific, naturalizing discourse that continues to justify ‚social' orders in terms of ‚natural' legitimations. Thus, the new nature of no nature gives back the limpid image of the world as engineered and engineering, as artifactual, as the domain of design, strategy, choice, and intervention – all without transcendental moves." (Haraway 1997a: 108, Herv. C.S., vgl. Haraway 1996: 379.)

120 Vgl. dazu Kropps Haraway-Interpretation: Natur „stellt damit, in einem ersten Zugriff, keine von unserem Wissen und Handeln unabhängige objektive Wirklichkeit oder anzueignende Ressource dar, sondern muss als eine Welt der Verkörperungen gedacht werden, die eine eigene Aktivität besitzt und eine gemeinsame Konstruktionsleistung einer Vielzahl unterschiedlicher menschlicher, organischer und technische Akteurinnen ist" (Kropp 2002: 183).

(vgl. Haraway 1995a: 117).[121] Diese „[s]oziale Natur ist das Geflecht, das ich artefaktische Natur genannt habe“ (Haraway 1995c: 44).

In der Technoscience steht folglich weder „die“ Natur noch „die“ Kultur, sondern „das Konstrukt […] im Zentrum der Aufmerksamkeit” (Haraway 1995a: 170).

„‚Objekte‘, wie Körper es sind, präexistieren nicht als solche. Dies gilt gleichermaßen für die ‚Natur‘, doch ist ihre Existenz auch nicht ideologisch. Natur ist ein Gemeinplatz und eine machtvolle diskursive Konstruktion, die aus den Interaktionen zwischen (menschlichen und nicht-menschlichen) materiell-semiotischen AkteurInnen entsteht. Bei der Sichtung/Verortung solcher Wesenheiten geht es nicht um uneigennütziges Entdecken, sondern um eine wechselseitige und normalerweise ungleiche Strukturierung.“ (Haraway 1995c: 17f.)

Noch prononcierter schreibt Haraway: „Natur ist konstruiert, historisch konstituiert, und nicht nackt in der Fundschicht eines Fossils oder in einem tropischen Wald entdeckt worden.” (Haraway 1995a: 156) Sie ist „a cultural production“ (Haraway 1983: 135). Ihr historisch und kulturell spezifischer Konstruktionscharakter lasse laut Haraway keine abschließende klare und eindeutige ontologische Bestimmung eines Wesens der Natur zu:

„Mithin ist die Natur weder ein physikalischer Ort, den man besuchen, noch ein Schatz, den man einzäunen oder horten, noch eine Wesenheit, die man retten oder der man Gewalt antun kann. Die Natur ist nicht verborgen und muss daher auch nicht entschleiert werden. Die Natur ist kein Text, der mit den Kodes der Mathematik und Biomedizin zu lesen wäre. Sie ist nicht das Andere, das Ursprung, Ergänzung und Dienstbereitschaft verspricht. Die Natur ist nicht Mutter, Amme, Geliebte oder Sklavin, und so auch nicht Matrix, Ressource, Spiegel oder Werkzeug für die Reproduktion jenes seltsamen, ethno- und phallogozentrischen, vermeintlich universellen Wesens namens Mensch/Mann. Und auch nicht für seinen euphemistisch ‚das Menschliche‘ getauften Ersatz.” (Haraway 1995c: 83)

Natur ist folglich ein historisch spezifisches, in vielen besonderen Beziehungen zwischen diversen Akteuren und Aktanten in vielfältigen Formen erzeugtes Produkt kultureller Handlungen (vgl. Haraway 2008: 144). Dieses Produkt ist keinesfalls einheitlich, sondern immer abhängig von der jeweiligen Konstellation, in der es hervorgebracht wird. „Natur“ besteht nur durch und in den Beziehungen, aus denen sie hervorgeht, nicht schon davor. Sie sei, wie Cordula Kropp es formuliert, für Haraway eine „genuin soziale Beziehung“

121 „Die Grenzen zwischen natürlich und künstlich erhalten in den modernen Naturwissenschaften eine vollkommen neue Struktur, und diese Verschiebungen werden sich in den Bereichen Geschlecht und Reproduktion grundlegend auf unsere Vorstellungswelten, auf unser Leben auswirken. Erfindungen auf dem Gebiet von Therapie und Diagnostik und eventuelle Neuentwürfe menschlicher Reproduktion sind allesamt technische Verkörperungen einer grundsätzlichen modernen materiellen Ordnung.“ (Haraway 1995c: 174, vgl. Kropp 2002: 179.)

(Kropp 2002: 183), „genuinely social and actively relational“ (Haraway 1991c: 21).

„Wenn die Welt für uns als ‚Natur‘ existiert, dann bezeichnet dies eine Art von Beziehung, eine Leistung, an der viele AkteurInnen beteiligt sind. Nicht alle von ihnen sind menschlicher, nicht alle organischer, nicht alle technologischer Provenienz. In ihren wissenschaftlichen Verkörperungen wie auch in anderen Formen ist die Natur etwas – jedoch nicht ausschließlich von Menschen – Gemachtes: sie ist eine gemeinsame Konstruktion von menschlichen und nichtmenschlichen Wesen.” (Haraway 1995c: 15)

Natur ist also nicht, wie in modernen Naturkonzepten, ein Anderes, das sich von gesellschaftlichen Beziehungen grundlegend unterscheidet und sich angeeignet, untergeordnet und über das verfügt werden kann (vgl. Becker-Schmidt/Knapp 2000: 96).

Stattdessen wird sie von den Akteuren und Aktanten gemacht. Die Akteure sind in der Lage, die vollkommen konstruierte Natur gänzlich selbst zu gestalten. „Die Natur ist eine Technologie, und das ist eine ganz besondere Art von verkörperter gesellschaftlicher Kategorie. ‚Wir‘ (wer?) sind zu einem Moment ‚unserer‘ (wessen?) Technologie geworden.” (Haraway 1995c: 105, vgl. ebd.: 41.) Die Unterscheidung zwischen Natur und Kultur ist hinfällig und bereits als eine innerhalb der Kultur getroffene Unterscheidung zu verstehen (vgl. Becker-Schmidt/Knapp 2000: 96f.). Eine Rückkehr zur Natur ist dementsprechend ebenso ausgeschlossen wie eine Resurrektion der Natur. Das meint Haraway, wenn sie schreibt, dass es außerhalb des Artefaktizismus eine Natur eher nirgends- als anderswo gäbe (vgl. Haraway 1995c: 11).

Die Implosion von Natur und Kultur kann mit den modernen Naturbegriffen nicht zum Ausdruck gebracht werden. Haraway übernimmt daher von Bruno Latour einen Neologismus (vgl. die Einleitung zu Kapitel 3 der vorliegenden Arbeit). Die vollkommen artifizielle Natur und die gänzlich naturalisierte Natur bilden stets „natureculture“ (Haraway/Nichols Goodeve 2000: 105) – Naturkulturen.[122]

3.2.3 Natur als Figur der Wissensproduktion

Die Natur ist für Haraway aber nicht nur der Inbegriff sedimentierter kultureller Relationen in der Technoscience, sondern zudem auch eine ihrer Figuren, Technologien und realen Fiktionen, mit denen sie Wissen produziert. Sie „ist eine Figur, Konstruktion, Artefakt, Bewegung, Verschiebung“ (Haraway 1995c: 83).

122 Haraway überträgt diese Überlegungen auch auf andere moderne Dichotomien, die in der Technoscience implodiert sind.

„Natur handelt auch von Gestalten, Geschichten, Bildern. Diese Natur als Tropus oder Trope, ist mit rhetorischen Wendungen und Windungen in tropischer Fülle ausstaffiert, die mich vom geraden Weg abweichen lassen. Als Knäuel leibhaftig gewordener Gestaltungen zieht die Natur meine Aufmerksamkeit auf sich." (Ebd.: 136)

Natur hat für Haraway als Technologie zuvorderst die Funktionen, Diskurse zu ordnen, zu situieren und anderen Wissensproduzenten einen gemeinsam Bezugspunkt anzubieten:

„Natur ist […] ein topos, ein Ort in dem Sinne, in dem der Rhetoriker einen Ort, eine Topik für die Erörterung allgemeiner Themen benötigt; im strengen Sinne ist Natur ein Gemeinplatz. Dieser Topik wenden wir uns zu, um unseren Diskurs zu ordnen, unser Gedächtnis instand zu setzen. Als Topik in diesem Sinne erinnert uns die Natur auch daran, dass in der englischen Sprache des siebzehnten Jahrhunderts die topick gods, die zu bestimmten Orten und Menschen gehörenden Götter (gewissermaßen die Hausgötter) waren. Solche Geister brauchen wir zumindest in rhetorischer Weise, wenn sie anders nicht zu haben sind. Wir brauchen sie, gerade um Gemein-Plätze, also Orte, die vielen zugänglich sind – wieder bewohnbar zu machen. In diesem Sinne ist Natur der Ort, an dem die öffentliche Kultur neu zu errichten ist." (Ebd.: 13f., vgl. ebd.: 83f.)[123]

Natur ist aber nicht nur das Produkt von Relationen und eine Technologie zur Errichtung materiell-semiotischer Verbindungen, sondern auch selbst Ausgangspunkt und Produzentin von Beziehungen zwischen Akteuren und Aktanten. Die Akteure sind gezwungen, sich auf die als Natur sedimentierten Körper in ihren Beziehungen und Handlungen wieder zu beziehen und sie müssen akzeptieren, dass Natur auch selbstständig Prozesse und folglich auch Verkörperungen hervorbringt. Weber hat dies, wie folgt, ausgedrückt:

„Ähnlich wie das postmoderne Subjekt im theoretischen Diskurs wird Natur in aktueller Technowissenschaft verstanden als konstruiert und konstruierend; sie fragmentiert und betreibt Selbstmanagement. Natur ist zur Ingenieurin geworden, die ausprobiert und verwirft, nicht immer voraussieht." (Weber 2003: 229)

Haraway billigt der Natur also eine gewisse Form der eigenständigen Existenz- und Wirkungsweise zu. Sie ist nicht identisch mit den Relationen, aus denen sie hervorgeht. Diese Nichtidentität sei aber laut Haraway nicht positiv, sondern nur negativ bestimmbar:

„Natur ist für mich […] eines jener unmöglichen Dinge, die Gayatri Spivak als das gekennzeichnet hat, was wir nicht nicht begehren können. Vielen Menschen, die in den europäischen und euro-amerikanischen Schmelztiegeln zu Asche verbrannt und zugleich geformt

123 Vgl.: „Haraway means that our notions and understandings of nature and its particular instances are shaped profoundly by these very human and cultural/symbol/narrative-saturated attempts/practices to know and describe theme; and, moreover, that these images and understandings always are linked intimately to the social and historical moments in which they emerge, are struggled over, and changed." (Schneider 2005: 34)

worden sind, steht das Bild einer in Kolonialismus, Rassismus, Sexismus und Klassenherrschaft als das Andere konstituierten Natur mit schmerzhafter Deutlichkeit vor Augen, und dennoch finden sie in diesem problematischen, ethnospezifischen, langlebigen und global beweglichen Begriff etwas, ohne das wir nicht auskommen und das wir zugleich niemals ‚besitzen' können." (Haraway 1995c: 81f., vgl. Haraway 1991c: 25 und Haraway 1995c: 12f.)

Haraway hat versucht, diese nicht einzufangende Nichtidentität der Natur mit Figuren aus der Mythologie nordamerikanischer Ureinwohner zu beschreiben. Sie bezeichnet sie zum Beispiel als „trickster" und „coyote" (Haraway 1991b: 3 und Haraway 1995b: xvii), die als Figuren innerhalb der indigenen Mythologie die Eigenschaften technowissenschaftlichen Natur ebenfalls besitzen. Diese Figuren entziehen sich etwa ebenso dem gänzlichen Zugriff, welcher Art auch immer, anderer Akteure.[124]

Zwischen den Akteuren und der Natur entstehen also wechselseitig einander konstituierende und formende Beziehungen, in denen auch die Natur als Aktantin agiert und zugleich als das Resultat konstruierter und sedimentierter, vielfältiger Relationen aus ihnen hervorgeht.

3.2.4 Situiertes Wissen von der Natur

„Situated naturecultures" (Haraway 2006a: 110) sind ebenso wie alle Produktionen, Erfindungen, Konstruktionen von Naturkulturen in den Wissensproduktionen immer historisch und räumlich spezifisch, das heißt, sie sind immer geschichtlich, niemals a- oder transhistorisch. Das bedeutet auch, dass sich Naturkulturen permanent im Prozess der Neugestaltung befinden. Naturkulturen und das Wissen von ihnen sind daher niemals umfassend oder abgeschlossen. Das Wissen von der Natur ist immer komplex, partial und parteiisch. Zudem gibt es nicht nur eine Naturkultur, sondern immer viele Naturkultur*en*, da sie in vielfältigen Beziehungen von verschiedenen Akteuren und Aktanten, von denen nicht alle Menschen sind, produziert werden. Zugleich ist aber jede von ihnen einzigartig.

124 Zur Erklärung der Metaphern trickster und coyote schreibt Haraway folgendes: „One has to look for a system of figures to describe an encounter in knowledge that refuses the active/passive binary which is overwhelmingly the discursive tradition that Western folks have inherited. So you go for metaphors like the coyote, or trickster figure. You go for odd pronouns, which encourage an acknowledgement that the relationship between nature and human is a social relationship for which none of the extant pronouns will do. […] so you're involved in a kind of science fictional move, of imagining possible worlds." (Haraway 1991b: 3)

Die bis hierhin dargelegten Aspekte ihres Naturbegriffs bilden zusammen genommen Haraways „fundamental epistemological starting points“ (Haraway/Nichols Goodeve 2000: 106) für ihre Interventionen in die (natur-)wissenschaftliche Wissensproduktion von Natur.

3.2.5 Politische Intervention und Ethik

Der Eingriff in die bestehende Wissensproduktion der (Natur-)Wissenschaften ist ein doppelter. Einerseits kritisiert und dekonstruiert Haraway die modernen Erzählungen, Begriffe und Bedeutungen von Natur.

„Mein kategorischer Imperativ lautet: alles, was als Natur gilt, zu verqueren/zu verkehren, spezifische normalisierte Kategorien zu durch/kreuzen, nicht um des leichten Schauderns der Überschreitung willen, sondern in der Hoffnung auf lebbare Welten.” (Haraway 1995c: 137) Denn: „Wo es weder Natur noch Gesellschaft gibt, verliert auch die Darstellung einer Grenzverletzung ihren Unterhaltungswert. Das ist zwar schlecht für Naturmagazine, aber ein Gewinn für un/an/geeignete Andere.” (Ebd.: 49)

Andererseits will sie die Natur in einem transparenten Prozess in vielfältigen Relationen wieder aufbauen. Daher hält Haraway trotz aller Kritik am Naturbegriff fest (vgl. ebd.: 85). Für sie wirkt die Natur nicht nur repressiv und ausschließend wie in den modernen (Natur-)Wissenschaften. Sie verwirft ihn daher auch nicht, sondern plädiert für seine Überarbeitung (vgl. Haraway 1996: 384). Denn ausgehend von der oben ausgeführten Implosionsthese seien die Akteure laut Haraway in der Technoscience in der Lage, jede Natur hervorzubringen, das heißt auch eine andere als die moderne Natur. Die „reinvention of nature“ (Haraway 1991a: 1) durch die technowissenschaftlichen Akteure und Aktanten ist nicht zwingend eine Reproduktion der modernen Natur. Sie kann auch als eine a- oder postmoderne Natur neu erfunden werden. Haraway schreibt schon 1991:

„Curiously as for people before us in Western discourses, efforts to come to linguistic terms with the non-representability, historical contingency, artefactuality, and yet spontaneity, necessity, fragility, and stunning profusions of ‚nature‘ can help us refigure the kind of persons we might be.“ (Ebd.: 3)

Auf der Grundlage ihres hier umrissenen Naturverständnisses plädiert Haraway dafür, sich der eigenen unausweichlichen Verantwortlichkeit zu stellen und Einfluss auf die kulturelle Produktion von Natur zu nehmen, das heißt die Beziehungen, in denen Akteure und Aktanten Natur herstellen, mit zu gestalten. Die Wissensproduktion spielt als Vermittlungsinstanz zwischen technowissenschaftlicher Natur und Kultur eine besondere Rolle, so dass Hara-

way vor allem fordert, andere Bilder, Begriffe und Vorstellungen von Natur zu entwickeln, um über einen gemeinsamen Bezugspunkt für die Errichtung einer neuer Konfiguration der Technoscience zu verfügen. „I think ‚we' […] need something called […] nature." (Haraway 1991c: 25)

„I want myself and lots of other people to be inside the belly of the monster, trying to figure out what forms of contestation for nature can exist there. I think that's different from reproducing the cultural appropriation of nature, reducing nature yet again to a source redefined culturally." (Haraway 1991b: 7)

Haraway will andere Formen der Natur durch kollektive Prozesse in bewusst gewählten Koalitionen der an der Wissensproduktion Beteiligten schaffen, die auch für eine sichtbare, andere partiale Erzählung von Natur eintreten.

„Wir müssen, jenseits von Verdinglichung, Besitz, Aneignung und Nostalgie, ein anderes Verhältnis zur Natur finden. Da sie die Fiktion, entweder Subjekte oder Objekte zu sein, nicht mehr aufrechterhalten können, müssen alle, die an den entscheidenden Konversationen teilnehmen, in denen Natur konstituiert wird, eine neue Grundlage finden, auf der sie gemeinsam Bedeutungen produzieren." (Haraway 1995c: 82)

Dafür kann der Naturbegriff weiterhin nützlich sein. Haraway rät dazu, sich der „erlösende[n] Kraft" der Natur zu bedienen, die in ihren „liturgische[n] Fähigkeiten", und ihrer „Bildlichkeit" (ebd.: 137) lägen, der man ohnehin nicht ausweichen könne.

„Precisely as fully artifactual, the nature of no nature gives back the certainty and legitimacy of the engineered, of design, strategy, and intervention. The nature of no nature is the resource for naturalizing technoscience with its vast apparatuses for representing and intervening, or better, representing as intervening." (Haraway 1997a: 103, vgl. Haraway 1996: 376 und Haraway 1997a: 102.)

Daher arbeitet Haraway den Naturdiskurs der (Natur-)Wissenschaften erneut auf, reformuliert ihn in ihrem Sinne feministischer Objektivität, eingreifenden situierten Wissens und bedient sich dabei der vorhandenen Mittel, die ihr der (natur-)wissenschaftliche Diskurs bislang an die Hand gegeben hat.

Entscheidend für die kollektiv in heterogenen Bündnissen neu erfundene „Natur" ist, dass die Natur als das Ergebnis eines materiell-semiotischen Konstruktionsprozess in der Technoscience sichtbar gemacht wird, damit die dem Konstruktionsprozess inhärenten Machtverhältnisse und Ausschlüsse nicht im modernen Sinne naturalisiert werden und die beteiligten Akteure und Aktanten für ihre Arbeit zur Rechenschaft gezogen, das heißt verantwortlich gemacht werden können.

3.2.6 Naturkulturen als Freiheitsprojekt spekulativer Gestaltungen

Den utopischen Gehalt als Zufluchtspunkt demokratischer Gestaltung der Verbindungen zwischen Akteuren und Aktanten, den Natur in den von Haraway kritisierten Positionen besessen hat, transformiert sie ebenfalls, indem sie den Naturbegriff dazu nutzt, die Vorstellung eines gemeinsamen Ortes neu zu formulieren und zu konstruieren. Haraway reagiert damit auf die „Zerstörung aller öffentlichen Kultur“ (Haraway 1995c: 84f.) in der Nachkriegsära durch den westlichen Kapitalismus und den Staatssozialismus.

Dieser neu zu produzierende Ort kann nicht positiv als fernes Ziel Utopia oder Garten Eden gesetzt werden. Haraway will vielmehr „zu einem szientifisch-fiktionalen, spekulativ-faktischen Science-Fiction-Ort, der einfach Anderswo genannt wird” (ebd.: 11), gelangen. „Die Gemeinplatz-Natur“, die Haraway sucht, ist „eine öffentliche Kultur“, und „hat viele Häuser mit vielen BewohnerInnen, die die Erde neu gestalten können” (ebd.: 16).

Diese Vision soll als Bezugspunkt eines möglichen kollektiven Strebens nach einer anders gestalteten Welt als der modernen dienen, den Haraway nicht vorweg nehmen will. Denn er muss in den immer vielfältigen heterogenen materiell-semiotischen Produktionen der Technoscience geschaffen werden. Als ein solcher Bezugspunkt ist die Natur

> „ein Gemeinplatz. Natur ist ein Thema (topic), das ich nicht umgehen kann. Es ist der implodierte, extrem verdichtete Ort für die ethnospezifischen, kulturellen, politischen und wissenschaftlichen Gespräche, die sich darum drehen, wie die zulässigen Handlungsstrukturen und die möglichen Handlungsfäden in den geheiligten säkularen Dramen der Technowissenschaft – und zugleich in der Analyse dieser Wissenschaft – beschaffen sein könnten.” (Ebd.: 136)

3.3 Immanente Kritik der Erkenntnistheorie und -kritik Donna Haraways

3.3.1 Implosion der Gegensätze – Haraways subjektivtheoretische „Auflösung“ objektiver, gesellschaftlicher Widersprüche

> „Subjektives Bewußtsein, dem der Widerspruch unerträglich ist, gerät in verzweifelte Wahl. Entweder muß es den ihm konträren Weltlauf harmonistisch stilisieren und ihm, gegen die bessere Einsicht, heteronom gehorchen; oder es muß sich, in verbissener Treue zur eigenen Bestimmung verhalten, als wäre kein Weltlauf, und an ihm zugrunde gehen.“
> (*Negative Dialektik*, Adorno GS 6: 155)
> Theodor W. Adorno

> „Den objektiven Widerspruch und seine Emanationen kann es [das Denken, C.S.] nicht von sich aus, durch begriffliche Veranstaltung eliminieren. Wohl aber ihn begreifen; alles andere ist eitle Beteuerung.“
> (*Negative Dialektk*, ebd.: 156)
> Theodor W. Adorno

Alle umfangreicheren Werke Haraways, von *Primate Visions: Gender, Race, and Nature in the World of Modern Science* (Haraway 1989) bis zur jüngst publizierten Monografie *When Species Meet* widmen sich der Kritik an den „Great Divisions“ (Latour zitiert nach Haraway 2008: 9f.) der westlich-abendländischen Kultur (vgl. Haraway/Nichols Goodeve 2000: 50). Ihre Kritik richtet sich hauptsächlich gegen die dichotomen Darstellungen von Natur und Kultur, Subjekt und Objekt etc. vor allem in den „Metaerzählungen“ (Haraway 1997: 42/51/60) in den (Natur-)Wissenschaften sowie gegen die Naturalisierungen der Gegenstände als nicht-kulturelle Gegebenheiten.

Trotz der Errungenschaften zum Beispiel dialektischer Kulturkritik auf demselben Gebiet[125] konzipiert Haraway eine eigene Kritik dualistischer Thoriekonstruktionen in den (Natur-)Wissenschaften. Denn ihre theoretische Reflexionen auf die Unterscheidung zwischen sex und gender, Natur und Kultur etc., so Haraway, seien der Beweis für „a need for a theory of ‚difference‘ whose geometries, paradigms, and logics break out of binaries, dialectics, and nature/culture models of any kind“ (Haraway 1991a: 129).

Sie suche mit ihrer Philosophie laut eigenem Bekunden nach einem dritten Weg jenseits von Realismus und Konstruktivismus (vgl. Haraway/Nichols

125 Vgl. dazu Adornos und Horkheimers *Dialektik der Aufklärung* (Adorno GS 3) oder Horkheimers *Kritik der instrumentellen Vernunft* (Horkheimer GS 6: 21-186).

Goodeve 2000: 133). Ihre Kritik an klassischen modernen Wissenschaftstheorien und auch an den evident radikal-sozialkonstruktivistischen Theorien straft Positionen, wie sie zum Beispiel Karen Gloy vertritt, Lügen, man müsse sich für eine der beiden Alternativen – Realismus oder Konstruktivismus – entscheiden und könne nicht, wie dialektische oder verwandte Theorien es versuchen, „im Grunde, Unvereinbares zu vereinen" (Gloy 1995: 14).

Allerdings kommt es darauf an, wie die Vermittlung der in den Dichotomien unvermittelten Extreme konzipiert wird. An der Haltung zu diesem Problem unterscheiden sich zum Beispiel dialektische Positionen und Haraways Philosophie. Nicht per se ist der Versuch einer dritten Alternative auch wirklich ein Weg aus der scheinbaren Ausweglosigkeit der Dichotomien. In der Literatur ist es umstritten, ob Haraway der Ausbruch wirklich gelingt. Kropp behauptet beispielsweise, dass Haraway die Reduktionismen soziozentrischer und naturalistischer Theoriebildungen vermeide (vgl. Kropp 2002: 187). Für Kathrin Braun hingegen ist Haraways Gegenvorschlag unklar, weil er zwischen den beiden falschen Varianten hin und her schwanke und nicht eindeutig ausgeführt werde (vgl. Braun 1998: 155f.).

Haraway versucht, positiv eine Alternative zur von ihr kritisierten Konstruktion von Dualismen in der modernen Wissensproduktion und den daran anschließenden Naturalisierungen kultureller Beziehungen zu formulieren. In ihrem Essay *„Gender" for a Marxist Dictionary: The sexual Politics of the Word* (Haraway 1991a: 127-148) spricht sie 1991 erstmals von „Implosion" von Natur und Kultur in Bezug auf die Unterscheidung von sex und gender in der feministischen Theorie (vgl. ebd.: 128). Dieses Motiv entwickelte sie in den folgenden Jahren, wie oben beschrieben, zu ihrer Lösungsstrategie für den Umgang mit dem Problem dualistischer Konstruktionen.[126]

Basierend auf ihrer Diagnose einer neuen historischen Konfiguration der Welt hätten sich Haraway zufolge die „kategorialen Widersprüche" der großen Erzählungen aufgelöst und seien ineinander implodiert. Die „implosion of subjects and objects in the entities population the world at the end of the Second Millennium […] are stigmata of another historical configuration" (Haraway 1997a: 42, vgl. Haraway 1996: 366). Die gegensätzlichen Pole der modernen Dualismen fallen in einem „new discursive field" beziehungsweise „black hole" (ebd.: 149) zusammen. Alle Bestimmungen von Natur und Kultur sind konvergiert, auch wenn moderne Unterscheidungen durchaus noch wirksam sind und in der Praxis fortbestehen. Die Implosionen machten aber

126 Vgl. Haraway 1995c: 174, Haraway 1996: 349, Haraway 1997a: 68, Haraway/Nichols Goodeve 2000: 105, Haraway 2004a: 207 und Haraway 2008: 18.

die neue historische Konfiguration der „imploded material and imaginary chronotope of postmodernity“ (ebd.: 102) aus.

Haraway macht diese Analyse vor allem an den Entwicklungen der Bio-, Informations- und Kommunikationstechnologien fest, welche dazu geführt hätten, dass den Menschen bislang als natürlich und stabil erscheinende Grenzen sowohl in der Realität als auch in ihren Vorstellungen untergraben worden seien und sich auflösten. „Diese Unterscheidungen sind, zusammen mit den unbetrauerten Transzendentalien der Aufklärung – Natur und Gesellschaft –, im Trichter der Gravitation verschwunden.” (Haraway 1995c: 26) Es gebe laut Haraway keine Grenzen mehr, die die Akteure nicht aufheben oder festlegen könnten, da sie immer Produkte der materiellen und ideellen, mit anderen Worten: kulturellen Produktion seien. Mit der Veränderung in der materiellen Reproduktion der Gesellschaft begründet Haraway diese Implosionen aller Gegensätze:

„The point is simple: The technical, textual, organic, historical, formal, mythic, economic, and political dimensions of entities, actions, and worlds implode in the gravity well of technoscience or perhaps of any world massive enough to bend our attention, warp our certainties, and sustain our lives.“ (Haraway 1997a: 68)

Konsequent weiter gedacht, bedeutet diese Betrachtung, dass die einst voneinandergetrennten Pole der ehemaligen Dichotomien immer zusammen gedacht werden müssen. Natur sei nie nur Natur, sondern immer zugleich auch Kultur, Materie nie nur Materie, sondern auch gleichzeitig immer Idee und andersherum. Der Prozess der Wissensproduktion wäre immer zugleich Produktionsprozess von Ontologie und das ontologisierte Wissen auch immer prozessierende Wissensproduktion. Denn die Trennung der jeweiligen Seiten, auch auf der Ebene der philosophischen Begriffe, sei gemäß Haraway bereits eine abzulehnende „kind of violence“ (ebd.: 106).

Diese Thesen haben schwerwiegende Folgen, die der Verwechslung von dualistischen Konstruktionen mit der gesellschaftlichen Wirklichkeit in ihrem ideologischen Gehalt kaum nachstehen. Auch wenn Haraway an einigen Stellen ihrer Arbeiten beteuert, dass sie die Differenzen zwischen den Polen der Dualismen respektiere, gründet ihre Implosionsthese einer vermengenden, sich gegenseitig dauerhaft konstituierenden Einheit der Gegensätze darauf, die Differenzen zwischen den Unterschiedenen, die mit den Kategorien wie Natur und Kultur bezeichnet werden und die in der Wirklichkeit bestehen, aufzugeben.

Voraussetzung dieser begrifflich von Haraway geschaffenen Einheit ist nicht nur ihre überzogene Analyse beziehungsweise Zeitdiagnose der bestehenden Gesellschaftsformation, deren Akteure keineswegs in der Lage sind,

die Natur gänzlich zu reproduzieren[127], und ihre empirisch unbelegte These des Bedeutungszuwachses der Wissensproduktion im Verhältnis zur materiellen Produktion. Insbesondere ihre trotz aller Kritik einseitige technophile und in der Tradition der Naturbeherrschung stehende Bewertung der gestalterischen und politischen Chancen durch die Entwicklung von Technologien und Wissenschaften, die von den historisch spezifischen sozialen Verhältnissen der kapitalistischen Produktionsweise und den Klassenkämpfen abstrahiert, ermöglicht ihre überaus positive Bewertung der Produktivkraftentwicklung. Denn nichts anderes ist die Forschung und Entwicklung von Wissenschaft und Technik in der kapitalistischen Produktionsweise. Anstatt den zentralen Stellenwert der Produktivkraftentwicklung und die Inwertsetzung der Natur, wie sie zum Beispiel auf der Basis des *Humane Genome Projects* möglich wurde, in einer kapitalistischen Gesellschaftsformation sowie die Kontinuität der Naturbeherrschung bei der Bewertung der Produktivkraftentwicklung hervorzuheben, sind diese für Haraway lediglich einige unter vielen Aspekten der Betrachtung der Technowissenschaften.[128]

Dementsprechend sind auch Gransees Einwände gegen Haraways Darstellungen berechtigt. Sie kritisiert, dass bei Haraway „eine Reflexion auf die in den ideengeschichtlichen Dichotomien enthaltenen gesellschaftlichen Konflikte, Abspaltungen und Hierarchisierungen ausgespart“ (Gransee 1999: 194) werde. Außerdem müsse geprüft werden, auf welche Art und Weise sich die von Haraway dargelegten Transformationen in den Naturwissenschaften materiell und ideologisch in der Gesellschaft konkret bemerkbar machten und ob sie nicht für das Kapital und Herrschaft von besonderem Nutzen seien (vgl. ebd.: 176).

Haraway hypostasiert die durch Abstraktion von der Wirklichkeit und dem Inhalt der Begriffe gewonnene Gemeinsamkeit der einander widersprechenden Pole der Dichotomien, ausschließlich Produkt kultureller Praktiken zu sein (vgl. Haraway 2004b: 20). Durch diese begrifflich-philosophische Gleichsetzung werden nicht nur die Differenzen zwischen wissenschaftlichen Gegenständen kulturalisiert, sondern die Differenzen in der Wirklichkeit, wie zum Beispiel zwischen natürlichen Prozessen und sozialen Beziehungen bestehen, werden auf Resultate kultureller Interaktionen reduziert, als ob die Differenzen etwa zwischen Natur und Kultur ausschließlich Unterscheidun-

127 Bislang ist es den Menschen zum Beispiel *noch* nicht gelungen, Sterne, das Ökosystem eines Meeres zu erschaffen oder Menschen zu klonen.

128 Daher ist es auch nicht überraschend, dass Haraway keine grundsätzliche Ablehnung etwa der Gentechnik (vgl. Myerson 2000) oder der Vivisektion (vgl. Haraway 2008: 87/295 und Harrasser 2006/2011: 581) formuliert und eher die zum Teil vorhandenen rassistischen Untertöne des Gentechnikdiskurses als die realen Folgen der Gentechnik moniert.

gen in der technowissenschaftlichen Wissensproduktion der Akteure und Aktanten wären.

Zudem betrachtet Haraway diese Differenzen lediglich nach ihrer Form (vgl. Haraway/Nichols Goodeve 2000: 24-49), nicht jedoch nach ihrem Inhalt. Verzichtet man allerdings auf die inhaltliche Bestimmung der Beziehung der beiden Pole eines Widerspruchs und des Wesens ihrer Pole, wie sie mit den Dichotomien erfasst werden sollen, verzichtet man auf das Wahre, das die Dichotomien ausdrücken, nämlich die einmal vollzogene Trennung der beiden Gegenstände in der Wirklichkeit. „Im Versuch, die kritisierte […] Trennung zu ‚überspringen', bleibt der ‚wahre Kern' ihrer Ver- und Geschiedenheit wie das negativ-dialektische Moment der Bezogenheit unberücksichtigt." (Gransee 2003: 194)

Analytische Trennungen sind, anders als Haraway suggeriert, nicht als Solche ein Problem. Nicht die begriffliche Grenzziehung zwischen Natur und Kultur an sich bringt Machtverhältnisse zwischen Akteuren und Aktanten sowie Ausschlüsse hervor. Die terminologischen Differenzierungen werden dann problematisch und für die Legitimation und Verklärung von Herrschafts- und Ausbeutungsverhältnissen nutzbar, wenn die Begriffe von Natur mit der Wirklichkeit identifiziert werden, wenn die terminologische Abstraktion der Wirklichkeit übergestülpt wird oder wenn die Spaltung als einziges Element der Beziehung der Unterschiedenen betrachtet wird. Von Winterfeld betont daher explizit die Notwendigkeit analytischer Unterscheidungen, ohne die kritisches Denken nicht auskommt:

> „Kritisches Denken aber bleibt auf Unterscheidungen angewiesen. Kritik selber, so formuliert Theodor W. Adorno, ‚ist nichts anderes als Scheidung', ist ‚die Konfrontation von einander differenten Momenten'. Wird nun die Unterscheidung als die ‚Sünde des Denkens' gebrandmarkt, so stellt sich dies im Grunde gegen kritisches Denken selbst." (von Winterfeld 2006: 365)

Haraway nivelliert die qualitativ-inhaltliche Differenz der Unterschiedenen (zum Beispiel von Natur und Kultur), ihre Nichtidentität, in einer mit dem Begriff der Implosion gefassten untrennbaren und vermengenden Einheit der Gegensätze, die darin besteht, kulturelles Produkt zu sein. Haraways Konzept eines Schwarzen Lochs oder diskursiven Feldes, in das alles implodiert, ist ein Modell einer alles integrierenden „Totalität der neuen Mitte" (ebd.: 366). Gransee beklagt daher zu Recht über Haraways Arbeiten: „[D]ie epistemologische Differenz zwischen Subjekt und Objekt, zwischen Begriff und Sache ist aufgehoben im narrativen Feld, in dem alle Akteure verkörpertes Wissen produzieren und wissenserzeugende Körper darstellen" (Gransee 1998: 142). Und weiter: „Ja, es scheint, als gäbe es sie gar nicht mehr." (Ebd.: 141)

Unter diesen Voraussetzungen geraten sowohl die spezifischen Differenzen zwischen den verschiedenen Gegensatzpaaren als auch die spezifischen Beziehungen der unterschiedenen Gegenstände zueinander aus dem Blick. Der Unterschied zwischen Natur und Kultur ist ein anderer als der zwischen Subjekt und Objekt. Beide können nicht gleichförmig behandelt werden, sondern erfordern eine der jeweiligen Besonderheiten angemessenen Betrachtung.

Erörtert man anhand der Differenz der Differenzierten deren Beziehungen zueinander, wird auch eine Kritik der Herrschaftsverhältnisse unerlässlich, wie sie beispielsweise zwischen der historisch spezifischen menschlichen Gesellschaft und der von ihr durch naturbeherrschende kapitalistische Produktivkraftentwicklung und Gewalt unterworfenen Natur bestehen (vgl. ebd.: 142 und Gransee 2003: 194f.). Dadurch dass Haraway diese Kritik unterlässt, kann ihr Ergebnis nicht mit ihrem Anspruch übereinstimmen, die Vorgänge der Welt richtig zu erklären.

Die aus der Implosionsthese resultierende kulturalistische Gleichbehandlung von Theorie (Wissenschaft) und (politisch-ökonomischer gesellschaftlicher) Praxis führt letztlich bei Haraway dazu, dass sie im Prinzip keine außerhalb der Kultur stehende Materialität mehr anerkennt. Alles, was ist, ist von technowissenschaftlicher Kultur produzierte Natur. Die Kritik ideologisch-begrifflicher Reproduktion des naturwüchsigen Charakters der Gesellschaft oder naturalisierter sozialer Beziehungen anhand moderner dichotomer Darstellungen in der Wissensproduktion schlägt in Affirmation um, wenn sie nicht mehr an die durch die wirkliche Historie entstandenen Unterscheidungen anknüpft. Die Kritik erhält den Charakter instrumenteller Vernunft (vgl. Gransee 1999: 165), weil sie die Natur als der Kultur Verschiedenes verwirft und behauptet, die Akteure könnten frei über die sie umgebende Natur verfügen. Die Vorstellung vermeintlicher Allmacht der kulturellen Akteure über die vollkommen von ihnen geschaffene Gegenständlichkeit unterstellt gerade, dass es kein Außerhalb kultureller Handlungen mehr gäbe und bestätigt damit im Denken den Schein, welchen die kapitalistische Produktionsweise durch die Herausbildung ihrer Fetischformen erzeugt.

Die Nivellierung der qualitativen Differenzen zwischen den Gegenständen, die die Pole der verschiedenen modernen Dichotomien bilden, hat auch für die Kritik der Vermittlung Konsequenzen, die Haraway leisten will. Sie unterscheidet nicht mehr zwischen materieller, gesellschaftlicher Reproduktion und individueller philosophischer Erkenntnis beziehungsweise kultureller Wissensproduktion, sondern geht davon aus, dass beide zumindest gleichwertig sind. Diese „Äquivokation im Begriff der Vermittlung […] auf Kosten ihres qualitativen Unterschieds“ (Adorno GS 6: 174) führt dazu, dass Theorie

nicht nur als durch die gesellschaftliche Praxis vermittelt, sondern auch als Teil gesellschaftlicher Praxis betrachtet wird. Dies bildet die Grundlage für Haraways idealistische Antwort auf die Frage, wie Gegenstände konstituiert werden, und ihre ebenso idealistische Einschätzung zum Problem, wie gesellschaftliche Beziehungen verändert werden können. Dadurch dass für Haraway letztlich wahlweise die individuelle oder gesellschaftliche Wissensproduktion die wesentliche Vermittlungsinstanz zwischen Sein und Sein-Sollendem bildet, fällt sie in den Idealismus zurück (vgl. Kapitel 3.3.3).

Die als Praxis verstandenen Interpretationen der Welt, „narratives“ (Haraway/Nichols Goodeve 2000: 129), sind für sie der Ansatzpunkt einer gesellschaftlichen Veränderung durch andere wissenschaftliche Wissensproduktion. Sie behandelt die Gegenstände, als ob die Differenzen zwischen Materiellem und Textuellem, Mensch und Maschine etc. in der Wirklichkeit nicht mehr existierten beziehungsweise als Produkte technowissenschaftlicher Produktion veränderbar seien. Haraways Arbeiten sollten ihren eigenen Worten zufolge dazu dienen, die weitere Verwischung der Grenzen genießend voranzutreiben, Grenzen einzureißen und Neue zu setzen (vgl. Haraway 1995c: 165), als ob es sich dabei um eine gedanklich-philosophische Operationen handelte. „Der Trick besteht darin, Metapher und Materialität in den kulturspezifischen Apparaten körperlicher Produktion zur Implosion zu bringen.” (Ebd.: 139)

Wissenschaftler hätten als Wissensproduzenten, folgt man Haraway, die Möglichkeit, durch eine andere Vermittlung den Zusammenbruch der als Problem ausgemachten Dichotomien zu betreiben und neue Grenzen gemeinsam und in Absprache zu errichten (vgl. ebd.: 177ff. und Haraway 1997a: 67). Haraways Modell für dieses Verfahren ist die materiell-semiotische Cyborg-Figur, mit der sie einerseits versucht, die Eliminierung der Dualismen positiv zu erfassen, und sie andererseits weiter voranzutreiben (vgl. Haraway 2003: 291).

Unweigerlich drängt sich vor dem Hintergrund dieser Vorstellungen die Frage auf, ob das Ende der Dualismen in wissenschaftlichen Darstellungen denn auch wirklich zu einem Ende gesellschaftlicher Herrschaft beziehungsweise der Machtverhältnisse führt, die sich aufgrund kultureller Differenzen entwickelt haben. Oder wird ihr womöglich nur eine neue Form gegeben? Und verschwinden Widersprüche wirklich, indem man sie anders benennt, sie anders darstellt, ein anderes Wissen von ihnen produziert? Denn sogar im Falle, dass Haraway mit ihrer Implosionsthese Recht hätte, ist die Hoffnung, die in die Implosion der Dichotomien gesetzt werden kann, gering, da „diejenige Organisationsweise der Ressourcenverfügung, die sich heute weltweit durchgesetzt hat, nämlich die kapitalistische, von der Krise der Dichotomien im wesentlichen unangefochten bleibt“ (Braun 1998: 160).

In Bezug auf Haraway kann Karen Gloys eingangs dieses Kapitels dargelegter These zugestimmt werden. „Vereinen“ oder vermengen lassen sich die beiden Positionen von Realismus und Konstruktivismus nicht. Man kann sich nicht subjektiv unabhängig von den Gegenständen, wie sie in der Wirklichkeit geschieden worden sind, die eigene Mittelposition schaffen. Die Richtige ist vielmehr laut Adorno zu erlangen „nicht, indem sie eine mittlere Position zwischen beiden aufsucht, sondern durch die Extreme hindurch, die an der eigenen Idee ihrer Unwahrheit zu überführen sind“ (Adorno GS 6: 45f.).

3.3.2 Ideologie und Erzählung – die Probleme der Haraway’schen Konzeptionen von Wahrheit, Wissen, Objektivität und der Subjekt-Objekt-Relation

Wie in den Kapiteln 3.1.2 und 3.1.4 der vorliegenden Arbeit dargelegt, ist Haraways Verständnis von Wahrheit und Objektivität von zentraler Bedeutung für ihre grundlegende Konzeption von Wissen. An ihren Objektivitätsbegriff ist notwendig ihre Auffassung von Ideologie gekoppelt. Haraways Interpretation von Wissen ist wiederum nicht verständlich ohne den dazugehörigen Begriff von Macht. Das Haraway’sche Konzept des Verhältnisses von Macht und Wissen zueinander bildet die Voraussetzung ihrer Analyse der Subjekt-Objekt-Beziehung.

Haraways Philosophie fußt auf einem postmodernen Wahrheitsbegriff, der an die Wahrheitskonzeption Michel Foucaults anschließt. Allerdings schärft sie im Unterschied zu ihm ihr Verständnis maßgeblich an naturwissenschaftlichen Diskursen, Begriffen und Wissensproduktionen. Wahrheit und Objektivität existieren für Haraway nicht ahistorisch, sondern sind gesellschaftlich positiv erzeugte Konstruktionen, die deshalb als „wahr“ gelten, weil sie das Ergebnis des wechselseitigen Zusammenspiels der Machtverhältnisse zwischen den Akteuren und Aktanten im naturwissenschaftlichen Diskurs und den ihm inhärenten Erzählstrategien beziehungsweise -praktiken sind (vgl. Foucault 1983: 100ff.).

Der Anspruch auf Wahrheit, so formuliert es Haraway, könne auch in den Naturwissenschaften nicht mehr aufrechterhalten werden, weil er einen Standpunkt außerhalb der Erkenntnis und damit vermeintlich neutrale Fakten proklamiere (vgl. Haraway 1995a: 17f.). Wissenschaftliche Paradigmenwechsel und Grenzziehungen seien Resultat politischer Machtkämpfe und nicht vorrangig abhängig von inhaltlichen Erkenntnisentwicklungen (vgl. ebd.: 75ff.). Der Anspruch auf Objektivität entspringt folglich auch nicht aus der inhaltlichen Verbindlichkeit wissenschaftlicher Aussagen, Forschungen und

Erkenntnisse, sondern ist ein Mittel in der Auseinandersetzung um Macht, „Wahres“ sagen zu können (vgl. ebd.: 73).

Haraways Kritik der erkenntnistheoretischen Verfehlungen moderner naturwissenschaftlicher Wissensproduktion trifft zwar zu. Aber ihre radikal immanente Situierung der Wahrheit in der Positivität des naturwissenschaftlichen Macht/Wissen-Komplexes ist unabhängig von den über diesen Komplex hinaus bestehenden gesellschaftlichen Verhältnissen und von den Gegenständen der Erkenntnis gesellschaftstheoretisch nicht haltbar. Haraway radikalisiert ihre Kritik bis zu dem Punkt, an dem sie wieder falsch wird. Denn während sie einerseits das Subjekt und die erkenntnistheoretische Vermittlung der naturwissenschaftlichen Erkenntnis sichtbar macht und diese Sichtbarmachung auch von anderen einfordert, redet sie andererseits einer vollkommen von der Gesellschaft determinierten Konzeption von Wahrheit und Objektivität das Wort. Damit negiert sie die Objektivität des Gegenstandes und dem an dieser gebildeten Inhalt naturwissenschaftlicher Darstellungen wird lediglich eine zweitrangige Bedeutung beigemessen.

Wenn „wahr“ ist, was als „wahr“ gemacht wird, kommt es nicht mehr darauf an, ob ein Gegenstand des Wissens – zum Beispiel der Klimawandel – wirklich existiert oder nicht. Es kommt nur noch darauf an, ob in den entsprechenden Dispositiven die Auffassung durchgesetzt wird, dass er existiert oder nicht. Dabei ist für die Menschen und andere Lebewesen, die an den Folgen des Klimawandels sterben, belanglos, ob sich in der Wissensproduktion eine Version der „Wahrheit“ durchsetzt oder nicht. Sie müssen sich in der Wirklichkeit mit den Auswirkungen *praktisch* auseinandersetzen. In der Konsequenz der Haraway’schen Vorstellung von Wahrheit verliert auch der subjektive Faktor in der Wissensproduktion seine klaren Konturen. Denn wenn es keine eindeutig zu bestimmende historisch-gesellschaftlich kontingente Objektivität der Sache, wie zum Beispiel des Klimawandels, mehr gibt, weil sie als „unwahr“ gilt, ist eine Unterscheidung zwischen der subjektiven Wissensproduktion und der Objektivität der Sache obsolet.

Man könnte Haraway mit Verweis auf Marx’ historischem Materialismus zugute halten, dass lediglich „wahr“ ist, was die Menschen machen[129], und

129 Die zweite These über Feuerbach lautet wie folgt: „Die Frage, ob dem menschlichen Denken gegenständliche Wahrheit zukomme – ist keine Frage der Theorie, sondern eine praktische Frage. In der Praxis muß der Mensch die Wahrheit, i.e. Wirklichkeit und Macht, Diesseitigkeit seines Denkens beweisen. Der Streit über die Wirklichkeit oder Nichtwirklichkeit des Denkens – das von der Praxis isoliert ist – ist eine rein scholastische Frage.“ (MEW 3: 5) Auch wenn diese These sich in der Regel auf den Unterschied zwischen Philosophie und Wissenschaft im Marx’schen Sinne bezieht, ließe sich diese These auch andersherum neu interpretieren. Dann steckt in ihr nicht nur die Erkenntnis, dass die Praxis über Wahrheit entscheidet, sondern auch, dass nur das als „wahr“ gelten kann, was gemacht wird. Ob dies

folglich die „Wahrheit“ in der Wissensproduktion keinen intrinsischen Wert an sich besitzt. Haraway verkehrt die Marx’sche Kritik jedoch in ihr Gegenteil. Sie überantwortet mit ihrer Relativierung von Wahrheit als Maßstab wissenschaftlicher Wissensproduktion den Gehalt von Wahrheit gänzlich der bestehenden gesellschaftlichen Praxis und den von ihr hervorgebrachten ökonomischen und kulturellen Verhältnissen. Denn sie entkoppelt die subjektive und gesellschaftliche Wissensproduktion von ihrem Verhältnis zur historisch spezifischen Gesellschaftsformation, das heißt zur materiellen politisch-ökonomischen gesellschaftlichen Praxis. Damit gibt sie letztlich auch jeden nicht-subjektivistischen und das Bestehende transzendierenden Begriff von Wahrheit auf, der durch die Objektivität der historisch-gesellschaftlichen Praxis geschaffen wird, seinen Maßstab einerseits am gesellschaftlich erzeugten Leiden der Kreaturen und andererseits an der Vernunft hat.[130] Auf der einen Seite erfolgt also die Produktion von Wahrheit und Wissen in den (Natur-)Wissenschaften für sie unabhängig von der gesellschaftlichen Praxis außerhalb der Wissensproduktion und wird letztlich bestimmt von den politischen Auseinandersetzungen der verschiedenen Fraktionen im Macht/Wissen-Komplex. Auf der anderen Seite impliziert diese Vorstellung aber eine nicht ausgesprochene Verpflichtung der Wahrheit auf die bestehenden gesellschaftlichen Verhältnisse. Denn Haraway bezieht – entgegen ihrem relationistischen Ansatz – nicht konsequent die Wechselwirkung der Diskurse mit den gesellschaftlichen Verhältnissen und deren Objektivität sowie deren relative Autonomie gegenüber den Diskursen in ihre Machtanalytik ein. Die gesellschaftlichen Verhältnisse werden dadurch automatisch zum Index von Wahrheit, wenn nur das als „wahr“ gilt, was positiv feststellbar ist.[131] Sie gibt die Differenz zwischen wahr und falsch zugunsten einer vollkommen gesellschaftlichen Bestimmung von Wahrheit auf. Dies ist derzeit, was in der Wissensproduktion und schließlich – unter Aufgabe des Privilegs besonderen Wissens durch die Wissenschaften – von der kapitalistischen Gesellschaft als wahr gemacht wird. (natur-)wissenschaftliche Wahrheit ist ausschließlich an positiv erkennbare historisch und räumlich spezifische Relationen in Diskursen geknüpft und nicht mehr objektiv bestimmbar.

Aufgrund ihres Verständnisses der Wissensproduktion als Diskurs mit einer Netzwerkstruktur privilegiert Haraway die Form des Wissens, die offen gehalten und als Prozess verstanden werden soll, gegenüber dem Inhalt (vgl.

im Marx’schen Sinne haltbar ist, ist aber zu bezweifeln.

130 Im Prinzip gibt sie nicht jede Position auf, sondern kompensiert die inhaltliche Beliebigkeit der Wahrheit situierten Wissens mit dem Appell zu einer wissenschaftlich-individualistischen Ethik (vgl. Kapitel 3.1.5).

131 Haraway reproduziert damit ein Problem, das der gesamten Foucaultschen *Archäologie des Wissens* (Foucault 1981) zugrunde liegt.

Haraway 1997a: 45). Zugespitzt formuliert ist für Haraway der Inhalt des Wissens belanglos. Entscheidend ist für sie, welche wissenschaftspolitischen Netzwerke beziehungsweise Dispositive das Wissen hervorbringen und damit „ihre" Wahrheit(en) durchsetzen können. Die Unterscheidung zwischen „Wahrheiten" wird anhand von Identität und Differenz der Aussagen über einen Gegenstand getroffen. „Wahr" ist das Wissen, das im Diskurs die Oberhand behält und nicht jenes, das einen Gegenstand am besten beziehungsweise zutreffend darstellt. Die Wahrheit einer theoretischen Reflexion oder einer (natur-)wissenschaftlichen Darstellung ist auf diese Weise nicht mehr zu unterscheiden von der Unwahrheit. Ihre qualitative Differenz wird ausgelöscht und ihr Gehalt beziehungsweise der Inhalt des Wissens nivelliert, indem die qualitative Differenz in ein Nebeneinander der quantitativ verschiedenen Wahrheiten aufgelöst wird. Der Pluralismus vieler Wahrheiten beziehungsweise Artikulationen in der Wissenschaft löst den für Haraway obsoleten Begriff einer objektiven Wahrheit durch einen relativistischen ab.[132]

Haraways Darstellung zufolge entscheide letztlich die individuelle Ethik des (Natur-)Wissenschaftlers darüber, ob man die gesellschaftlich vorherrschende „Wahrheit" übernimmt oder nicht, nicht aber eine theoretisch-inhaltliche und subjektive Durchdringung der Wirklichkeit und ein daraus entwickelter Standpunkt. Auf diese Weise wird Wahrheit im Prinzip davon entkoppelt, dass sie eine inhaltliche Verbindlichkeit in Bezug auf die Wirklichkeit vorbringen muss. Die Beziehung zwischen Wirklichkeit und Reflexion ist insofern getrennt, als dass Wissenschaft beispielsweise zwar etwas über die Wirklichkeit aussagen können muss und dass sie für Menschen praktische Handhabe bereitstellt. Es ist jedoch zumindest zweitrangig, was sie genau aussagt und ob die Aussagen über ein Objekt auch dem Objekt gerecht werden. Haraways Wahrheitsbegriff bleibt letztlich inhaltlich abstrakt-formell, weil sie lediglich Differenzen zwischen Erzählungen derselben Wirklichkeit als für den Wahrheitsgehalt entscheidend anerkennt, nicht aber qualitative Differenzen der Erzählungen in Bezug auf die Darstellung des Objekts. Sie verweigert einen inhaltlichen Bezug zu den bestehenden gesellschaftlichen Verhältnissen mit dem Verweis darauf, dass alle Wahrheiten im Kern subjektive Darstellungen sind. Ihrem Anliegen, Machtverhältnisse im Kampf um die Wahrheit offenzulegen, steht sie damit selbst im Weg – kann sie doch den gesellschaftlichen Verhältnissen, aus denen diese entspringen, nichts entge-

132 Der Begriff einer Wahrheit beziehungsweise der objektiven Wahrheit ist keineswegs notwendig modern im Sinne der Haraway'schen Darstellungen. Die traditionellen Kritischen Theoretiker haben beispielsweise einen historisch-materialistischen und dialektischen Wahrheitsbegriff entwickelt, der weder dualistisch noch a- oder transhistorisch usw. ist (vgl. Adorno GS 6: 52/162).

gensetzen, denn sie sind nach Haraways Wahrheitsbegriff als solche nicht objektiv bestimmbar.

Haraways Kritik der Objektivität und Wahrheit wird falsch, wo sie nicht Kritik der falschen, sondern Kritik der Objektivität und Wahrheit überhaupt ist. Aufklärung schlägt an diesem Punkt wieder in Mythologie um (vgl. Adorno GS 3: 14 und Horkheimer 1991: 50). Carmen Gransee kritisiert daher zu Recht, dass in Haraways Werk „Mythos und Wissenschaft […] tendenziell ununterscheidbar" (Gransee 1999: 168) würden. Nicht umsonst interpretiert Haraway ihre eigene Wissensbildung als „countermyth building" (Haraway/Nichols Goodeve 2000: 65f.). Kritische Gesellschaftstheorie verzichtet jedoch nicht auf Wahrheit, „sondern belichtet die szientifische als beschränkt" (Adorno GS 6: 115) angesichts der gesellschaftlichen Unwahrheit.

Objektivität und Wahrheit haben ihr Maß an der befreiten Gesellschaft, an der Vermeidung gesellschaftlich verursachten individuellem Leids quälbarer Körper und der inhaltlichen Bestimmung, was dessen Realisierung verhindert. Nicht die Form des Wissens ist ihre Bedingung und erst recht nicht, ob Wahrheit und Objektivität gesellschaftlich relevant sind, mehrheitlich formuliert oder politisch vertreten werden. Dass Wahrheit und Objektivität unter diesen Prämissen zwar ein Moment teleologischer Transzendenz erhalten, oder wie Adorno sagt, materialistisch-dialektische Kritik „notwendig philosophisch" (Adorno GS 6: 198) werde, ist unvermeidlich, solange die Gesellschaft falsch eingerichtet ist.

Haraways Plädoyer für eine „feministische Objektivität" bietet keinen adäquaten Ausweg aus der Dialektik objektiver Wahrheit und gesellschaftlich vermittelter Unwahrheit, da es von einem nominalistisch-liberalen Verständnis der vielen, nebeneinander existierenden Wahrheiten geprägt ist. Wahrheit erscheint als inhaltlich der Sache gegenüber unverbindlich und subjektivistisch konstruierbar.

An der Unterscheidung zwischen „wahr" und „falsch" hängt selbstverständlich auch, ob man in Bezug auf eine Aussage von „Ideologie" oder Wahrheit sprechen muss. Denn die Kategorie der Ideologie setzt zum Beispiel bei Marx und der kritischen Theorie Adornos und Horkheimers voraus, dass theoretische Reflexionen einen Sachverhalt und sein Wesen nicht treffend bestimmen können. Adorno schreibt:

> „[M]an hat einen der wichtigsten Begriffe, den der Ideologie, um alle Schärfe gebracht, indem man ihn formal als Zuordnung bestimmter Bewußtseinsinhalte an bestimmte Gruppen bestimmte, ohne die Frage nach Wahrheit oder Unwahrheit der Inhalte selbst mehr aufkommen zu lassen. Diese Art von Soziologie ordnet sich einer Art von allgemeinem Relativismus ein […]." (Adorno GS 1: 341)

Haraway gibt die qualitative Unterscheidung zwischen Wahrheit und Ideologie auf. „Der Kernpunkt der diskursiven Konstruktion ist immer gewesen, dass es in ihr nicht um Ideologie geht.“ (Haraway 1995c: 17) Zwar müssten Vorurteile und dergleichen auch kritisiert werden, allerdings erfasse Ideologiekritik nicht im Geringsten das gesamte Spektrum der Wissensproduktion (vgl. Haraway 1991a: 67f., Haraway/Nichols Goodeve 2000: 24 und Haraway 2004a: 210/219).[133] Ob diskursive Konstruktionen identisch mit Ideologien sind oder nicht, entscheidet sich jedoch nicht individuell, sondern anhand der gesellschaftlichen Praxis und der Stellung der Wissensproduktion zu ihr. Kein Wissen ist unabhängig von den gesellschaftlichen Produktionsverhältnissen.

Daher ist auch Haraways Annahme, die Wissensproduktion trage zwar ihren Teil dazu bei, die bestehende Weltordnung aufrechtzuerhalten, könne aber auch eine andere stützen (vgl. Haraway/Nichols Goodeve 2000: 69), insofern unzutreffend, als dass die gesellschaftlichen Bedingungen für die Wissensproduktion in einer anderen Gesellschaftsformation andere sein werden. Außerdem würden andere Objekte für die Wissensproduktion generiert und schließlich veränderten sich mit den Produktionsverhältnissen auch die Form der Produktivkräfte grundsätzlich, die (Natur-)Wissenschaften und die restliche Wissensproduktion eingeschlossen.[134] Die (Natur-)Wissenschaften und das Wissen in einer befreiten Gesellschaft werden zum Beispiel nicht mehr identisch mit ihren derzeitigen Formen sein, weil sie nicht mehr Teil der gesellschaftlich vermittelten Herrschaft und Ausbeutung sein werden. Wissensproduktion und Wissen werden, anders als gegenwärtig, kein integraler Bestandteil einer auf Kapitalverwertung und Profitratensteigerung ausgerichteten Gesellschaftsformation sein, sondern ein Teil der Arbeitsteilung in vernünftig eingerichteten gesellschaftlichen Verhältnissen.[135] Das hat ebenso wie für andere Produktivkräfte nicht nur Konsequenzen für deren Form, sondern auch für den Inhalt der mit ihr geleisteten Tätigkeit, in dem hier diskutierten Fall für die Wissensproduktion. Die geistige Produktion ist nicht einfach von der

133 Haraway hat ein reduktionistisches Verständnis von Ideologie, wenn sie es auf bloße Irrtümer oder Vorurteile beschränkt und Ideologiekritik als Aufklärung darüber versteht. Beispielsweise bei Horkheimer und Adorno erstreckt sich die Sphäre des Ideologischen auf die gesamte Kultur, die Subjektformation eingeschlossen. Und bei Marx lässt sich Ideologie keineswegs auf Vorurteile und ähnliches reduzieren.

134 Haraway unterschlägt nahezu gänzlich, dass die Wissensproduktion eine Produktivkraft der kapitalistischen Gesellschaft ist und insofern ebenso wie jede Maschine oder jede soziale Technik, die Menschen in einem Betrieb effektiver arbeiten zu lassen, dazu beitragen muss, die Profitrate zu erhöhen.

135 Zum hier verwendeten Begriff objektiver Vernunft im Gegensatz zu einem vollkommen subjektivierten Vernunftbegriff vgl. Horkheimer GS 5: 348ff. und Horkheimer 1991: 27ff.

materiellen Produktion zu trennen. Beide sind gegenwärtig wie auch bei der Betrachtung anderer Gesellschaftsformationen in ihrer Wechselbeziehung zu untersuchen.

Betrachtet man jedoch die Wissensproduktion nicht als ideologischen Teil der gesellschaftlichen Reproduktion von Herrschaft und Ausbeutung innerhalb einer kapitalistischen Gesellschaftsformation, sondern, wie es Haraway beansprucht, als Produkt technowissenschaftlicher Konstruktionen von Akteuren und Aktanten, ist auch eine grundlegende Veränderung des Wesens der Wissensproduktion nicht möglich. Stattdessen erscheint die Wissensproduktion als hermetisch abgeriegelte Fortsetzung desselben Wissensprozesses, in dem Machtverhältnisse notwendige Voraussetzung der Wissensbildung sind. Anstatt aber die im Prozess der Wissensproduktion aktuell ausgeübte Macht als Produkt historisch und gesellschaftlich spezifischer Verhältnisse zu erkennen und zu kritisieren, naturalisiert Haraway ähnlich wie Michel Foucault Macht als unspezifische, nicht aufhebbare Bedingung aller Wissensproduktion (vgl. Haraway 2008: 70). Haraway projeziert die gegenwärtige kapitalistische Form der Wissensproduktion also auf die zukünftige Geschichte und macht sie zur naturalisierten Voraussetzung, indem sie deren Form zum allgemein gültigen Prinzip erklärt. Sie erklärt damit die negative Seite der Dialektik der Aufklärung, wie sie Adorno und Horkheimer beschrieben haben (vgl. Adorno GS 3) – die integrale Verbindung von Herrschaft und Ausbeutung in ihren verschiedenen historischen Formen einerseits mit der Entwicklung der Produktivkräfte andererseits –, zur Grundbedingung der Erkenntnisproduktion und erzeugt auf diese Weise Ideologie. Das Resultat ist eine Ontologie oder Transzendenz der Macht. Begünstigt wird diese von Haraways verindividualisierter Machtkonzeption, derzufolge sie auch nicht erkennbar zwischen gesellschaftlich und individuell vermittelter Macht trennt. Insbesondere am Verhältnis von Subjekt und Objekt zeigen sich die schädlichen Konsequenzen dieser Wissenskonzeption.

Die modernen idealistischen oder naturwissenschaftlichen Subjekt-und Objektbegriffe sind, wie Haraway überzeugend zeigt, unzulänglich, weil mit ihnen Subjekt und Objekt dualistisch voneinandergetrennt werden. Beide sind hingegen durch einander vermittelt. Dennoch begeht Haraway mit ihrem Konzept der Subjekt-Objekt-Beziehung denselben Fehler wie mit ihrer Überarbeitung des Wahrheits- und des Objektivitätsbegriffs. Durch die nicht empirisch näher belegte These der Implosion von Subjekt und Objekt in der Konfiguration der Technoscience (vgl. Kapitel 3.1.1) nivelliert Haraway die Differenz zwischen beiden, die durch die gesellschaftliche Produktion gebildet worden ist (vgl. Weber 1999: 224). Vielmehr werde diese immer in den jeweils spezifischen Konstellationen diskursiv neu hervorgebracht.

Sie ebnet mit diesen Thesen nicht nur den qualitativen Unterschied zwischen Subjekt und Objekt ein, indem sie sie in eins fallen lässt, sondern sie unterschlägt auch das Herrschaftsverhältnis zwischen ihnen. Dies geht, wie Moshe Zuckermann konstatiert, einher mit der Verwerfung des handelnden Subjekts infolge der Aufgabe seiner Besonderheit gegenüber den Objekten (vgl. Zuckermann 2007: 1). Die Subjekte scheinen nur noch ein Akteur unter vielen zu sein, die je nach Situation sich aufeinander beziehen. Damit verschwimmen die Verantwortlichkeiten in den sozialen Beziehungen und es entstehen Unklarheiten und Unschärfen zu der Frage, wer wirklich in der Technoscience Akteur sein kann und wer nicht (vgl. Gransee 1999: 137f.). Auf die Spitze treibt Haraway die Verwischung beziehungsweise idealistische Nivellierung der Differenz zwischen Subjekt und Objekt, wenn sie schreibt, dass in „der Beziehung zwischen Mensch und Maschine“ unklar sei, „wer macht und wer gemacht wird“ (Haraway 1995c: 181). Mit solchen Behauptungen mystifiziert Haraway das Verhältnis von Subjekt und Objekt, anstatt es konkret zu bestimmen. Sie gibt die qualitativen Unterschiede zwischen ihnen auf und verdunkelt, dass auch die Fähigkeiten der Technologien, im zitierten Fall der Maschine, in letzter Instanz aus den Handlungen und Beziehungen der Menschen hervorgehen. Die Produktivkräfte agieren nicht. Sie sind abhängig von den historisch und gesellschaftlich besonderen Beziehungen.

Haraway erkennt im Unterschied zu modernen Philosophen an, dass Objekte an der Wissensproduktion beteiligt sind und sie seine Resultate beeinflussen. Allerdings kritisiert Carmen Gransee zutreffend, dass auch die unterschiedlichen Qualitäten der einzelnen, konkreten Objekte nivelliert würden (vgl. Gransee 1999: 143). Inwiefern es zum Beispiel einen Unterschied für die Wissensproduktion macht, ob ein Hund, eine DNA oder die Cyborg-Figur aus Marge Piercys Science-Fiction-Roman daran beteiligt ist, klärt Haraway nicht.

Haraway geht allerdings noch weiter, als Gransees Kritik es andeutet. Sie vertritt die These, dass die Objekte an die „konstitutive soziale Beziehungshaftigkeit“ (Haraway 1995c: 42) gebunden seien. „Alle Entitäten“, also auch Subjekt und Objekt, „erhalten ihre Grenzen durch diskursive Interaktionen im Feld diskursiver Materialität. Sie sind Effekte der Relationalität.” (Haraway 1995a: 110) Oder wie Haraway in ihrem zuletzt publiziertem Buch schreibt: „The partners do not precede their relating […].“ (Haraway 2008: 17, vgl. Haraway/Bhavnani 1994: 21.) Dieser Logik zufolge sind die Wissensproduktion und die Beziehungen zwischen Subjekt und Objekt in ihr die Voraussetzung für die (materielle) Existenz der Objekte.

Da Haraway auch die qualitative Differenz von Praxis und Theorie verwirft und beides in gleichberechtigte kulturelle Praktiken aufgehen lässt, sie aber in ihren Arbeiten unterschlägt, welche Praktiken es außerhalb der Wissensgenerierung gibt, und in der technowissenschaftlichen Wissensproduktion die zentrale Vermittlungsrolle zwischen Sein und Sein-Sollendem sieht, erscheinen Objekte in ihrer Philosophie als Produkt erkenntnistheoretischer Prozesse. Alle Entitäten würden „im Prozeß der Wissensproduktion und nicht davor entstehen“ (Haraway 1996: 356). Subjekt und Objekt werden aber nicht (nur) durch Begriffe und Erkenntnis voneinandergeschieden, sondern durch reale historisch spezifische individuelle und gesellschaftliche materielle und sogar natürliche Produktionsprozesse.

Wenn Haraway hingegen vor allem die Wissensproduktion als Vermittlungsinstanz zwischen den Voraussetzungen und Resultaten der technowissenschaftlichen Produktion einsetzt, vereinseitigt sie nicht nur das Verhältnis von Theorie und Praxis, sondern sie inthronisiert den subjektiven Geist gegenüber den materiellen Objekten und Subjekten als erzeugende Kraft von Neuem, ohne in den systemischen Idealismus eines Hegels zurückzufallen.

Carmen Gransee ist zuzustimmen, wenn sie konstatiert, dass Haraway die instrumentelle Vernunft im Prinzip übernehme (vgl. Gransee 1998: 127/184ff.). Die Unterwerfung der Welt der Objekte unter den herrschenden Geist zeigt sich zum Beispiel darin, dass Haraway die Gegenstände nicht als Grenze akzeptiert, sondern diese als von den Akteuren gesetzte darstellt: „Jedes beliebige Objekt und jede Person kann auf angemessene Weise unter der Perspektive von Zerlegung und Rekombination gedacht werden: Keine ‚natürlichen‘ Architekturen beschränken die mögliche Gestaltung des Systems.“ (Haraway 1995a: 175) Die Gegenstände der Theorie, oder zutreffender: der (natur-)wissenschaftlich-diskursiven Erzählungen beziehungsweise der technowissenschaftlichen Wissensproduktion, bildeten Haraway zufolge keine materielle Grenze mehr für diese. Die Akteure könnten und sollten laut Haraway in der Wissensproduktion über ihre Objekte verfügen.

Adorno hat in *Negative Dialektik* zwar in Bezug auf die klassische idealistische Philosophie seine Subjekt-Objekt-Dialektik erarbeitet, dennoch lässt sich der von ihm entwickelte „Vorrang des Objekts“ (Adorno GS 6: 184ff.) auch gegen Haraways Argumentation ins Feld führen. Er schreibt:

„An einem Minimalen wird es [das Subjekt; C.S.] als Ganzes zuschanden, weil seine Prätention das Ganze ist. Subjektivität wechselt ihre Qualität in einem Zusammenhang, den sie nicht aus sich heraus zu entwickeln vermag. Vermöge der Ungleichheit im Begriff der Vermittlung fällt das Subjekt ganz anders ins Objekt als dieses in jenes. Objekt kann nur durch Subjekt gedacht werden, erhält sich aber diesem gegenüber immer als Anderes; Subjekt jedoch ist der eigenen Beschaffenheit nach vorweg auch Objekt. Vom Subjekt ist Objekt

nicht einmal als Idee wegzudenken; aber vom Objekt Subjekt. Zum Sinn von Subjektivität rechnet es, auch Objekt zu sein; nicht ebenso zum Sinn von Objektivität, Subjekt zu sein.“ (Ebd.: 184)

Dies bedeutet, dass das Subjekt zwar das Objekt nur vermittelt über die Formen der Erkenntnis als Objekt denken kann. Das betrachtete Objekt ist aber nicht auf die Erkenntnis durch das Subjekt angewiesen, um zu sein, weil es für seine Existenz materiell nicht von ihr abhängig ist. Will sich das Subjekt allerdings selbst erkennen, muss es sich durch Erkenntnis vom Objekt unterscheiden und ist dazu auf es angewiesen.

Der Vorrang des Objekts ist der Inbegriff von Adornos philosophischem Materialismus. Mit dessen Hilfe bewahrt er die Philosophie vor dem Rückfall in die subjektiv-idealistische identifizierende Positivität der Erkenntnistheorie, wie Haraway ihn vollzieht, wenn sie die qualitative Differenz zwischen Theorie und Praxis sowie zwischen Subjekt und Objekt theoretisch tendenziell ausradiert und Subjekt und Objekt auf diese Weise der instrumentellen Vernunft wieder preisgibt. Dem ist mit Adorno entgegenzuhalten: „Soweit bedarf es eines ontologischen Moments, wie Ontologie kritisch dem Subjekt die bündig konstitutive Rolle aberkennt […].“ (Ebd.: 186)

3.3.3 Idealismus

> „Immanente Kritik des Idealismus verteidigt den Idealismus, insofern sie zeigt, wie sehr er um sich selber betrogen wird; wie sehr das Erste, das ihm zufolge immer der Geist ist, in Komplizität mit der blinden Vormacht des bloß Seienden steht.“
> (*Negative Dialektik*, ebd.: 40)
> Theodor W. Adorno

> „Die unmittelbare Wirklichkeit des Gedankens ist die *Sprache*. Wie die Philosophen das Denken verselbständigt haben, so mußten sie die Sprache zu einem eignen Reich verselbständigen. Dies ist das Geheimnis der philosophischen Sprache, worin die Gedanken als Worte einen eignen Inhalt haben. Das Problem, aus der Welt der Gedanken in die wirkliche Welt herabzusteigen, verwandelt sich in das Problem, aus der Sprache ins Leben herabzusteigen.“
> (*Die deutsche Ideologie*, MEW 3: 432, Herv.i.O.)
> Karl Marx und Friedrich Engels

Haraways Theorie ist keineswegs identisch mit dem klassischen Idealismus Kants oder Hegels. In vielerlei Hinsicht setzt sie sich scharf von deren idealistischen Thesen ab (vgl. Haraway 1991a: 42/109/147, Haraway/Nichols Goodeve 2000: 131 und Haraway 2004a: 324/326). Außerdem pocht Haraway in Abgrenzung zu einer ganzen Reihe sozialkonstruktivistischer Theori-

en darauf, die Materialität der von ihr beschriebenen Entitäten zu berücksichtigen und sie nicht reduktionistisch als vollkommen unbedeutend oder nicht vorhanden zu behandeln (vgl. Haraway 1995a: 73ff.). Ihrem eigenen Anspruch nach zähle sie zudem zu den Theoretikern, die versuchten, sich idealistischen oder materialistischen Vereinseitigungen der Philosophie zu widersetzen.

Ihrer zentralen, durchaus materialistisch begründeten Implosionsthese für die Wissensproduktion zufolge (vgl. Kropp 2002: 176 und Weber 2003: 223) ließen sich Materialismus und Idealismus in der Technoscience aber nicht mehr voneinandertrennen – weder in der Wirklichkeit noch in der wissenschaftlichen Analyse. Sie wirkten immer zusammen. „Die klare Grenzen markierende Vorstellung von Basis und Überbau […] oder materiell und ideell schien nie zuvor derart geschwächt zu sein." (Haraway 1995a: 53) Was bedeutet das aber für Haraways Philosophie?

Bell schreibt in seiner Einführung in die Arbeiten von Mario Castells und Donna Haraway, dass beide unter anderem deswegen kritische Denker seien, weil sie entscheidend zur Überwindung des konventionellen Verständnisses der Welt beitrügen, indem sie neue Ideen entwickelten (vgl. Bell 2007: xii, vgl. Schneider 2005: 162). Diese Einschätzung Bells ist wörtlich zu nehmen. Laut Haraway gestalteten die Formen, in denen Wissen hergestellt wird, die Wirklichkeit. Bilder, Ideen, Bedeutungen, Denkmuster, Metaphern oder wissenschaftliche Darstellungen können sprichwörtlich „materielle Gewalt werden" (Haraway 1995c: 7). Dementsprechend schlussfolgert sie, „that it matters what ideas are used to think other ideas with" (Haraway 2004a: 217).

Haraways Marx-Bezug verfälscht die ursprüngliche Aussage von Marx aus der *Kritik der Hegelschen Rechtsphilosophie. Einleitung* (MEW 1: 378-391) allerdings entscheidend. Während bei Marx eine klare Trennung zwischen Theorie und Praxis besteht, derzufolge die Theorie von „den Massen" ergriffen werden müsse, um „materielle Gewalt" (MEW 1: 385) werden zu können, ist bei Haraway die Produktion von Wissen bereits identisch mit der Praxis. Sie wird materielle Gewalt durch die Produktion des Wissens.

Die Wissensproduktionen könnten allerdings gemäß Haraways Philosophie nicht nur Dinge sichtbar machen, die ohnehin vorhanden sind (vgl. Haraway 1997a: 179), oder Gegenstände auf den richtigen Begriff bringen.[136] Laut Haraway würden in der Wissensproduktion (natur-)wissenschaftlich-empirisch belegbare Gegenstände hervorgebracht – „*konstituiert*" (Haraway

136 Für diese Aufgaben der Wissenschaft ist es selbstverständlich entscheidend, mit welchen Ideen, Vorstellungen, Begriffen usw. gearbeitet wird. Die bürgerliche Ökonomie vor und nach Marx kann zum Beispiel die kapitalistische Produktionsweise weder richtig begreifen noch sie zutreffend darstellen, wenn sie sich weiter ihrer falschen Termini bedient.

1995a: 156, Herv. C.S., vgl. Haraway 1995a: 18). Das bedeutet, dass der subjektive Geist zum Beispiel einer Biologin in der Beziehung zu einem Gegenstand als Instanz betrachtet wird, die imstande ist, materielle Gegenstände zu erzeugen. Haraway spricht somit dem subjektiven Geist die Fähigkeit zu, Objekte auf die Welt zu bringen.

In *Anspruchsloser Zeuge@Zweites Jahrtausend. FrauMann© trifft OncoMouse™. Leviathan und die vier Jots: Die Tatsachen verdrehen* (Haraway 1996) schreibt Haraway zum Beispiel folgendes: „Es gibt keinen Weg zu Rationalität, zu tatsächlich existierenden Welten, außerhalb von Geschichten, zumindest nicht für unsere Spezies. […] Es gibt keinen Ausweg aus den Geschichten." (Haraway 1996: 369) Haraway konstatiert an dieser Stelle, so könnte man in Abgrenzung zur elften Feuerbachthese von Marx[137] sagen, dass es darauf ankommt, wie die Welt interpretiert wird, weil sie durch die Interpretation und die erzeugten Ideen, Begriffe, Erzählungen usw. vermittelt wird.

Es gilt jedoch zu differenzieren, was Haraway damit genau meint. Zu widersprechen ist nicht der trivialen Erkenntnis, dass die bestehenden gesellschaftlichen Verhältnisse nur mithilfe der Sprache, der Begriffe und mit anderen Apparaturen der Wissensproduktion, wie zum Beispiel den Laborvorrichtungen eines Chemikers, dargestellt und wahrgenommen werden können. Der Anteil der Theorie am gesellschaftlichen Arbeits- beziehungsweise Produktionsprozess ist ebenso wenig bestreitbar wie die Notwendigkeit, für individuelle und gesellschaftliche Praxis auf die theoretischen Reflexionen, die Instrumente der Sprache, Ideen usw. zurückzugreifen. Insofern trifft Haraways Aussage zu, dass die gesellschaftliche Wirklichkeit über die Wissensproduktion vermittelt ist.

Ihre Auffassung, dass die Begriffe, Ideen und Sprache die Welt *konstituierten*, als ob Sprache entweder schon selbst Teil der gesellschaftlichen Praxis – oder gar die einzige Form der Praxis – sei, worauf trotz aller Absicherung ihre Theorie immer wieder hinausläuft, ist hingegen als subjektiver Idealismus zurückzuweisen. Mit Verweis auf Adorno kann man die Haraway'sche Argumentation ausdrücklich zurückweisen: „Bewußtsein, verdinglicht in der bereits konstituierten Gesellschaft, ist nicht deren Konstituens." (Adorno GS 6: 191) Subjektive Ideen, Visionen, Erzählungen usw. können weder Subjekte und Objekte noch die gesellschaftliche Wirklichkeit hervorbringen. Ihre Konstitution geschieht in und durch die historisch spezifische Form der gesellschaftlichen Arbeit, das heißt in und durch die jeweiligen konkreten historischen Produktionsweisen, in denen die Menschen soziale Verhältnisse zuein-

137 Die elfte Feuerbachthese lautet wie folgt: „Die Philosophen haben die Welt nur verschieden interpretiert, es kömmt darauf an, sie zu verändern." (MEW 3: 7)

ander und ein Verhältnis zur Natur eingehen (müssen), um sich zu reproduzieren, und die Produktion der Natur.

Auch Marx' Kritik der Philosophie kann für die Kritik der Haraway'schen Vorstellungen herangezogen werden. Die verschiedenen Interpretationen oder Bilder der Welt beenden gesellschaftliche Herrschaft und Ausbeutung nicht. Neue Wissensproduktion sind nicht zwingend gleichbedeutend mit anderen sozialen Beziehungen oder mit Veränderungen der gesellschaftlichen Wirklichkeit, wie Haraway es unterstellt. Die historisch spezifischen gesellschaftlichen Herrschafts- und Ausbeutungsverhältnisse sind Resultate der historisch spezifischen Form der gesellschaftlichen Praxis, die immun ist gegen „neue" Ideen allein und stattdessen einer anderen gesellschaftlichen Praxis bedarf.

Haraway nivelliert, wie schon in Kapitel 3.3.2 kurz erwähnt, den Unterschied zwischen Theorie und Praxis. Wenn sie schreibt, „[d]as Konstrukt steht im Zentrum der Aufmerksamkeit: Machen, Lesen, Schreiben und Bedeuten scheinen fast dasselbe zu sein" (Haraway 1995a: 170), reduziert sie die qualitative Differenz von Theorie und Praxis auf ein ihnen vermeintliches, abstrakt Gemeinsames. Theorie und Praxis erscheinen beide als gleichwertige Formen der kulturellen Produktion und Konstruktion von Gegenständlichkeit beziehungsweise sedimentierter Naturkulturen (vgl. Haraway 2004a: 335). Haraway differenziert weder zwischen den historisch spezifischen gesellschaftlichen Formen der Arbeit noch untersucht sie das konkrete Verhältnis von Theorie und Praxis unter den historisch spezifischen Bedingungen des Kapitalismus oder der Technoscience. Was bleibt, ist ein abstraktes, gleichberechtigtes Nebeneinander von Handeln und Denken der Subjekte und Kollektive.

Damit verwirft Haraway die jeweils qualitativen Charakteristika des Idealismus und des Materialismus, die ihre Unterscheidung erlauben. Sie macht Denken und Handeln, Theorie und Praxis im Wesen gleich zu kulturellen Praktiken, auch wenn sie ihre Resultate, ihre Erscheinungen als unterschiedliche Formen kultureller Produktion anerkennt. Haraway behauptet zudem nicht nur, dass Ideen, Visionen und Erzählungen eine Form gesellschaftlicher Praxis seien, sondern auch, dass sie die materielle Form eines Gegenstandes erzeugten (vgl. Haraway/Nichols Goodeve 2000: 86/129).

Außerdem entkoppelt Haraway, wie in Kapitel 3.3.2 ausführlich beschrieben, die Theorie von der Objektivität der (natur-)wissenschaftlichen Gegenstände (Objekte). Alles, insbesondere auch natürliche Prozesse oder Gegenstände wie Gene, Körper usw. seien das Produkt gesellschaftlicher Konstruktionen (vgl. Haraway 1995a: 110). Haraway löst damit entgegen ihrer eigenen Intention den Widerspruch zwischen Kultur und Natur zu einer Seite hin ei-

genmächtig auf.[138] Indem sie die Existenz von Objekten an individuelle und gesellschaftliche Praktiken bindet, gibt sie die von Subjekten und Akteuren unabhängige materielle Qualität alles von Menschen nicht geschaffenen auf und erklärt sie theoretisch damit zum Material der instrumentellen Vernunft. Dabei bildet die Materialität der Objekte die Grenze des verfügenden Geistes beziehungsweise der Wissensproduktion. Ihre gesellschaftliche Wahrnehmung ist zwar durch die wissenschaftlichen Erkenntnisse und die Denkformen vermittelt, jedoch ist sie nicht notwendig das Resultat der Konstruktionen von Akteuren und Aktanten. Und erst recht unterliegt die Materialität von Subjekten und Objekten nicht der Gestaltung der Theorie. Insbesondere Behauptungen über die scheinbar vollzogene gesellschaftliche Überwindung der Materialität mithilfe der Technik und deren Affirmation sind eher Belege für Horkheimers These der Vorherrschaft instrumenteller Vernunft, die unter anderem darin besteht, die Natur mittels der Kraft des Geistes für die profitbringende Nutzung durch die Abstraktion von ihrem Eigenwert, ihren den Menschen und ihren Verhältnissen gegenüber eigenständigen und bisweilen widerspenstigen Qualitäten verfügbar zu machen (vgl. Horkheimer GS 6: 21-186), statt für ihre Widerlegung.

Darüber hinaus täuscht Haraway den Subjekten einerseits vor, die individuelle Änderung kultureller Handlungsweisen sei bereits der vollzogene Bruch, genauer: eine Beugung des Immergleichen – eine Überschätzung der individuellen Handlungsfähigkeit, die mit der zunehmenden individuellen Ohnmacht im neoliberalen Kapitalismus korrespondiert. Andererseits fordert sie vor allem eine Veränderung individueller Erkenntnis, um die Wirklichkeit zu verändern: „In short, the major demand on the human is precisely what most of us don't even know, we don't know how to do – to wit, how to see who dogs are and hear what they are telling us." (Haraway 2004: 45) Damit überhöht Haraway nicht nur die Möglichkeiten individueller Handlungen gegenüber den gesellschaftlichen Strukturen, sondern sie gibt sich der fehlerhaften Auffassung hin, subjektive Veränderungen in der Wahrnehmung der Welt erzeugten eine andere Welt. Dabei interpretiert man sie mit neuen Erkenntnissen nur anders, anstatt sie zu verändern.

Zusammengefasst begeht Haraway einen ähnlichen Fehler wie schon andere wissenssoziologische Philosophen vor ihr. Sie erkennt die objektiv-

138 Von Winterfeld bestärkt diese Kritik mit Bezug auf die bereits in der vorliegenden Arbeit zitierte Aussage Haraways, nichts existiere vor der Relationalität (vgl. Haraway 1995a: 109, von Winterfeld 2006: 2). Sie stellt diese These in eine Linie mit Entwicklungen in den naturbeherrschenden Naturwissenschaften, die ihr zufolge ebenfalls in ihren Darstellungen die Materialität natürlicher Objekte in soziale Prozesse auflösten (vgl. ebd.: 10). Dies wiederum nährt Zweifel, inwiefern sich Haraways Kritik der Naturwissenschaften tatsächlich vom Gegenstand ihrer Kritik unterscheidet.

gesellschaftlichen und natürlichen Grenzen der Wissensproduktion und der Erkenntnis nicht an. Und indem sie sie gedanklich überschreitet, redet sie der instrumentellen Vernunft das Wort, sowohl in der Praxis wie in der Theorie. Während sie einerseits die kapitalistische Produktivkraftentwicklung affirmiert, die ohne die Produktion von Ausschlüssen nicht vonstattengehen kann, sucht sie andererseits Zuflucht in der möglichst ausschlussfreien Gestaltung neuer Ideen und Bilder.

Dadurch verkommt Haraways Kritik der (Natur-)Wissenschaften zur Ideologie. „Indem Philosophie diese [die Dinghaftigkeit des Bestehenden; C.S.] relativiert oder verflüssigt," indem sie sie zum veränderbaren und damit auch individuell verfügbaren Resultat des Denkens, von Wissensproduktionen macht, „glaubt sie, über der Vormacht der Waren zu sein und über ihrer subjektiven Reflexionsform, dem verdinglichten Bewusstsein". Sie wird zu „fehlgeleiteter Opposition gegen das Bestehende: gegen seine Dinghaftigkeit" (Adorno GS 6: 190). Haraways Idealismus besteht darin, dass sie behauptet, subjektiv entwickelte Ideen, subjektiv entwickeltes Wissen könnte die Welt konstituieren und, daran anschließend, dass eine Veränderung der Ideen beziehungsweise des Wissens auch zwangsläufig Veränderungen des gesellschaftlichen Verhaltens nach sich zögen (vgl. Haraway 1997a: 174).

Wenn man jedoch diesen Grundgedanken Haraways nicht folgt, sind auch die Konsequenzen, die sie aus ihnen zieht, hinfällig. Das betrifft vor allem die von ihr beabsichtigte Art und Weise eines möglichen Eingriffs theoretischer Arbeit in gesellschaftliche Wirklichkeit. Haraway knüpft an ihre zuvor dargelegten Überlegungen an, wenn sie erwägt, wie vom Standpunkt der Wissenschaft aus in die Gesellschaft interveniert werden könnte: „[E]s gibt viele Möglichkeiten, eine Erzählung zu gestalten, egal, was der Einäugige Vater sagt. Deshalb besteht die Arbeit vor allem darin, die Geschichten zu ändern." (Haraway 1996: 369)

Haraway verbleibt hier im Allgemeinen und gibt nicht an, wie genau das erfolgreich geschehen soll. Aus ihren Arbeiten geht jedoch hervor, was sie damit meint. Sie plädiert für einen anderen Blick, eine andere Form der technowissenschaftlichen Wissensproduktion (vgl. Haraway 1997a: 132/163), mit der die Objektivität der Welt verändert werden solle. Sie behauptet, dass die erkenntnistheoretischen Konzepte die Fähigkeit besäßen, die Gegenstände wandeln zu können, je nachdem, wie sie betrachtet werden. Die Objekte der Wissenschaft unterlägen ihr zufolge dem Wissen und der Darstellung durch den Betrachter. „Optische Instrumente", wie zum Beispiel philosophische, soziologische usw. Kategorien, Erzählungen etc., „verschieben die Gegenstände" (Haraway 1995c: 12), schreibt Haraway im Vorwort zu *Monströse*

Versprechen. Entsprechend sollen andere theoretische Konzepte als die Üblichen den Ausweg aus der falschen Gesellschaft bilden: „Wir müssen eine in sich schlüssige Konversation beginnen, in der die Menschen nicht das Maß aller Dinge sind und in der keine/r einen unvermittelten Zugang zu irgendjemand anderem beansprucht. Zumindest die Menschen benötigen eine andere Art von Vermittlungstheorie." (Ebd.: 101)

Nun ist die politische Forderung nach anderen Formen der Wissensproduktion beziehungsweise nach einer anderen Erkenntnistheorie oder Philosophie selbstverständlich nicht falsch. Allerdings bleibt sie notwendig beschränkt, wenn sich die Intervention der Wissenschaft darin erschöpft und vor allem wenn sie zum Hebel der Veränderung gesellschaftlicher Praxis stilisiert wird. Haraway ist genau dieser Meinung: Dass die Produktion eines anderen Wissens gleichbedeutend mit einer Veränderung der Relationen zwischen den Akteuren und Aktanten ist. Diese Einschätzung geht so weit, dass Haraway die modernen Dualismen, zum Beispiel zwischen Natur und Kultur, durch neue Konzepte für die Wissensproduktion aufzuheben glaubt, ohne dass die in der Praxis der Wirklichkeit existierenden Widersprüche, zum Beispiel zwischen Natur und kapitalistischer Gesellschaft, aufgehoben werden müssten (vgl. ebd.: 184). Die objektiven Widersprüche, so gibt Haraway vor, könnten auf diese Art aus der Welt geschafft werden.

Wie in der Konstitutionsfrage ordnet Haraway gesellschaftliche Wirklichkeit der Wissensproduktion beziehungsweise der Erkenntnistheorie und ihren Begriffen, Erzählungen und Visionen unter. Eine Veränderung ihres Instrumentariums soll bereits auch eine Verschiebung oder Beugung der gesellschaftlichen Verhältnisse bewirken. Dass jedoch beispielsweise die Cyborg den Widerspruch zwischen Technischem und Organischem, Tierischen und Menschlichen gar nicht aufhebt, sondern sie lediglich zusammenführt und vermengt, fällt unter den Tisch. Haraway formuliert positiv, was sein soll und verkennt, dass sie subjektive Erzählungen beziehungsweise subjektives Wissen als unabhängig gegen die bestehenden gesellschaftlichen Bedingungen setzt, noch bevor diese eine solche Setzung erlauben. Sie unterstellt damit den Subjekten und ihrem Geist Möglichkeiten, die sie gar nicht haben. Insofern ist auch Haraways philosophische Intervention in die Gesellschaft mittels neuer Bilder, Ideen und ähnlichem letztlich subjektiv-idealistische Ideologie.

3.3.4 Pragmatismus

> „Das Moment der Objektivität von Wahrheit […] wird stillschweigend durch vulgären Positivismus und Pragmatismus – in letzter Instanz: bürgerlichen Subjektivismus – ersetzt. Im bürgerlichen Zeitalter war die vorherrschende Theorie die Ideologie und die oppositionelle Praxis stand unmittelbar dagegen. Heute gibt es eigentlich kaum mehr Theorie, und die Ideologie tönt gleichsam aus dem Räderwerk der unausweichlichen Praxis. […] Unideologisch ist aber der Gedanke, der sich nicht auf operational terms bringen läßt, sondern versucht, rein der Sache selbst zu jener Sprache zu verhelfen, welche ihr die herrschende sonst abschneidet."
> (*Kulturkritik und Gesellschaft*, Adorno GS 10.1: 24)
> Theodor W. Adorno

Aus der Kritik moderner (Natur-)Wissenschaften und den ihnen immanenten erkenntnistheoretischen Prämissen schlussfolgert Haraway als Ausweg eine Hinwendung zu pragmatisch-relativistischen Positionen und Handlungsanweisungen. Pragmatismus und Relativismus gehen in ihrer Philosophie als komplementäre Lösungsstrategien gesellschaftlicher und philosophischer Widersprüche Hand in Hand.

Einerseits setzt Haraway ausschließlich die Handlungsspielräume der einzelnen Akteure in den bestehenden gesellschaftlichen Verhältnissen als Maßstab für ihre wissenschaftspolitischen Interventionen voraus. Ihre eigene Erkenntnistheorie bezieht sich darauf, historisch- und räumlich spezifische Netzwerke und die darin bestehenden individuellen Beziehungen der Akteure und Aktanten mikrologisch positivistisch zu betrachten und für diese allgemeine Handlungsanweisungen zu entwerfen. Andererseits verwirft sie – ähnlich wie Bruno Latour (vgl. Latour 2007) – den Gesellschaftsbegriff nominalistisch als totalisierend (vgl. Haraway 1995c: 26 und Becker-Schmidt 2003: 2). Damit schließt Haraway einen anderen Rahmen als die individuellen Handlungsspielräume der Akteure auch theoretisch gänzlich aus. Letztlich gibt sie jede verbindlich aus einer *Gesellschaft*skritik abgeleitete Praxis zugunsten einer situationsabhängigen, individualistischen und relativistischen Ethik auf.

Anstatt inhaltlich-verbindliche Gründe für Entscheidungen und Handlungen von Akteuren (vor allem in der Wissensproduktion) theoretisch zu untermauern oder herzuleiten, die keinen teleologischen Charakter haben, und mit denen eine vernünftige[139] Revolution der Gesellschaft bewerkstelligt werden könnte, oder gesellschaftliche Hemmnisse für individuelles Handeln zu kriti-

139 Ich beziehe mich hier auf einen Vernunftbegriff, wie ihn Max Horkheimer in seinem Essay *Vernunft und Selbsterhaltung* (Horkheimer GS 5: 320-350) entwickelt (vgl. auch Fußnote 135 der vorliegenden Arbeit).

sieren, führt Haraway sogenannte „mundane reasons“ oder „felt reasons“ (Haraway 2008: 76) als Begründungen für Handlungen von Akteuren ins Feld.

Diese haben in ihrer Philosophie einen vollkommen subjektivistischen Charakter, da die Akteure laut Haraways Kritik keine Analyse eines übergreifenden gesellschaftlichen Zusammenhangs als Basis ihrer Handlungen anerkennen könnten. Es gelten nur die individuellen unmittelbar bestimmbaren Interessen beziehungsweise der individuell zu definierende Nutzen einer Technologie, eines Wissen usw. als Maßstab für subjektive Entscheidungen. Insofern sind die Gründe weltlich.

Ferner unterschlägt Haraway, dass auch diese Form der individuellen Entscheidungsfindung eines einzelnen Akteurs gesellschaftlich und damit über Ausbeutung und Herrschaft vermittelt ist. Am entscheidenden Punkt verliert Haraways antiteleologische Argumentation damit ihren Bezug zur gesellschaftlichen Wirklichkeit. Sie rekurriert hingegen auf eine mystische, gefühlte („felt“) Vernunft, die scheinbar außerhalb der Vermittlung durch die kapitalistische Gesellschaft steht. Dabei sind die von Haraway als zulässig anerkannten „weltlichen Gründe“ (vgl. ebd.), wie Haraway es ausdrückt, auch bereits „immer mittendrin“ (Haraway 1995a: 98ff., vgl. Haraway 2000 und Haraway/Nakamura 2003) beziehungsweise „where the trouble is“ (Haraway/Despret 2011: 92), das heißt gesellschaftlich und historisch spezifisch vermittelt. Sie sind insofern keineswegs aus teleologischen Argumentationen abgeleiteten „Gründen“ grundsätzlich vorzuziehen, sondern müssen gleichfalls als Ideologie kritisiert werden, weil sie das Pendant hypostasierter geschichtsphilosophischer Teleologien bilden. Radikale historische immanente Weltlichkeit ist der siamesische Zwilling geschichtsphilosophischer Teleologie.

Durch die moralistisch-handlungstheoretische Zuschneidung ihrer Philosophie und der daraus abzuleitenden Handlungsanweisungen auf die naheliegende individuelle Entscheidung unter ausschließlich mikrosituationistischen Bedingungen verhilft Haraway einer pragmatistisch-utilitaristischen Vernunft wieder zum Leben, die ebenso den bestehenden Verhältnissen entspringt und sie stützt wie die großen Erzählungen der Moderne. Sind die teleologischen Erzählungen einmal als hinfällig kritisiert, müssten die Wissensproduzenten laut Haraway nur darüber streiten, wer die „greater good calculation“ (Haraway 2008: 87) entworfen habe. Ganz pragmatisch-utilitaristisch wägen die vereinzelten Akteure dann den Nutzen von wissenschaftlichen Konzepten und Forschung ab und treffen Entscheidungen – trotz bestehender gesellschaftlicher Hindernisse durch Herrschafts- und Ausbeutungsverhältnisse und auf Kosten derer, die von ihnen betroffen sind oder eben nicht profitieren.

Gesellschaftliche Herrschafts- oder Ausbeutungsbeziehungen geraten unter diesen Umständen gar nicht mehr unbedingt in die Kritik – und werden vor allem nicht Gegenstand gesellschaftsverändernder Praxis –, sondern sie werden als Resultat verdinglichter theoretisch nicht durchdrungener gesellschaftlicher Machtverhältnisse (vgl. Kapitel 3.3.2) hingenommen und sogar affirmiert (vgl. ebd.: 80ff.). Kritik an Teleologie verkehrt sich in dieser Form zur Rechtfertigung der gegenwärtigen gesellschaftlichen Totalität von kapitalistischer Exploitation und Herrschaft. Für Haraways Philosophie trifft zu, was Adorno über den amerikanischen Pragmatismus schreibt. Man habe diesem

„seit seiner Frühzeit mit Grund vorgeworfen, daß er, indem er zum Kriterium von Erkenntnis deren praktische Verwertbarkeit erklärt, sie auf bestehende Verhältnisse vereidige; nirgends sonst lasse der praktische Nutzeffekt der Erkenntnis sich überprüfen. Wird aber am Ende Theorie, der es ums Ganze geht, wenn sie nicht vergeblich sein soll, auf ihren Nutzeffekt jetzt und hier festgenagelt, so widerfährt ihr dasselbe, trotz des Glaubens, sie entrinne der Systemimmanenz. Dieser entwände Theorie sich allein, wo sie die gleichviel wie modifizierte pragmatistische Fessel abstreifte.“ (Adorno GS 10.2: 759)

Mit ihrer subjektiv-pragmatischen Philosophie entledigt sich Haraway unter dem Vorwand der erkenntnistheoretischen Antisystematik gleichzeitig eines auch säkular-gesellschaftlichen Anspruchs, der über das Bestehende hinausweist. Stattdessen reduziert sich ihr Blick auf die Handlungsspielräume des vereinzelt erscheinenden Akteurs. Maßstab Haraway’scher Erörterungen ist nicht eine Theorie oder Kritik der Gesellschaft, sondern die Reflexion auf die monadenhaften Handlungsspielräume der Individuen ausgehend von den – durch sie definierten – realpolitischen Möglichkeiten im Netzwerk der Technoscience (vgl. Weyand/Sebald 2007: 36f./40f.).

Diese „Möglichkeiten“ sind allerdings das Produkt der historisch spezifischen gesellschaftlichen Herrschafts- und Ausbeutungsverhältnisse und erlauben nicht freies individuelles Handeln. Das Gegenteil ist der Fall. Aufgrund ihrer individualistisch-positiven und kulturalistischen Wendung der Erkenntnistheorie, innerhalb der die materielle Produktion unter „ferner liefen“ behandelt wird, kann Haraway die politisch-ökonomischen Bedingungen der Wissensproduktion allerdings gar nicht mehr stringent theoretisch kritisieren. Die Auswege, die sich aus der Logik ihrer eigenen Philosophie ergeben, bleiben notwendig individualistisch und als solche sind sie notwendig beschränkt. Gesellschaftliche Probleme kapitalistischer Formationen können als solche mit Haraways Philosophie gar nicht mehr begriffen, geschweige denn in der Praxis behoben werden. Die vergegenständlichten gesellschaftlichen kapitalistischen Produktionsverhältnisse und die ihnen immanenten Herr-

schafts- und Ausbeutungsbeziehungen werden dadurch ideologisch verdoppelt.

Das theoretische Problem ist, dass Haraway die individuellen Entscheidungsmöglichkeiten im Bestehenden als Grundlage ihrer Überlegungen akzeptiert und zum Ausgangs-und Bezugspunkt ihrer Erörterungen macht. Haraway löst diese Bedingungen also nicht in die dahinter liegenden Prozesse auf, sondern bleibt den verdinglichten Bedingungen verhaftet, wie sie den Subjekten an der Oberfläche der Gesellschaft erscheinen. Folglich bleibt den Akteuren lediglich, individuelle wie politische Entscheidungen zwar immer wieder und immer neu, entsprechend den sich stets verändernden Konstellationen zu treffen. Aber sie verbleiben notwendig innerhalb des nicht aufhebbaren gesellschaftlich objektiven Rahmen, den es, folgt man Haraway, gar nicht gebe.[140]

140 Mit Adorno könnte man Haraways Pragmatismus entgegnen: „Die Wahrheit reduziert sich auf den kleinsten Schritt. Wahr ist das Nächste, nicht das Fernste. Gegen die Forderung, das Interesse des ‚Ganzen' gegenüber dem wie immer verstandenen Partialinteresse zu vertreten und damit die utilitäre Befangenheit der Wahrheit zu transzendieren, kann der Pragmatist mit Grund einwenden, daß das Ganze nicht abschlußhaft gegeben, daß nur das Nächste erfahrbar, daß darum das Ideal zum Fragmentarischen und zur Ungewißheit verurteilt sei. Demgegenüber reicht die Berufung auf den Unterschied des Totalinteresses einer richtigen Gesellschaft vom beschränkten Nutzeffekt nicht aus. Die bestehende und die andere Gesellschaft haben nicht zweierlei Wahrheit, sondern die Wahrheit in dieser ist untrennbar von der realen Bewegung innerhalb des Bestehenden und jedem einzelnen ihrer Momente. Daher reduziert sich der Gegensatz von Dialektik und Pragmatismus, gleich jedem echt philosophischen, auf die Nuance. Nämlich auf die Auffassung jenes nächsten Schritts. Er wird aber vom Pragmatisten als Anpassung bestimmt. Sie verewigt die Herrschaft des Immergleichen. Dialektik gäbe mit deren Sanktionierung sich selber, die Idee der Möglichkeit auf. Wie aber wäre diese zu denken, wenn sie nicht abstrakt und willkürlich sein soll, vom Schlage jener Utopie, welche die dialektischen Philosophen verfeint haben? Umgekehrt, wie vermag der nächste Schritt Richtung und Ziel zu erlangen, ohne daß das Subjekt mehr weiß als bloß das Vorgegebene? Wollte man die Kantische Frage umformulieren, sie könnte heute wohl lauten: wie ist ein Neues überhaupt möglich? In der Zuspitzung der Frage liegt der Ernst des Pragmatisten, dem des Arztes vergleichbar, dessen Hilfsbereitschaft an der Tierähnlichkeit des Menschen ihren Kanon hat. Es ist der Ernst des Todes. Der Dialektiker aber sollte der sein, der davor nicht resigniert. Seiner Bestimmung zergeht das Entweder-Oder der diskursiven Logik. Wo dem Pragmatisten die sturen Fakten als ‚opaque items', als undurchsichtiges Dies da zurückbleiben; wo sie sich nur noch klassifizieren, aber nicht erkennen lassen, sieht der Dialektiker erst seiner Erkenntnisaufgabe sich gegenüber; der, noch die phänomenalen Residuen, die ‚Atome' durch den Begriff aufzulösen. Nichts aber ist undurchsichtiger als die Anpassung selber, welche die Nachahmung bloßen Daseins als Maß der Wahrheit installiert. Wenn der Pragmatist den geschichtlichen Index jeglicher Wahrheit fordert, so hat seine Idee von der Anpassung selbst einen solchen Index. Es ist der, welchen Freud die Lebensnot genannt hat. Nur soweit ist der nächste Schritt einer der Anpassung, wie Mangel und Armut in der Welt herrschen. Anpassung ist die Verhaltensweise, welche der Situation des Zuwenig entspricht. Der Pragmatismus ist darum befangen und eng, weil er diese Situa-

Haraways Festhalten an der ausschließlich mikrologisch-spezifischen Betrachtung der kleinsten Relation in ihren zahlreichen Beziehungen ist der von ihr verschmähten universalistischen Betrachtung verbrüdert. Sie besteht in der Hypostasierung des Widerspruchs von Gesellschaft und Individuum, vom Allgemeinen und Besonderen in die entgegengesetzte Richtung radikal universalistischer Positionen. Was Haraway an Gesellschaftstheorie als transzendent und teleologisch kritisiert, kehrt bei ihr mit umgekehrten Vorzeichen als positivistische unterschiedslose Auflistung aller Relationen wieder, die ein Gegenstand eingeht. Sie reduziert die vorhandene qualitative Komplexität einer Relation oder eines Akteurs auf eine quantitative Auflistung der Verbindungen, die ein einzelner Akteur eingeht, auf Kosten des qualitativen Moments der Beziehungen untereinander und der gesellschaftlichen Konstellation, in der er steht.[141]

Das beständige Beharren auf einer „irreducible complexity“ (Haraway 2008: 144) der Relationen zwischen einzelnen Knoten im Netzwerk der Technoscience nutzt Haraway dazu, einen spezifischen gesellschaftlichen Zusammenhang zwischen den einzelnen Akteuren und Aktanten zu leugnen. In der vermeintlichen Vielfalt der gesellschaftlichen Beziehungen, wie sie dem Individuum erscheinen, gibt es keinen Zusammenhang mehr, sondern nur noch alle jene Beziehungen, die der einzelne Akteur eingeht. Diese Beziehungen werden als gleichrangig behandelt, weil jeder Ausschluss einer Beziehung Haraway zufolge eine nicht zu verantwortende Reduktion darstellte. Es sei dementsprechend auch nicht möglich, zwischen qualitativen Beziehungen, die einen gesellschaftlichen Zusammenhang ausmachen, und anderen zu unterscheiden. Zugespitzt wird die Beziehung zwischen Kapital und Arbeit faktisch etwa der Beziehung zwischen Oma und Enkel gleichgesetzt.

Dies führt einerseits zu einer vorrangig quantitativen Bestimmung von Beziehungen, die ein Akteur eingeht. Es geht darum zu erfassen, wo es Verschränkungen zwischen Diskursen und Akteuren gibt und welche Verbindungen sie eingehen. Andererseits verliert Haraway die qualitativen Unterschiede zwischen den Beziehungen, die Akteure untereinander und mit Aktanten eingehen, aus dem Blick. Für sie gibt es kein Wesen – auch kein historisch und räumlich spezifiziertes –, das die Beziehungen zwischen den Akteuren

---

tion als ewig hypostasiert. Nichts anderes besagen seine Begriffe von Natur und Leben. Was er den Menschen wünscht, ist die ‚Identifikation mit dem Lebensprozeß‘, ein Verhalten, das jenes perpetuiert, das die Lebewesen in der Natur führen, solange diese ihnen nicht Lebensmittel genug gewährt.“ (Adorno GS 10.1: 94f.)

141 Vgl. Haraway 1995c: 136-148, Haraway 1997a: 268, Haraway/Nichols Goodeve 2000: 108 und Haraway 2004a: 315.

bestimmt, sondern nur viele, verschiedenartige Beziehungen, die die Akteure unterhalten.[142] „There's no core, only layers." (Haraway 2004a: 203)[143]

Adorno hat in einem anderen Zusammenhang angemerkt, welches Problem aus einer solchen Position erwächst:

„Wesen ist, was nach dem Gesetz des Unwesens selber verdeckt wird; bestreiten, daß ein Wesen sei, heißt sich auf die Seite des Scheins, der totalen Ideologie schlagen, zu der mittlerweile das Dasein wurde. Wem alles Erscheinende gleich viel gilt, weil er von keinem Wesen weiß, das zu scheiden erlaubte, macht, aus fanatisierter Wahrheitsliebe, gemeinsame Sache mit der Unwahrheit […]." (Adorno GS 6: 171)

Adorno hat weiter deutliche Worte für die Eliminierung der qualitativen Bewertung der Beziehungen gefunden. Er schreibt: „Positivismus wird zur Ideologie, indem er erst die objektive Kategorie des Wesens ausschaltet und dann, folgerecht, das Interesse an Wesentlichem." (Ebd.: 172)

Analog zum Umgang mit dem Wahrheitsproblem wissenschaftlicher Erkenntnis und Wissensproduktion (vgl. Kapitel 3.3.2) schlägt Haraways Kritik moderner Teleologien und (objektivistischer) Gesellschaftstheorien in die positivistische Feststellung des Vielfältigen ohne Inhalt und in relativistische Darstellung ohne Qualitäten um. Aber „[d]ie Verarmung der Erfahrung", die Haraway zu Recht beklagt, diese begriffliche Zurichtung entsprechend der Bewegung der bürgerlichen Gesellschaft,

„über welche sich gesunde Ansichten entrüsten, erweist sich in der verwalteten Welt als deren abstraktem Einerlei angemessen. Ihr Schmerzhaftes ist der Schmerz über jene, zum Begriff erhoben. Ihr muß Erkenntnis sich fügen, will sie nicht Konkretion nochmals zu der Ideologie entwürdigen, die sie real zu werden beginnt." (Ebd.: 18)

3.3.5 Gesellschaft und Gesellschaftsbegriff

> „Keine Emanzipation ohne die der Gesellschaft."
> (*Minima Moralia*, Adorno GS 4: 195)
> Theodor W. Adorno

> „Das Unheil liegt in den Verhältnissen, welche die Menschen zur Ohnmacht und Apathie verdammen und doch von ihnen zu ändern wären; nicht primär in den Menschen und der Weise, wie die Verhältnisse ihnen erscheinen."
> (*Negative Dialektik*, Adorno GS 6: 191)
> Theodor W. Adorno

142 Vgl. Haraway 1995b: xviii, Haraway 1995c: 110ff., Haraway 2004a: 146ff. und Haraway 2008: 285.

143 Haraway geht sogar soweit, dass sie sagt, die Unterscheidung zwischen Wesen (Kern) und Erscheinung sei kontraproduktiv für die Erkenntnistheorie (vgl. Haraway/Nichols Goodeve 2000: 50f. und Haraway 2008: 16).

Man könnte das zweite Zitat Adornos dahingehend ergänzen, dass selbst die gesellschaftlichen Verhältnisse in ihrer verdinglichten Form, wie sie den einzelnen Akteuren beziehungsweise Subjekten gegenübertreten und erscheinen, noch immer von den Akteuren durch praktisches Verhalten hergestellt werden – und daher ebenso verändert werden können. Das gilt sowohl für die ökonomischen Produktionsverhältnisse, wie sie Marx in der *Kritik der politischen Ökonomie* dargestellt hat[144], als auch für die Herrschaftsverhältnisse, wie sie entlang kultureller Differenzen politisch geschaffen worden sind. Allerdings sind diese Bereiche, das heißt die politisch-ökonomische Basis und der kulturelle Überbau, deshalb weder analytisch noch in der Wirklichkeit identisch oder gleich zu behandeln. Wird jedoch eines von beiden ausgeblendet, wird die bezogene theoretische Position notwendig den gesellschaftlichen Verhältnissen als Ganzem nicht gerecht.

Die von Haraway skizzierte neue „historische Konfiguration" (Haraway 1996: 366) zeichnet sich vor allem durch den Vorrang der technowissenschaftlich-kulturellen Produktion gegenüber der materiellen Produktion aus.[145] Der Zusammenhang, den Haraway zwischen den Akteuren ausmacht, besteht in den von Akteuren und Aktanten geschaffenen Netzwerken, die sich erst im Moment der Begegnung in intersubjektiven „contact zones" (Haraway 2008: 217) realisieren und in denen Natur und Kultur implodieren (vgl. Haraway 1997a: 102 und Haraway/Nichols Goodeve 2000: 156f.). Es gebe laut Haraway nichts, was diesen Begegnungen vorgängig oder vorgelagert sei, so dass das Netzwerk der Wirklichkeit – von der Natur bis zur Kultur – Produkt kultureller Handlungen in den Relationen zwischen Akteuren und Aktanten geworden ist.[146]

Es gibt in Haraways Philosophie keine vergegenständlichten gesellschaftlichen Strukturen, denen die Individuen ausgesetzt sind, sondern nur noch historisch spezifische, situierte, jeweils mit spezifischen Machtverhältnissen beladene Knotenpunkte innerhalb von Netzwerken, die sie als Machtfelder versteht. In ihnen bilden einzelne Akteure Knotenpunkte, die für andere Akteure gegeben sind, und alle Akteure und Aktanten sind miteinander zu einem

144 Das Marx'sche *Kapital* zeichnet sich unter anderem dadurch aus, dass Marx die gegen die Menschen vergegenständlichten Produktionsverhältnisse als gesellschaftlich gemachte Beziehungen enthüllt, die notwendig Herrschaft und Ausbeutung zur Folge haben.

145 Ihr Versuch, auf diese Kritik einzugehen, indem sie das Verhältnis der Wissenserzeugung zur kapitalistischen Produktionsweise skizziert, bleibt oberflächlich (vgl. Haraway 2008: 45-68).

146 Eine Metapher, derer sich Haraway bedient, um diese „Struktur" zu beschreiben, ist die des „Hypertext". Diese stammt aus der Informatik und wird benutzt, um asymmetrische, vielfältige Verbindungen zwischen einzelnen Bestandteilen eines Netzwerkes darzustellen (vgl. Haraway 1997a: 124).

großen Knoten verwoben. „The world is a knot in motion." (Haraway 2004b: 6) Das „gemeinsame Zirkulationssystem" (Haraway 1996: 356, vgl. Haraway 1997a: 22) zwischen den kulturellen Produktionsapparaten, das Haraway als Verbindung zwischen den Akteuren und Aktanten ausmacht, mag bestehen. Es ergibt sich aber eine die Erkenntnis und Kritik der Gesellschaft verzerrende Betrachtung, wenn dieses System auf die Gemeinsamkeit im individuellen Umgang mit kultureller Differenz reduziert wird. Diese Tendenz ist bei Haraway vorhanden.

Sie vollzieht eine für die Gesellschaftskritik folgenschwere Wende, wenn sie sich fast ausschließlich auf die Kritik der begrifflich vermittelten Wissensproduktion, der Technik und subjektiven Erkenntnis beschränkt und eine gesamtgesellschaftliche Perspektive nahezu vollständig unterschlägt (vgl. Gransee 1999: 191f.). Haraways Kritik an Positionen, die die gesellschaftlichen Verhältnisse wie natürliche Gegebenheiten behandeln und sie nicht nur beschreiben, ist zutreffend. Gegen diese Standpunkte ist jedoch die historisch spezifische Besonderheit der konkreten Konstellationen ins Feld und der Nachweis zu führen, dass die Vergegenständlichung gesellschaftlicher Verhältnisse ein Produkt historisch sozialer Beziehungen ist. Dennoch erschließt sich auch das besondere Moment einer jeden Konstellation nur in Abgrenzung zur Erfahrung der allgemeinen gesellschaftlichen Totalität. Verabsolutiert man die besondere Situation in einem Netzwerk gänzlich, schießt man über das Ziel hinaus und der ideologische Schein der Vereinzelung bürgerlicher Gesellschaften wird theoretisch reproduziert.

Haraway gibt einen wie auch immer gearteten Begriff von Gesellschaft auf.[147] Gesellschaft – ebenso wie der Begriff von ihr – ist für Haraway eine der „unbetrauerten Transzendentalien der Aufklärung", die „im Trichter der Gravitation verschwunden" (Haraway 1995c: 26) seien.

Damit verbleibt sie theoretisch auf der Ebene der subjektiven Erkenntnis sowie der kulturellen Produktion. Zudem belässt sie die zu betrachtenden Gegenstände, die historisch, räumlich und gesellschaftlich vermittelt sind, ausschließlich in einer isolierten, monadenartig Position. Mit Adorno kann man argumentieren, dass

> „der Begriff insoweit der zureichende Grund der Sache [ist; C.S.], als die Erforschung zumindest eines sozialen Gegenstands falsch wird, wo sie sich auf Abhängigkeit innerhalb seines Bereichs begrenzt, die den Gegenstand begründeten, und dessen Determination durch die Totalität ignoriert. Ohne den übergeordneten Begriff verhüllen jene Abhängigkeiten die allerwirklichste, die von der Gesellschaft […]." (Adorno GS 6: 166f.)

147 Darin stimmt sie mit der Ikone des postmodernen Feminismus, Judith Butler (vgl. Butler 1991), und mit dem Vordenker der Akteur-Netzwerk-Theorie, Bruno Latour, überein (vgl. Opitz 2007: 124).

Haraway geht aber sogar noch weiter. Sie gibt nicht nur einen Begriff von Gesellschaft auf, sondern sie identifiziert den Begriff der Gesellschaft mit der von modernen (Natur-)Wissenschaftlern erfundenen ideologischen Funktion des Terminus' (vgl. Kapitel 3.1.1).

Indem sie den Begriff mit dessen Verwendung in der Wissensproduktion der Moderne gleichsetzt, bleibt Haraway nicht nur bei ihrer, die qualitativen Differenzen zwischen Theorie und (gesellschaftlicher) Praxis nivellierenden Argumentation. Sie vollzieht sogar die idealistische Reduktion der gesellschaftlichen Herrschaft auf die Begriffe, indem sie vorgibt, zum Beispiel die Aufgabe des Gesellschaftsbegriffs beziehungsweise dessen prinzipielle Kritik mindere die praktischen Probleme in der Gesellschaft sowie die Probleme im Verhältnis zwischen der Gesellschaft und der Natur: „Wo es weder Natur noch Gesellschaft gibt, verliert auch die Darstellung einer Grenzverletzung ihren Unterhaltungswert. Das ist zwar schlecht für Naturmagazine, aber ein Gewinn für un/an/geeignete Andere." (Haraway 1995c: 49)

In Haraways Kulturkritik gibt es keinen Unterschied mehr zwischen dem Begriff der Gesellschaft, wie er in bestimmten Wissenschaften verwendet wird, und der Gesellschaft in der Wirklichkeit. In der Konsequenz macht Haraway lediglich die ideologischen Erscheinungen, die von ihr kritisierten transzendentalen und ontologisierten Erzählungen, und nicht die Sache zum zu behebenden Problem. Eine solche Form der Kulturkritik, die den historisch-gesellschaftlichen Prozess ignoriert, führt „zu kulturidealistischen Vereinseitigungen" (Gransee 1999: 198).

Aufgrund ihrer Verabsolutierung der antisystematischen Philosophie- und Kulturkritik begnügt sich Haraway nicht mit der Kritik der gesellschaftlichen Tendenz zur alles umschließenden Totalität und der totalisierenden Darstellungen in der Wissenschaft (vgl. Bell 2007: 108). Sie negiert prinzipiell jede These von einem gesellschaftlichen Zusammenhang und die Beschreibungen eines solchen als ideologisch. Entsprechend beschränkt sie sich auf die konkrete Analyse einer einzelnen Konstellation innerhalb des technowissenschaftlich-kulturellen Netzwerks.

In der Konsequenz kann Haraway keine Beziehungen zwischen einem Allgemeinen und Besonderem, zwischen Gesellschaft und Individuum konzipieren. Sie übergeht die Erkenntnis, dass das Besondere selbst sich nur konzipieren lässt, indem es von einem Allgemeinen geschieden wird, jedoch weder um „für das Ganze da" (Haraway 1995a: 185) zu sein, noch um es in seinem monadenhaften Dasein zu hypostasieren. „Tatsächlich haust das Allgemeine […] im Zentrum der Sache, konstituiert sich nicht erst im Vergleich eines Individuellen mit andern. Denn absolute Individualität […] ist Produkt eben

des Abstraktionsprozesses, der um der Allgemeinheit willen ausgelöst wird." (Adorno GS 6: 164)

Will man dazu beitragen, die Verdinglichung des Besonderen zu vermeiden, gelingt dies nicht in der unwiderruflichen Abkehr von jedem Begriff eines gesellschaftlichen Zusammenhangs, sondern indem die Vereinzelung des Besonderen als Produkt des Allgemeinen bestimmt wird. Theorie beziehungsweise theoretische Kritik kann „als Korrektiv gegen die manische Fixiertheit wie gegen den widerstandslosen und leeren Zug des paranoiden Geistes, der das absolute Urteil mit dem Preis der Erfahrung der Sache bezahlt" (Adorno GS 4: 78), funktionieren.[148]

Wer keinen gesellschaftlichen Zusammenhang mehr erkennt, ihn negiert oder behauptet, dass es auch potentiell kein Außerhalb der historisch spezifischen Form der kulturellen Produktion mehr gebe, bestärkt die Totalität der bestehenden gesellschaftlichen Verhältnisse, weil das materielle Fundament der Kultur theoretisch verdrängt wird. Es ist daher auch nicht verwunderlich, dass Haraway zum Beispiel die Wirkung der kapitalistischen Produktionsweise auf die Erkenntnisbedingungen kaum eingehend untersucht, obwohl es gerade für eine Position, die für die offensive Teilnahme am wissenschaftlichen Produktionsprozess von Wissen plädiert, von fundamentaler Bedeutung wäre.

„Das ‚Erbe'", so konstatiert Gransee, „einer materialistischen Kritikperspektive bleibt an einen objektiven Gesellschaftsbegriff gebunden, der weder in Dekonstruktions- oder Narrationskonzeptionen einholbar noch in Wissenschaftstheorie adäquat erfasst wäre." (Gransee 1998: 132) Pointiert formuliert: Die Gesellschaft, der Zusammenhang, den sie herstellt und ihre Funktionsweise sind in erster Linie kein Problem der Philosophie, der kulturellen Wissensproduktion, des Wissens oder Erkennens. Die Aufgabe des Gesellschaftsbegriffs kommt jedoch einer Kapitulationserklärung der Philosophie vor den bestehenden kapitalistischen Produktionsverhältnissen gleich.

3.3.6 Individualistische und voluntaristische Ethik

Ausgehend von den Annahmen, dass alles Wissen von den Akteuren des Wissensprozesses konstruiert und dass das als „wahr" geltende Wissen Produkt

148 Adorno skizziert, wie mithilfe der Dialektik möglich ist, das Verhältnis zwischen Allgemeinem und Besonderem nicht zu einem der beiden Pole zu verschieben: „Die dialektische Vermittlung des Allgemeinen und Besonderen erlaubt es der Theorie, die für das Besondere optiert, nicht, übereifrig das Allgemeine als Seifenblase zu behandeln. Weder könnte dann Theorie die verderbliche Vormacht des Allgemeinen im Bestehenden fassen noch die Idee eines Zustands, der, indem er die Individuen zu dem Ihren brächte, das Allgemeine seiner schlechten Partikularität entäußerte." (Adorno GS 6: 199f.)

politischer Auseinandersetzungen in der Wissensproduktion ist, bilden Politik und Ethik der Wissensproduzenten „folglich die Grundlage für Auseinandersetzungen darüber, was als rationales Wissen gelten darf“ (Haraway 1995a: 87).

Für die an der Wissensproduktion beteiligten Akteure und Aktanten entwickelt Haraway eine neue pragmatisch-utilitaristische und situationsabhängige Ethik, die in den sich ändernden Konstellationen von Akteuren und Netzwerk immer kollektiv erneuert, verändert und ihnen angepasst werden muss. Sie formuliert allerdings weder eine moderne Ethik, die sich auf eine wie auch immer gestaltete Natur beruft, noch verwendet sie „ethische Kategorien im traditionellen Sinn eines moralisch handelnden Subjekts“ (ebd.: 110).

Haraways Moraltheorie basiert auf der historischen Kontingenz von Subjektivitäten sowie den historisch-kulturellen und lokalen Spezifika von Konstellationen zwischen Akteuren und Aktanten, in denen ethische Entscheidungen erforderlich sind, um Relationen zwischen Akteuren und Aktanten aufzubauen.

Prinzipien als Grundlage für individuelle Entscheidungen und Handlungen werden von ihr kategorisch zurückgewiesen, weil sie dem Besonderen der jeweiligen Situation nicht entsprechen, sondern ihr immer von oben her etwas überstülpen.[149] Haraway beansprucht stattdessen, die Kategorien der Moralphilosophie aufzugreifen, um sie zu wenden und neu zu füllen. Sie versucht, diese politisch neu in Stellung zu bringen, damit die Wissensproduktion nicht dem unverbindlichen und beliebigen Kräftespiel anheim gegeben wird (vgl. ebd.: 110f.).

Infolge der Implosion von Kultur und Natur und den daraus erwachsenden Konsequenzen einer gestiegenen Bedeutung der Wissensproduktion auf der einen und der exorbitant ausgeweiteten Fähigkeit, Grenzen zwischen Gegenständen selbstständig festzulegen, auf der anderen Seite (vgl. Kapitel 3.1.2), komme der individuellen Positionierung im Wissensprozess laut Haraway eine wachsende Bedeutung zu. Haraway konstatiert daher gesteigerte „epistemological-ethical obligations“ (Haraway 2008: 263) für ein Engagement jedes Akteurs in der Wissensproduktion. Dafür müssten aber eigene Positionierungen entwickelt werden, die immer zur Folge hätten, dass man sich für eine und gegen andere Erzählungen entscheide (vgl. Haraway 1997a: 37/188). An diese Positionierungen als „strategischer Wahl“ sei eine Verantwortung gebunden (vgl. Haraway 1995a: 87 und Kropp 2002: 181), da jede Konstruktion sich auch zugleich materialisiere und somit die Konstrukteure dafür Sorge zu tragen hätten, wie diese Materialisierungen gestaltet werden.

149 Man könnte von einem Prinzip der Prinzipienlosigkeit bei Haraway sprechen.

Für welche Belange sich die engagierten Konstrukteure vor allem im (natur-)wissenschaftlichen Diskurs einsetzten, macht Haraway abhängig von den jeweiligen situierten Zwecken, die erreicht werden sollen (vgl. Haraway 1995a: 78). Damit bindet sie diese Zwecke zwar zu Recht an das Handeln der einzelnen Individuen, aber ohne die gesellschaftlichen Strukturen zu berücksichtigen, in denen die Individuen stehen. Folglich verkürzt Haraway die Zweckbestimmungen individuellen moralischen Handelns auf Abwägungsentscheidungen in gesellschaftlichen Verhältnissen, die gar keine „freien" individuellen Entscheidungen zulassen, weil die gesellschaftlichen Strukturen durch die kapitalistische Produktionsweise sowie verschiedene politische Herrschaftsverhältnisse vorstrukturiert sind.

Um den individuellen Handlungsspielraum zu skizzieren und gemäß ihres positiven Credos Handlungsanweisungen bestimmen zu können, müsste Haraway die gesellschaftlichen Macht- und Ausbeutungsstrukturen als Handlungsrahmen voraussetzen.[150] Sie orientiert ihre Ethik hingegen mikrologisch an monadenhaften Einzelsituationen und den darin handelnden Akteuren.

Ihre kritisch gedachte Leitfrage für ethisches Handeln, „Cui bono?" (Haraway 1996: 364, vgl. Haraway 1997b: 239), verkommt zur Rechtfertigung individueller Interessen in spezifischen Situationen, weil sich die Entscheidungen gar nicht mehr auf eine wesentliche Bedingung ethischen Handelns, die gesellschaftlichen Verhältnisse außerhalb der Wissensproduktion, richten können. Kathrin Braun ist zuzustimmen (vgl. Braun 1998: 167ff.), dass Haraway unter diesen Umständen zumindest zum Teil eine nicht explizit eingestandene utilitaristische Position vertritt, mit der letztlich ein instrumenteller und herrschaftlicher Umgang mit Natur in der kapitalistischen Produktionsweise einhergehen kann, sofern es im Interesse der moralisch handelnden Akteure von Nutzen zu sein scheint.

Will man zwischen richtigen und falschen individuellen ethischen Positionen unterscheiden, ist es unumgänglich, die Begriffe der Wahrheit, Objektivität und Gesellschaft in Anschlag zu bringen. Ohne sie lässt sich moralisches Handeln nicht vollständig begründen. Wenn man nicht gänzlich die Bedingungen moralischen Handelns in kapitalistischen Gesellschaften begreift, ist es unmöglich, die Ursachen für Probleme ethischer Praxis zu bestimmen und so wird letztlich die Entwicklungstendenz der Gesellschaft durch die Verfolgung individueller Einzelinteressen perpetuiert. Haraways Arbeiten lassen jedoch infolge der Eliminierung des Gesellschaftsbegriffs und der Aufgabe ei-

150 Anders als Braun behauptet, gibt Haraway keine Handlungsanweisungen, weil sie sich einer Negativität verpflichtet sieht (vgl. Braun 1998: 172). Sie gibt keine, weil sie der Auffassung ist, dass man keine allgemeinen Standpunkte anhand einer Analyse gesellschaftlicher Strukturen positiv entwickeln könne. Das ist ein nicht zu unterschlagender Unterschied.

nes Wahrheits- beziehungsweise Objektivitätsbegriffs kaum noch begründbare Standpunkte zu. Wenn es keine falsche, vergegenständlichte gesellschaftliche Struktur gibt, haben die Akteure dann eigentlich noch inhaltlich verbindliche, vernünftige und (im Sinne Haraways) weltliche Gründe, für oder gegen etwas einzutreten außer das eigene Interesse?

Die von Haraway geforderte „Positionierung", „Verantwortung" und „Situierung" verkehrt sich unter der Bedingungen, dass Wahrheit und Objektivität nicht über bestehende Handlungen hinaus existieren, in ihr Gegenteil. Utilitaristisch-pragmatische Abwägungen und Haraways individualistischer „voluntaristischer Zug" (Gransee 1999: 194) widersprechen einander nicht, sondern gehen Hand in Hand. Eigene Interessen müssen sich den Bedingungen anpassen, in denen sie formuliert werden. Wenn dies nicht geschieht, gibt es keine Handlungsmöglichkeit und man gäbe das eigene Engagement und folglich die eigene Verantwortung auf.

Unter diesen Umständen zeigt sich Haraway teilweise sogar offen, auch das gesellschaftlich hervorgebrachte Leid anderer Lebewesen zu akzeptieren und zu rechtfertigen. Statt Leid als Produkt von Herrschaft und Ausbeutung geprägten, gesellschaftlichen Verhältnissen zu analysieren und zu kritisieren und auf seine gesellschaftliche Abschaffung hinzuarbeiten, heißt sie es als möglichen Teil von Wissenskonstruktionen gut (vgl. Fußnote 128 der vorliegenden Arbeit).

Einen Ausweg aus dem Dilemma, einerseits theoretische angeleitete Gesellschaftskritik leisten zu wollen und andererseits keine klaren gesellschaftstheoretischen Maßstäbe für individuelles Handeln entwickeln zu können, kennt die auf den einzelnen Akteur beschränkte Perspektive Haraways nicht (vgl. Haraway 2008: 72). Dennoch bleibt sie dabei, sich positiv zum Engagement in der Wissensproduktion zu bekennen, ohne dies unter den historisch spezifischen bestehenden gesellschaftlichen Bedingungen zu konkretisieren. Engagement wird zum Selbstzweck und Positionierung, trotz gegenteiliger Behauptung Haraways, zur individuellen Wahl.

Letzten Endes gleicht sich Haraways Ethik an moderne Moraltheorien an. Sie ist machtlos gegenüber den bestehenden gesellschaftlichen Verhältnissen, weil sie theoretisch nicht über Aufforderungen an die einzelnen handelnden Akteure hinauskommt und die objektiven gesellschaftlichen Hindernisse für die Umsetzung konsequenter moralischer Überlegungen, die aus den gesellschaftlichen Verhältnissen erwachsen, in der theoretischen Bildung der Ethik nicht berücksichtigt. Moral bleibt notwendig individualistisch beziehungsweise subjektivistisch, wenn sie keine verbindliche und materialistische Analyse gesellschaftlicher historisch spezifischer Verhältnisse vorlegt.

3.3.7 Spekulative Metaphysik

Mit ihrer Kritik der klassischen philosophischen Utopie-Konzepte legt Haraway deren Defizite offen (vgl. Kapitel 3.1.6). Als Alternative offeriert sie, andere Formen der Wissensproduktion zu generieren, um andere Machtverhältnisse, Ausschlüsse und anderes Wissen – und damit auch andere Relationen zwischen Akteuren und Aktanten im Netzwerk der Technoscience – hervorzubringen. Für diese Form der „utopischen" Wissensproduktion verwendet Haraway unterschiedliche Metaphern. In den 1990er-Jahren rekurrierte sie vor allem auf das Konzept der Diffraktion (vgl. Kapitel 3.1.6). In der letzten Dekade spricht sie vermehrt von „speculative fabulations" (Haraway 2007a und Haraway 2011) sowie „kosmologischen Performances" (ebd.: 16, Fußnote 1).

Diese Metaphern beziehungsweise Konzepte zeichnen sich dadurch aus, dass sie als Haraways Versuche betrachtet werden müssen, kulturelle Bilder, Begriffe, Vorstellungen und wissenschaftliche Erzählungen der westlich-abendländischen Moderne durch die Produktion anderer Bilder zu brechen (vgl. Haraway 1997a: 16) und eine andere Form des Wissens innerhalb des bestehenden Wissenschaftsbetriebes zu erzeugen.

Haraways setzt voraus, dass die Differenz zwischen Theorie und Praxis verworfen werden muss, Theorie ebenfalls eine Praxis ist und dass der Wissensproduktion in der Technoscience die Vermittlungsrolle zwischen Sein und Sein-Sollen zukommt. Entsprechend besitze die Wissensproduktion für Veränderungen im Netzwerk der Technoscience ihr zufolge die Funktion, Verschiebungen in den Bedeutungen der Wissenskonzepte – „whole other potent ways of thinking" (Haraway/Nichols Goodeve 2000: 103) – zu erzeugen (vgl. Deuber-Mankowsky 2007: 284, Fußnote 64). Dadurch soll den bereits vorhandenen und neuen, sichtbar gemachten kulturellen Differenzen fortwährend Ausdruck verliehen, die Wissensproduktion soll für neue Differenzen offengehalten und Ausschlüsse sollen durch die Wissensproduktion verringert werden.

Haraways Vorstellung, wie Verschiebungen im Netzwerk der Technoscience ermöglicht werden können, basiert darauf, die Widersprüche in der Wirklichkeit theoretisch nicht zu adressieren beziehungsweise diese auf Widersprüche im Denken (moderne Dualismen) zu reduzieren, und statt einer anderen gesellschaftlichen Praxis, spekulative Metaphysiken zu erfinden und Differenzen in der Wissensproduktion zu erzeugen (vgl. ebd.: 283).

Damit situiert Haraway nicht nur die zentrale Achse der Veränderung der Relationen zwischen Akteuren und Aktanten in der Wissensproduktion, und damit im subjektiven Denken. Sie suggeriert auch, dass subjektiv-spekulative

Philosophie Veränderungen in der gesellschaftlichen Praxis nicht nur bewirken kann, sondern identisch mit ihr ist. Ein anderes Netzwerk von Akteuren und Aktanten, ein anderer Kosmos könne also Haraway zufolge mit anderen Denkformen geschaffen werden.

Haraways Philosophie anderer Relationen ist komplementär dazu implizit radikal auf die bestehende Gesellschaftsformation bezogen, das heißt, indem sie jede Vorstellung eines zu transzendierenden gesellschaftlichen Ganzen, wie zum Beispiel die gesellschaftlichen Produktionsverhältnisse, ablehnt. Ihr Konzept für Veränderung der antagonistischen Gesellschaft ist dieser immanent. Denn die herzustellende Virtualität zielt auf die Änderung individueller, kultureller Vorstellungen und Praktiken. Diese können losgelöst von den gesellschaftlichen Verhältnissen als Ganzes weder entstehen noch aufgehoben werden, werden jedoch von Haraway wiederum nicht adressiert (vgl. Kapitel 3.1.6). Unter diesen Bedingungen bleiben die spekulativen Eingriffe in die technowissenschaftliche Kulturproduktion in den gesellschaftlichen Verhältnissen kapitalistischer Produktionsweisen gefangen. Haraway steht damit im Widerspruch zu ihrem eigenen Anliegen.

Die „neu“ erfundenen Formen kultureller Praktiken und Relationen, die Haraway für eine positive Veränderung vorschweben, werden in der Realität den Zwecken des Kapitals unterworfen und verformt. Insbesondere die Kulturindustrie richtet auch die projektierten Performances herrschaftlich zu, wie am Beispiel der Geschichte der Cyborgs rückblickend gezeigt werden kann. Die Cyborgs, sei es nun in Form von OncoMouse™ oder anderen, hat gezeigt, dass diese realiter nicht zum Fortschritt, sondern zu intensivierten Ausbeutung und Naturbeherrschung beigetragen haben. Vorausgesetzt Haraways Hypothese trifft zu, dass durch spekulative Erzählungen auch neue Akteure und Aktanten geschaffen würden, könnten sie maximal eine Pluralisierung beziehungsweise Diversifizierung bürgerlich-liberaler, individueller Akteure (Subjektivitäten) bewirken, jedoch keine individuelle und gesellschaftliche Freiheit (vgl. Hawel 2007: 125-141). Dabei sind Verschiebungen und Änderungen in der Sphäre kultureller Produktion nicht per se falsch, weil sie reformistisch oder irrelevant sind. Haraways kulturtheoretische Spekulationen werden dadurch falsch, dass sie als zentrales Ziel und als Hauptzweck individuellen und kollektiven Handelns die Veränderungen in der Kultur, ihren Bildern, Vorstellungen etc. setzen, durch die das objektive gesellschaftlich hergestellte Leiden der realen Individuen nicht verringert und erst recht nicht behoben wird. Im Gegenteil werden rein kulturelle Veränderungen sogar dem Zweck der Kapitalverwertung einverleibt und für sie nutzbar gemacht.

Die technowissenschaftliche Kultur ist bei Haraway zwar nicht „an sich“ vorhanden, sondern hat sich infolge der historischen Entwicklung der Tech-

nologien auf die gesamte Gesellschaft und die Welt ausgedehnt. Schlussendlich umfasst sie aber für Haraway alle gesellschaftlichen Sphären. In der Konsequenz gibt sie eine konkrete Bestimmung der Stellung von Theorie – in Form von Kulturkritik – gegenüber der Praxis auf und macht sie ihr gleich. In der Erscheinungsform von Theorie und Praxis erkennt sie zwar Unterschiede an, aber im Wesen sind sie identisch. Beide sind der Form nach verschiedene Produkte kultureller Praktiken.

Haraway unterscheidet damit die kulturelle Produktion nicht mehr grundsätzlich von den materiellen Bedingungen der kulturellen Produktion. Während einst Kulturkritik gegen die theoretische Reduktion der Gesellschaftskritik auf die materielle Produktion und deren Kritik als Teil der Gesellschaftskritik erkämpft wurde, hat sie sich nun gegen diese nicht nur verselbstständigt, sondern sich weitgehend unabhängig von der Kritik der materiellen Produktionsverhältnisse gemacht. Haraway wiederholt damit die Verdinglichung der kulturellen Produktion gegenüber der materiellen, wie sie in der Wirklichkeit besteht, und stellt – implizit – die Trennung zwischen Basis und Überbau wieder her, die gerade von fortschrittlichen Kulturkritikern immer beklagt worden ist. Dabei wird in ihrer Philosophie der Überbau zur bestimmenden Determinante.

Das Problem der Haraway'schen Visionen ist nicht, dass sie einen Zustand ewigen Friedens ausführlich beschreibt, wie die klassischen Utopisten es mit ihren Werken taten, sondern dass ihre Wissenschaftstheorie es nicht mehr zulässt, eine qualitativ andere Form der gesellschaftlichen Reproduktion[151] zu denken. Das impliziert, dass es auch keinen Ausweg aus den Machtbeziehungen der Wissensproduktion geben kann, sondern dass sich diese – transhistorisch – als Bedingung der Herstellung von Wissen beständig fortentwickeln. Damit ist grundsätzlich die reale Möglichkeit einer Gesellschaft, in der sich anhand kultureller Differenzen keine gesellschaftlich vermittelten Herrschaftsverhältnisse entwickeln, ad acta gelegt. „There is […] no way to pretend innocence and transcendence or final peace." (Haraway 2008: 295, vgl. Haraway 2007.) Haraways Kritik, hier der klassischen Utopie, schlägt auch in diesem Punkt in ihr Gegenteil, die Prolongierung der bestehenden Verhältnisse, um.

Eine fundamentale Umwälzung gesellschaftlicher Verhältnisse ist buchstäblich nicht mehr denkbar. Sie muss bei Haraway der reformistischen Einsicht weichen, dass lediglich „Verschiebungen" (Haraway 1995c: 174) inner-

151 Marx und Engels beschreiben in *Die deutsche Ideologie* den Kommunismus als eine solche Bewegung: „Der Kommunismus ist für uns nicht ein Zustand, der hergestellt werden soll, ein Ideal, wonach die Wirklichkeit sich zu richten haben [wird]. Wir nennen Kommunismus die wirkliche Bewegung, welche den jetzigen Zustand aufhebt." (MEW 3: 35)

halb des Macht/Wissens-Komplexes vorgenommen werden können. Haraways Vorstellungen einer anderen Gesellschaft zielen also nicht auf die Überwindung der jetzigen ab, sondern auf deren Ausdifferenzierung, ihre mikrologische und quantifizierbare Diversifizierung.

Haraways Transformationskonzepte verpflichten damit zu Veränderungen innerhalb des Banns des Bestehenden. Aus ihrer Kritik der modernen Machtverhältnisse, Ausschlüsse und der modernen Wissensproduktion schlussfolgert Haraway nicht mehr als ihre demokratisierende Verschiebung. Ihre Arbeiten zeichnen sich also durch die Negation von Utopien beziehungsweise Visionen aus, die über einen bestehenden gesellschaftlichen Gesamtzusammenhang in Theorie und Praxis qualitativ hinausweisen.

Darüber hinaus unterstellt Haraway, dass Veränderungen kultureller Praktiken individuell durch das Setzen neuer Differenzen in der Wissensproduktion als „kritische Differenz innerhalb“ (Trinh T. Minh-ha zit. n. ebd.: 20) möglich seien. Sie ist der Meinung, dass es notwendig sei, einen Unterschied zu machen, Differenzen zu perpetuieren und sich in eine Position der „critical, deconstructive relationality“ (Haraway 1991c: 23) zu begeben. Man sollte „un/an/geeignete Andere“ (Haraway 1995c: 20) erzeugen, indem man Gegenständen immer neue Bedeutungen zuschreibt, die die gängigen beugten und Neuinterpretationen sowie neue Praktiken zuließen (vgl. Haraway/Nichols Goodeve 2000: 102).

Obgleich Haraway sich zwar positiv auf die Negativität der Kritischen Theorie der Frankfurter Schule – in dem Sinne, dass sie an der Vorstellung festhält, die Dinge könnten grundlegend anders sein (vgl. Haraway 2004a: 326) – bezieht, ist ihr zentrales Motiv, mit dem sie auf eine veränderte Konfiguration innerhalb der Technoscience abzielt, anders ausgerichtet. „Diffraction is the production of difference patterns in the world, not just of the same reflected-displaced-elsewhere.“ (Haraway 1997a: 268)

Das Problem daran ist nicht Haraways Plädoyer für die Einmischung in konkrete politische Auseinandersetzung, auch in den Wissenschaften, sondern die Reduktion möglicher Veränderung darauf, individuell – oder in Netzwerken auch kollektiv – eine gesellschaftlich relevante, kulturelle Differenz herzustellen. Dabei geht es Haraway nicht um eine spezifische Differenz oder um eine Differenz in Abgrenzung zum gesellschaftlichen Ganzen. Die Grenzverschiebung durch das neu hervorgebrachte kulturelle Produkt ist Gegenstand und Ziel kultureller Produktion zugleich (vgl. Weyand/Sebald 2007: 45f.). Differenzen werden beziehungsweise die Produktion von Differenz wird zum Selbstzweck (vgl. Haraway/Nichols Goodeve 2000: 101ff.).

Mit der neuen Idee, Vorstellung oder Erzählung ist für Haraway bereits eine Beugung des und die Abkehr vom Immergleichen vollzogen. Der Inhalt

dieser Verschiebung ist dafür im Prinzip zweitrangig oder sogar belanglos, weil er nur eine weitere Verknüpfung von Macht und Wissen, Herrschaft und Erkenntnis darstellt. Haraways selbst bekundetes Interesse an Formen und Formveränderungen (vgl. ebd.: 24) läuft darauf hinaus, dass die Seite der Form gegenüber dem Inhalt und die der Quantität gegenüber der Qualität verabsolutiert und das Immergleiche in veränderter Form nicht mehr erkannt wird.

Ihr in sich widersprüchlicher Vorschlag einer konkreten Utopie suggeriert, kulturelle Differenzen ließen sich dadurch erhalten beziehungsweise neu erzeugen, dass sie diversifiziert werden, ohne jedoch dabei ihre qualitativen Momente zu betrachten und ohne Perspektive auf einen anderen Umgang mit Differenzen als dem Gegenwärtigen (vgl. Haraway 2008: 245). Die Menge und Heterogenität der Bedeutungen und ihrer Umstände werden zu Repräsentanten der Differenz, ohne jedoch zum Beispiel die Beziehungen eines Akteurs zu anderen ihres Inhalts nach zu bestimmen (vgl. Haraway/Nichols Goodeve 2000: 105).

Ist die Setzung kultureller Differenz durch die kulturelle Wissensproduktion in der Technoscience Selbstzweck, verselbstständigen sich die Setzungen vereinseitigend gegen die gesellschaftlichen politisch-ökonomischen Beziehungen. Nur die Erzeugung neuer kultureller Differenzen oder die Konzentration auf den Prozess ihrer Erzeugung verändert weder den gesellschaftlichen Umgang mit ihnen noch die politisch-ökonomischen Bedingungen, aus denen heraus kulturelle Differenzen zum Zwecke der Herrschaft instrumentalisiert werden. Die kosmologischen Performances, spekulativen Figurationen usw. als beständige quantitative Vervielfältigung und Neuproduktion von Bedeutungen und Begriffen, Geschichten etc. fördert nicht nur inhaltliche Beliebigkeit und eine Abkehr von der Veränderung gesellschaftlicher politisch-ökonomischer Strukturen, sondern redet auch dem Produktionismus in der Sphäre des Begriffs das Wort.

Was Haraway in der Philosophie fordert – die beständige Neuproduktion von Narrationen und Praktiken in der Wissenschaft (vgl. Haraway 1995c: 97) – entspricht in einem spezifischen Sinn, was Marx für die Entwicklung der Produktivkräfte insgesamt bereits im *Kapital* entwickelt (vgl. MEW 23: 341-530)[152] und zuvor schon im *Manifest der Kommunistischen Partei* (MEW 4:

152 Auch auf die begrifflichen Werkzeuge der Wissenschaften, insbesondere der Naturwissenschaften, trifft zu, dass sie dem Zweck des Kapitals nach Verwertung untergeordnet und in die gesellschaftliche Arbeitsteilung integriert sind, so dass sich ihre Neuentwicklungen auch nach diesen richtet. Die beständige Weiterentwicklung begrifflicher Instrumentarien – bei gleichbleibenden gesellschaftlichen Produktionsverhältnissen – ist notwendiger Teil der auf Naturbeherrschung gründenden kapitalistischen Produktivkraftentwicklung.

459-493, im Folgenden abgekürzt das *Kommunistische Manifest*) agitatorisch vereinfacht dargelegt hat (vgl. ebd.: 465): der stetigen Umwälzung und Anpassung der gesamten Produktionsmittel an die Erfordernisse des Kapitals. Dies gilt selbstverständlich auch für die intellektuellen Produktivkräfte, also insbesondere für die Wissenschaften gleich welcher Disziplin. Haraway belässt es also nicht nur bei der von Gransee zutreffend beklagten Ausblendung der Kontinuitäten naturbeherrschender Vernunft, sondern affirmiert dieses Denken bezogen auf die Wissensproduktion. Diese spezifische Affirmation der instrumentellen Vernunft geht bei Haraway sogar soweit, dass die Entwicklungen der Produktivkräfte den Menschen die Allmacht eines „vollständigen Konstruktivismus“ (Haraway 1995c: 98) ermöglichen und ihn zum „gottähnlichen Welten-Ingenieur“ (Gransee 1999: 184) machen sollen.

Adorno beschreibt in *Spätkapitalismus und Industriegesellschaft* (Adorno GS 8: 354-370) unter anderem, dass die ideologische Ablehnung von Utopie in der Gesellschaft mit dem Produktionismus und dem Glauben an ihn verbunden ist, da letzterer Ersatz für einen Ausweg aus dem Bestehenden darstellt und gesellschaftliche Fähigkeiten vortäuscht, die de facto noch gar nicht verwirklicht und auch nicht durch die Entwicklung der Produktivkräfte zu leisten sind.[153] Adornos Darstellung besitzt angesichts des Haraway’schen begrifflichen Produktionismus eine ungeahnte Aktualität.

Unmittelbar ist eine andere Gesellschaftsformation nicht in der Theorie und insbesondere nicht in der Philosophie als Positives zu erlangen – auch nicht als Negation des Negativen. Weder das Setzen neuer Differenzen noch der Ausschluss der Differenz, die Gleichmacherei, bilden einen Ausweg aus der Falle der idealistischen Identifikation. Vielmehr sind sie die falschen Alternativen zu einer revolutionären Veränderung der gesellschaftlichen Praxis, die die Möglichkeit bietet, verschieden zu sein, ohne Angst haben zu müssen (vgl. Adorno GS 4: 114).

153 Vgl.: „Was Marx und Engels, die eine menschenwürdige Einrichtung der Gesellschaft wollten, noch als Utopie anprangerten, welche eine solche Einrichtung bloß sabotiere, wurde zur handgreiflichen Möglichkeit. Kritik an der Utopie ist heute selbst in den ideologischen Vorrat hinabgesunken, während gleichzeitig der Triumph der technischen Produktivität dazu taugt vorzuspiegeln, die Utopie, unvereinbar mit den Produktionsverhältnissen, sei in deren Rahmen bereits verwirklicht.“ (Adorno GS 8: 362)

3.4 Kritik des Naturbegriffs als Modell

Ebenso wie Haraways Philosophie in ihrem Naturbegriff modellhaft zusammengeführt werden kann, ist es auch möglich, die unter Kapitel 3.3 formulierte Kritik an ihrer Philosophie um den Naturbegriff zu versammeln. Im Folgenden soll jedoch nicht nur das bereits Gesagte verdeutlicht, sondern zugleich nachgewiesen werden, dass die Theorie, die Haraway liefert, nicht nur unzureichend sind, um das gegenwärtige Verhältnis von Natur und Gesellschaft zu begreifen, sondern es teilweise ideologisch verklären.

Haraway behauptet seit mehreren Jahrzehnten nicht nur, dass die beiden Pole Natur und Kultur keinen „cordon sanitaire *between nature and culture*" (Haraway 2007a, Herv.i.O.) in Form eines modernen Dualismus' bildeten, sondern dass sie unter den Bedingungen einer neuen historischen Konfiguration sogar implodierten, das heißt in eins fielen. „[N]atures and cultures have become one world" (Haraway/Nichols Goodeve 2000: 157): „situated naturecultures" (Haraway 2006a: 110, vgl. Haraway 2001: 120). Natur und Kultur seien zwar nicht identisch, aber auch keineswegs mehr voneinander getrennt zu behandeln, sondern konstituierten einander wechselseitig durch kulturelle, technowissenschaftliche Produktionen. Sie seien „immer schon gemischt" (Haraway/Despret 2011: 97). Natur ist für Haraway vollkommen vergesellschaftet und vergegenständlichte Kultur. Kultur wiederum ist vollkommen naturalisiert. Natur und Kultur gebe es nicht mehr, „Nature-culture ends up being one world" (Haraway 2000). Natur und Kultur werden zu so genannten „naturecultures", „Naturkulturen" oder wie es später in ihren Arbeiten heißt „naturalcultural contact zones" (Haraway 2008: 6f.).

„Nature mutates in its binary opposite, culture, and vice versa, in such a way as to displace the entire nature/culture (and sex/gender) dialectic with a new discursive field. In that field, the actors who count are their own instrumental objectifications. […] Nature is the program; we replicated it; we won it; we are it. Nature and culture implode into each other and disappear into the resulting black hole." (Haraway 1997a: 149)

Sicherlich zugespitzt, aber dennoch zutreffend, ist für Haraway sogar die begriffliche Trennung von Natur und Kultur eine Form der Gewalt. Das ist die Grundlage ihrer Philosophie (vgl. Haraway/Nichols Goodeve 2000: 106).

Diese Konzeption wirft gleich mehrere gravierende Probleme auf. Anders als zum Beispiel Marx oder die kritischen Theoretiker der Frankfurter Schule sieht Haraway in der Vergesellschaftung beziehungsweise Kulturalisierung jeder Natur keinen sich stetig intensivierten Prozess, der lediglich das Ausmaß des Zugriffs kapitalistischer Produktion auf die Natur erweitert, sondern

sie interpretiert in diesen Prozess eine neue Qualität. Diese besteht darin, dass Natur vor ihrer gesellschaftlichen Vermittlung aufgrund der technischen Entwicklung nicht mehr existiert und sich gänzlich in das Produkt technowissenschaftlicher Kulturpraktiken verwandelt hat (vgl. Haraway 2008: 17/25f.). Demzufolge ist Natur Kultur und jede vergegenständlichte Kultur Natur.

Dass Haraway ihren eigenen Naturbegriff als eine Reaktion auf moderne Konzeptionen von Natur entwickelt, tritt auch in diesem Zusammenhang wieder deutlich hervor. Allerdings schlägt ihre Kritik an diesen in das entgegengesetzte Extrem des Kritisierten um. Wurden Kultur und Natur von den modernen (Natur-)Wissenschaften als völlig voneinander getrennte Extreme, miteinander nicht vereinbare Gegensätze aufgefasst, sind sie bei Haraway nicht mehr voneinander zu trennen.[154]

Bereits Marx schreibt in den *Ökonomisch-philosophischen Manuskripten aus dem Jahre 1844* (MEW EB 1: 465-590): „Aber auch die Natur, abstrakt genommen, für sich, in der Trennung vom Menschen fixiert, ist für den Menschen nichts." (Ebd.: 587) In diesem Punkt sind Marx, Horkheimer, Adorno und Haraway sich einig. Nur ziehen sie unterschiedliche Schlüsse daraus. Haraway schlussfolgert, dass Natur nicht nur für den Menschen „nichts" ist, wenn man die Beziehungen zwischen Menschen und Natur unterschlägt und nur Natur an sich untersucht, sondern dass die Natur überhaupt ohne den Menschen „nichts" ist. Damit begeht sie denselben Fehler, den Alfred Schmidt in seinem Grundlagenwerk *Der Begriff der Natur in der Lehre von Karl Marx* (Schmidt 1962/1993: 66f.) Georg Lukács nachweist. Dieser schreibt in der Einleitung zu *Geschichte und Klassenbewußtsein* (Lukács 1970), dass Natur ausschließlich „eine gesellschaftliche Kategorie" (ebd.: 16/238) sei.

Auch bei Haraway heißt es, dass die Natur keiner sozialen Beziehung vorgängig sein könne, weil Beziehungen das konstituierende Moment für alle Sedimentierungen (Ablagerungen) seien. Es wird in ähnlicher Weise unterstellt, dass Natur der gesellschaftlichen Beziehungen bedürfe, um zu sein. Natur sei außerhalb des Artefaktizismus eher nirgends- als anderswo zu finden (vgl. Haraway 1995c: 11). Mit der These, dass die Natur nicht vor ihrer Konstruktion existieren könne (vgl. ebd.: 14), überantwortet Haraway die Qualitäten von Natur dem herrschaftlichen Geist, der instrumentellen Vernunft, und dem vollständigen Zugriff der bestehenden gesellschaftlichen ka-

154 In der Sekundärliteratur wird darauf hingewiesen, dass die Kritik an den klassisch modernen Naturbegriffen obsolet sei, weil die (Natur-)Wissenschaften nicht mehr einem statischen Verständnis von Natur im Sinne von Haraways Kritik verwendeten, der auf einem unveränderlichen Wesen der Natur basiert (vgl. Gloy 1995: 18ff. und von Winterfeld 2006: 10ff.).

pitalistischen Produktionsweise. Relationalität in Form kultureller Praktiken entwickelt sich bei Haraway zum diskursiven Fetisch – in dem von ihr geprägten Sinne. Relationalität ist ihr Universalschlüssel.

Haraways Behauptung, eine vollkommen „artefaktische“ oder „soziale Natur“ (ebd.: 44) besitze keine wirkliche qualitative Differenz mehr zur Kultur beziehungsweise zur Gesellschaft (vgl. Haraway 1997b: 231), ist falsch. Der stofflich-materielle Eigensinn der Natur, der nicht nur als vergegenständlichte Materie eine Differenz zur Kultur besitzt, sondern nicht in soziales Handeln auflösbar ist, wird von ihr ausgelöscht. Die „Nichtidentität des Anderen“ (Görg 2003b: 122, vgl. Görg 2003a: 50ff.), in diesem Fall der Natur, wird von Haraway nicht gewahrt und ihr auch nicht theoretisch eingedacht. Natur wird letztlich mit Kultur identifiziert.

Haraways Versuch, die Differenz zwischen Natur und Kultur noch anhand der unterschiedlichen Existenzweise – Kultur ist der technowissenschaftliche Produktionsprozess, Natur sein zugleich vergegenständlichte Voraussetzung und sedimentiertes Resultat – zu bewahren, scheitert. Die Form des Resultats ist verschieden, die Art und Weise seiner Herstellung sowie das Wesen von Natur und Kultur sind für Haraway identisch (vgl. Haraway 2008: 17).

Bereits in diesem Punkt vollzieht Haraway den entscheidenden Übertritt zur idealistischen Konstruktion. „Die Äquivokation im Begriff der Vermittlung, die veranlasst, dass die einander entgegengesetzten Pole der Erkenntnis einander gleichgesetzt werden auf Kosten ihres qualitativen Unterschieds, an dem schlechterdings alles hängt, datiert zurück auf die Abstraktion” (Adorno GS 6: 174f.) instrumenteller Vernunft.

Haraway irrt, wenn sie davon ausgeht, dass natürliche Objekte auf die Konstruktion und erst recht auf die Erkenntnis durch die erkennenden Akteure angewiesen sind, um zu existieren (vgl. Haraway 1995c: 17f.). Objekte, wie die äußere Natur, Wälder, Gene, Geschlechter, Tiere etc. sind für ihre materielle Existenz keineswegs abhängig von subjektiver Erkenntnis und erst recht nicht von der Form subjektiver oder gesellschaftlich vermittelter Erkenntnis oder der diskursiven Wissensproduktion.

Dies bedeutet jedoch nicht, dass sie für die Subjekte als solche existieren. Für die Subjekte sind die Natur und die Erkenntnis von ihr über die historisch spezifische Form der gesellschaftlichen Praxis vermittelt. Eingeschränkt sind auch die Philosophie und die (Natur-)Wissenschaften Teil dieser Praxis, indem sie als Teil der kapitalistischen Produktivkraftentwicklung dazu beitragen, den naturbeherrschenden instrumentellen Charakter der Produktivkräfte im Kapitalismus beizubehalten und zu intensivieren.

Allerdings bedeutet dies nicht, dass Natur ihre materielle Form verändert, wenn sich die gesellschaftliche Form der Erkenntnis, Bilder, Vorstellungen,

Ideen – mit anderen Worten: Wissen verändert. Die Haraway'sche These kann mit Adornos Konzept des dialektischen Widerspruchs zwischen Subjekt und Objekt, zwischen Gesellschaft und Natur ihrer Unwahrheit überführt werden. Mit diesem kann man sowohl der Beziehung zwischen den beiden als auch ihrer Differenz gerecht werden.

„Die Polarität von Subjekt und Objekt erscheint leicht als eine ihrerseits undialektische Struktur, in der alle Dialektik statthaben soll. Aber beide Begriffe sind entsprungene Reflexionskategorien, Formeln für ein nicht zu Vereinendes; kein Positives, keine primären Sachverhalte, sondern negativ durchaus, Ausdruck einzig der Nichtidentität. Trotzdem ist die Differenz von Subjekt und Objekt auch nicht ihrerseits einfach zu negieren. Weder sind sie letzte Zweiheit, noch verbirgt hinter ihnen sich letzte Einheit. Sie konstituieren ebenso sich durch einander, wie sie vermöge solcher Konstitution auseinandertreten." (Adorno GS 6: 176)

Adorno hat mit der „Präponderanz des Objekts" (ebd.: 184) einen materialistischen Einwand gegen die idealistische Philosophie formuliert, die in diesem Falle auch auf Haraways Philosophie und ihren Naturbegriff zutrifft (vgl. Kapitel 3.3.2). Mit diesem Motiv verweist Adorno auf die materiellen Bedingungen und die Eigenständigkeit des Objekts, der Natur, gegenüber dem Subjekt, indem er sie ihrem Inhalt und nicht nur der Form nach bestimmt. Das Subjekt ist auf das Objekt angewiesen, um Subjekt zu werden, das Objekt hingegen ist nicht auf das Subjekt angewiesen. Es bedarf seiner nicht. Auch die Natur bedarf des Subjekts nicht. Reflektierend kann diese Eigenständigkeit der Natur eingedacht werden.

Der Widerspruch zwischen Natur und Gesellschaft ist nicht einfach begrifflich zu beheben, solange sich an den gesellschaftlichen Verhältnissen nichts grundlegend ändert. Die Entwicklung der Produktivkräfte, sowohl der geistigen als auch der materiellen, ist nicht gleichbedeutend mit einer solchen Aufhebung. Das Gegenteil ist der Fall. Vielmehr entsprechen die sukzessive Unterwerfung der Natur und die Kultur der kapitalistischen Produktionsweise dem historischen Gang kapitalistischer Vergesellschaftung. Erst im Stande der Versöhnung – das heißt in einer befreiten Gesellschaft – wäre es möglich, dass Theorie und Praxis einander annäherten, weil man über den antagonistischen Charakter der Gesellschaft hinaus gelangt wäre. Bis dahin ist auch das Verhältnis zwischen Natur und Gesellschaft theoretisch nur dialektisch zu erfassen und nicht in einem diffusen, kulturalistischen Dritten aufzulösen. „Subjekt ist in Wahrheit nie ganz Subjekt, Objekt nie ganz Objekt; dennoch beide nicht aus einem Dritten herausgestückt, das sie transzendierte. Das Dritte tröge nicht minder." (Adorno GS 6: 177) Haraway löst nicht den Widerspruch zwischen Kultur und Natur, sondern sie verlagert in auf eine Seite, auf die der Kultur.

Will man der qualitativen Differenz von Natur und Kultur gerecht werden, kann nicht ihre theoretisch-begriffliche – und erst recht nicht ihre praktische – Trennung an sich, sondern nur deren Hypostasierung als Problem begriffen werden, weil diese reduktionistisch die Gemeinsamkeiten und die gegenseitige Vermittlung von Natur und Gesellschaft ausblendet. Verschwistert mit der Hypostasierung der Differenz ist jedoch die Hypostasierung der gegenseitigen Vermittlung durch die denkenden Subjekte in der Wirklichkeit, wie sie in der Philosophie Haraways vorliegt.

Wie wird aber Natur dann derzeit hergestellt? Auch wenn Haraway durchweg behauptet, Natur sei eine materiell-semiotische Konstruktion, macht sie keine Aussage darüber, worin denn eigentlich ihre materielle Produktion besteht. Stattdessen konzeptioniert sie sie als Diskurseffekt. Als „gemeinsame Konstruktion von menschlichen und nichtmenschlichen Wesen" (Haraway 1995c: 15) sei sie vor allem „ein Thema des öffentlichen Diskurses, um das vieles sich dreht, sogar die Erde" (ebd.: 14).

Allerdings vermag Haraway in diesem Diskurs nicht mehr zwischen ideologischen und wahren Aussagen zu unterscheiden, weil Unterscheidungen wie diese bereits subjektiven Charakter hätten. Alle Aussagen zur Natur sind diskursive Konstruktionen, die ihre Berechtigung haben, solange sie brauchbares Wissen generieren, und damit etwas anderes als Ideologie (vgl. ebd.: 17). Einerseits bezweckt Haraway, mit dieser rein formal-diskurstheoretischen Betrachtung die Trennung zwischen Denkformen und vergegenständlichten Körpern zu unterlaufen, um an ihrer Konzeption festzuhalten, dass wissenschaftlichen Körper immer zugleich materiell und semiotisch konstituiert werden. Andererseits entkoppelt sie die Wissensproduktion von ihrer Einbindung in die historisch spezifische Gesellschaftsformation. Haraway unterschlägt damit, überhaupt ein Kriterium für Wahrheit entwickeln zu müssen, an dem sich Wissen zu orientieren hat, solange es an die überwiegend subjektiv-moralischen Vorgaben situierten Wissens wie Sichtbarkeit, Verantwortlichkeit, Komplexität etc. gebunden bleibt. Denken, das an Befreiung festhält und nicht pseudo-pluralistisch eine Vielfalt von (wissenschaftlichen) Naturen beziehungsweise natürlichen Verkörperungen proklamiert, ist jedoch gezwungen, eine Unterscheidung zwischen wahrer und falscher Theorie vorzunehmen, um nicht die bestehenden Verhältnisse als eine von vielen Möglichkeiten zu relativieren.

Ein weiteres Problem, welches sich in Anschluss an die Naturkonzeption Haraways und an die Aufgabe der qualitativen Differenz zwischen Natur und Kultur stellt, ist, trotz der Behauptung einer negativ zu berücksichtigenden Wirkmächtigkeit von Natur, das Verschwinden der materiellen Eigenständig-

keit von Natur als Grenze begrifflicher Konstruktionen. In *Lieber Kyborg als Göttin!* erklärt Haraway z.B natürliche Einheiten zu „verrückte[n], mystische[n] Illusionen“ (ebd.: 174). Gransee kritisiert Haraway deswegen zutreffend dafür, dass ihre Kritik in Affirmation der vollkommenen Unterwanderung alles Materiellen umschlage.

> Es „scheint auch hier wieder die Radikalität, mit der ‚Natur‘ ‚Körper‘ etc. als ‚gemacht‘ gedacht werden, mit einer erkenntnistheoretischen Nivellierung jenes Problems einherzugehen, das mit dem Topos einer ‚Natur an sich‘ bezeichnet ist: daß nämlich ‚Natur‘ weder in Diskursivität aufgeht, noch schlicht präexistent ist, aber dennoch als eine materiale Referenz fungiert und nicht vollends verfügbar ist“ (Gransee 1999: 150).

Die materielle Eigenständigkeit, die Haraway durch die Bezeichnung der Natur als „coyote“ oder „trickster“ (Haraway 1991c: 21) dieser zugesteht, ist nicht relativ von gesellschaftlichen Bestimmungen unabhängig, sondern sie entsteht erst durch die technowissenschaftliche Produktion. Sie ist das Produkt der Beziehungen zwischen Akteuren und Aktanten in Form von Diskursen, die sich verfestigen, und als solche ist sie in neuen Verbindungen wieder eigenständiges Fundament.

Im Zentrum der Haraway’schen Philosophie stehen das diskursive Konstrukt und die in der Konstruktion von Akteuren und Aktanten gezogenen Grenzen (vgl. Haraway 1995a: 170). Der Inhalt des Konstrukts ist für Haraway ebenso nachrangig wie die gesellschaftlichen Verhältnisse, unter denen es entsteht (vgl. Haraway 1995c: 99). Ihr Augenmerk gilt dementsprechend dem Nachweis, dass Natur nicht existiert und dass ihre verschiedenen Formen spezifischen, jeweils unterschiedlichen und vergegenständlichten Prozessen zwischen Akteuren entspringen und dementsprechend veränderbar sind.

In logischer Konsequenz der Haraway’schen Argumentation findet sich auch keine Theoretisierung des Verhältnisses zwischen Gesellschaft und Natur oder auch zwischen Akteurskollektiven und der Natur. Haraway sucht nach Antworten auf die Frage, wie Natur konstituiert wird, und nicht darauf, wie sich die Akteure ihr (als Kollektiv) gegenüber verhalten. Denn ohne einer vom eigenen Handeln unabhängig bestehenden materiellen Entität in Wirklichkeit gegenüber zu stehen, kann auch gar keine Beziehung – erst recht keine Herrschafts- und Ausbeutungsbeziehung – zu ihr erkannt, kritisiert und aufgehoben werden. Das Einzige, das geändert werden kann, ist die Form der vergegenständlichten Kultur, der kulturalisierten Natur. Folglich gerieten auch, wie Gransee einwendet, die spezifischen Unterschiede zwischen den einzelnen natürlichen Objekten aus dem Blick.

Ist jede Form vergegenständlichter kultureller Prozesse Natur, erscheint auch die Herrschaft gegenüber den Resultaten dieser Prozesse als unaus-

weichlich. Die gesellschaftlichen Bedingungen erscheinen als vollkommen übermächtig und nicht beeinflussbar. Herrschaft wird zur ontologischen Konstante in gesellschaftlichen Beziehungen – nicht zuletzt und vor allem gegenüber natürlichen Objekten. „Der Absolutheitsanspruch, mit dem Natur und Geschlecht gemäß dem radikalen Konstruktivismus ausschließlich als soziale Konstruktion betrachtet werden können sollen, gebärdet sich selbst als unhinterfragbare Essenz." (von Winterfeld 2006: 354) Er ist das ideelle Produkt einer vom Kapital ergriffenen Gesellschaft, die den Individuen vorspielt, sie seien über die Welt der natürlichen Objekte erhaben.

Haraways Idealismus rührt hauptsächlich daher, dass sie die Vermittlung zwischen Natur und Gesellschaft vor allem als diskursiv-geistige Produktion von Wissen konzipiert.[155] Unter den Prämissen, dass alle Natur vergegenständlichte Kultur ist und Natur gänzlich gestaltet werden kann, sind in der Konfiguration der Technoscience zwar alle Technologien der Naturalisierung von Bedeutung. Der (natur-)wissenschaftlichen Wissensproduktion kommt unter ihnen aber eine entscheidende Rolle zu. Denn die materielle Produktion richteten sich unter den derzeitigen technowissenschaftlichen Bedingungen nach dem Wissen, das in den (Natur-)Wissenschaften produziert wird, und die (Natur-)Wissenschaften könnten in und mit ihren Diskursen alte Grenzen aufheben und neue durch intentional erzeugte Naturalisierungen setzen.

Folglich fordert Haraway auch eine andere Vermittlungs*philosophie* als eine alternative kulturelle Praktik, nicht eine andere gesellschaftliche Vermittlungs*praxis*. Sie konzentriert sich dementsprechend auf den Versuch, eine Philosophie zu entwickeln, in der Natur anders dargestellt wird. Sie will die Natur als Fakt durch neue spekulative Fiktionen anders erschaffen (vgl. Haraway 1995c: 14). Grundlage dieser Überlegungen ist die Nivellierung der Grenze zwischen Theorie und Praxis und die Aufwertung der Theorie zur gleichwertigen kulturellen Praktik neben dem praktischen Verhalten der Menschen zur Natur. Gentechnik, Naturkonzepte, selbst die Begriffe sind allesamt gleichwertige Technologien der technowissenschaftlichen Vermittlung zwischen Natur und Kultur. Das Problem daran ist nicht, gegen die Vernachlässigung beziehungsweise teilweise Verachtung der Theorie gegenüber der Praxis sowie gegen ihren bürgerlich-ideologischen Neutralitätsanspruch die ideologische Funktion der Wissenschaft im kapitalistischen, arbeitsteilig organisierten Produktionsprozess als Teil der gesellschaftlichen Praxis ins Feld zu führen. Das Problem besteht darin, dass Haraway diese Theorie als eigenständige Praktik gegenüber anderen gesellschaftlichen Handlungen verselbstständigt und verabsolutiert. Der qualitative Unterschied, ob Natur als ein selbstrefe-

155 Diese Kernthese ihrer Philosophie teilt sie mit Bruno Latour (vgl. Latour 2010).

renzielles System, als organischer Körper oder als „trickster“ (Haraway/Potts 2010: 324f.) dargestellt wird, oder ob Natur als Quelle kapitalistisch akkumulierten Reichtums behandelt wird, geht bei Haraway in einem undifferenzierten Begriff kultureller Praktiken auf. Sicher ist für sie lediglich, dass Natur nicht nur eines dieser Dinge ist.

Es überrascht daher auch nicht, dass Haraway sich an nahezu keinem Punkt ihrer Arbeit der materiellen Reproduktion der Natur, der Geschlechter usw. widmet, sondern nur den wissenschaftlichen Natur*konzepten* beziehungsweise *-begriffen*. Während zum Beispiel Adorno noch anerkennt, dass die Denkformen nicht konstituierend für die Objekte wie etwa die Gesellschaft sind, sondern von der geschichtlich besonderen Form der gesellschaftlichen Verhältnisse hervorgebracht werden, stellt Haraway Theorie und Praxis als gleichwertig dar. Die Naturkonzeptionen brächten dementsprechend selbst Natur hervor, sie erzeugten Natur. Für andere Vergegenständlichungen, Verkörperungen von Materialität bedürfe es folglich neuer Konzepte von Natur. Natur und Kultur müssten „neu definiert” (Haraway 1995a: 35f.) werden.

Interessanterweise meint Haraway, dass durch diese neuen Interpretationen der Natur auch eine neue soziale Natur geschaffen würde, ganz gleich, ob die materielle gesellschaftliche Praxis bestehen bleibt oder nicht. Theorie soll also bereits im Bestehenden in der Lage sein, Eingriffe vornehmen zu können, wie sie sich erst vom Standpunkt einer befreiten Gesellschaft aus ergäben. Haraway überschätzt damit nicht nur die subjektive Erkenntnis und die Wissensproduktion trotz ihrer offensichtlichen Komplizenschaft mit den bestehenden historisch spezifischen gesellschaftlichen Verhältnissen. Sie erklärt sie sogar zum zentralen Hebel gesellschaftlicher Veränderungen. Als Mittel der kulturellen Praktiken und der politischen Auseinandersetzung in der Wissensproduktion wird Natur für Haraway zum zentralen und „umkämpften Begriff“ (Weber 2003: 224), ohne dass die Natur Objekt der praktischen Befreiung werden muss.

Diese vollkommene Hypostasierung der Theorie gegenüber der Praxis und der Kultur gegenüber der Natur führen in letzter Instanz dazu, dass die materielle Produktion als Basis der Kultur und Theoriebildung beziehungsweise der Philosophie vollkommen ausgeblendet wird. Die kulturellen Beziehungen werden nie spezifiziert oder in ihrem Zusammenhang untersucht, so dass auch das gesellschaftliche Verhalten zur Natur in der Regel erst gar nicht betrachtet wird. Die antisystematische Philosophie der Naturkonstruktion, die eigentlich dazu dienen soll, die Besonderheit der Naturkonstruktionen zu bewahren, verkehrt sich in ihr Gegenteil. Haraways Darstellung, „der nichts extern bleibt, setzt den Gedanken gegenüber jedem seiner Inhalte absolut und

verflüchtigt den Inhalt in Gedanken: idealistisch vor aller Argumentation vor allem für den Idealismus" (Adorno GS 6: 35).

Dass Haraway in der Folge auch nicht davor zurückschreckt, einem instrumentellen Umgang mit der Natur das Wort zu reden, ist auf dieser theoretischen Grundlage nachvollziehbar. Haraway bedient sich gleich in zweierlei Hinsicht selbst der von Adorno und Horkheimer herausgearbeiteten instrumentellen Vernunft (vgl. Adorno GS 3 und Horkheimer GS 6: 21-186). Einerseits nivelliert sie die qualitative Differenz zwischen Natur und Kultur mittels ihrer Gleichsetzung als Resultat kultureller Praktiken und daran anschließend befürwortet sie andererseits einen kulturellen Produktionismus, der keine Veränderung des herrschaftlichen Verhältnisses der Menschen zur Natur bedeutet, sondern dessen Intensivierung (vgl. Gransee 1999: 148).

Einige Autoren vertreten darüber hinaus die Meinung, dass Haraway mit ihren konstruktivistischen Konzeptionen die Entwicklung in der Philosophie vollziehe, welche sich in den neuen naturwissenschaftlichen Naturverständnissen bereits niedergeschlagen habe, in die die Kritik an modernen Naturkonzepten integriert worden sei (vgl. Gloy 1995: 18ff. und von Winterfeld 2006: 10ff.). Diese Verschiebungen in den Naturinterpretationen haben aber in der naturwissenschaftlichen Praxis keine grundlegenden Veränderungen der Naturbeherrschung hervorgebracht, wie man in Anschluss an Haraway annehmen könnte. Das Gegenteil ist der Fall. Sie sind Teil der Intensivierung der Herrschaft und Ausbeutung von Natur im kapitalistischen Arbeitsprozess.

Herrschaft gegenüber einem Wesen, das es laut Haraway gar nicht gibt, ist nicht möglich oder sogar nützlich und daher auch kein Problem. Haraways Indifferenz gegenüber einem instrumentellen Verhältnis zur Natur zeigt sich auch daran, dass sie die Instrumentalität des Verhältnisses nicht als Problem hinterfragt, solange ein instrumentelles nicht das einzige Verhältnis ist, das zu natürlichen Gegenständen eingenommen wird, wie sie es in ihrer Arbeit *When Species Meet* eingesteht (vgl. Haraway 2008: 71ff.). Sie befürwortet schließlich auch nur einen anderen instrumentellen Umgang mit Natur, dessen Ausgangspunkt ist, dass alle vergegenständlichten Körper sozialen Beziehungen zwischen Akteuren entspringen und folglich auch in ihrem Sinne verändert werden können. Die Akteure sollen begreifen, dass ihrem Handeln keine Grenzen gesetzt sind und sie alle Möglichkeiten haben, neue Welten zu gestalten (vgl. Haraway 1995a: 50).

Was vordergründig an das Credo erinnert, dass alle Mittel zur Befreiung der Gesellschaft in den Händen der Menschen lägen, verwandelt sich bei Haraway in Affirmation der Naturbeherrschung (vgl. Gransee 1999: 148). Gegenüber der Natur wird Herrschaft noch ausgedehnt. Natur wird zum vollkommen beherrschbaren Material der schöpferischen Akteure und zum Re-

sultat von „engineering projects“ (Haraway/Nichols Goodeve 2000: 68) degradiert. Dass sich nichts grundlegend an dem Herrschaftsverhältnis zwischen Natur und Gesellschaft ändern muss, sondern nur das Verständnis darüber, was Natur ist, gesteht Haraway ein, wenn sie schreibt:

„Die Natur der Nicht-Natur stellt, gerade in ihrer Eigenschaft als Artefakt, die Gewißheit und die Legitimation des Konstruierten, der Formgebung, des Verfahrens und des Eingreifens wieder her. Die Natur der Nicht-Natur ist der Rohstoff zur Naturalisierung der Technoscience mit ihrem ungeheuren Apparaten der Repräsentation und Intervention, oder treffender der Repräsentation als Intervention.“ (Haraway 1996: 376.)[156]

Adorno hingegen erinnert daran, dass gerade die ungebrochene Verfügungsgewalt über die Natur Kernstück der modernen (Natur-)Wissenschaften ist und nur zu Herrschaft zurückführt, solange der Naturbeherrschung nicht eingedacht wird.[157] Die ideologische Rechtfertigung der Verfügungsgewalt ist nicht prinzipiell an dualistische Konstruktionen gebunden, welche die Differenz von Natur und Kultur hypostasieren, sondern kann auch in anderer Form geschehen, zum Beispiel durch eine kulturalistische Aufhebung der Differenz von Natur und Kultur.

„Die Unterdrückung der Natur zu menschlichen Zwecken ist ein bloßes Naturverhältnis; darum die Superiorität der naturbeherrschenden Vernunft und ihres Prinzips Schein. An ihm partizipiert erkenntnistheoretisch-metaphysisch das Subjekt, das sich als Baconschen Meister und schließlich idealistischen Schöpfer aller Dinge ausruft. […] Was es tut, ist der Bann dessen, was das Subjekt in seinen Bann einzufangen wähnt.“ (Adorno GS 6: 181)

Auf der Basis ihrer falschen theoretischen Betrachtungen entwickelt Haraway, wie bereits angedeutet, fehlerhafte und zum Teil affirmative individualistische Handlungsanweisungen. Natur ist der Rohstoff, den die Konstrukteure je nach ihren pragmatisch-subjektiven Abwägungen nutzen sollen. Solange diese sich nicht anhand teleologischer Erzählungen ausrichten, hegt Haraway auch keine Bedenken gegen jeweils historisch spezifische, von der besonderen Situation abhängige „reinventions of nature“ (Haraway 1990: 140). Ausgehend von einer ideologiekritischen Position müsste Haraway begründen, warum alles, was als Natur gilt, verqueren/verkehren, spezifische

156 Vgl.: „Nature in technoscience still functions as a foundational resource but in an inverted way, that is, through its artifice. In a gesture of materialized deconstruction that literary Derrideans might envy, the technoscience foundational narrative inverts the inherited terms of nature and culture and then displaces them decisively. In the generative spaces charted by contemporary critical theorists of technoscience, a nature fully evacuated by the air-pump of enterprise is still utter/matter to the seminal act of choice.“ (Haraway 1997a: 102f.)

157 Zum Motiv des Eingedenkens der Natur im Subjekt, das an dieser Stelle nicht ausgeführt werden kann, vgl. vor allem Adorno GS 3: 57f., das Standardwerk von Gunzelin Schmid Noerr (Schmid Noerr 1990) und Manzei 2003.

normalisierte Kategorien durchkreuzen (vgl. Haraway 1995c: 137) und diese Grenzverwischung genießen will (vgl. Haraway 1995a: 35). Aber von einem philosophisch-diskurstheoretischen Standpunkt, aus dem ein „kategorischer Imperativ“ (Haraway 1995c: 137) zur Grenzverwischung abgeleitet wird, muss sie das nicht.

Haraway verfolgt die Absicht, mit ihren Arbeiten Verschiebungen vorzunehmen, indem sie die Akteure zu Akteuren „ihrer eigenen instrumentellen Vergegenständlichung” (ebd.: 98f.) erklärt und sie dazu anhält, ihre eigene artefaktische, soziale Natur zu schaffen: einen Ort, der „weder Natur noch Kultur“ (Haraway 1988: 817) ist. In diesem Sinne dient Natur als Metapher für ihre Vision eines diskursiven „Gemeinplatz[es]“, auf den sich alle beziehen können. Es handelt sich um den „Ort, an dem die öffentliche Kultur neu zu errichten ist“ (Haraway 1995c: 13f.), an dessen Konstruktion alle Akteure und Aktanten, unter anderem auch nicht-menschliche Wesen, beteiligt sein sollen. Die Durchkreuzung des Dualismus von Natur und Kultur ist dafür deshalb so fundamental, weil er den Vorstellungen der Akteure Grenzen setzt, die nach Haraway selbst hergestellt worden sind und die Konstrukteursfähigkeiten bereits im Vorhinein einschränken.

„Natur“ ist an dieser Stelle nur noch Platzhalter für eine andere Kultur, in der Natur lediglich anders gemacht und vergegenständlicht, jedoch nicht als relativ autonome, eigenständige Entität berücksichtigt wird. Natur und das gesellschaftliche Verhalten zu ihr werden nicht als Teil der Befreiung der Gesellschaft beziehungsweise der Haraway’schen Kosmologie betrachtet, sondern als Grundlage für eine andere technowissenschaftliche Konfigurationen, als Instrument neuer spekulativer Figurationen und für die Produktion neuen Wissens im Netzwerk der Technoscience – mit anderen Worten: „for the work and play of naturalcultural restoration“ (Haraway 2007a). Herrschaft über Natur ist für Haraway letztlich unproblematisch. Die Form, wie sie diskursiv gestaltet wird, soll verschoben, nicht die Beziehung zu einer Natur, außer der bereits konstruierten sozialen Natur, grundlegend geändert werden. Haraways kategorischer Imperativ kennt keine Grenze für den subjektivvoluntaristischen Geist, dem er entspringt, und für die denkenden und handelnden Subjekte, die experimentelle Metaphysiken entwickeln.

Kulturell gibt es für Haraway weder ein Außen, das nicht identisch mit den Diskursen der Akteure ist, noch ein Außen als eine qualitativ andere Gesellschaft, die ein nicht vorrangig auf Naturbeherrschung aufbauendes gesellschaftliches Verhalten zur Natur und eine qualitativ andere Form der Wissensproduktion umfasst. Haraways Position kommt damit dem Eingeständnis gleich, dass Herrschaft gegenüber der Natur letztlich nicht aufhebbar ist.

Dabei demokratisiert weder ein neues und alternativ gestaltetes Wissen von der Natur noch eine Diversifizierung dessen, was als Natur gilt, zwangsläufig die Wissensproduktion oder die technowissenschaftliche Konfiguration. Ausbeutung und Herrschaft im „gemeinsame[n] Kreislauf“ (Haraway 1996: 351) der technowissenschaftlichen Apparate kultureller Produktion, das heißt im postmodernen Netzwerk der Technoscience wird nicht überwunden, solange die instrumentelle Vernunft und insbesondere deren derzeitige historisch und gesellschaftlich spezifische Basis, die kapitalistische Produktionsweise, ungebrochen fortbestehen. Bis zu einem Bruch mit ihnen ist die Behauptung, Kultur und Natur fielen bereits ineinander, der kultur-idealistische Versuch einer Versöhnung des Widerspruchs zwischen kapitalistischer Gesellschaft und Natur, der in der Wirklichkeit fortbesteht.

3.5 Fazit

In Kapitel 3.1 ist Donna Haraways postmoderne Philosophie anhand einiger ausgewählter zentraler Elemente dargestellt worden. An diesen wurde in einem zweiten Schritt ihre immanente Kritik entwickelt. Sowohl Darstellung als auch Kritik sind schließlich um den Naturbegriff herum versammelt worden, um zu prüfen, inwiefern Haraways Naturverständnis und ihre Konzeption von Natur und Gesellschaft für die Theoretisieriung des Verhältnisses zwischen kapitalistischer Gesellschaft und Natur sinnvoll und brauchbar sind.

Insgesamt hat sich herausgestellt, dass Haraways Philosophie für eine Theorie des gesellschaftlichen Naturverhältnisses in der kapitalistischen Gesellschaftsformation Versatzstücke beitragen kann. Eine theoretische Basis für eine historisch-materialistische Theorie des gesellschaftlichen Naturverhältnisses liefert sie aber nicht.

Hinter Haraways Kritik moderner Naturbegriffe und -konzepte kann eine ideologiekritische Theorie auf Höhe der Zeit zum Beispiel nicht zurückfallen. Auch einige fundamentale Erkenntnisse über die Produktion von Wissen sind – eingebettet in eine politisch-ökonomisch fundierte Theorie der bürgerlichen Gesellschaft – von unschätzbarem Wert für jede kritische Wissenschaft.

Trotz ihrer Verdienste weist Haraways Philosophie mindestens folgende Defizite auf, die eine Theoretisierung und Kritik des gesellschaftlichen Naturverhältnisses in kapitalistischen Produktionsweisen in und mit ihr verstellen:

1. Widersprüche der in der Wirklichkeit bestehenden Gesellschaft werden diskursiv-kulturalistisch ineinander „implodiert“.
2. Dabei werden Kultur und Natur, Kultur und Ökonomie, Basis und Überbau als gleichwertig miteinander vermengt und ihre qualitativen Differenzen nivelliert.
3. Die Zeitdiagnose der technowissenschaftlichen Entwicklung wird empirisch nicht untermauert, ist einseitig auf die Produktivkraftentwicklung zugeschnitten und berücksichtigt nicht die Produktionsverhältnisse.
4. Das politisch-ökonomische Verhalten der Gesellschaft zur Natur wird daher systematisch vernachlässigt und es wird weitgehend von ihm abstrahiert.
5. Die Ontologie- und philosophische Begriffskritik wird hingegen gegenüber den Beziehungen zwischen Natur und Gesellschaft in der Wirklichkeit verabsolutiert.
6. Die den dichotomischen Denkformen zugrundeliegenden historisch und gesellschaftlich hergestellten Differenzen werden begrifflich eingeebnet.
7. Natur-, Gesellschafts- und Denkformen werden individualistisch-kulturalistisch hauptsächlich über die Wissensproduktion vermittelt.
8. Differenzen zwischen unterschiedlichen natürlichen Objekten vernachlässigt.
9. Die Kritik an wissenschaftlich-analytischen Unterscheidungen wird ohne Bezug zur ihrer historisch-gesellschaftlichen Genese einseitig verabsolutiert.
10. Der Unterschied zwischen Theorie und Praxis wird idealistisch nivelliert.
11. Die Begriffe der Wahrheit und Objektivität werden relativiert – Wissenschaft ist per se Mythos –, in eine Vielheit von Vorstellungen von Wahrheit und Objektivität aufgelöst und damit letztlich aufgegeben.
12. Die Wahrheit wissenschaftlicher Aussagen wird nicht mehr vorrangig an inhaltliche Aussagekraft, sondern an wissenschaftspolitisch-diskursive Macht gebunden, und die Form des Wissens gegenüber dem Inhalt privilegiert.
13. Wahrheit wird damit entweder durch die falschen bestehenden gesellschaftlichen Verhältnisse determiniert oder durch die Ethik der Wissensproduzenten.
14. Macht wird als Teil der Wissensproduktion ontologisiert.
15. Die Kritik der modernen Naturbegriffe geht zum Teil an den realen Entwicklungen der Naturkonzepte in den Naturwissenschaften vorbei.
16. Die Differenz von Subjekt und Objekt wird eingeebnet und der Vorrang des Objekts sowie die Nichtidentität der Natur negiert.

17. Die subjektiv-philosophische Wissensproduktion wird als Ansatzpunkt gesellschaftlicher Veränderung hypostasiert.
18. Haraway macht die Erkenntnis beziehungsweise Wissensproduktion zur Voraussetzung der Konstitution von Objekten und vertritt daher einen subjektiven Idealismus.
19. Der Handlungsbegriff wird in Haraways Philosophie individualistisch pragmatistisch-utilitaristisch verkürzt und auf die Mikroebene beschränkt. *Gesellschaftliche* Verhältnisse spielen keine Rolle mehr in der Handlungsbestimmung.
20. Dabei wird unterschlagen, dass auch pragmatistische Abwägungen den gesellschaftlichen Herrschafts- und Ausbeutungsverhältnissen unterliegen.
21. Die Existenz einer Gesellschaft wird geleugnet und der Begriff der Gesellschaft verworfen.
22. Die Existenz der Natur als eigenständiger Entität wird ebenfalls in Abrede gestellt und der Naturbegriff dahingehend neu definiert, dass er alle naturalisierten Praktiken der technowissenschaftlichen Produktion bezeichnet. Dieser Naturbegriff ist idealistisch-kulturalistisch und Haraways Philosophie dementsprechend eine postmoderne Form instrumenteller Vernunft.
23. Haraway leitet ihre Ethik einzig aus der Kritik an der falschen Wissensproduktion ab. Sie bleibt dadurch notwendig begrenzt und besitzt aufgrund des mangelnden gesellschaftstheoretischen Maßstabs einen voluntaristischen Charakter.
24. Haraway verklärt subjektive spekulative Metaphysik in der Wissensproduktion zum Ausweg aus den objektiven gesellschaftlichen Widersprüchen.
25. Eine qualitativ andere Gesellschaftsformation wird theorieimmanent ausgeschlossen, weil im technowissenschaftlichen Netzwerk der Relationen von Akteuren und Aktanten lediglich Verschiebungen aber keine Brüche möglich sind.
26. In der Konsequenz plädiert Haraway für eine Demokratisierung von Wissensformen und Beziehungen innerhalb der *bürgerlichen* Demokratie.
27. Haraway redet einem begrifflichen Produktionismus das Wort. Dies korrespondiert mit dem und stützt den naturbeherrschenden Charakter, den ihre Philosophie infolge der Kulturalisierung von Natur besitzt.
28. Naturbeherrschung wird von Haraway als Praxis letztlich (theoretisch) affirmiert.

3.5.1 Resümee für das Anliegen der vorliegenden Arbeit

Eine Theorie, derzufolge Natur und Gesellschaft überhaupt nicht mehr voneinander getrennt betrachtet werden können – auch nicht analytisch –, Gesellschaft und Natur nicht mehr existieren und der Begriff von Gesellschaft verworfen werden soll, Natur nicht mehr als eigenständige relativ autonome Instanz von der Gesellschaft besteht und der Begriff von ihr daher ebenso als überholt betrachtet wird, bietet kein Fundament zur Analyse und Kritik der Beziehung zwischen Natur und Gesellschaft in der kapitalistischen Produktionsweise. Haraway verkehrt die berechtigte Kritik an den modernen Ideologien in ihr Gegenteil, wenn sie Natur de facto zum Objekt kultureller technowissenschaftlicher Produktionen degradiert und damit theoretisch die Ausbeutung und Herrschaft der bürgerlichen Gesellschaft über die innere und äußere Natur verdoppelt.

Die oben genannten Kritiken der Haraway'schen Philosophie sind bei der Formulierung einer kritischen Theorie des gesellschaftlichen Naturverhältnisses einzubeziehen. Haraways überwiegend erkenntnis- und diskurstheoretische Kritik moderner Naturbegriffe muss zum Beispiel in eine historisch-materialistische *Gesellschafts*theorie integriert werden, damit sie sowohl gegen subjektiv-idealistische Verkürzungen in der Betrachtung des gesellschaftlichen Naturverhältnisses als auch handlungstheoretisch gegen pragmatistisch-individualistischen Produktionismus in Wissenschaftsdiskursen bewahrt wird. Entscheidend ist nicht in erster Linie, was für wen als Natur gilt, sondern wie sie in der gesellschaftlichen Praxis und durch diese behandelt wird.

Adorno hat einmal geschrieben, dass Kulturkritik solange „Ideologie [ist; C.S.], wie sie bloß Kritik der Ideologie bleibt" (Adorno GS 10.1: 19f.). Daher bedarf sie einer politisch-ökonomischen Fundierung. Diese Kritik ist übertragbar auf Haraways Philosophie. Solange diese nur Kritik der falschen Interpretationen von Natur ist, bleibt sie Ideologie, und kann unmöglich die Basis einer kritischen Theorie des gesellschaftlichen Naturverhältnis in kapitalistischen Gesellschaften bilden.

4 Kritische Theorie der Regulation gesellschaftlicher Naturverhältnisse

> „Eine kritische Theorie gesellschaftlicher Naturverhältnisse […] muss aufzeigen können, warum ‚Umwelt' oder ‚Natur' gegen Ende des 20. Jahrhunderts den modernen Gesellschaften zum Problem geworden sind und diese ihr Verhältnis zur Natur eben nicht endgültig ‚optimiert' haben. […] Sie muss darüber hinaus erfassen können, in welcher Weise die Gesellschaften reagiert haben und welche Probleme beziehungsweise welche von Macht- und Herrschaftsverhältnissen geprägten Verzerrungen wiederum in diesen Bearbeitungsstrategien angelegt sind."
> (*Dialektische Konstellationen*, Görg 2003c: 39f.)
> Christoph Görg

Christoph Görg (*1958) und Ulrich Brand (*1967) zählen zu den renommiertesten Vertretern des Konzepts gesellschaftlicher Naturverhältnisse. Sie haben verhältnismäßig erfolgreich zur „programmatischen Verankerung des Konzepts […] in der Soziologie" (Görg 2003a: 7) beigetragen und entscheidenden Anteil daran, dass „dem Begriff gesellschaftlicher Naturverhältnisse ein stärkeres Profil in der heutigen Theorielandschaft" (ebd.: 8) zumindest im deutschsprachigen Raum verliehen wurde. Als Kern des „Förderschwerpunktes sozialökologische Forschung" (Bundesministerium für Bildung und Forschung oZa) ist das Konzept mittlerweile offiziell vom Bundesministerium für Forschung und Bildung anerkannt worden (vgl. Bundesministerium für Bildung und Forschung (oZa) und das Rahmenkonzept des neuen Forschungsschwerpunktes in Becker/Jahn/Schramm 1999). Kritik an dem Ansatz ist bisher nur sporadisch artikuliert worden (vgl. Wolf, FO 2008).

Ursprünglich geht er auf Arbeiten der Forschungsgruppe Soziale Ökologie und des Instituts für sozialökologische Forschung (ISOE) in Frankfurt am Main aus den 1980er-Jahren zurück. Die ursprüngliche Intention des ISOE war es, mit dem Konzept in Anschluss an die traditionelle kritische Theorie der Frankfurter Schule eine progressive wissenschaftliche Aufarbeitung der ökologischen Krise des 20. Jahrhunderts und eine Theoretisierung der Beziehungen zwischen Natur und Gesellschaft in Abgrenzung zu anderen geis-

tes-[158], natur-[159] und populärwissenschaftlichen Theorien und zu Standpunkten der Ökologiebewegung zu leisten.[160]

Die isolierte Betrachtung von Umweltproblemen, Naturromantik (vgl. Görg 2001: 3), technokratisches beziehungsweise technologiezentriertes Umweltmanagement[161], Vertrauen auf technologische Effizienzsteigerung (vgl. Brand 1998: 94ff. und Görg/Brand 2000: 94) und andere Vorstellungen ökologischer Modernisierung[162] sowie mutmaßlich katastrophistische Positionen (vgl. Görg 2003e: 80/82 und Brand et al. 2009: 12) sind von Görg und Brand in ihren Arbeiten stets kritisch zurückgewiesen worden. Mit besonderer Vehemenz haben sie während ihrer gesamten wissenschaftlichen Laufbahn versucht, der Umdeutung des Begriffs nachhaltiger Entwicklung beziehungsweise nachhaltiger Globalisierung und den damit verbundenen Politikkonzepten entgegenzusteuern. Denn diese seien Görg und Brand zufolge von einst teilweise kritischen Instrumentarien widerständiger sozialer Bewegungen zu Werkzeugen hegemonialer internationaler neoliberaler Regulation bezie-

158 Hier wären zum Beispiel das Konzept der *ökologischen Kommunikation* von Niklas Luhmann (Luhmann 1986/2004) und das Verständnis von ökologischen Problemen als Risiken in Anschluss an Ulrich Becks *Risikogesellschaft – Auf dem Weg in eine andere Moderne* (Beck 1986) zu nennen (vgl. Görg/Scharping 1994, Görg 1994d, Görg 1994e Görg 1998b, Görg 1999a, Görg 2003a: 15f. oder Kropp 2002). Grundsätzlich konstatierten Görg und Scharping 1994, dass die Soziologie zwar auf die ökologische Krise reagiert habe, aber „nach wie vor die soziologische und gesellschaftstheoretische Beschäftigung mit ihr nicht der krisenhaften gesellschaftlichen Dynamik entspricht, die die ökologische Frage global und regional entfaltet“ (Görg/Scharping 1994: 179). Trotz des Alters dieser Aussage hat ihr Inhalt weiterhin grundsätzlich Bestand.

159 Görg und Scharping kritisierten zum Beispiel die Ökosystemforschung für ihren mutmaßlichen „systemökologischen Naturalismus“ beziehungsweise „systemökologischen Holismus“ (Görg/Scharping 1994: 182ff.) (vgl. Görg et al. 1999b: 315).

160 Einen Überblick zur Entstehung und Weiterentwicklung des Konzepts gesellschaftlicher Naturverhältnisse liefern dessen Mitbegründer Egon Becker und Thomas Jahn (vgl. Becker/Jahn 2006) sowie Thomas Jahn und Peter Wehling (vgl. Jahn/Wehling 1998). Eine eher historische Darstellung findet sich bei Görg (vgl. Görg 2008b: 100ff.). Das ISOE bietet auf seiner Internetseite (http://www.isoe.de/) zudem zahlreiche Texte an, die auch die Geschichte und Ziele des Konzepts illustrieren (vgl. Becker 2003, Jahn 2003 und Becker 2006). Kurze und prägnante Einführungen zum Konzept gesellschaftlicher Naturverhältnisse haben Bettina Köhler und Markus Wissen (Köhler 2008 und Köhler/Wissen 2011) sowie Christoph Görg verfasst (vgl. Görg 2006, Görg 2007 und Görg 2008a). Für einen Überblick über die Entwicklung der Ökologiebewegung vgl. Radkau 2011.

161 Für Kritik vgl. Görg/Brand 2001a: 7, Görg/Brand 2002b: 8, Görg 2004b: 206 und Görg 2005c: 252f.

162 Diese ökologische Modernisierung tritt auf in Form des „green business“ (Görg/Brand 2002c: 36), eines „emerging ‚ecological capitalism‘“ (Görg/Brand 2008a: 575) oder als „Grüner New Deal“ (Brand 2009a: 475). Es sei an dieser Stelle darauf hingewiesen, dass Brand, Becker und Görg bereits in den 1990er-Jahren auf die Gefahren einer solchen grünen Modernisierung im Sinne des Kapitals hingewiesen haben (vgl. beispielsweise Brand/Becker 1996: 130).

hungsweise zu Werkzeugen des neoliberalen globalen Umweltmanagements umfunktioniert worden.[163]

Görgs und Brands Interpretation des Konzepts gesellschaftliche Naturverhältnisse unterscheidet sich von der Lesart des ISOE. Zwei Vertreter des ISOE, Egon Becker und Thomas Jahn, weisen in ihrem opulenten Grundlagenwerk *Soziale Ökologie* (Becker/Jahn 2006) ausdrücklich auf die strittigen Punkte hin.[164] Görg erwähnt diese übereinstimmend ebenfalls in seiner Habilitationsschrift.[165] Insbesondere die Unterschiede in der Theoretisierung, der Konkretisierung und der Ausdifferenzierung des Konzepts sind für die vorliegende Untersuchung von Bedeutung, da sie eine eigenständige Analyse des Ansatzes in den Arbeiten von Görg und Brand in relativer Unabhängigkeit vom ursprünglichen Bezugspunkt erlauben, ohne die Gemeinsamkeiten auszublenden.

Die Werke der beiden Autoren lassen sich grundsätzlich gemeinsam in der vorliegende Arbeit analysieren und kritisieren, weil sie das Konzept gesellschaftlicher Naturverhältnisse als Grundlage für die Untersuchung und Theoretisierung des Verhältnisses von Natur und Gesellschaft heranziehen, es vergleichbar in ihre sonstige Gesellschaftstheorie integrieren und sie darüber hinaus auf wesentliche theoretische Fragen dieselben beziehungsweise sehr ähnliche Antworten geben.[166] Es soll jedoch nicht unterschlagen werden, dass Görg – zumindest in seinen Arbeiten – ausführlicher an den Grundlagen zur Theoretisierung gesellschaftlicher Naturverhältnisse gearbeitet, während Brand sie verstärkt in politikwissenschaftliche Analysen integriert hat. Auch wenn sie also in einzelnen Punkten voneinander abweichen, zum Teil verschiedene Schwerpunkte in ihren Arbeiten gesetzt haben und aus unterschiedlichen Fachdisziplinen stammen[167], ist nicht nur das formale Faktum, dass sie

163 Vgl. Görg/Brand 2000: 96f., Brand/Kalcsics 2002b: 7, Görg/Brand 2002b: 8, Görg/Brand 2002c: 14ff./27ff., Brand 2003b: 114f., Görg 2003e: 72ff., Görg 2004b: 207f., Brand 2008a: 3, Görg/Brand 2008b: 14f. und Brand 2010b: 15f.

164 „Zwischen dem Ansatz von Görg und unserem bestehen enge Verwandtschaftsverhältnisse. Unterschiede liegen in der Bewertung von Transdisziplinarität, den jeweiligen Vorstellungen von Interdisziplinarität, dem Verhältnis zu den Naturwissenschaften sowie in der Art und Weise, wie das Konzept der gesellschaftlichen Naturverhältnisse theoretisiert, konkretisiert und differenziert wird.“ (Becker/Jahn 2006: 134, Fußnote 26)

165 „Anders als dort [in der Theorie gesellschaftlicher Naturverhältnisse des ISOE; C.S.] liegt das Ziel [der Görg'schen Habilitationsschrift; C.S.] aber weniger in der Entwicklung einer der sozialökologischen Problemlage angemessenen Form von Inter- und Transdisziplinarität (obwohl eine solche zur Bearbeitung konkreter Probleme unabdingbar ist).“ (Görg 2003a: 14)

166 Auf den Feldern der Staatstheorie, der Regulationstheorie und der Theorie internationaler Beziehungen vertreten Görg und Brand beispielsweise die gleichen Positionen, die sie auch in gemeinsamen Essays formuliert haben.

167 Christoph Görg ist Soziologe, Ulrich Brand Politikwissenschaftler.

gemeinsam wissenschaftliche Aufsätze und Bücher verfasst haben, ausschlaggebend für die Entscheidung, die wissenschaftlichen Positionen der beiden Autoren gemeinsam zu behandeln.[168]

Das Konzept gesellschaftlicher Naturverhältnisse bereiten Brand und Görg im Rahmen einer ihrem Selbstverständnis nach modernen kritischen historisch-materialistischen Gesellschaftstheorie auf (vgl. Brand 2000: 139 und Brand 2010b: 18). Denn die gesellschaftlichen Naturverhältnisse können nicht im vollen Umfang ohne die ökonomischen, politischen und kulturellen Prozesse verstanden werden, die die Gesellschaft bestimmen (vgl. Görg 2003e: 70). Andersherum kranken die für Brand und Görg relevanten Gesellschaftstheorien mindestens an der Unterbestimmung der Beziehungen zwischen Gesellschaft und Natur. Sie bedürfen daher einer ökologischen Erweiterung (vgl. Brand 2000: 139 und Görg/Brand 2000: 83). Das Verhältnis von Gesellschaft und Natur ist für sie ein konstitutives Element einer Gesellschaftstheorie auf der Höhe der Zeit und muss entsprechend von Gesellschaftstheorien, die Aussagekraft über die aktuellen Probleme besitzen wollen, berücksichtigt werden.[169]

Das Fundament ihrer Gesellschaftstheorie bildet die in Frankreich entstandene und mittlerweile – auch unter Görgs und Brands Mitwirkung[170] – fortentwickelte Regulationstheorie.[171] Die Arbeiten beider Autoren stehen in

168 Auch die Zusammenarbeit in dieser Form spricht für ein ähnliches Wissenschaftsverständnis, denn es zeugt zumindest von einem inter- wenn nicht sogar transdisziplinären Zugang zum wissenschaftlichen Arbeiten. Für Auskünfte über die Anforderungen eines interdisziplinären Ansatzes zur Erforschung der ökologischen Krise vgl. Görg et al. 1999a: 13.

169 Vgl. Görgs Einschätzung, dass sich die Regulationstheorie und die kritische Theorie gesellschaftlicher Naturverhältnisse ergänzen müssten (vgl. Görg 2003d: 186).

170 Vgl. den Versuch einer Lösung für den Widerspruch zwischen Struktur und Handlung in der Regulationstheorie auf der Basis der Theorie der Strukturierung von Anthony Giddens (Görg/Hirsch/Esser 1994a und Görg 1994b), die staats- und hegemonietheoretische Theoretisierung internationaler Regulation als „Verdichtung zweiter Ordnung“ (Görg/Brand 2008a und Görg/Brand/Wissen 2007) und die Anwendung regulationstheoretischer Analysen auf die derzeitige Krise (vgl. Brand et al. 2013a und Brand et al. 2013b).

171 Görg und Brand rezipieren grundsätzlich die Regulationstheorie, ohne sie jedoch kritiklos zu adaptieren. Zu ihren zentralen Kritikpunkten zählen der unklare Institutionenbegriff, die defizitäre Kopplung von Struktur und Handlung, die nationalstaatliche Verengung, die Unterbestimmung sozialer Kämpfe und des kulturell-diskursiven Teil sozialer Transformationen sowie gewisse funktionalistische Neigungen (vgl. zum Beispiel Görg 1994a, Görg/Hirsch/Esser 1994a, Görg 1994b, Görg 1994c und Görg/Brand 2008a: 573). Als blinde Flecken galten zumindest Görg noch 2003 die gesellschaftlichen Naturverhältnisse, die Geschlechterverhältnisse und das staatstheoretische Defizit (vgl. Görg 2003d: 175). Brand und Raza führen im selben Jahr dieselben Lücken an und ergänzen weitere Phänomene, die die Regulationstheorie nicht theoretisiert habe: Rassismus, Fragen des Rechtssystems beziehungsweise der Rechtsform und der Subjektkonstitution vgl. Brand/Raza 2003b: 8. Für weitere Kritik an der Regulationstheorie (vgl. Hurtienne 1988, Hübner 1990, Sablowski 1994, Becker 2002 und Eser 2008). Brand und Görg haben wiederholt versucht, einige die-

der werttheoretischen Tradition des einstigen Begründers der Regulationstheorie, Michel Aglietta[172], deren Fortsetzung durch Alain Lipietz' sowie der westdeutschen überwiegend politikwissenschaftlichen Rezeption der Regulationstheorie.[173]

Görgs und Brands Lesart der Regulationstheorie beinhaltet eine historisch-materialistische Staatstheorie, die hauptsächlich auf das Werk Nicos Poulantzas'[174] sowie auf die Arbeiten ihrer Kollegen Joachim Hirsch und Bob

ser Mängel zu beheben. Vor allem handelt es sich bei ihren Initiativen um Versuche, das staatstheoretische, das sozialökologische und das hegemonietheoretische Defizit zu beheben.

172 Michel Agliettas 1976 publiziertes Werk *Régulation et crises du capitalisme. L'expérience des États-Unis* (in der vorliegenden Arbeit wird die englische Übersetzung *A Theory of Capitalist Regulation. The US Experience* (Aglietta 1979/2000) genutzt) gilt als der Ausgangspunkt der Regulationstheorie. In dieser Monografie hat er wesentliche für ihre Operationalisierung und weitere Ausarbeitung bedeutende sogenannte intermediäre Kategorien wie etwa die der „strukturellen Formen" oder die Unterscheidung zwischen „intensiven und „extensiven" Akkumulationsregimen (Aglietta 1979/2000: 19/71) entwickelt. Es handelt sich dabei um den Versuch, in Reaktion auf die Weltwirtschaftskrise der 1970er-Jahre und das Scheitern des Keynesianismus eine neue Frontstellung zu eröffnen, einerseits gegen die wirtschaftswissenschaftliche neoklassische Gleichgewichtstheorie sowie gegen technologisch argumentierende („schumpeterianische") Varianten der Theorie der langen Wellen und andererseits gegen den strukturalistischen Marxismus Louis Althussers sowie andere „orthodox-marxistische Interpretationen der kapitalistischen Entwicklungsdynamik" (Görg 1994a: 16). Für Agliettas gegenwärtige Positionierungen vgl. Aglietta 2000, Aglietta 2005 und Aglietta/Rebérioux 2005.

173 Die werttheoretische Variante der Regulationstheorie wird in der Regel von der preistheoretischen dadurch unterschieden, dass erstere einen ausdrücklichen Bezug zur Marx'schen Werttheorie beziehungsweise zum Marx'schen Wertgesetz besitzt und dieses als Ausgangspunkt der Untersuchung kapitalistischer Gesellschaften begreift, während letztere darauf verzichtet und damit im Prinzip eine institutionalistische Ökonomietheorie darstellt. Görg schreibt, dass es „zwei zentrale Elemente einer werttheoretischen Fundierung der Regulationstheorie" gebe: die „Relevanz des Akkumulationsimperativs" und „die Konstitution antagonistischer Interessen und irrationaler Syntheseprinzipien kapitalistischer Vergesellschaftung" (Görg 1994c: 110). Die Preistheoretiker bemängeln hingegen, dass die Werttheoretiker den Bezug zu den gesellschaftlichen Institutionen nicht ausreichend herstellten (vgl. Görg/Hirsch/Esser 1994a: 9). Als Hauptvertreter der preistheoretischen Strömung gilt Robert Boyer. Zur Unterscheidung vgl. zum Beispiel Hurtienne 1988, Hübner 1990, Becker 2002 und Eser 2008. Für die westdeutsche Adaption der Regulationstheorie vgl. zum Beispiel Hirsch/Roth 1986.

174 Das Hauptwerk des griechischen Staatstheoretikers ist *Staatstheorie. Politischer Überbau, Ideologie, Autoritärer Etatismus* (Poulantzas 1978/2002). Der bürgerliche Staat wird in der Regel von Görg und Brand in Anschluss an Poulantzas als Verdichtung sozialer Kräfteverhältnisse definiert. Zu ihrer Poulantzas-Kritik vgl. zum Beispiel Görg/Brand/Wissen 2007: 225f.

Jessop zurückgeht[175]. Sie wird durch eine Interpretation der Hegemonietheorie Gramscis ergänzt.

Der Soziologe Görg besitzt zudem noch eine stärkere theoretische Anbindung an die traditionelle kritische Theorie der Frankfurter Schule Adornos, Horkheimers und Marcuses (vgl. Görg 2003d: 176)[176], an pragmatische Theoretiker wie George Herbert Mead und Charles Sanders Peirce (vgl. Görg 1998b: 54, Görg 1999a und Görg 2003a) sowie an den englischen Soziologen Anthony Giddens (vgl. Görg 1994b).

Der Politologe Brand arbeitet hingegen vor allem in den letzten Jahren verstärkt Probleme der internationalen Beziehungen, der neuen sozialen Bewegungen und gegen-hegemonialer politischer Strategien (vgl. Brand 2011a) (NGOs[177], internationale Umweltpolitik) auf.[178] Dabei bezieht er sich vorrangig auf den strategisch-relationalen Ansatz und die kritisch realistische Erkenntnistheorie Bob Jessops.[179]

Im Rahmen dieser theoretischen Traditionen erweitern sie das Konzept gesellschaftlicher Naturverhältnisse zu einer kritischen Theorie der Regulation gesellschaftlicher Naturverhältnisse, in deren Zentrum die Regulation der widersprüchlichen und pluralen gesellschaftlichen Naturverhältnisse in historisch spezifischen kapitalistischen Entwicklungsweisen steht.

Brand und Görg entfalten ihre kritische Theorie und deren einzelne Elemente in der Regel am Modell internationaler Biodiversitätspolitik.[180] Seitdem

175 Vgl. Hirsch 1990, Hirsch 1995, Hirsch 1998, Hirsch 2002, Hirsch 2005, Jessop 2007a und Jessop 2007b. Zur Einführung in das Staatsverständnis von Görg und Brand vgl. Brand 2011b.

176 Vgl. einführend in die kritische Theorie der Frankfurter Schule Jay 1976 und Wiggershaus 2001. In den folgenden Kapiteln der vorliegenden Arbeit wird deutlich, dass Görg wesentliche Kategorien Adornos (Kritik der Naturbeherrschung, Vorrang des Objekts usw.) und Marcuses (zum Beispiel radikaler Reformismus) – auch nicht immer in unproblematischer Weise – aufgreift, um sie in seine eigenen Überlegungen einzubeziehen.

177 Die mit Gramscis Terminologie vorgenommene hegemonietheoretische Bestimmung der NGO als Teil des „erweiterten Staates“ ist gegenüber vor allem traditionellen politikwissenschaftlichen Konzepten eine bedeutende theoretische Leistung (vgl. Görg/Brand 1998, Brand 2000 und Görg/Brand 2005).

178 Für eine Reflexion über die Zusammensetzung der Theorie vgl. Brand 2010b: 18. Die verschiedenen theoretischen Versatzstücke, aus denen sich Görgs und Brands Gesellschaftstheorie zusammensetzt, können hier nicht en détail behandelt werden. Sie finden Eingang in die vorliegende Arbeit nur insofern, als dass sie für die Konzeptualisierung der gesellschaftlichen Naturverhältnisse von Bedeutung sind. Dasselbe gilt für deren Kritik. Eine angemessene Auseinandersetzung und Kritik beispielsweise der bisweilen selektiven Adaption der Staatstheorie Poulantzas’ oder der zum Teil zweifelhaften Rezeption und Kritik der Marx’schen Theorie machten eigene Essays erforderlich.

179 Vgl. Brand 2008b, Brand 2010a, Brand 2010b und Brand 2011a.

180 Vgl. Görg/Flitner/Volker 1998, Brand/Kalcsics 2002a, Brand/Kalcsics 2002b, Görg/Brand 2005, Görg/Brand 2008a und Brand 2010b: 16.

in den letzten Jahren und spätestens mit dem UN-Klimagipfel in Kopenhagen der anthropologisch verursachte Klimawandel in den Fokus des politischen, medialen und öffentlichen Interesses gerückt worden ist, haben beide die politisch-wissenschaftliche Konjunktur genutzt und auf Basis ihres theoretischen Verständnisses in die Debatte zum Klimawandel eingegriffen (vgl. Brand 2007a, Brand et al. 2009 und Görg 2010a).

In der kritischen Theorie der Regulation gesellschaftlicher Naturverhältnisse wird maßgeblich zwischen zwei analytischen Ebenen unterschieden, die aufeinander aufbauen: einer sogenannten konstitutionstheoretischen (vgl. Kapitel 4.1) und einer gesellschaftstheoretisch-zeitdiagnostischen (vgl. die Kapitel 4.2-4.4).[181]

Auf der konstitutionstheoretischen Ebene befassen sich Brand und Görg erkenntnistheoretisch mit der materiellen und symbolischen Produktion von Natur und Gesellschaft, der Differenzierung zwischen Natur, Individuum und Gesellschaft und dem „konstitutiven Verhältnis zwischen Gesellschaft, Individuum und Natur“ (Görg 2003a: 35). Diese „gesamte Konstellation“ wird von ihnen zum Gegenstand der Gesellschaftstheorie gemacht und „nicht die geschichtliche Dynamik als ein autonomer, von der Natur unabhängiger Prozess“ (Görg 2008b: 99f.).

Gesellschaftstheoretisch-zeitdiagnostisch untersuchen Brand und Görg die verschiedenen Formen der historisch spezifischen Regulation gesellschaftlicher Naturverhältnisse, ihre Einbettung in die entsprechende Entwicklungsweise der Gesellschaft, die Krisen gesellschaftlicher Naturverhältnisse sowie ihre Transformation und mögliche politische Handlungsoptionen für einen radikalen Reformismus. Beide Ebenen konvergieren im Begriff der „Regulation der Naturverhältnisse“ (Görg 2003a: 13).

Der Begriff der Naturverhältnisse tauche laut Görg bereits in den Werken Hegels und Marx’ auf (vgl. Görg 2008a: 477), sei aber erst von der traditionellen kritischen Theorie ins Zentrum der Gesellschaftstheorie gestellt worden.[182] Er stellt die „Vermitteltheit von Natur und Gesellschaft in den Mittel-

181 Für Görg ist die Gesellschaftstheorie „das letztlich entscheidende Feld, auf der die Frage nach den Gestaltungspotentialen im Umgang mit Natur zu reflektieren ist“ (Görg 2003a: 22, vgl. Görg 1998b: 54). Die klare Struktur, der zufolge Zeitdiagnose auf konstitutionstheoretischen Annahmen aufbaut, findet sich zum Beispiel bei Görg (vgl. Görg 2003a: 25ff.). Der Regulationstheorie ist Brand und Raza zufolge ein analoges Vorgehen inhärent (vgl. Brand/Raza 2003b: 7).

182 Görg verweist in diesem Zusammenhang vor allem wiederholt auf zwei Werke der Kritischen Theorie (vgl. Görg 2003a: 41/63): zum einen auf den Essay *Die Idee der Naturgeschichte* (Adorno GS 1: 345-365) aus Adornos Frühwerk sowie auf die von Horkheimer und Adorno gemeinsam verfasste *Dialektik der Aufklärung*. Allerdings liefere die kritische Theorie Görg zufolge aus mindestens drei Gründen keine ausformulierte kritische Theorie der Naturverhältnisse: Erstens hätten die Frankfurter nach 1945 andere wissenschaftliche Prioritäten gesetzt, zweitens hätten sich die Protagonisten zu wenig mit den Naturwissen-

punkt“ (Görg 2003e: 70 und Görg 2008b: 100).[183] Der Begriff und die um ihn herum entwickelte Theorie sollen darauf verweisen, dass grundsätzlich weder Gesellschaft noch Natur unabhängig voneinander „thematisiert werden“ (Görg/Brand 2001a: 17) können. Vielmehr seien sowohl Natur als auch Gesellschaft „das, was sie sind, nur in Beziehung aufeinander und können nur in dieser Konstellation auch angemessen begriffen werden“ (Görg 2008b: 97). Der soziale Prozess sei „konstitutiv mit Natur vermittelt“ (Görg/Brand 2001a: 17). Natur ist immer schon „vergesellschaftete Natur“ (Görg 2008a: 477), Gesellschaft schon immer naturalisierte Gesellschaft. Es handelt sich folglich um eine „dialektische Beziehung zwischen Natur und Gesellschaft“, das heißt, dass „Wechselwirkungen zwischen gesellschaftlichen und biophysikalischen Prozessen“ (Görg 2008b: 96) bestehen. Natürliche Prozesse sind immer an gesellschaftlichen Prozessen beteiligt und umgekehrt. Sie können nicht isoliert voneinander, sondern nur in dieser dialektischen Konstellation begriffen und behandelt werden. Dementsprechend bilden die gesellschaftlichen Naturverhältnisse den Gegenstand der wissenschaftlichen Untersuchung ökologischer Probleme und nicht etwa die Natur oder die Gesellschaft. Ökologische Probleme seien folglich „nicht einfach eine Krise in der Natur, sondern eine Störung in den Verhältnissen der Menschen zur Natur“ (Görg 2005a: 52). Der „Unterschied von Natur und Kultur, von Natürlichem und Kultürlichem“ ist nichts, „das wir von Natur aus immer schon vorfänden. Vielmehr handelt es sich um Unterscheidungen, die wir innerhalb kultureller Traditionen und Handlungszusammenhänge in der Verfolgung unserer Zwecke treffen“ (Görg et al. 1999b: 319). Die Naturverhältnisse sind also „Implikat sozialer Verhältnisse“ (Görg 2003a: 242).

Brand und Görg leugnen allerdings nicht grundsätzlich, dass Natur eine eigenständige Entität ist. Der Eigensinn der Natur sei ihnen zufolge zwar nicht positiv bestimmbar, kommt aber dann zum Vorschein, wenn die gesellschaftlichen Konstruktionen der Naturverhältnisse scheitern. Dieses widerständige Moment natürlicher Prozesse bezeichnen sie in Anschluss an Adornos philosophisches Theorem des „Vorrang des Objekts“ (vgl. Adorno GS 6: 184ff.) als „Nichtidentität der Natur“ (Görg 2003b und Görg 2003c: 41).

Die gesellschaftlichen „Prozesse einer praktischen, das heißt ökonomisch-technischen und sprachlich-diskursiven Konstruktion der Natur“, die „unhintergehbar eine Pluralität gesellschaftlicher Naturverhältnisse“ (Görg/Brand 2001a: 18, vgl. Görg 2005b: 122) hervorbringen, stellen den konstitutions-

schaften befasst und drittens sei ihre Betrachtung der gesellschaftlichen Naturverhältnisse zu abstrakt geblieben (vgl. Görg 2003c: 49-53).

183 Ergänzend erklärt Görg: „Dass Gesellschaften ausgehend von ihren Verhältnissen zur Natur begriffen werden müssen, ist die Grundeinsicht materialistischer Gesellschaftstheorie.“ (Görg 2008a: 477)

theoretischen „Ausgangspunkt einer kritischen Theorie der Naturverhältnisse“ dar. Die Konstruktionsprozesse der gesellschaftlichen Naturverhältnisse schließen die Kritik an den verschiedenen Formen der Naturbeherrschung als fehlgeleitete Produktionen[184] ein, wie sie Adorno und Horkheimer in der *Dialektik der Aufklärung* im Wesentlichen beschreiben. Vorrangig wollen Görg und Brand mit dieser Konzeption den beiden grundlegenden falschen Alternativen eines „solipsistischen Soziozentrismus“ (Görg 2005a: 57) und naturalistischer Verkürzungen in der Produktion der Beziehungen zwischen Natur und Gesellschaft entgegenwirken.[185] Im Kern geht es ihnen also bei ihren konstitutionstheoretischen Erörterung um eine nicht-reduktionistische ideologiekritische und soziozentrische Philosophie, die einen Dualismus zwischen Natur und Gesellschaft überwindet (vgl. ebd.: 58).

Wieso und wie die Produktion der gesellschaftlichen Naturverhältnisse scheitert, lasse sich, folgt man der Argumentation Görgs und Brands, jedoch nicht abstrakt oder philosophisch bestimmen (vgl. Görg 2003d: 183), sondern könne nur durch die zeitdiagnostische Analyse der historisch spezifischen Entwicklungsweise des Kapitalismus, den ihr inhärenten sozialen Kämpfen und den dominanten gesellschaftlichen Naturverhältnissen erklärt werden.

Basierend auf den erkenntnistheoretischen Prämissen eines „nicht-ontologischen Materialismus“ (Görg 2003a: 60) und einem regulationstheoretischen Verständnis der Marx’schen Theorie[186] übertragen Görg und Brand für ihre Zeitdiagnose die grundlegenden Konzeptionen der Regulationstheorie auf die widersprüchlichen Beziehungen von Natur und Gesellschaft und konzipieren die Regulation der gesellschaftlichen Naturverhältnisse wiederum als Teil der gesellschaftlichen Regulation.[187] An der Regulation der widersprüchlichen gesellschaftlichen Verhältnisse und der gesellschaftlichen Naturverhältnisse sind im Grunde alle gesellschaftlichen Prozesse – in je historisch spezifischer Form und in unterschiedlicher Gewichtung entsprechend der gesellschaftli-

184 Naturbeherrschung wird von Görg als „Subsumtion der Natur unter gesellschaftliche Zwecksetzung“ (Görg 2005c: 58), als „Subsumtion der Natur unter ein projektiv entworfenes Klassifikationsschema und damit die Leugnung der Nichtidentität der Natur“ (Görg 2003c: 56) definiert (vgl. Görg 2003a: 37, Görg 2003c:46, Görg 2003d: 189 und Görg 2005a: 58f.).

185 „Mit dem Begriff der Naturverhältnisse ist die Intention verbunden, trotz der Betonung der Verhältnisse zwischen Gesellschaft und Natur keinem dualistischen und vor allem keinem reduktionistischen Begriff des Sozialen Vorschub zu leisten.“ (Görg 2003a: 61)

186 Die Regulationstheorie ist ihrem Selbstverständnis nach eine Erbfolgerin der Marx’schen Theorie. Görg zufolge handele es sich um eine „historisch ausgerichtete Theorie kapitalistischer Entwicklung“ (Görg 2008b: 109), die die sozialen Kämpfe ins Zentrum stelle (vgl. Brand 2004: 115f.).

187 „Die Gestaltung gesellschaftlicher Naturverhältnisse kann im Rahmen kapitalistischer Vergesellschaftung also nur im Zusammenhang mit einer spezifischen Regulationsweise analysiert werden […].“ (Görg 2003a: 166, vgl. ebd.: 116f.)

chen Kräfteverhältnisse – beteiligt.[188] „Im Mittelpunkt steht der Zusammenhang zwischen der Organisation des Stoffwechselprozesses (ökonomische Produktion und Reproduktion) und der Stabilisierung gesellschaftlicher Integrations- und Reproduktionsmuster, sowohl der individuellen als auch der gesellschaftlichen Reproduktion." (Ebd.: 121) Das Verhältnis von Gesellschaft und Natur ist gesellschaftstheoretisch in erster Linie „ein Produkt der sozialen Auseinandersetzungen und der relativen Macht der Akteure" (ebd.: 124).

Die historisch gewordenen sozialen Formen beziehungsweise „zentrale[n] Strukturprinzipien kapitalistischer Vergesellschaftung" (Görg 2003d: 192, Fußnote 5) liegen der kapitalistischen Produktionsweise zugrunde. Dabei handelt es sich um die ökonomisch-gesellschaftliche Wertform und die politische Form beziehungsweise Privateigentum, Trennung der Produzenten von den Produktionsmitteln und Staat. Diese Formen verselbstständigen sich gegen die handelnden Akteure zu gesellschaftlichen Strukturen (vgl. ebd.: 180). Auf der Basis dieser verselbstständigten sozialen Formen bilden sich strukturelle beziehungsweise institutionelle Formen (Lohnverhältnis, Konkurrenzverhältnis, Geld, bürgerlicher Staat, internationales Regime) heraus.[189]

Soziale und institutionelle Formen wiederum formen das Grundgerüst aller historischen Formationen des Kapitalismus. Da die sozialen Formen und mit ihnen die strukturellen Formen grundsätzlich krisenhaft und widersprüchlich sind (vgl. Görg 1994a: 22), entwickeln sich in und durch soziale Kämpfe spezifische historische Konfigurationen von Institutionen als Verdichtung sozialer Kräfteverhältnisse (vgl. Görg 2003d: 192, Fußnote 5). Diese gewährleisten zumindest die Reproduktion der Kapitalakkumulation in Form eines Akkumulationsregimes und nicht-ökonomischer Voraussetzungen gesellschaftlicher Reproduktion in Form einer Regulationsweise.[190] Kommt es zu ei-

188 Vgl.: „Wenn nach dem hier entwickelten Verständnis von Naturverhältnissen materiell-stoffliche Bedingungen implizite Elemente des Sozialen sind, dann sind alle Institutionen von der Regulation der Naturverhältnisse tangiert, nicht nur solche, die mehr oder weniger explizit den Stoffwechsel organisieren, also ökonomische Institutionen im engeren Sinn. Auch politische, symbolische oder rechtliche Institutionen, und i.w.S. alle kulturellen Deutungsmuster und normativen Handlungsdimensionen spielen bei der Regulation der Naturverhältnisse eine, allerdings sehr verschiedene Rolle." (Görg 2003a: 126, vgl. Brand/Becker 1996: 125, Görg/Brand 2001a: 72 und Görg 2003a: 42/136.)

189 Für eine Bestimmung der institutionellen Form bei Görg vgl. Görg 2003a: 121/233. Viele Ansätze der Regulationstheorie unterscheiden sich sowohl hinsichtlich der Begriffe als auch der Definition dessen, was inhaltlich als strukturelle Formen betrachtet wird. Solche und andere strittige Fragen der regulationstheoretischen Diskussion haben Görg zu der Schlussfolgerung veranlasst, dass es schwierig erscheine, „überhaupt von einer einheitlichen Theorie zu sprechen" (Görg 2003d: 176).

190 Görg und Brand verweisen für die Definition der beiden Termini Akkumulationsregime und Regulationsweise fast ausnahmslos auf Alain Lipietz' Bestimmungen. Eine eigenständige Definition von Görg findet sich in Görg 2003a: 120f. (vgl. Kapitel 4.2.4).

ner kohärenten Artikulation von Akkumulationsregime und Regulationsweise für einen gewissen Zeitraum, kann bis zur nächsten säkularen Krise von einer Phase kapitalistischer Entwicklung als Entwicklungsweise oder historischer Formation gesprochen werden, weil die gesellschaftlichen Widersprüche und Konflikte vorübergehend eine Form gefunden haben, in der sie prozessieren können. „Die Reproduktion sozialer Verhältnisse“, so Görg, „wird von den Regulationstheoretikern nicht einfach vorausgesetzt, sondern zum eigentlichen Untersuchungsgegenstand erklärt.“ (Görg 1994a: 22, vgl. ebd.: 16f. und Görg 2003d: 177.)

Für die vorliegende Arbeit sind zwei Entwicklungsweisen und damit auch zwei Regulationen des gesellschaftlichen Naturverhältnisses, die Brand und Görg erarbeiten, entscheidend: die fordistische und die postfordistische Formation des Kapitalismus sowie die fordistische und postfordistische Regulation gesellschaftlicher Naturverhältnisse.

Der Fordismus[191] lässt sich grobschlächtig durch einen korporatistischen Klassenkompromiss zwischen der Bourgeoisie und einem Großteil des organisierten Proletariats, ein intensives Akkumulationsregime (tayloristische Massenproduktion, Massenkonsum, innere Landnahme), einen keynesianischen Wohlfahrtsstaat beziehungsweise Sicherheitsstaat[192], eine internationale Hegemonie unter Führung der USA, einen grundlegenden Wachstums- und Fortschrittsoptimismus und einen nationalstaatlichen Organisationsmodus der Regulation beschreiben. Die gesellschaftlichen Naturverhältnisse basierten in der fordistischen Formation überwiegend auf der rücksichtslosen industriellen Ausbeutung insbesondere der fossilen Energieträger, allem voran des Öls (vgl. Brand 2000: 145), aber auch anderer natürlicher Ressourcen (vgl. Görg/Brand 2008a: 575). Dies schloss – zumindest ungewollt – die unkontrollierte und rücksichtslose Zerstörung der Natur ein. Ergänzend führte die Produktivkraftentwicklung zur Herausbildung von besonders naturschädlichen Technologien (zum Beispiel Atomkraft), zur sogenannten Grünen Revolution – der Industrialisierung der Landwirtschaft – in den peripheren Fordismen (vgl. Brand 2000: 18/146) und zu einer massiven Ausdehnung des individuellen Konsums (zum Beispiel Individualverkehr) mit weitreichenden Konsequenzen für die Natur.

191 Es gibt unterschiedliche Periodisierungsvorschläge. Joachim Hirsch datiert den Fordismus auf die Zeit von 1945 bis Mitte der 1970er-Jahre (vgl. Hirsch 2005: 114).

192 In den Kapiteln 4.2 und 4.3 werden die Bestimmungen des fordistischen und postfordistischen Staatstypus von Joachim Hirsch und Bob Jessop gleichrangig behandelt, da Görg und Brand sie zum Teil ebenfalls als Synonyme verwenden beziehungsweise keine stringente zeitliche oder analytische Trennung in ihren Arbeiten erkennbar ist.

Mitte der 1970er-Jahre hat der Fordismus seine Kohärenz infolge seiner säkularen Krise[193] verloren.[194] Ein Teil dieser Krise war die ökologische Krise beziehungsweise eine tiefgreifende Krise gesellschaftlicher Naturverhältnisse, die jedoch nicht lediglich eine Summe verschiedener Umweltprobleme ist, sondern im Kern eine sozialökologische Krise der gesamten „Existenzweise“ (Görg 2003a: 119f., vgl. Görg 2003d: 176) war (vgl. Görg 2001: 4). Mit der Transformation des Fordismus zum Postfordismus werden auch die gesellschaftlichen Naturverhältnisse neu konfiguriert.

Die neue historische postfordistische Formation des Kapitalismus[195] gründe Görg und Brand zufolge auf einem wissens- und informationsbasierten Wachstumsmodell, das ohne Klassenkompromiss auskomme, auf liberalisierten globalen Finanzmärkten, einem schumpeterianischen Workfare State beziehungsweise nationalen Wettbewerbsstaat, einer fehlenden internationalen Hegemonie, einem „relativ inkohärente[n] Netzwerk internationaler Regulation“ (Görg/Brand 2001a: 48) basierend auf supranationalen „Verdichtungen zweiter Ordnung“ (Görg/Brand/Wissen 2007: 217), einem globalen neuen Konstitutionalismus, einer „imperiale[n] Lebensweise“ (Brand 2008a: 141) und auf neoliberaler Ideologie[196]. Die in diese postfordistische Regulation eingelagerten gesellschaftlichen Naturverhältnisse zeichnen sich vor allem dadurch aus, dass es zu einer selektiven Integration klassischer Umweltprobleme (vgl. Görg 2003a: 12/138 und Görg 2003b: 114) und zu einer damit verbundenen „reflexiven Naturbeherrschung“ (Görg 2005a: 66, vgl. Görg 2004a: 33 und Görg 2007: 134) in Form eines globalen Ressourcenmanagements (vgl. Görg/Brand 2002c: 35) beziehungsweise „Global Environmental Governance“ (Brand 2010b: 16) gekommen ist (vgl. Görg 2001: 3). Dazu zählt nicht nur die Berücksichtigung von möglichen ökologischen Folgen etwa bei ökonomischen oder politischen Projekten, sondern auch die Lösung von Pro-

193 Die Regulationstheorie unterscheidet zwischen säkularen beziehungsweise großen und konjunkturellen beziehungsweise kleinen Krisen, um zwischen Krisen *der* jeweiligen Entwicklungsweise und Krisen *in* den Entwicklungsweisen differenzieren zu können. Während säkulare beziehungsweise große Krisen immer die gesamte Formation umfassen, das heißt, sowohl ökonomische, politische, hegemoniale und Krisen der gesellschaftlichen Naturverhältnisse sind, können konjunkturelle beziehungsweise kleine Krisen in einem oder mehreren Teilen der Gesellschaft auftreten. Sie führen aber nicht zu einer umfassenden Krise (vgl. Kapitel 4.3.1 und Fußnote 421 der vorliegenden Arbeit).

194 Über die Ursachen, den Charakter der Krise und ihren genauen Verlauf gibt es unterschiedliche wissenschaftliche Auffassungen (vgl. Aglietta 1978/2002: 19/351ff./383ff., Hirsch/Roth 1986: 78ff., Hirsch 2005: 124ff. und Harvey 2005: 12ff.).

195 Der Begriff des Postfordismus war anfänglich eine Sammelbezeichnung, weil sich die Forscher zwar darüber einig waren, dass der Fordismus vorüber war. Sie waren sich aber uneins, ob sich eine neue Entwicklungsweise herausbilden würde. Görg und Brand sprechen erst spät von einer kohärenten historischen Formation.

196 Für eine differenzierte Betrachtung der neoliberalen Ideologie vgl. Harvey 2005: 29ff./52ff.

blemen, die aus ersten Regulierungsmaßnahmen ökologischer Probleme entstanden sind. Gleichzeitig hat die neoliberale Globalisierung eine neue Runde ökonomischer Inwertsetzung beziehungsweise der „Ökonomisierung der Natur“ (Görg/Brand 2002c: 15/33 und Görg/Brand 2008b: 14) insbesondere durch die Herausbildung der sogenannten Life Sciences mit sich gebracht. Selbst der Schutz der Natur ist auf diese Weise Teil der ökonomischen Strategien geworden.

Alternative Formen des gesellschaftlichen Naturverhältnisses sind für Görg und Brand alternative materielle und symbolische Gestaltungen der gesellschaftlichen Naturverhältnisse. Herrschaftliche Strategien, wie die dominanten postfordistischen, können nur in und durch soziale Kämpfe durch gegen-hegemoniale Strategien abgelöst werden. Da die Naturverhältnisse ein Strukturproblem kapitalistischer Gesellschaften sind, müssen auch Gegenstrategien im Prinzip die gesamte Regulation gesellschaftlicher Verhältnisse berücksichtigen (vgl. Görg 2003a: 143). Görg schlägt grundsätzlich in Anlehnung an Marcuse eine Strategie des radikalen Reformismus’ zur Veränderung der Regulation vor. Dieser besteht darin, in den bestehenden Institutionen und gegen sie ein anderes Handeln zu fördern, so dass die institutionellen Konfigurationen durch Bündnisse gegen-hegemonialer Kräfte zum Besseren verändert werden.

Die zentrale Aufgabe der Theorie sei dabei laut Brand, emanzipative Praxen auf den Begriff zu bringen, Brüche und Widersprüche für Widerstand herauszuarbeiten, um „eine Perspektive der Bändigung des Kapitalismus und jenseits davon eröffnen“ (Brand 2004: 117f.) zu können. „Theorie ist heute kein Wegweiser mehr und verfügt nicht über ein ‚überlegenes‘ Wissen. Vielmehr geht es darum, ‚Strukturwissen‘ in soziale Auseinandersetzungen zu bringen und damit die Selbstreflexion verschiedener Praxen zu verbessern.“ (Ebd.: 122) Brand versucht dementsprechend in etwa seit 2008 unter dem Label des Post-Neoliberalismus, einen Diskurs über progressive gegen-hegemoniale Strategien zu initiieren (vgl. Brand 2008b, Brand/Sekler 2009 und Brand 2011a: 45ff./91ff.).

Der hier umrissene Kern einer kritischen Theorie der Regulation gesellschaftlicher Naturverhältnisse, wie sie Görg und Brand vertreten, wird in den folgenden Kapiteln (4.1-4.4) eingehender erläutert und einer immanenten Kritik unterzogen. Im Schlussabschnitt des Kapitel 4 folgt eine kurze Zusammenfassung der Kritikpunkte und eine abschließende Einschätzung der kritischen Theorie der Regulation gesellschaftlicher Naturverhältnisse für das Anliegen der vorliegenden Arbeit.

4.1 Gesellschaftliche Naturverhältnisse – Konstitutionstheoretische Grundlagen

In diesem Kapitel sind Görgs und Brands konstitutionstheoretischen Erörterungen zum Verhältnis von Gesellschaft und Natur Gegenstand der Analyse und Kritik.[197]

Die Bedeutung ihrer Konstitutionstheorie beschreibt Görg wie folgt: Es gehe „darum zu zeigen, dass die Widersprüche in der Problemkonstitution bei sozialwissenschaftlichen Untersuchungen in diesem Feld nicht ignoriert oder übergangen werden dürfen, weil ansonsten die Problematik einer Gestaltung der Naturverhältnisse von vornherein verfehlt wird“ (Görg 2003a: 219). Etwaige Fehler, Auslassungen oder Widersprüche der philosophischen Prämissen wirken sich also automatisch nicht nur auf die Theorie aus, die das Verhältnis von Natur und Gesellschaft bestimmen will, sondern auch auf die daraus resultierende gesellschaftliche Praxis.

4.1.1 Das Verhältnis von Natur und Gesellschaft und ihre gegenseitige Vermittlung

Ausgangspunkt für die kritische Theorie der Regulation gesellschaftlicher Naturverhältnisse ist die Beziehung zwischen Individuum, Gesellschaft und Natur. Natur und Gesellschaft stehen – wie auch Individuum und Natur, Individuum und Gesellschaft (vgl. Görg 2003c: 45 und Görg 2008b: 99)[198] – in einem „konstitutiven Verhältnis zueinander“ (Görg 2003d: 184)[199], das heißt, Natur und Gesellschaft können ohne das jeweils andere weder existieren noch theoretisiert werden (vgl. Görg 2008b: 97).[200] „„Natur kann nicht mehr ohne Gesellschaft, Gesellschaft kann nicht mehr ohne Natur begriffen werden‘.“ (Görg/Scharping 1994: 181) Görg und Brand bestimmen dieses wech-

197 Für einen schematischen Überblick vgl. Görg 2008b: 97.

198 Im weiteren Verlauf der Darstellung wird auf die anderen dialektischen Konstellationen Individuum-Natur, Individuum-Gesellschaft nur eingegangen, sofern sie für den Ansatz gesellschaftlicher Naturverhältnisse und dessen Kritik erforderlich ist.

199 Vgl. Görg 2003a: 63, Görg 2003b: 121, Görg 2003c: 40, Görg 2003e: 70, Görg 2004b: 201, Görg 2005a: 55ff. und Görg 2008b: 103.

200 Die Formulierungen in diesem Punkt differieren in den Arbeiten Görgs und Brands. Hier wird – im Sinne beider Autoren – die theoretisch fundierteste Variante zu Grunde gelegt, der zufolge nicht nur die begriffliche Unterscheidung und wechselseitige Beziehung zwischen Natur und Gesellschaft, sondern auch historisch-praktische Beziehungen zur Definition des konstitutiven Verhältnisses notwendig seien (vgl. Görg 2008b: 110). An einigen Punkten taucht die Inkonsistenz auf, dass vereinseitigt auf erkenntnistheoretisch-philosophische Argumentationen zurückgegriffen wird (vgl. Görg 2003a: 44).

selseitige Verhältnis zwischen Natur und Gesellschaft als „dialektisch“. Folglich sprechen sie von einer „dialektischen Beziehung zwischen Natur und Gesellschaft“ (Görg 2008b: 96/98, vgl. Görg 2010: 352). In Abgrenzung zur isolierten Betrachtung der Natur oder der Gesellschaft erhalten die wechselseitigen Beziehungen zwischen Natur und Gesellschaft – ihre gegenseitige Vermittlung – „eine zentrale Bedeutung“ (Görg/Scharping 1994: 181) für die wissenschaftliche Theoretisierung der Beziehungen zwischen beiden. Diese konstitutionstheoretischen Ausführungen Görgs laufen also darauf hinaus, „die Unterscheidung zwischen sozialen und nicht-sozialen Prozessen als Vermittlungsverhältnis zu denken“ (Görg 1998b: 64). Die „kontingenten sozialen Formen der Vermittlung zwischen Individuum, Natur und Gesellschaft“ würden „in den Mittelpunkt einer Analyse der Krisen gesellschaftlicher Naturverhältnisse“ (Brand/Becker 1996: 121) gerückt.

Wie aber vermitteln sich Natur und Gesellschaft gegenseitig? Wie genau muss man sich diesen Prozess vorstellen? Darauf geben Görg und Brand keine Antwort. Ein zwischen Natur und Gesellschaft Vermittelndes, wie etwa die historisch spezifische Form der gesellschaftlichen Arbeit, führen Görg und Brand nicht ein. Die Position des Vermittelnden bleibt – anders als etwa bei Hegel und Marx, in deren Tradition Görg und Brand sich selber einreihen – bei ihnen leer.[201] Damit ist vom konstitutionstheoretischen Ausgangspunkt der Erörterungen des Verhältnisses zwischen Natur und Gesellschaft bei Görg und Brand fraglich, wie die Vermittlung von Natur und Gesellschaft vonstattengeht.[202]

Sie präzisieren: Natur und Gesellschaft werden in „gesellschaftlichen und biophysikalischen Prozessen“ (Görg 2008b: 96)[203] gegenseitig vermittelt. „Diese Wechselwirkungen bestimmen dabei ganz grundsätzlich und konstitutiv sowohl die gesellschaftliche Entwicklung wie auch das Schicksal der natürlichen Umwelt.“ (Ebd.) Der Ansatz gesellschaftlicher Naturverhältnisse erfasst in Anlehnung an die Konzeption des Instituts für sozialökologische For-

201 In einigen Arbeiten verweist Görg zum Beispiel darauf, dass der Stoffwechsel zwischen Gesellschaft und Natur von Bedeutung sei, Arbeit und Produktion in der Vermittlung eine Rolle spielten, die Vermittlung sich darin aber nicht erschöpfe. Diese Ausführungen bleiben jedoch unsystematisch und führen schließlich zu dem Punkt, dass nicht angegeben wird, wodurch die Beziehungen zwischen Gesellschaft und Natur vermittelt werden.

202 An dieser Stelle der Erörterung wird bewusst unterschlagen, dass Görg und Brand behaupten, dass diese abstrakten Aussagen über die Wechselwirkungen zwischen Natur und Gesellschaft noch keine Erkenntnisse über die historisch spezifischen Beziehungen generierten. Hier soll hingegen gezeigt werden, dass in den abstrakten konstitutionstheoretischen Grundannahmen bereits Verkürzungen enthalten sind, die sich später auf der Ebene konkreter Erörterungen reproduzieren.

203 Vgl. Görg/Scharping 1994: 186, Görg/Brand 2008a: 576 und Görg 2008b: 100.

schung dementsprechend die divergierenden Formen, „‚in denen Gesellschaften in je verschiedenen Bereichen ihr Verhältnis zur Natur kulturell symbolisieren und zugleich sozial und materiell regulieren'" (Becker/Jahn zitiert nach Brand/Becker 1996: 136, Fußnote 3). Die „processes of a practical—that is, economic/technical and cultural/discursive—construction of nature" bilden folglich den „starting point for a critical theory of relationships with nature" (Görg/Brand 2008b: 16) (vgl. Görg 2004a: 31 und Görg 2004b: 201). Mit dem Begriff der gesellschaftlichen Naturverhältnisse wird „die Gesamtheit der Prozesse benannt, mit denen Gesellschaften ihre Reproduktion in der Natur organisieren und regulieren, also von Fortpflanzung und Sexualität bis zu Energie, Mobilität oder Ernährung. Diese Verhältnisse haben sowohl eine materiell-stoffliche als auch eine symbolisch-sprachliche Dimension." (Görg/Brand 2001a: 65)[204] Nicht „‚die' Gesellschaft [wird] mit ‚der' Natur im Sinne homogener Entitäten vermittelt". Die Vermittlung findet „prozeßhaft auf ganz verschiedenen Ebenen in sehr unterschiedlichen Bereichen" (Brand 2000: 141) statt.

An der Differenzierung und den genannten Beispielen wird deutlich, dass das Problem der Vermittlung von Natur und Gesellschaft nicht wirklich gelöst wird. Im Gegenteil. Es werden zusätzlich neue Probleme dadurch aufgeworfen, dass nicht mehr nur Natur und Gesellschaft einander vermitteln, sondern vielfältige natürliche und gesellschaftliche Prozesse. Görg und Brand formulieren aber erstens nicht, durch was zum Beispiel materiell-stoffliche und sprachlich-symbolische beziehungsweise biophysikalische und gesellschaftliche Prozesse miteinander vermittelt werden. Insofern setzt sich das ursprüngliche Problem einer fehlenden Vermittlungsinstanz fort. Zweitens wird eine Differenzierung zwischen individuellen und gesellschaftlichen Beziehungen zur Natur nicht stringent durchgehalten. Drittens unterscheiden Görg und Brand zwar analytisch zwischen kulturell-symbolischen und materiell-praktischen Verhältnissen zur Natur, allerdings ohne weitere theoretische Konsequenzen für das Konzept gesellschaftlicher Naturverhältnisse daraus zu entwickeln. Sie konstatieren lediglich, dass an den gesellschaftlichen Beziehungen zur Natur sowohl materiell-praktisch als auch kulturell-symbolisch Konstruktionen mitwirken.[205] Wie und in welchem Verhältnis zueinander sie am gesellschaftlichen Naturverhältnis beteiligt sind, wird auf der konstitutionstheoretischen Ebene[206] nicht näher spezifiziert.[207]

204 Vgl. Görg 2003a: 65, Görg 2003b: 119, Görg 2003c: 40, Görg 2003d: 175f. und Görg 2004b: 201.

205 Vgl. Görg 1998b: 58, Brand 2000: 141, Brand/Raza 2003a: 184, Görg 2003c: 40/57f., Görg 2004a: 30, Görg 2004b: 201, Görg 2008: 96/110, Görg/Brand 2008b: 15f. und Görg 2011: 6f./13.

Nicht nur die Form der Vermittlung zwischen Gesellschaft und Natur, sondern auch die Vermittlungen zwischen individuellen und gesellschaftlichen sowie zwischen materiellen und symbolischen Beziehungen beziehungsweise Konstruktionsprozessen zur Natur und zueinander werden also nicht explizit geklärt. Die Unterschiede zwischen individuellen und gesellschaftlichen sowie zwischen materiellen und symbolischen Beziehungen zur Natur werden tendenziell nivelliert und miteinander vermengt. Das bedeutet nicht, dass man mit dem Konzept gesellschaftlicher Naturverhältnisse nicht die historisch spezifischen „in den sozialen Verhältnissen enthaltenen Formen der Strukturierung gesellschaftlicher Naturverhältnisse“ (Görg 1998a: 47, vgl. Görg 2003a: 232) erkennen und herausarbeiten könnte. Das Problem ist vielmehr, dass die gesellschaftlichen und individuellen, materiellen und symbolischen Strukturierungsformen unvermittelt und beziehungslos nebeneinander stehen oder miteinander vermengt werden, während diese historisch spezifischen Vermittlungsformen, wie sie auf der gesellschaftstheoretisch-zeitdiagnostischen Ebene beschrieben werden, nicht konstitutionstheoretisch rückgekoppelt werden (können). Daher geht auch das Argument ins Leere, dass die gegenseitige Vermittlung von Natur und Gesellschaft jeweils historisch spezifisch in den Beziehungen der Natur zur Gesellschaft und zum Individuum bestimmt werden müsse (vgl. Görg 2003c: 45).

Die im Konzept gesellschaftlicher Naturverhältnisse *nicht* enthaltene und *nicht* theoretisierte „Verbindung zwischen sprachlichen und materiell-stofflichen Aspekten in der menschlichen Intersubjektivität“ (Görg 2003a: 63) wirft

206 Auf der zeitdiagnostischen Ebene der Regulation gesellschaftlicher Naturverhältnisse, auf der auch die historische Dynamik der Vermittlung zwischen Natur und Gesellschaft entwickelt wird, kann zum Beispiel anhand der Geschichte des Verständnisses des Begriffs Biodiversität gezeigt werden, wie sich wissenschaftliche Vorstellungen auf politische Konflikte auswirken können und welche Rolle sie in diesen spielen. Aber auch auf dieser Analyseebene werden materielle gesellschaftliche Praxis und symbolisch-kulturelle Vorstellungen, überwiegend als gesellschaftlich hegemoniale, lediglich parallelisierend in politikwissenschaftlichen Analysen nebeneinander gestellt, ohne ihr Verhältnis zueinander näher zu definieren.

207 Es gibt eine kaum übersehbare Privilegierung des sprachlich-symbolischen gegenüber dem materiell-praktischen. An einem Beispiel lässt sich der erkenntnistheoretische Überhang verdeutlichen. Görg schreibt in seiner veröffentlichten Habilitationsschrift: „Erst mit der sozialen Konstruktion der Probleme im Rahmen des wissenschaftlichen Diskurses entsteht jedoch ein gesellschaftliches Problem – wie auch beim Abbau der Ozonschicht oder dem Verlust der Biodiversität gibt es ein globales Klimaproblem erst vor dem Hintergrund statistischer Daten und theoretischer Erklärungsansätze.“ (Görg 2003a: 201) Folgt man diesen Ausführungen tritt ein gesellschaftliches Problem erst in dem Moment auf, in dem es wissenschaftlich, das heißt sprachlich-symbolisch, aufgegriffen wird. Das bedeutet – zugespitzt –, dass etwa Krebserkrankungen, die durch den Abbau der Ozonschicht und die dadurch erhöhte UV-Einstrahlung ausgelöst worden sind, erst ein gesellschaftliches Problem wären, wenn dieser Zusammenhang erkannt würde.

also weitere Probleme auf. Der Dialektik zwischen Natur und Gesellschaft, so wie sie bei Görg und Brand konzipiert wird, fehlt nicht nur die Vermittlungsinstanz. Es ist auch unklar, in welchem Verhältnis Gesellschaft und Individuum das Verhältnis zur Natur bestimmen und in welchem Verhältnis kulturell-symbolische zu materiell-praktische Konstruktionen Anteil an der Konstruktion gesellschaftlicher Naturverhältnisse haben.

4.1.2 Die relative Eigenständigkeit der Natur und die Differenz zwischen Natur und Gesellschaft

Das konstitutionstheoretisch „entscheidende Problem“ (Görg 1998b: 56), das in der kritischen Theorie der Regulation gesellschaftlicher Naturverhältnisse neben der Vermittlung von Natur und Gesellschaft gelöst werden soll, liege Görg zufolge in der Form der Unterscheidung zwischen Natur und Gesellschaft, den daraus resultierenden Begriffen der Gesellschaft und der Natur sowie den Kritiken dualistischer Konzeptionen des gesellschaftlichen Naturverhältnisses (vgl. Görg 2003a: 63).

Grundsätzlich gehen Görg und Brand von einem unaufhebbaren Zusammenhang von Natur und Gesellschaft – dem konstitutiven Verhältnis – aus. Sie halten gleichzeitig zumindest vordergründig an einer Differenz zwischen ihnen fest, die historisch produziert worden ist (vgl. Brand 2000: 140). Der unaufhebbare Zusammenhang besteht, wie oben beschrieben, darin, dass Natur und Gesellschaft wechselseitig miteinander vermittelt sind und einander bedürfen, um konstituiert und begriffen zu werden (vgl. Görg/Brand 2008b: 16). Folglich seien Natur und Gesellschaft „weder ontologisch geschiedene Wesenheiten noch überhaupt säuberlich getrennte Gegenstandsbereiche“ (Görg 2003b: 121). „Was Natur und Gesellschaft jeweils sind, dass ergibt sich mit Verweis auf ihr Gegenteil.“ (Görg 2003a: 52f.)

„Gesellschaft ist niemals nur Gesellschaft.“ (Görg 2005a: 57) Doch Gesellschaft geht auch nicht in Natur auf. Nachdem historisch beide auseinandergefallen sind (vgl. Görg 2003a: 33), hätten wir „es im Negativen wie im Positiven mit einer Verselbständigung der Gesellschaft gegenüber der Natur zu tun, die wir durch wissenschaftliche oder theoretische Anstrengungen nicht überwinden können“ (Görg 2008b: 97). „Gesellschaftliche Prozesse funktionieren gemäß eigener Gesetzmäßigkeiten, die nicht auf natürliche Faktoren zurückzuführen sind.“ (Görg 2006: 126f.) Gesellschaft, so Görg und Brand in Anschluss an die *Dialektik der Aufklärung*, herrsche über die Individuen und über die Natur, indem sie ihre Abhängigkeit von ihr negiere und sie vollständig ihren Zwecken subsumiere. Näher wird Gesellschaft konstitutionstheoretisch von ihnen nicht bestimmt.

Natur sei laut Görg und Brand keine von der Gesellschaft „ablösbare ontologische Sphäre eigener Art“. Sie „ist keine spezifische Entität, der Gesellschaft gegenüber“ (Görg 2003d: 184). „Natur oder die natürliche Umwelt als etwas unabhängiges von menschlicher Nutzung existierendes“ (Görg 2001: 3) hat nur noch in romantisch-verklärenden Vorstellungen Bestand. Eine unberührte Natur gibt es nicht (vgl. Görg 2003a: 46 und Görg 2003c: 40). Sie sei „immer eine kulturelle oder wissenschaftliche Projektion“, „ein wünschenswertes Idealbild oder ein naturwissenschaftliches konstruiertes Vorbild“ (Görg 2003e: 74, vgl. Görg 1998b: 59, Fußnote 7). Natur ist „eine praktische wie begriffliche Konstruktion“ (Görg 2003d: 187, vgl. Görg 1998b: 58 und Görg 2001: 3), das heißt, sie existiere „immer nur in vergesellschafteter Form“ (Brand 2000: 140). Als soziale Konstruktion sei sie damit „historisch kontingent“ (Görg 2008b: 101), das heißt in und von jeweils historisch spezifischen Gesellschaften erzeugt. „Natur, verstanden zunächst als materiell-stoffliche Dimension, ist ein Implikat sozialer Prozesse, ist in allen Prozessen (wenn auch mit sehr unterschiedlichem Gehalt) immer auch involviert.“ (Görg 2003d: 187f.)[208]

Aber „the material-substantial conditions of human existence retain their own meaning“ (Görg/Brand 2008b: 16). Konstruktionen seien dementsprechend „nicht beliebig möglich“ (Görg 2001: 3). „Obwohl wir auf wissenschaftliche und nicht-wissenschaftliche Konstruktionen angewiesen sind, müssen wir davon ausgehen, dass das mit Natur gemeinte in den verschiedenen Konstruktionen nicht aufgeht.“ (Görg 2008b: 102) Denn es gebe immer noch „eine Eigenlogik natürlicher Prozesse“ (Görg 2005b: 122, vgl. Görg 2003d: 188), die sich nicht verleugnen lasse.

Mit Verweis auf Adornos erkenntnistheoretisches Theorem der Nichtidentität (vgl. Adorno GS 6: 184ff.) fasst Görg dieses „Motiv der Unverfügbarkeit beziehungsweise der Widerständigkeit gegen die Gesellschaft“ (Görg 2003c: 40, vgl. Görg 2008b: 99 und Görg 2010: 348, Fußnote 3) als „Nichtidentität der Natur“ (Görg 2008b: 109) (vgl. Görg 2003b: 121, Görg 2004a: 31 und Görg/Brand 2008b: 16).[209] Diese Nichtidentität ist allerdings nicht positiv zugänglich oder erfahrbar. Das Nichtidentische „lässt sich nicht positivieren“ (Görg 2003b: 125). Sie sei kein „unaufhebbarer Rest“ oder „eine Identität jenseits der Konstruktion“ (Görg 2003a: 47). Es gebe auch keinen „privileged path to discover or to fix this non-identity“ (Görg 2004a: 31). Allerdings berge, so Görg, der Begriff des Nichtidentischen die Möglichkeit, die „Erfahrung einer inneren Strukturiertheit der Dinge aufgrund ihrer Widerständigkeit

208 Vgl. Görg 2003a: 143/242, Görg 2003b: 119 und Görg 2004a: 29.

209 In Görgs Arbeiten gibt es Inkonsistenzen in der Frage, ob die Nichtidentität der Natur nur sprachlich-symbolisch (vgl. Görg 2003a: 51) oder auch materiell-stofflich ist. In der vorliegenden Arbeit wird angenommen, dass sie beides ist.

intendierten Handlungen gegenüber“ (Görg 1998b: 62, vgl. Görg 2008b: 102) zu begreifen. Diese wird allerdings nur durch die Reflexion auf die Erfahrungen greifbar, die in der sozialen Konstruktion der Natur gemacht worden sind (vgl. Görg 2004a: 31). Die Nichtidentität der Natur ist also kein positiver Maßstab, der zur Gestaltung der Naturverhältnisse angelegt werden kann, sondern ein negativer, der dadurch zur Geltung kommt, dass „Strategien der Aneignung der Natur an dieser scheitern“ (Görg 2004b: 222, vgl. Görg 2003a: 240 und Görg 2003b: 116f./122ff.).

„Ökologische Bedingungen (und darin liegende mögliche Zwänge) machen sich dann zunächst im Scheitern bestimmter Aneignungsstrategien geltend, genauer: in den Krisen der Deutungsmuster und der praktischen Aneignungsstrategien, die mit konkreten Formen des Scheiterns in der Gestaltung der Naturverhältnisse verbunden sind.“ (Görg 2003d: 189)

„Die Wiederkehr der Natur (als soziales Problem) korrespondiert mit dem Ende der Natur (als einer selbständigen Entität)!“ (Görg 2005a: 53)

Folgt man diesen Überlegungen Görgs sei „jede ökologische Bedrohung […] zunächst einmal eine gesellschaftliche Konstruktion“ (Görg 2003d: 189, vgl. Görg 2003b: 124) und auch „‚[j]ede Grenze‘ und jeder ‚ecological constraint‘ ist eine soziale Konstruktion“ (Görg 2003d: 189). Man könne ihm zufolge also auch erst von einem ökologischen Problem sprechen, „wenn es sich um ein Hindernis für menschliche Absicherung oder Interessen handelt oder zumindest um die Störung eines identifizierbaren systemischen Ablaufs mit absehbaren destruktiven Folgen“ (Görg 1998a: 45, vgl. Görg/Scharping 1994: 185).

Erst eine zweite Reflexion im adornitischen Sinne, das heißt eine Reflexion auf die gesellschaftliche Konstruktion der Natur und deren Fehler, durch die die Nichtidentität der Natur gesellschaftlich zum Tragen kommt, ermöglicht die Erkenntnis und das Verständnis der Nichtidentität der Natur und eröffnet neue Wege zu ihrer Gestaltung (vgl. Görg 1998b: 74, Görg 2003a: 50f. und Görg 2005a: 62).[210] Natur kann nur noch als nicht-identisches Moment der gesellschaftlichen Konstruktion erinnert werden.

Während Görg und Brand also den einen Pol der dialektischen Beziehung – die Gesellschaft – konstitutionstheoretisch positiv bestimmen und zumindest in Grundzügen dessen Verselbstständigung gegenüber dem anderen Pol – der Natur – entfalten, versagen sie es der Natur. Die dialektische Vermittlung wird also voluntaristisch einseitig verkürzt – und zwar doppelt. Denn nicht nur die relativ eigenständige und von Gesellschaft relativ unabhängige Selbstproduktion der Natur wird maximal negativ als fehlgeschlagene gesellschaftliche Praxis zur Kenntnis genommen. Auch die natürliche Produktion

210 Zu Görgs Verständnis der zweiten Reflexion vgl. Görg 2003a: 47f. und Görg 2005a: 62.

der Gesellschaft – als Widerpart der gesellschaftlichen Produktion der Natur – findet weder in die Konstitutionstheorie noch in die gesellschaftstheoretisch angeleiteten Zeitdiagnose der Regulation gesellschaftlicher Naturverhältnisse Eingang. Dabei ist sie die Grundlage für die Umsetzung von Strategien reflexiver Naturbeherrschung (vgl. Kapitel 4.2.11). Die natürliche Produktion der Gesellschaft wird auf die Naturalisierungen gesellschaftlicher Konstruktionen beschränkt und die damit letztlich wieder zum gesellschaftlichen Prozess (s.u.). Insofern handelt es sich streng genommen gar nicht um einen natürlichen außergesellschaftlichen Prozess der Produktion.

Die Selbstständigkeit der Natur negieren Brand und Görg nicht in toto, da dies qua eigener Definition den Kern des naturbeherrschenden Denkens ausmacht, welches beide ablehnen, und damit den theoretischen Rückfall in dieses bedeutete (vgl. Görg 1998b: 62 und Görg 2003b: 126f.). Sie versuchen, über die Adaption des erkenntnistheoretischen Theorems der Nichtidentität aus Adornos Spätwerk eine Eigenständigkeit der Natur theoretisch zu bewahren und zu erklären. Ihre Interpretation hinkt jedoch an entscheidender Stelle. Der Vorrang des Objekts, der erkenntnistheoretisch als Nichtidentität des Objekts gefasst wird, ist von Adorno als Ideologiekritik gegen idealistische Philosophie gerichtet, in der das Objekt – in diesem Fall die Natur – im Subjekt, welche Form es auch haben möge, und dessen Bestimmungen aufgeht. Der Vorrang des Objekts markiert also die Grenze der subjektiven Erkenntnis. Die Reflexion darauf, dass das Subjekt das Objekt nicht unvermittelt erkennen kann, legt frei, dass das Objekt der subjektiven Erkenntnis keineswegs bedarf, um zu sein, während das Subjekt des Objekts bedarf, um überhaupt die Möglichkeit zu besitzen, sich herauszubilden. „Vom Subjekt ist Objekt nicht einmal als Idee wegzudenken; aber vom Objekt Subjekt." (Adorno GS 6: 184) Natur kann also *ohne* die subjektive Erkenntnis sein und ist gerade nicht „in Wirklichkeit ein Resultat dialektischer Kritik" (Görg 2003a: 46), weil sie eine eigene „Praxis" ohne das Subjekt besitzt. Wenn man dementsprechend berücksichtigt, wie Natur historisch gesellschaftlich vermittelt wird und dass sie eine eigene Geschichte besitzt, man sich also auch darüber im Klaren ist, dass die erkannte Natur nicht als Natur an sich existiert, eine gegebene Natur oder unmittelbar als Natur zugänglich ist, spricht nichts dagegen, Natur positiv zu bestimmen. Eine positive Bestimmung der Selbstproduktion der Natur ist daher keineswegs automatisch oder notwendig Teil naturbeherrschenden Denkens und der Naturalisierung gesellschaftlicher Beziehungen.

Dass Natur auch nicht gänzlich in der materiell-stofflichen Produktion der Gesellschaft aufgeht, hat Marx trotz und viele Jahre nach seiner Erkenntnis einer vollständig gesellschaftlich erschlossenen Natur (vgl. MEW 3: 44) im *Kapital* deutlich gemacht. Er betont: „Der Mensch kann in seiner Produktion nur verfahren, wie die Natur selbst, das heißt nur die Formen der Stoffe än-

dern. Noch mehr. In dieser Arbeit der Formung selbst wird er beständig unterstützt von Naturkräften.“ (MEW 23: 57f.) Die Natur ist also an der Produktion der Gesellschaft beteiligt und zwar nicht nur als Gegenstand, sondern als eigenständiger Produzent. Diese Einschätzung hat bis heute ungebrochen Bestand. Die Gentechnologie etwa wird in der Regel als finaler Schritt zur gänzlichen gesellschaftlichen Verfügbarkeit über die Natur dargestellt (vgl. Görg 2005a: 53, die Arbeiten Haraways und dazu das Kapitel 3 der vorliegenden Arbeit). Denn mit ihr wird neues Leben, Natur vom Menschen geschaffen, beziehungsweise es kann geschaffen werden. Die Gentechniker in den hochmodernen Biotechnologie-Unternehmen sind trotz aller Verfügungsgewalt über die Gene gezwungen, sich an die innere Strukturiertheit der Natur mimetisch anzuschmiegen, um ihr Ziel – ein Genschaf zu produzieren zum Beispiel – zu erreichen. Das bedeutet, dass selbst in Strategien der Naturbeherrschung, zu denen die moderne Gentechnologie als Teil der Reproduktion des internationalen kapitalistischen Weltsystems zweifellos zählt, die relative Eigenständigkeit der Natur gegenüber gesellschaftlichen Konstruktionen berücksichtigt werden muss. Und zwar nicht nur als Scheitern, zum Beispiel bei der Produktion des Genschafs, sondern auch als (aktiver) Teil der Produktion selbst. Ein anderes Beispiel für die Selbsttätigkeit der Natur ist die Regeneration globaler Biodiversität, verstanden als Artenvielfalt, genetische Vielfalt und als Vielfalt der Ökosysteme (vgl. Görg 1999b: 290). Eine Biodiversität könnte ohne die Gesellschaft wiederhergestellt werden, sofern die menschliche Gesellschaft die Natur dazu kommen ließe.[211]

Ökologische Probleme erst dann als solche zu betrachten, wenn sie menschliche Interessen oder systemische Abläufe der menschlichen Gesellschaft beeinflussen, ist nicht nur anthropozentrisch, sondern blendet damit Folgen der Naturbeherrschung für andere Lebewesen wie Tiere aus.[212] Darüber hinaus ist es fraglich, ob systemische Störungen tatsächlich als Indikator für ökologische Probleme geeignet sind[213], insbesondere wenn Gesellschaften

211 Es ist evident, dass die Beziehungen zwischen Gesellschaft und Natur im Zentrum der Analyse und Kritik des gesellschaftlichen Naturverhältnisses stehen muss. Da Görg und Brand aber in ihrer Konstitutionstheorie zentrale epistemologische Fragen aufwerfen, ist es zulässig, sie auch mit konkreten Modellen zu konfrontieren. Eine Erkenntnistheorie, die von der Selbsttätigkeit der Natur abstrahiert, kann zum Beispiel die prähumane Geschichte der Erde nicht begreifen.

212 Ob Natur ein eigener Wert an sich zukommt, soll hier nicht diskutiert werden. Die industrielle Ermordung von Tieren kann aber ohne Zweifel als eine der eklatantesten Störungen im gesellschaftlichen Naturverhältnis gesehen werden, die direkte Auswirkungen auf leidensfähige Kreaturen hat.

213 Wenn man lediglich darstellt, wie das gesellschaftliche System sich gegenüber ökologischen Störungen verhält, ist die These von Görg und Brand richtig. Wenn nicht, ist sie kurzsichtig. Die kapitalistische Produktionsweise reagiert grundsätzlich nur auf ökologische Störungen, wenn damit der Reproduktionskreislauf von Kapital be- oder verhindert wird

mit kapitalistischer Produktionsweise auch unterhalb des Niveaus systemischer Störungen systematisch Raubbau an der Natur betreiben und die relativ eigenständigen Reproduktionskreisläufe bestenfalls als gleichgültig behandeln.[214]

Festzuhalten bleibt, dass Görg und Brand konstitutionstheoretisch die Dialektik zwischen Gesellschaft und Natur einseitig beschränken. Natur wird auf der Basis einer philosophisch verkürzten Interpretation eines erkenntnistheoretischen Motivs Adornos zu einem gesellschaftlichen Produkt ohne relative *positive* Eigenständigkeit verklärt. Ökologische Probleme werden in der Konsequenz lediglich als Probleme *für* die menschliche Gesellschaft betrachtet.

Die Differenz zwischen Natur und Gesellschaft, so Brand und Görg, sei trotz aller Schwierigkeiten ihrer Bestimmung „ein zum Verständnis der ökologischen Krise unverzichtbares Moment" (Görg/Scharping 1994: 185), „eine gegenüber menschlichen Handlungen potentiell sperrige ‚Natur' […] ein wichtiges Element der ökologischen Krise" (Görg 2003c: 42). Da Natur nicht positiv bestimmbar ist, ist, wie oben bereits angedeutet, auch der Unterschied zwischen Natur und Gesellschaft nicht positiv festzulegen.

Negativ lässt er sich durch die Nichtidentität der Natur – allerdings nur in bestimmten Konstellationen gescheiterter Gestaltung der Naturverhältnisse – erfahren. Die Differenz zwischen Gesellschaft und Natur, die nicht ontologisch gegeben, sondern historisch entstanden ist (vgl. Görg 2003a: 32f.), sei demzufolge konstitutionstheoretisch nur „auf dem Weg einer kritischen Rekonstruktion der Konstruktionsprozesse" (Görg 2008b: 103f.) freizulegen. Görg zieht es daher auch vor, von kontingenten „Unterscheidungen oder Grenzziehungen als von einer feststehenden Grenze" (ebd.: 102) zu sprechen. Der „Unterschied von Natur und Kultur, von Natürlichem und Kultürlichem" sei laut Görg nichts, „das wir von Natur aus immer schon vorfänden. Vielmehr handelt es sich um Unterscheidungen, die wir innerhalb kultureller Traditionen und Handlungszusammenhänge in der Verfolgung unserer Zwecke treffen." (Görg et al. 1999B: 319)[215] „Entscheidend ist, daß diese Eigenstän-

---

oder wenn Klassenkämpfe dafür sorgen, dass sie im Reproduktionskreislauf des Kapitals berücksichtigt werden müssen.

214 Die Frage der ökologischen Grenzen halte ich für nachrangig. Natürlich ist die menschliche Gesellschaft auf Wasser, Luft und Nahrungsmittel angewiesen. Sollte eines davon nicht mehr verfügbar sein, bedeutet dies das Ende der menschlichen Gattung. Insofern existieren ökologische Grenzen. Aber nicht die Natur sorgt derzeit dafür, dass Nahrungsmittel ausgehen, ganze Landstriche verdorren, viele Menschen keinen Zugang zu (sauberem) Trinkwasser haben usw., auch nicht in erster Linie das gesellschaftliche Naturverhältnis, sondern die gesellschaftlichen Verhältnisse.

215 Die Urväter der kritischen Theorie gesellschaftlicher Naturverhältnisse, Egon Becker und Thomas Jahn, formulieren teilweise drastischer, dass die Differenz von Natur und Kultur

digkeit [der Natur; C.S.] gerade nicht getrennt von gesellschaftlichen Wahrnehmungen und Bearbeitungen existiert […].“ (Jahn/Wehling zitiert nach Brand 2000: 140f.)

Mittels dieser bislang erörterten Bestimmungen der Beziehungen zwischen Natur und Gesellschaft soll die kritische Theorie der Regulation gesellschaftlicher Naturverhältnisse gleich vor drei Formen naturbeherrschenden Denkens bewahrt werden: vor Naturalismus[216], solipsistischem Soziozentrismus[217] und Dualismen von Natur und Gesellschaft[218]. Die konstitutionstheoretischen Bestimmungen der gesellschaftlichen Naturverhältnisse sind zugleich eine Kritik dieser falschen Alternativen, die zwischen den beiden Extremen – solipsistischer Soziozentrismus und Naturalismus – zu situieren sind (vgl. Görg 2003a: 12/19/70, Görg 2004a: 31 und Görg/Brand 2008b: 15). Die falschen Alternativen der naturbeherrschenden Vernunft eine Görg zufolge die „Verleugnung und Unterdrückung der Nichtidentität der Natur“ (Görg 2003b: 128, vgl. Görg 1998b: 62) und die „Tendenz zur vollständigen Subsumtion der Natur unter gesellschaftliche Zwecke“ (Görg 2005a: 60). „Das Ziel einer Kritik der falschen Alternativen ist es, den Zwang zur Subsumtion

---

auf eine „kategoriale Unterscheidung in situiertem Wissen“, „eine Selbstunterscheidung der Gesellschaft“ (Becker/Jahn 2006: 127) zurückzuführen und sie ein „historisch variables Resultat kultureller Entscheidungspraktiken“ (Becker/Jahn 2006: 132f.), „eine kategoriale Differenz als Resultat gesellschaftlicher Selbstunterscheidung“ (Becker/Jahn 2006: 26) sei (vgl. Becker/Jahn/Schramm 1999: 15 und Becker/Jahn 2006: 25/26/119/132/164f.).

216 In den 1990er-Jahren haben Görg und Scharping noch auf die Notwendigkeit hingewiesen, einen „unproblematischen von einem reduktionistischen Naturalismus“ zu differenzieren. „Unproblematisch ist der Naturalismus, den man in der Aussage sehen kann, der Mensch sei auch Teil der Natur. Reduktionistisch aber ist die Annahme, daß die Erkenntnis der Natur auch die Erkenntnis des vergesellschafteten, handelnden und erkennenden Menschen darstelle.“ (Görg/Scharping 1994: 183) Diese Unterscheidung geht in den folgenden Arbeiten verloren, was zu Recht von Frieder-Otto Wolf (vgl. Wolf, FO 2008) kritisiert wird.

217 Mit der Behauptung, anders als beim Naturalismus sei „die Stofflichkeit der Natur kein unüberwindbares Hindernis“ für den Soziozentrismus, bereiten Görg und Scharping früh den Boden für einen soziozentrischen Ansatz der gesellschaftlichen Naturverhältnisse, wie Görg und Brand ihn heute vertreten (vgl. Görg/Scharping 1994: 192). Daher ist auch die Unterscheidung zwischen Soziozentrismus und einem solipsistischen Soziozentrismus für Görg und Brand fundamental, denn damit wird ein für sie zulässiger von einem unzulässigen Soziozentrismus getrennt. Ein solipsistischer Soziozentrismus zeichne sich gemäß Görg dadurch aus, dass er „die Vermitteltheit mit der Natur leugnet oder ignoriert“ (Görg 2005a: 57, vgl. Görg 2003c: 41).

218 Das Ende der Gegenüberstellung von Natur und Gesellschaft „meint im Kern, eine Denkweise aufzugeben, die Gesellschaft und Natur dualistisch, das heißt als zwei völlig getrennte Bereiche, einander entgegensetzt“, da ein solcher Dualismus „in der Regel auch mit einem hierarchischen Verständnis beider, d.h. einer Überordnung des Menschen/der Gesellschaft über die Natur und einer Abwertung letzterer, verbunden“ (Görg 2006: 126, vgl. Görg 2003c: 44) sei.

der Natur zu brechen und die nichtidentischen Motive in der Vergesellschaftung der Natur zu ihrem Recht kommen zu lassen.“ (Ebd.: 63)

Eine dualistische Konzeption des Verhältnisses zwischen Natur und Gesellschaft ist ebenso reduktionistisch, wie es auch naturalistische und soziozentrische Konzepte sind. Die Kritik an ihnen ist so notwendig, wie Görg und Brand es formulieren. Ihre Kritik eröffnet überhaupt den Raum für ein wissenschaftliches Verständnis des Verhältnisses zwischen Natur und Gesellschaft, das nicht von naturbeherrschender Vernunft affiziert ist. Aber nicht jede Theorie, die Natur und Gesellschaft als gegeneinander verselbstständigte, in relativer Eigenständigkeit existierende Teile einer konstitutiven einheitlichen Beziehung behandelt, ist dualistisch. Und nicht jede Theorie, die auch positiv an einer relativen Selbstständigkeit der Natur gegenüber ihren gesellschaftlichen Konstruktionen festhält, ist naturalistisch, wie Frieder Otto Wolf zu Recht in seiner Kritik an der Kategorie gesellschaftlicher Naturverhältnisse darlegt (vgl. Wolf, FO 2008: 867f.). Auch Adorno gesteht ein, dass das Feste, Positive, in diesem Fall die Positivität der bestehenden Natur, nicht zu leugnen ist, auch wenn es nur *ein Moment* der Dialektik zwischen Natur und Gesellschaft ist (vgl. Adorno 2007: 40). Görg und Brand schütten mit ihrer verabsolutierenden Kritik am Naturalismus das Kinde mit dem Bade aus.

Das Problem in der Darstellung der Differenz zwischen Natur und Gesellschaft im Konzept gesellschaftlicher Naturverhältnisse, wie Görg und Brand es darstellen, ist nicht, dass sie die Differenz grundsätzlich leugneten, sondern, dass sie behaupten, sie sei lediglich negativ als verselbstständigtes Resultat materiell-stofflicher und sprachlich-symbolischer Konstruktionsprozesse der Gesellschaft und Individuen erfahrbar und erkennbar. Da sich die Autoren einer positiven – letztlich auch historisch spezifischen[219] – Bestimmung der Differenz von Natur und Gesellschaft verweigern, müssen sie in der Konsequenz den Unterschied zwischen Natur und Gesellschaft beziehungsweise Kultur ebenso wieder relativieren wie die Eigenständigkeit der Natur (s.o.). Die Differenz ist für sie *ausschließlich* als gegen neuerliche materiell-stoffliche und sprachlich-symbolische Gestaltungsprozesse verselbstständigtes Resultat eben jener Konstruktionen zu denken. Erkennbar wird die Differenz zudem nur durch eine zweite Reflexion auf die Konstruktionsprozesse. Die Einseitigkeit der Dialektik zwischen Natur und Gesellschaft wird also verstärkt. Die Naturseite bleibt nicht nur unentwickelt, sondern sie geht – zwar nicht im Geist, der Vernunft oder der Erkenntnis allein, aber – in den gesellschaftlich-

219 Die Grenze zwischen Natur und Gesellschaft ist nicht nur wegen der Entwicklung gesellschaftlicher Theorie und Praxis historisch kontingent, sondern auch aufgrund der historischen Entwicklung der Natur, obgleich erstere in den letzten Jahrhunderten vergleichsweise an Geschwindigkeit rasant zugenommen hat.

individuellen, materiell-stofflichen und sprachlich-symbolischen, das heißt kulturellen Konstruktionen auf. Das Konzept gesellschaftlicher Naturverhältnisse besitzt also einen kulturalistischen Überhang beziehungsweise einen kulturellen Bias der Theoretisierung des gesellschaftlichen Naturverhältnisses.

Auffällig ist in diesem Zusammenhang, dass die von Adorno rezipierte These, die Differenz von Natur und Gesellschaft entstamme einem historischen Bruch zwischen beiden, weder bei Görg noch bei Brand näher erläutert oder theoretisch weiter verfolgt wird. Über die Form des Bruchs erfährt man ebenso wenig wie über dessen Fortentwicklung.

4.1.3 Von der Dialektik zum kulturalistischen Sozialkonstruktivismus

Görg und Brand proklamieren als Vertreter der kritischen Theorie der Regulation gesellschaftlicher Naturverhältnisse „keineswegs das Ende der Differenz zwischen Natur und Gesellschaft“ und sie blieben laut eigener Aussage „auch nicht bei der Konstatierung von Hybriden stehen“ (Görg 2008b: 96). Vielmehr vollziehen sie mit dem Ansatz gesellschaftlicher Naturverhältnisse einen konstitutionstheoretischen Paradigmenwechsel, der ihrer Auffassung zufolge einen anderen Zugang zum Konstruktivismus-Realismus-Problem (vgl. Görg 1998b: 58) bieten solle. Becker und Jahn bezeichnen ihn als „Ablösung der Substanzmetaphysik durch eine Ontologie der Relationen“ (Becker/Jahn 2006: 71). Der Fokus werde „von Dingen zu Relationen, von Strukturen zu Prozessen“ (ebd.: 84/109) verschoben. Görg umschreibt die Verschiebung ähnlich. Er bekundet die Absicht, die „Betrachtung des Zusammenhangs zwischen Handlung, Ereignis (oder Tatsache) und Bedeutung“ (Görg 1998b: 59) in den Fokus rücken zu wollen, anstatt das Wesen der Gesellschaft oder der Natur zu bestimmen.

Diese Verlagerung hat zur Folge, dass nicht die Natur oder die Gesellschaft den Gegenstand wissenschaftlicher Forschung und Darstellung bilden, sondern die gegenseitigen Vermittlungen von Gesellschaft und Natur, mit anderen Worten: die gesellschaftlichen Natur*verhältnisse*. Die Form der Vermittlung*en* besteht – so kann an dieser Stelle zusammenfassend konstatiert werden – lediglich darin, dass Natur einerseits gesellschaftlich-individuell, symbolisch-sprachlich und materiell-stofflich konstruiert wird und andererseits Gesellschaft zu ihrer Reproduktion auf Natur angewiesen ist. Die Naturverhältnisse seien demzufolge „Teil aller anderen sozialen Verhältnisse“ (Brand 2000: 141) und „[a]lle sozialen Verhältnisse sind zugleich auch als

Varianten der Gestaltung der Naturverhältnisse zu begreifen“ (Görg 2003d: 184, vgl. Görg 2003a: 262).

Die hier umrissene Gestaltung der Naturverhältnisse bildet für Görg und Brand die Vermittlung zwischen Natur und Gesellschaft. Sie ist der konstitutionstheoretische Ausgangspunkt für die kritische Theorie der Regulation gesellschaftlicher Naturverhältnisse. Görg bezeichnet sie treffend als „eine Variante eines sozialen Konstruktivismus“ (Görg 2005a: 58, vgl. Görg 2004a: 31 und Görg 2008b: 102), die wie alle Formen des neuzeitlichen Konstruktivismus auf Kant zurückgeht (vgl. Görg 2005a: 62).

Die kritische Untersuchung des Gegenstands hat daher auch zum Ziel, „die geschichtliche Entstehung und Umkämpftheit dessen, was ist, die darin eingelassenen Machtverhältnisse, Ungleichheiten und Verdinglichungen, herauszustellen – und damit ihre mögliche Veränderbarkeit hin zu gerechteren und vernünftigeren Verhältnissen“ (Brand 2000: 233) aufzuzeigen.[220]

Wenn die Naturverhältnisse einerseits „Teil aller anderen sozialen Verhältnisse“ (ebd.: 141) sind, die sozialen Verhältnisse andererseits Teil aller Naturverhältnisse und die Natur Implikat sozialer Verhältnisse ist, besteht – wenn überhaupt – nur noch eine Differenz in den Formen des Gesellschaftlichen und des Natürlichen. Die Differenz zwischen qualitativ unterschiedlichen Gegenständen – Natur und Gesellschaft – wird tendenziell aufgelöst in unterschiedliche Aggregatzustände des Gesellschaftlichen beziehungsweise des Kulturellen: in Prozess und vergegenständlichte, verdinglichte Prozesse, das heißt Resultat beziehungsweise Voraussetzung von Prozessen.

Natur wird zum Inbegriff des Statischen, Vergegenständlichten, von toter Geschichte, zweiter Natur. Sie nimmt diese Form aber nicht durch ihre eigene Geschichte als einer von der Gesellschaft unabhängige Entität an, sondern nur als Produkt ihrer gesellschaftlich-individuellen, materiell-praktischen und sprachlich-symbolischen Produktion (vgl. Görg 1998a: 53). Gesellschaft wird hingegen als Pars pro Toto für das Werdende, Prozesshafte und Dynamische verstanden, die Natur für ihre Reproduktion benötigt und sie in ihrem historischen Handeln gleichzeitig produziert. Gesellschaft und Natur wirken in der gegenseitigen Produktion mit (vgl. Görg 2003a: 29 und Görg 2005a: 58). Dies kann man als „konstruktivistischen Grundzug“ (Görg 2003a: 45) in der kritischen Theorie gesellschaftlicher Naturverhältnisse verstehen. Aufgrund dieses Grundzugs verharrt sie im abstrakt-philosophischen Verdinglichungs- und Vergegenständlichungsdiskurs.

Zudem werden Natur und Gesellschaft durch alles und damit letztlich durch nichts miteinander vermittelt.[221] Der Terminus der gesellschaftlichen Naturverhältnisse wird entsprechend durch die uneindeutige Bestimmung der

220 Für die konkrete Umsetzung am Beispiel der Biodiversität vgl. Görg 2004a: 25.

Vermittlung zu einem völlig unscharfen Containerbegriff, in den nahezu jede individuelle und gesellschaftliche Handlung eingepasst werden kann. Von einer Theoretisierung der Vermittlung von Gesellschaft und Natur kann demzufolge auch nur eingeschränkt die Rede sein. Dieses Problem verdoppelt sich in der Darstellung der Regulation der Naturverhältnisse (vgl. Kapitel 4.2ff.).

4.1.4 Zwischenfazit

Erstens kann die kritische Theorie der Regulation gesellschaftlicher Naturverhältnisse in ihrer Konstitutionstheorie nicht angeben, wodurch das gesellschaftliche Naturverhältnis vermittelt wird und in welchem Verhältnis die verschiedenen Ebenen der Konstruktion zueinander stehen, die an der Konstruktion der Natur beteiligt sind. Diese Erkenntnisse, das kann vorweg genommen werden, werden durch die Kritik der historisch spezifischen Regulation der gesellschaftlichen Naturverhältnisse nur leicht modifiziert und letzten Endes für die gesamte Theorie bestätigt. Entsprechend logisch ist die Ausflucht zur allgemein abstrakten Aussage, die Brand und Görg unentwegt wiederholen, es gebe unhintergehbar eine Pluralität der gesellschaftlichen Naturverhältnisse.

Zweitens wird Natur zwar nicht vergeistigt, aber vollständig zum Produkt gesellschaftlich-individueller, materiell-praktischer und sprachlich-symbolischer Konstruktionen kulturalisiert beziehungsweise vergesellschaftet.[222] Die Differenz zwischen Natur und Gesellschaft wird bis zu ihrer Unkenntlichkeit ins Gesellschaftliche hinein verlagert. Sie sei nur durch die zweite Reflexion oder gescheiterte Konstruktionen erfahrbar. Natur wird auf diese Weise zwar nicht ihrer Materialität gegen Gesellschaft, wohl aber ihrer relativen Eigenständigkeit als sich selbst produzierender Entität beraubt. Die Dialektik der gesellschaftlichen Naturverhältnisse wird dadurch einseitig verkürzt, kulturalistisch deformiert und schließlich auf der Seite der Natur abgebrochen.

Drittens wird die Erforschung und Darstellung der gesellschaftlichen Naturverhältnisse auf ihre reduktionistischen und unscharfen Vermittlungsformen beschränkt. Zugespitzt kann man vorläufig schlussfolgern, dass es neben der Kritik von Soziozentrismus, Naturalismus, Dualismus und Synthese-Positionen, die in der Herausbildung von Hybriden von Natur und Gesellschaft das Ende ihrer Dialektik sehen, auch der bestimmten Negation einer Position

221 Vgl. Görg 1998b: 54, Brand 2000: 141, Brand/Raza 2003a: 180, Görg 2004a: 30 und Görg/Brand/Wissen 2007: 232.

222 Diese Feststellung ist nicht mit der richtigen Marx'schen Erkenntnis zu verwechseln, dass es keine unberührte Natur mehr gebe. Görg und Brand beziehen sich auf diese, wenden sie aber in ihrem Sinne (vgl. Görg 2005a: 55 und MEW 3: 44).

bedarf, die auf die Vermittlung zwischen Natur und Gesellschaft fixiert ist und dadurch einseitig die relative Autonomie der Extreme unterschlägt.

Bis hierher hat die immanente Kritik der konstitutionstheoretischen Grundannahmen Görgs und Brands bereits gezeigt, dass ihnen Widersprüche und Verkürzungen innewohnen. Über diese Kritik hinausgehend muss abschließend konstatiert werden, dass einige der wesentlichen Probleme der kritischen Theorie der Regulation gesellschaftlicher Naturverhältnisse auf dieser konstitutionstheoretischen Ebene, die Leerstelle in der Vermittlung zwischen Natur und Gesellschaft zum Beispiel, darauf zurückzuführen sind, dass Görg und Brand die Philosophie der historisch-materialistischen Gesellschaftstheorie, die ihren Ausgang von der gesellschaftlichen Praxis nimmt, vorlagern. Das gesellschaftliche Naturverhältnis wird entweder abstrakt-erkenntnistheoretisch bestimmt und darauf aufbauend gesellschaftstheoretisch-zeitdiagnostisch konkretisiert oder beide Ebenen werden miteinander vermengt, so dass ihre Beziehung zueinander ebenso wenig klar wird wie die zwischen Natur und Gesellschaft.

4.2 Die Regulation gesellschaftlicher Naturverhältnisse im Postfordismus

> „Neoliberalism was and is also an ecological project."
> (*Environmental crises and the ambiguous postneoliberalising of nature*, Brand 2009b: 103)
> Ulrich Brand

Mit den nun folgenden Ausführungen wird innerhalb der Darstellung und Kritik der kritischen Theorie der Regulation gesellschaftlicher Naturverhältnisse der Schritt von der Konstitutionstheorie zur gesellschaftstheoretischen Zeitdiagnose vollzogen. Das bedeutet, dass nun die konkreten historisch spezifischen Konstellationen der Beziehungen zwischen Natur und Gesellschaft, ihre dynamische Entwicklung und ihre Regulation betrachtet werden. In diesem Kapitel stehen dementsprechend die gesellschaftstheoretischen Konzepte, wie Görg und Brand sie verwenden, und die zentrale Regulation der gesellschaftlichen Naturverhältnisse im Postfordismus im Fokus.

Die kritische Theorie der Regulation gesellschaftlicher Naturverhältnisse solle gesellschaftstheoretisch-zeitdiagnostisch laut Görg mindestens vier theoretischen Ansprüchen gerecht werden. Erstens muss die zentrale Rolle der Naturverhältnisse für die gesellschaftliche Entwicklung erfasst werden. Zweitens sollen die historisch konkrete Situation und die Rolle der Naturver-

hältnisse in ihr untersucht werden. Die Analyse hat dabei den dominierenden Interessen und gesellschaftlichen Kräfteverhältnissen Rechnung zu tragen. Drittens soll die Gestaltungsperspektive der Naturverhältnisse aufgezeigt werden. Ihre Veränderung ist aber viertens nicht beliebig möglich, da die gesellschaftliche Aneignung ihre Grenzen in der Nichtidentität der Natur hat (vgl. dazu Görg 2004b: 200).

Um plausibel erklären und kritisieren zu können, was Görg und Brand mit dem Begriff „Regulation gesellschaftlicher Naturverhältnisse“ meinen, wird kurz dargelegt, was sie unter Regulation verstehen und was genau wie der Regulation bedarf. Auf dieser Grundlage lässt sich dann erst beurteilen, ob eine Übertragung des Begriffs von der Theoretisierung gesellschaftlicher Verhältnisse auf die der gesellschaftlichen Naturverhältnisse gerechtfertigt werden kann und ob sie sinnvoll ist.

4.2.1 Regulation historischer Formationen des Kapitalismus

Grundsätzlich ist die Regulationstheorie eine „historisch ausgerichtete Theorie kapitalistischer Entwicklung“ (Görg 2008b: 109, vgl. Görg/Brand 2008b: 20). Sie betone, so Görg, „den offenen Charakter geschichtlicher Prozesse“ und lehne daher „die Annahme allgemeiner Gesetze, die der Geschichte zugrunde liegen“ (Görg 1994a: 19) ab. Stattdessen untersuchen die Regulationstheoretiker die konkreten Modi, die die Reproduktion kapitalistischer Gesellschaften für einen spezifischen Zeitraum ermöglichen (vgl. Brand 2000: 65 und Görg/Brand 2000: 91). Sie versuchen ferner, diese mit neuen intermediären Begriffen in einer eigenen „Phasenheuristik“ (ebd.) zu erfassen. Während Erklärungen für die Möglichkeit ökonomischer Reproduktion den Beginn der Regulationstheorie markierten, stehen bei Görg und Brand vor allem die politischen, kulturellen und sozialökologischen Bedingungen gesellschaftlicher Reproduktion im Vordergrund (vgl. Görg/Brand 2008b: 20).

4.2.2 Soziale Formen und Strukturprinzipien

In Anlehnung an den Begründer der Regulationstheorie, Michel Aglietta, und an Bob Jessops Interpretation der Marx’schen Methode (vgl. Jessop 2002: 109 und Jessop 2007b: 211, Fußnote 70) beschreibt Brand sein Verständnis des darstellerischen Vorgehens der Regulationstheorie wie folgt:

„Der analytische Gang geht vom Abstrakten zum Konkreten und vom Einfachen zum Komplexen. Dabei werden die einfachen und abstrakten Strukturmerkmale zusammen mit

anderen Produktionsweisen und -formen sowie sozialen Verhältnissen zu einem konkreteren und komplexeren Ganzen.“ (Brand 2000: 65)

Die grundlegenden kapitalistischen Strukturen seien Görg und Brand zufolge „zunächst begriffliche Abstraktionen, die in ‚Reinform‘ nicht vorkommen. Sie werden historisch durch gesellschaftliche Kämpfe hindurch produziert, stellen jedoch gleichzeitig den Handlungsrahmen innerhalb bürgerlich-kapitalistischer Gesellschaften dar (der prinzipiell überschreitbar ist).“ (Brand 2000: 66, vgl. Görg 2003a: 25 und Görg 2003d: 180) Es handele sich dabei um eine „relativ einfache und abstrakte Struktur, die in allen Gesellschaftsformationen zu finden ist“ (ebd.: 180).

Dieser Handlungsrahmen ist innerhalb kapitalistischer Gesellschaften invariant, obgleich er durch das individuelle und gesellschaftliche Handeln immer mit reproduziert wird. Er wird bei Görg und Brand mit den Begriffen der sozialen Formen und der Strukturprinzipien beschrieben.[223] Görg bezeichnet die „zentrale[n] Strukturprinzipien kapitalistischer Vergesellschaftung“ folglich als „Merkmale, die die Identität des Kapitalismus als Kapitalismus betreffen“ (ebd.: 192, Fußnote 5) (vgl. Görg 1994b: 52 und Görg 1994c: 96f.).

Soziale Formen und Strukturprinzipien zeichnen sich im Wesentlichen dadurch aus, dass sie einen „gegenüber den Alltagsdeutungen der Akteure verselbständigten Charakter besitzen (und die deshalb einen spezifischen ‚Fetischcharakter‘ annehmen, weil ihr gesellschaftlicher Gehalt verdeckt ist)“ (Görg 2003d: 180).[224] Soziale Formen und Strukturprinzipien wirken sich

„im historischen Geschehen als immanente Grenze der Gestaltungs- und Reflexionskapazität sozialer Akteure aus. Sie sind ein im Sozialen wirkender struktureller Zwang – nicht im Sinne eines selbst der Geschichte entzogenen und ihr gegenüberstehenden abstrakten Gesetzes, sondern als ein immanent im Handeln reproduziertes Implikat sozialen Handelns.“ (Görg 1994c: 96f., vgl. Görg/Brand 2000: 89 und Görg 2003a: 233.)

Soziale Formen und Strukturprinzipien sind folglich „mit den im Handeln einbegriffenen Strukturen nicht identisch […] aber gleichwohl mit diesem Handeln verbunden“ (Görg 1994b: 53). Gesellschaftliche Strukturen stünden wiederum „sozialen Konflikten und strategischem Handeln nicht abstrakt ge-

223 Grundsätzlich gibt es bei diesen beiden Grundbegriffen einen in sich inkonsistenten Gebrauch bei Görg und Brand, das heißt, zum Teil werden sie synonym, zum Teil abwechselnd gebraucht. Die Darstellung in der vorliegenden Arbeit abstrahiert davon, sofern es möglich ist, um den theoretischen Korpus der kritischen Theorie der Regulation gesellschaftlicher Naturverhältnisse verständlich darzustellen.

224 Vgl.: „Denn ein besonderes Merkmal der Strukturprinzipien kapitalistischer Vergesellschaftung […] [ist; C.S.] die Verselbständigung ihrer Strukturen gegenüber dem Handeln sozialer Akteure, wie sie von Marx in der Wertform analysiert wurde.“ (Görg 1994b: 55) Grundsätzlich ist dieses Verständnis der sozialen Formen der spezifisch formanalytischen Interpretation des *Kapital* entlehnt (vgl. Görg/Hirsch/Esser 1994b: 215).

genüber, sondern beide sind miteinander vermittelt. So wie die Antagonismen nur durch die Kämpfe hindurch reproduziert werden, sind diese Kämpfe von den Strukturprinzipien kapitalistischer Gesellschaft geprägt.“ (Görg 2003d: 180)

Soziale Formen und Strukturprinzipien seien „grundsätzlich widersprüchlich“, prinzipiell „irrational“, „von den handelnden Akteuren nicht zu steuern und tendenziell krisenhaft“ (Görg/Brand 2000: 88), weil die sozialen Beziehungen gleichzeitig durch sie in Anspruch genommen und in ihrem Eigensinn negiert werden.

Im Kern existieren zwei soziale Formen: die ökonomische und die politische Form. Für kapitalistische Gesellschaften hat Marx im *Kapital* mit dem Wertgesetz die ökonomische Form und auch die wesentlichen ökonomischen Strukturprinzipien entwickelt. Die politische Form nimmt die Gestalt des bürgerlichen Staates an. Aus beiden entwickeln sich die folgenden Strukturprinzipien kapitalistischer Gesellschaften: der Akkumulationsimperativ, das Privateigentum an Produktionsmitteln, die Trennung von Politik und Ökonomie, von „öffentlich“ und „privat“, Konkurrenzverhältnisse, die verallgemeinerte oder besser: sich verallgemeinernde Warenproduktion (inklusive Lohnarbeit und Krisenhaftigkeit der kapitalistischen Produktionsweise) (vgl. Brand 2000: 14/92, Görg 2003a: 232f. und Görg 2003d: 180).[225] Brand und Görg ergänzen zu einem späteren Zeitpunkt noch die Pluralität der Nationalstaaten im internationalen System (vgl. Brand 2004: 102 und Görg/Brand 2008a: 571).

Den sozialen Formen und Strukturprinzipien sind grundsätzliche Antagonismen und eine strukturelle Krisenhaftigkeit immanent. Letztere sind die Ursache für soziale Kämpfe und die permanente dynamische Veränderung kapitalistischer Gesellschaften zur Erhaltung des „grundlegenden (und nur abstrakt bestimmbaren) Modus kapitalistischer Vergesellschaftung“ (Brand 2000: 14, vgl. Görg/Brand 2008a: 573). Soziale Formen und Strukturprinzipien bilden also soziale und politische Prozesse aus, ohne sie jedoch zu determinieren (vgl. Brand 2009d: 119).

225 Die Angaben, was als Strukturprinzipien gilt und was nicht, variieren zeitlich, nach Autor und Gegenstand des jeweiligen Essays beziehungsweise der jeweiligen Monografie. Brand spricht zum Beispiel 2009 von „capitalist forms“ und zählt dann soziale Verhältnisse und vergegenständlichte soziale Verhältnisse auf, die er sonst in der Regel als Strukturprinzipien bezeichnet hat (vgl. Brand 2000: 14 und Brand 2009d: 119). Daher werden in der vorliegenden Arbeit die Strukturprinzipien berücksichtigt, die durchgängig von Görg und Brand benannt werden.

4.2.3 Institutionelle Formen

Während die sozialen Formen und die Strukturprinzipien Wesensmerkmale kapitalistischer Gesellschaften sind, entstehen in sozialen Auseinandersetzungen je nach historisch spezifischer Konstellation der sozialen Kräfte „Institutionen und Normen, d.h. die institutionellen sozialen Formen des Regulationssystems“ (Brand 2000: 90) als Sedimente gesellschaftlicher Praktiken (vgl. Brand/Becker 1996: 126). Sie sind ebenso wie ihre Verknüpfung zu „institutionelle[n] Strukturmuster[n]“ (Görg 2003d: 192, Fußnote 5) historisch variabel innerhalb kapitalistischer Gesellschaften und nicht auf funktionale Erfordernisse oder die grundlegenden gesellschaftlichen Antagonismen der sozialen Formen und Strukturprinzipien zurückzuführen (vgl. Görg 1994b: 51, Görg 1994c: 98 und Görg/Brand 2001b: 476). Die Existenz von institutionellen Formen[226] stehe zunächst auch „nicht im Widerspruch zum Wirken übergreifender beziehungsweise grundlegender Konkurrenz- und Machtprozesse und deren grundsätzlicher Krisenhaftigkeit. Vielmehr bedingen sich beide Ebenen wechselseitig.“ (Ebd.: 468) „Ein Institutionengefüge wird ‚konstituiert‘ mit Hilfe der ‚Strukturprinzipien‘“ (Görg 1994b: 52), aber nicht allein durch sie, und macht die einzelnen historischen Phasen – die Kapitalismen – identifizierbar (vgl. Brand 2000: 94).

Die „Irrationalität des kapitalistischen Produktionsverhältnisses ist den institutionellen Formen als den allgemeinsten Instanzen der Regulation logisch übergeordnet, insofern hier die Begründung für die Notwendigkeit zur Regulation geliefert wird“ (Görg 1994c: 98). Institutionelle Formen werden dementsprechend in sozialen Kämpfen dazu entwickelt, die gesellschaftliche Reproduktion unter jeweils historisch spezifischen räumlichen Bedingungen zu gewährleisten. Sie erfüllen dieses Ziel aber nicht zwangsläufig.

4.2.4 Akkumulationsregime und Regulationsweise

Gewinnen die institutionellen ökonomischen Formen eine vorübergehende Kohärenz, so dass die ökonomische Reproduktion trotz der grundlegenden systemischen Widersprüche stattfinden kann, bildet sich ein Akkumulationsregime heraus. Kann sich ein temporär stabiles politisch-kulturelles Institutionengefüge entfalten, sprechen die Regulationstheoretiker von einer Regulationsweise.

226 Brand benutzt in der Regel den Begriff der institutionellen Form, der auf Robert Boyer zurückgeht, während Görg auch den Terminus der strukturellen Form verwendet, der von Michel Aglietta und Alain Lipietz geprägt wurde.

Görg und Brand übernehmen, nachdem sie in ihren ersten Arbeiten noch auf andere Bestimmungen zurückgegriffen hatten, zur Bestimmung des Akkumulationsregimes und der Regulationsweise – den beiden zentralen intermediären Begriffen der Pariser Regulationstheorie – die Definitionen des französischen Ökonomen Alain Lipietz.[227]

Ein Akkumulationsregime sei demzufolge ein

„Modus systematischer Verteilung und Reallokation des gesellschaftlichen Produktes, der über eine längere Periode hinweg ein bestimmtes Entsprechungsverhältnis zwischen den Veränderungen der Produktionsbedingungen (dem Volumen des eingesetzten Kapitals, der Distribution zwischen den Branchen und den Produktionsnormen) und den Veränderungen in den Bedingungen des Endverbrauchers (Konsumnormen der Lohnabhängigen und anderer sozialer Klassen, Kollektivausgaben, usw. …) herstellt." (Brand 2000: 93)

Das Akkumulationsregime sei eine „Operationalisierung der allgemeinen Begriffe des ‚Kapitals'; es ist zu verstehen als ein mit den allgemeinen Annahmen der Werttheorie kompatible Variation allgemeinen Reproduktionsbedingungen des Kapitals und des ihm immanenten Akkumulationsimperativs" (Görg 1994c: 99). „Für die Stabilität eines Akkumulationsregimes gelten weiterhin die Kriterien, die im Marx'schen ‚Kapital' zur Untersuchung der funktionalen Zusammenhänge entwickelt wurden, wenn auch mit Ergänzungen und Modifikationen." (Ebd.)

Eine Regulationsweise umfasse laut Lipietz „die Gesamtheit institutioneller Formen, Netze, expliziter oder impliziter Normen, die die Vereinbarkeit von Verhaltensweisen im Rahmen eines Akkumulationsregimes sichern, und zwar sowohl entsprechend dem Zustand der gesellschaftlichen Verhältnisse als auch über deren konfliktuelle Eigenschaften hinaus" (Brand 2000: 93).

Görg präzisiert diese Bestimmungen wie folgt: Die Regulationsweise

„ist Ausdruck einer Vermittlung der funktionalen Bedingungen der Kapitalakkumulation mit den Ansprüchen, den Bedürfnissen und den Verhaltensnormen sozialer Akteure und den historisch gegebenen Institutionen. […] In einer Regulationsweise erscheint dann das Verhältnis zwischen bestimmten funktionalen Bedingungen der gesellschaftlichen Reproduktion und dem ‚Eigensinn' der sozialen Handlungsmuster (wobei ‚Eigensinn' nicht als Unabhängigkeit mißverstanden werden darf)" (Görg 1994c: 99)

227 Bei Brand und Becker findet sich 1996 noch Hübners Definition des Akkumulationsregimes. Sie lautet wie folgt: „Mit der Kategorie ‚Akkumulationsregime' werden im Rahmen des Regulationsansatzes die Reproduktionsstrukturen unterschiedlicher Gesellschaften beschrieben. Abgehoben wird dabei vor allem auf die Allokation der gesellschaftlichen Arbeit zwischen den Investitions- und Konsumsektoren der Ökonomien. Ein im Zeitablauf stabiles Akkumulationsregime, so eine der zentralen Thesen, erfordert eine bestimmte Kohärenz i.S. von Entsprechung zwischen Produktionsbedingungen (gefaßt als gesellschaftliche Produktionsnorm) und Konsumbedingungen (gefaßt als gesellschaftliche Konsumnorm)." (Brand/Becker 1996: 137, Fußnote 12, vgl. für alternative Bestimmungen von Boyer, Aglietta und anderen Becker 2002: 61ff./167ff. und Eser 2008: 44ff.)

Eine Regulationsweise ist aber nicht auf ihren Stabilisierungseffekt für das Akkumulationsregime, das heißt die ökonomische Reproduktion festzulegen.

4.2.5 Regulation gesellschaftlicher Reproduktion kapitalistischer Gesellschaften

Unter Verweis auf Alain Lipietz bestimmen Görg und Brand Regulation wie folgt: „Wir nennen Regulation eines sozialen Verhältnisses die Art und Weise, in der sich dieses Verhältnis trotz und wegen seines konfliktorischen und widersprüchlichen Charakters reproduziert." (Brand 2000: 92, vgl. Görg 2003a: 121.) Es handele sich dabei um eine „Form der Stabilisierung von Widersprüchen gesellschaftlicher Organisationsprinzipien" (ebd.: 166, vgl. Brand 2000: 92), die nur durch permanente soziale Auseinandersetzungen und Konflikte erreicht werde (vgl. Görg/Brand 2008a: 573). Als solche, so Görg und Brand, sei die Regulation „a contingent stabilization based on power relations […], „the structural forms of capitalist reproduction" (Görg/Brand 2008b: 20, vgl. Görg 2003b: 115). Sie ist das Resultat von „Zufallsereignissen, bewußten Strategien und Auseinandersetzungen, nicht-intendierten Handlungsfolgen und ökonomischen Tendenzen" (Brand 2000: 14).

Der Gesamtprozess der Regulation besitzt kein steuerndes Subjekt.[228] Er könne laut Brand somit, ähnlich wie die Reproduktion der sozialen Formen und gesellschaftlichen Strukturprinzipien, „als umfassender Zusammenhang verstanden werden, der sich ‚hinter dem Rücken' der Akteure vollzieht und den gesellschaftlichen Akteuren als ‚objektive' Verhältnisse gegenübertritt" (ebd.: 92f.).

Die Herstellung der für einen bestimmten Zeitraum räumlich kohärenten gesellschaftlichen Reproduktion kapitalistischer Gesellschaften hängt ab von

„a mode of regulation which enables social conflicts to be kept compatible with the valorization process of capital which is materialized in the accumulation regime. For this to be the case, not only must the general orientations for societal development be shared (e.g. the welfare state class compromise, the neoliberal market and competition model), but *terrains* must also be defined and accepted by the most important actors on which political and social struggles can be fought out without resulting in fundamental interruptions of the accumulation process." (Görg/Brand 2008a: 573, Herv.i.O.)

228 Vgl. Brand 2000: 99, Görg/Brand 2000: 88, Görg 2001: 11 und Görg 2004b: 216.

4.2.6 Staat und Hegemonie

Zwei wesentliche Elemente jeder Regulationsweise und dementsprechend auch jeder Regulation gesellschaftlicher Reproduktion in kapitalistischen Gesellschaften seien laut Görg und Brand der Staat einerseits und die hegemoniale Struktur andererseits.[229]

In Abgrenzung zu bestimmten marxistischen und bürgerlichen Staatstheorien vertreten sie die These, dass der Staat „weder eine neutrale und zweckrationale Instanz, noch das ‚Instrument' der herrschenden Klasse(n)" (Görg/Brand/Wissen 2007: 225) sei. Als „Materialisierung der politischen Form des Kapitalismus" (ebd.: 222f.) ist der existierende Staat für sie in Anlehnung an den griechischen Staatstheoretiker Nicos Poulantzas ein „institutionalisiertes und gleichzeitig umkämpftes soziales Verhältnis" (Brand 2011b:145)[230] – eine materielle Verdichtung sozialer Kräfteverhältnisse. Er sei zugleich Akteur und „Terrain sozialer Auseinandersetzungen, auf dem verschiedene soziale Kräfte um die Verallgemeinerung ihrer Interessen und Wertvorstellungen beziehungsweise die Anerkennung ihrer sozialen Identitäten kämpfen" (Görg/Brand/Wissen 2007: 225) (vgl. Görg/Brand 2008a: 573 und Brand 2009d: 102). Analog interpretieren Görg und Brand auch die internationalen politischen Institutionen (vgl. Görg/Brand 2000: 92, Görg/Brand 2008a: 571f. und Görg 2008b: 109).

Der bürgerliche Staat kann sich erst als soziales Verhältnis konstituieren, weil er eine relative Autonomie gegenüber der Ökonomie und eine „nach außen machtgestützte Partikularität im Rahmen des Systems konkurrierender Einzelstaaten" (Görg/Brand 2001b: 468f.) besitzt und von der Gesellschaft getrennt worden ist (vgl. Görg 2003a: 159, Görg/Brand/Wissen 2007: 223 und Görg/Brand 2008a: 570). Dennoch ist der bürgerliche Staat von der Wirtschaft abhängig. Zum einen ist er zur Finanzierung seiner selbst auf Steuereinnahmen angewiesen. Zum anderen bedarf die im Kern krisenhafte und widersprüchliche kapitalistische Produktionsweise des Staates als Regulationsinstanz. Darin besteht ganz allgemein die zentrale, aber nicht die einzige Funktion des Staates.[231]

---

229 Da in der vorliegenden Arbeit aber weder staatstheoretische und hegemonietheoretische Debatten dargelegt und erläutert noch die einzelnen Positionen kritisiert werden können oder sollen, werden hier Görgs und Brands Grundpositionen dargestellt, die für das Verständnis ihrer kritischen Theorie der Regulation gesellschaftlicher Naturverhältnisse nötig sind.

230 Vgl. Görg/Brand 2000: 92, Görg/Brand 2001b: 468, Görg/Brand/Wissen 2007: 225, Görg/Brand 2008a: 570 und Brand 2009d: 102.

231 Vgl. Görg/Brand 2001a: 68, Görg/Brand/Wissen 2007: 223, Brand 2009d: 103 und Brand 2011b: 148.

Der Staat ist in sich kein homogener Block, da jeder einzelne Staatsapparat ebenfalls das vergegenständlichte Resultat sozialer Kämpfe ist und diese keineswegs in einem einheitlichen harmonischen, sondern in einem konfliktiven Verhältnis zueinander stehen (vgl. Görg/Brand 2001a: 69, Görg/Brand/Wissen 2007: 225 und Brand 2009d: 102). Allerdings haben nicht alle sozialen Kräfte gleichberechtigt Zugang zu den unterschiedlichen administrativen, ideologischen, repressiven, ökonomischen und politischen Apparaten des Staates. Ebenso wie der Zugang zum Staat zeichnet sich auch staatliches Handeln durch strategische Selektivitäten aus. (Für Görg und Brand (vgl. Brand 2009d: 104 und für Poulantzas (vgl. Poulantzas 1978/2002: 165). Denn die spezifischen Politiken des Staates sind immer Ergebnis der Konflikte zwischen den verschiedenen Apparaten, ihren politischen Projekten und Akteuren.

Herrschaft stützt sich in der bürgerlichen Gesellschaft nicht ausschließlich auf die Durchsetzung physischer Gewalt des Staates, sondern auch darauf, dass es der herrschenden Klasse gelingt, einerseits untereinander Bündnisse zwischen politischer und ökonomischer Klasse und andererseits einen tragfähigen Konsens mit den subalternen Klassen herzustellen (vgl. Brand 2007b: 66). Ergo müssen es die herrschenden sozialen Kräfte schaffen, mittels materieller ökonomischer und politischer Zugeständnisse und ideologischer Überzeugungsarbeit ihre Interessen zu den Interessen der Regierten zu machen. Wenn ein solches übergreifendes Bündnis zustande kommt, sprechen Görg und Brand in Anlehnung an Gramsci von der Existenz eines „historischen Blocks“ (Görg/Brand 2005: 92).

Dieser historische Block verfügt in einer historisch spezifischen Gesellschaft über eine Hegemonie. Der gesellschaftliche Ort, an dem um die Hegemonie gekämpft wird, ist allerdings nicht der Staat, sondern die Zivilgesellschaft. Die Ausübung der Hegemonie ist aber ohne den Staat nicht möglich. Die „Verbindung zwischen Staat im engeren Sinne mit seinen verschiedenen Apparaten und der Zivilgesellschaft, des privat organisierten Hegemonieapparats“, nennen Görg und Brand ebenfalls auf Gramsci rekurrierend als „erweiterten oder integralen Staat“ (ebd.: 93).

4.2.7 Existenzweise, historische Formation, Entwicklungsweise des Kapitalismus

Kommt es zu einer temporär und räumlich kohärenten Artikulation von Akkumulationsregime und Regulationsweise, greifen also die ökonomische Regulation und die politisch-kulturelle ineinander. Es lassen sich dann in Abgrenzung von der invarianten Grundstruktur bürgerlich-kapitalistischer Ge-

sellschaften „unterschiedliche Kapitalismen“ (Brand 2000: 65) bestimmen. Diese bilden „Entwicklungsweisen“ (ebd.) beziehungsweise „historische Existenzweisen“ (Görg 2003d: 176) der kapitalistischen Produktionsweise. Die Artikulation von Akkumulationsregime und Regulationsweise kommt nicht zwingend zustande, ist folglich nicht immer gegeben und auch nicht aus den Grundbestimmungen kapitalistischer Gesellschaften ableitbar. Sie ist, wie Brand und Görg es mit Verweis auf Alain Lipietz' ausdrücken, vielmehr eine historische „Fundsache“. „Eine Entwicklungsweise kann definiert werden als ein über eine gewisse Zeit institutionalisiertes Set von ökonomischen, sozialen und politischen Regularitäten, unter denen relevante gesellschaftliche Gruppen und Individuen handeln.“ (Brand 2000: 91)

Bei Görg und Brand erhalten die sich verselbstständigten sozialen Formen und Strukturprinzipien einen mystisch-verdinglichten Charakter. Denn es wird zwar zugestanden, dass die sozialen Formen durch individuelles Handeln reproduziert werden. Gleichzeitig werden die sozialen Formen in der Analyse der Entwicklungsweisen aber von Görg und Brand als gegeben vorausgesetzt. Sie befinden sich gänzlich außerhalb des individuellen Handelns und der sozialen Kämpfe. Dabei handelt es sich um eine in zahlreichen Varianten der Regulationstheorie virulente objektivistische Verkürzung der Vermittlung von Struktur und Handlung. Diese führt zu einem Dualismus von sozialen Formen und Strukturprinzipien einerseits und sozialen Konflikten um institutionelle Formen andererseits – in letzter Instanz ein Dualismus zwischen invarianter Struktur und historisch kapitalistischer Entwicklungsweise (vgl. Görg 2003d: 177 und Görg/Brand 2008b: 19). An die Stelle der Analyse und Kritik der Reproduktion der kapitalistischen Gesellschaftsformation als einer Totalität – also inklusive der Reproduktion der sozialen Formen und Strukturprinzipien und der ihr zugrunde liegenden sozialen Kämpfe – setzen zahlreiche Regulationstheoretiker, Görg und Brand inbegriffen, de facto die Untersuchung historisch *im* Kapitalismus variierender Formen seiner Stabilisierung. Die sozialen Formen werden in der Theorie Görgs und Brands nicht nur analytisch, sondern auch historisch vorausgesetzt, wenn eigentlich ihre historische Reproduktion gezeigt werden müsste. Was auf der einen Seite – der gesellschaftlichen politisch-ökonomischen Struktur – durch eine objektivistische Verkürzung im Sinne einer Ausblendung der Handlungen, die diese Struktur reproduzieren, abgeschnitten wird, wird auf der anderen Seite – der historisch-institutionalistischen Formationen im Kapitalismus – durch eine Überbetonung sozialer Kämpfe und Konflikte kompensiert.

Eine Konsequenz dieser theoretischen Verschiebung ist, dass der Fokus der Gesellschaftstheorie und -kritik damit implizit neu bestimmt wird.[232] Die durch diesen neuen Forschungsdiskurs generierten Erkenntnisse, etwa über die Notwendigkeit gesellschaftlicher Hegemonie für die Aufrechterhaltung bestimmter Existenzweisen sowie über die veränderten Formen der Arbeitsteilung oder der Lohnarbeit, sind unbestritten. Aber die Blindheit gegenüber der historischen Reproduktion des Kapitalverhältnisses – des zentralen sozialen Verhältnisses der kapitalistischen Produktionsweise neben den Verkaufs-/Kauf-Beziehungen in der Zirkulationssphäre – in der Gesellschaftstheorie Görgs und Brands lässt sich nicht dementieren. Sie besteht nicht darin, dass sie dass Kapitalverhältnis leugneten – das tun sie nicht –, sondern darin, dass dessen Reproduktion nicht mehr Gegenstand der gesellschaftstheoretischen Analysen ist und zweitens als Strukturprinzip den gesellschaftlichen Konflikten gegenüber gestellt wird, als ob es nicht in Klassenauseinandersetzung beständig durch individuelle Handlungen reproduziert werden müsste und reproduziert wird.

Eine weitere Konsequenz aus dem objektivistisch-strukturellen Überhang ist, wie in Kapitel 4.3 noch näher dargelegt wird, eine pragmatisch-reformerische Verkürzung der Handlungs- und Transformationsperspektive auf eine progressive Veränderung der historischen Existenzweise des Kapitalismus (s.u.) statt der gesellschaftlichen Produktionsweise, das heißt der sozialen Formen und Strukturprinzipien selbst. Eine Versöhnung von Natur und Gesellschaft – anstelle ihrer Regulation – wird damit sowohl als theoretischer Rahmen als auch als Handlungs- und Transformationsziel zumindest implizit aufgegeben.

Des Weiteren korrespondiert mit der objektivistisch-strukturellen Verkürzung eine Tendenz zur subjektivistisch-erkenntnistheoretischen Verkürzung in der Theoretisierung der Vermittlung zwischen gesellschaftlichen Strukturen und individuellem Handeln. Sie ist der zweite Grund für den mystisch-verdinglichten Charakter gesellschaftlicher Strukturen bei Görg und Brand. Vor allem Görg begreift die Verselbstständigung gesellschaftlicher Strukturen (soziale Formen und Strukturprinzipien) als Ergebnis eines defizitären erkenntnistheoretischen Prozesses der handelnden Akteure: Die Individuen können die gesellschaftlichen Strukturen nicht verändern und steuern, weil sie ihnen nicht bewusst sind. Selbstverständlich ist dies *ein Teil* der Verselbstständigung gesellschaftlicher Strukturen. Ohne zu verstehen, dass soziale

232 Als Anliegen einer gesellschaftstheoretisch arbeitenden Wissenschaft ist dieses Erkenntnisinteresse gerade angesichts der Reproduktion des Kapitalverhältnisses und der Ausbeutung trotz gesellschaftlicher Krisen wie Mitte der 1970er-Jahre oder der gegenwärtigen globalen Systemkrise legitim, solange die Untersuchung der Entwicklungsweisen nicht die Erkenntnisse der strukturellen Formen überlagert beziehungsweise ersetzt.

Formen und Strukturprinzipien das Resultat gesellschaftlicher Beziehungen sind, wäre eine reflektierte Veränderung und Steuerung dieser Beziehungen in der Tat nicht möglich. Wird diese Auffassung allerdings nicht materialistisch geerdet, ergeben sich mindestens zwei Fehlschlüsse.

Erstens wird die gesellschaftliche Reproduktion und Veränderung von der gesellschaftlichen Praxis in die Theorie verlegt. Es wird ausgeblendet, dass die Verselbstständigung gesellschaftlicher Strukturen wie der Wertformen im kapitalistischen Produktionsweisen in erster Linie durch beständig wiederholte individuelle Handlungen, Klassenkonflikte und die Reproduktion des Kapitalverhältnisses – also die gesellschaftliche Praxis – gewährleistet wird.

Zweitens birgt die Hypostasierung der mangelnden Erkenntnis als Voraussetzung der Verselbstständigung gesellschaftlicher Strukturen das Problem, dass die Theorie beziehungsweise das defizitäre individuelle Bewusstsein zum Kernproblem kapitalistischer Gesellschaften gemacht wird. Tendenziell wird die Fortdauer des Kapitalismus als Problem eines allgemein verbreiteten falschen Bewusstseins *aller* Akteure zurückgeführt. Anders als im Zirkulationsmarxismus, der sich vor allem durch eine theoretische Fixierung auf die Fetischformen auszeichnet[233], schlussfolgern Görg und Brand daraus aber keineswegs die Unmöglichkeit politischen Handelns gegenüber allen gleich beherrschenden gesellschaftlichen Strukturen. Vielmehr veranlassen sie die mangelnden Alltagsdeutungen der Individuen dazu, sich auf soziale Kämpfe – statt Klassenkämpfe – um die historische Ausgestaltung von Institutionen – statt um die Reproduktion sozialer Formen oder Strukturprinzipien – zu fokussieren.

In der kapitalistischen Produktionsweise bestehen die ökonomisch-gesellschaftliche Struktur und das individuelle ökonomische Handeln gleichzeitig. Die ökonomische Struktur kann nur durch das individuelle Handeln existieren. Die herrschende Klasse wird „nicht nur vom System beherrscht, sie herrscht durchs System und beherrscht es schließlich selber“ (Adorno GS 8: 385). Auch Görgs beachtliche Untersuchung von Anthony Giddens Theorie der Strukturierung als einer „Verschränkung von regelgeleitetem und ressourcenorientiertem Handeln“ (Görg 1994b: 33) löst das vorhandene Problem der objektivistisch-strukturellen und der subjektivistisch-erkenntnistheoretischen Verkürzung von Struktur und Handlung nicht (vgl. ebd. und Görg 1994c).

Die gesellschaftlichen Strukturen bilden zwar in kapitalistischen Gesellschaften in der Regel Grenzen des individuellen, aber niemals des gesellschaftlichen Handelns.[234] Wenn das individuelle ökonomische Handeln zu einem koordinierten gesellschaftlichen wird, sind die vergegenständlichten

233 Den Begriff des „Zirkulationsmarxismus“ haben Gerhard Hanloser und Karl Reitter mit ihrem Bändchen *Der bewegte Marx – Eine einführende Kritik des Zirkulationsmarxismus* (Hanloser/Reitter 2008) eingeführt.

Strukturen des Handelns der individuellen Akteure in der kapitalistischen Gesellschaftsformation keineswegs fixe Grenzen individuellen Handelns. Im *Kapital* zeigt Marx unter anderem, dass die durch das individuelle Handeln gegen sie verselbstständigten gesellschaftlichen Strukturen (die Wertformen Ware, Geld und Kapital) sowie die daraus resultierenden ideologischen Denkformen (Fetischformen) der kapitalistischen Produktionsweise auf ihre gesellschaftlichen Verhältnisse zurückführbar sind. Die damit erreichten Erkenntnisse dienen gerade dazu, nicht die gesellschaftlichen Strukturen wieder zu verdinglichen, sondern Formen gesellschaftlichen Handelns aufzuzeigen, die die derzeitigen sozialen Formen und Strukturprinzipien – und nicht nur die aus ihnen resultierenden institutionellen Formen – grundsätzlich zu transformieren.

Bei den sozialen Formen oder den Strukturprinzipien handelt es sich daher auch keineswegs um „begriffliche Abstraktionen" oder „relativ einfache und abstrakte Strukturen" (Brand 2000: 66, vgl. Görg 2003d: 180), wie Görg und Brand behaupten. Das Klassenverhältnis, die Konkurrenz, das Privateigentum an Produktionsmitteln usw. werden real durch die in historisch verschiedenen Formationen des Kapitalismus und die ihnen angehörigen divergierenden institutionellen Formen als Resultate und Voraussetzungen individuellen und des Handelns gesellschaftlicher Klassen beständig produziert und reproduziert. Sie sind nicht minder oder mehr abstrakt oder konkret als institutionelle Formen.

Es besteht auch kein „*grundsätzlicher* [Herv. C.S.] Widerspruch" (Görg/Brand 2000: 89, vgl. Görg/Brand 2008b: 18) zwischen der Rationalität von Einzelhandlungen und der Ablauflogik des gesellschaftlichen Gesamtprozesses. Der gesellschaftliche Prozess ist das nachträglich betrachtete Ergebnis vieler individueller rationaler Handlungen und deren Organisation anhand von Klasseninteressen innerhalb gesellschaftlich geschaffener Strukturen.

Letztlich bleibt bei Görg und Brand darüber hinaus unklar, erstens, warum die politische Form die einzige soziale Form neben der ökonomischen ist und zweitens, warum die Verselbstständigung gegen die sozialen Akteure das zentrale Kriterium zur Bestimmung der sozialen Formen bildet. Marx geht zum Beispiel davon aus, dass es auch im Feudalismus zur Vergegenständlichung und Verselbstständigung gesellschaftlicher Strukturen gekommen ist.[235] Das entscheidende der kapitalistischen Gesellschaftsformation ist

234 Wäre dem so, würden wir in einer wie auch immer begründeten oder hergeleiteten Gesellschaft als abgeschlossener Totalität leben, aus der ein Ausbruch historisch unmöglich wäre.

235 Vgl. bei Marx: „Es ist natürlich der Illusion der ‚rein persönlichen Verhältnisse' der Feudalzeiten etc. gegenüber keinen Augenblick zu vergessen, 1. daß diese Verhältnisse selbst innerhalb ihrer Sphäre einen sachlichen Charakter auf einer bestimmten Phase annahmen, wie

nicht die Vergegenständlichung und Verselbstständigung der gesellschaftlichen Strukturen als solches, sondern der Modus, in dem gesellschaftliche Ausbeutung und Herrschaft über die Organisation gesellschaftlicher Arbeit gegenüber dem Feudalismus neu organisiert worden ist. Diesem müsste die Begründung sozialer Formen Rechnung tragen.

Weitere Kritiken an den gesellschaftstheoretischen Grundannahmen der Regulationstheorie werden hier nicht entwickelt und auch nicht diskutiert, weil sie für eine Kritik der kritischen Theorie der Regulation gesellschaftlicher Naturverhältnisse – wenn überhaupt – von nachrangiger Bedeutung sind. Die Darstellung und Kritik geht nun über zur gesellschaftstheoretisch angeleiteten Zeitdiagnose Görgs und Brands.

4.2.8 Postfordismus

Die Existenzweise des Kapitalismus, durch deren wissenschaftliche Theoretisierung die Regulationstheorie überhaupt erst entstanden ist, die seit ihren Anfängen als Muster gilt und die zum Vergleich für heutige Einschätzungen herangezogen wird, ist der Fordismus (vgl. Aglietta 1979/2000 und Hirsch/Roth 1986). Für Görgs und Brands Zeitdiagnose der gegenwärtigen Naturverhältnisse sind der Fordismus und die fordistischen Naturverhältnisse von nachrangiger Bedeutung. Sie besitzen die Funktion, den Wandel zu den aktuellen Problemen, Regulationen und der heutigen Existenzweise zu verdeutlichen. Eine systematische Darstellung fordistischer Naturverhältnisse nehmen sie nicht vor.

Spätestens seit 2002 geht Görg davon aus, dass sich eine „neue Phase gesellschaftlicher Entwicklung“ etabliert habe, die er „Postfordismus“ (Görg 2002: 20)[236] nennt. Im Jahr 2003 konstatierte er aber auch, dass der Postfordismus „nur teilweise zu festen [institutionellen; C.S.] Strukturen geführt“ habe und voraussichtlich eine gesellschaftliche Kohäsion wie im Fordismus „auf absehbare Zeit nicht zu erwarten“ sei. Daher ist dauerhaft von „einer weniger

---

die Entwicklung der Grundeigentumsverhältnisse zum Beispiel aus rein militärischen Subordinationsverhältnissen zeigt; aber 2. das sachliche Verhältnis, worin sie zugrund gehn, hat selbst einen bornierten, naturbestimmten Charakter und erscheint daher als persönlich, während in der modernen Welt die persönlichen Verhältnisse als reiner Ausfluß der Produktions- und Austauschverhältnisse heraustreten.“ (Marx 1970: 82)

236 Es gibt keine frühere Aussage von Görg, mit der sich belegen ließe, dass der Postfordismus eine Entwicklungsweise darstellt. Der heute sowohl in der wissenschaftlichen als auch der politischen und journalistischen Debatte ebenfalls übliche Begriff, der nahezu synonym gebraucht wird, ist der des Neoliberalismus. Brand, Michel Aglietta, Joachim Bischoff und viele andere sprechen auch vom „Finanzmarktkapitalismus“ (vgl. Bischoff 2002, Aglietta 2005, Aglietta/Rebérioux 2005 und Brand 2009c: 5).

umfassenden sozialen Integration“ (Görg 2003a: 167f.) auszugehen als unter den Bedingungen des fordistischen Klassenkompromisses und des keynesianischen Wohlfahrtsstaats.[237] Brand hatte schon im Jahr 2000 bemerkt, dass „keine makroökonomische Kohärenz“ (Brand 2000: 110) im neuen Akkumulationsregime bestehe.

Die entscheidende Veränderung, die den Postfordismus auszeichnet, ist „eine tiefgreifend veränderte Gesamtkonstellation“ (Görg 2003a: 155) gesellschaftlicher Reproduktion im Vergleich zur fordistischen Formation. Auf die säkulare Krise des Fordismus in den 1970er-Jahren kam es zu einem historisch offenen „Prozeß der Reartikulation von Politik und Ökonomie“ (Görg/Brand 2000: 87), der eine neue Form der gesellschaftlichen Reproduktion herstellte.

Bis heute ist das neoliberale Akkumulationsregime vor allem durch die Entgrenzung des zunehmend global agierenden Kapitals, insbesondere des Finanzkapitals, die Denationalisierung der Geldregulation sowie die Internationalisierung der Produktion und Arbeitsteilung geprägt (vgl. Brand 2001b, Görg/Brand 2002b: 10 und Görg 2004b: 216). Die relative Kopplung der Produktion an den breiten gesellschaftlichen Konsum – das Markenzeichen des fordistischen intensiven Akkumulationsregimes – ist aufgebrochen worden, staatliche Unternehmen wurden privatisiert und ökonomische Prozesse im Sinne des Kapitals dereguliert bei gleichzeitigen Reregulierungen zu Lasten der arbeitenden Klasse (vgl. Brand 2004: 101). Mehr als jemals zuvor in der Geschichte des Kapitalismus konkurrieren die Unternehmen auf internationaler Ebene miteinander. Zugleich sei im Zuge der Produktivkraftentwicklung laut Brand die Bedeutung der Produktion und Aneignung von Wissen deutlich gestiegen. Folglich klassifiziert er die postfordistische als eine „knowledge-based economy“ (Brand 2009d: 105). Insgesamt werden bislang nicht marktgesteuerte Bereiche der Gesellschaft inwertgesetzt. Infolge neu entwickelter (Tele-)Kommunikations- und Transporttechnologie werden die Reproduktionskreisläufe des Kapitals räumlich gestaucht und zeitlich massiv beschleunigt.

Die Regulationsweise, die sich Görg zufolge ab Mitte der 1980er-Jahre langsam herausbildet habe (vgl. Görg 2003a: 167), gründet auf neoliberaler Ideologie und neoliberalen Werten (Individualismus/Antikollektivismus, Selbstverantwortung usw.). Ihr wesentliches Merkmal bestehe darin, „daß in

237 Brand periodisiert den bisherigen Verlauf des Postfordismus wie folgt: Die erste Phase des Neoliberalismus (ab 1973) habe darin bestanden, die institutionellen Settings der fordistischen und peripher-fordistischen Nachkriegsära zu zerstören. In der zweiten Phase (ab 1990) sei die neoliberale Politik institutionalisiert und konsolidiert worden. Seit einigen Jahren – Brand formuliert diese Zeitschiene im Jahr 2009 – werde in einer dritten Phase versucht, die Krisen und Widersprüche des Neoliberalismus selbst zu beheben (vgl. Brand 2009b: 103).

der gesamten Gesellschaft die grundlegenden Orientierungen wie Wettbewerbs- und Effizienzorientierung im internationalen Konkurrenzkampf nicht in Frage gestellt werden“ (Brand 2000: 106, vgl. Brand 2009a: 479). Allerdings behaupten Görg und Brand bereits 2001, dass die neoliberale Ideologie ihre Vorrangstellung – auch international (vgl. Brand 2004: 109) – verloren habe (vgl. Görg/Brand 2001b: 468). Eine Einschätzung zur Frage, ob sich im Postfordismus eine hegemoniale Struktur – das heißt ein historischer Block, zusammengesetzt aus zentralen ökonomischen und politischen Akteuren, und eine gesellschaftliche Hegemonie im Sinne Gramscis – herausgebildet hat, treffen Görg und Brand nicht explizit. 2011 konstatiert Brand lediglich, „dass es zwar kein umfassendes hegemoniales Projekt von herrschender Seite gibt, wir es aber auch nicht mit einer umfassenden Hegemoniekrise zu tun haben“ (Brand 2011a: 10). Konsens besteht vorrangig nur passiv und in Form der gesellschaftlichen Praxis.

Darüber hinaus ist eine neue Form der Staatlichkeit bis heute ein entscheidender Teil der postfordistischen Regulationsweise. Die neue Form des Staates markiert als Resultat sozialer Kämpfe einen Bruch mit dem keynesianischen Wohlfahrtsstaat beziehungsweise Sicherheitsstaat und bewirkt eine „neue Grenzziehung zwischen Politik und Ökonomie“ (Görg/Brand 2002c: 19, vgl. Görg/Brand 2001b: 469). Auf nationaler Ebene wird der Staat in einen nationalen Wettbewerbsstaat beziehungsweise einen schumpeterianischen Workfare State transformiert.

Die Hauptaufgabe des nationalen Wettbewerbsstaates ist es, unter allen Umständen im nationalen Rahmen möglichst ökonomisch vorteilhafte Standortbedingungen für die Kapitalakkumulation herzustellen. Er treibt die Produktion sogenannter ökonomischer Sachzwänge, der die staatliche Politik vermeintlich ausgeliefert ist, voran, indem politische Entscheidungen zunehmend an Marktmechanismen gekoppelt werden (vgl. Görg 1999b: 296, Brand 2000: 104 und Görg/Brand 2008a: 574). Innenpolitisch kommt es zu einer Refeudalisierung politischer Entscheidungsprozesse sowie zu einer zunehmenden Verwissenschaftlichung der Politik und einer verstärkten Verflechtung politischer und ökonomischer Prozesse (vgl. Görg 2003a: 156f./169).

Gleichzeitig richten die staatlichen Apparate ihr Handeln zusehends international aus. Görg und Brand sprechen von einer „Internationalisierung des Staates“[238]. Im Kern bedeutet dies, dass die Beziehungen der Nationalstaaten zueinander sowie die Verhältnisse zwischen der nationalen und anderen Ebe-

238 „Der Begriff der Internationalisierung des Staates bezeichnet den komplexen Prozess der Veränderung von Staat und Staatensystem; er wurde von Robert Cox bereits in den 1980er-Jahren geprägt und im deutschsprachigen Raum durch die Arbeiten von Joachim Hirsch sowie in feministischer Perspektive durch Birgit Sauer weiterentwickelt.“ (Görg/Brand/Wissen 2007: 221, vgl. Demirovic et al. 1992: 9, Görg 2003a: 299 und Görg 2003e: 71.)

nen („scales“) beträchtlich modifiziert werden (vgl. Görg/Brand 2008a: 574). Die „kapitalistische politische Form“ werde „in sehr viel stärkerem Maße als früher multiskalar materialisiert“ (Görg/Brand/Wissen 2007: 223) (vgl. Görg/Brand 2005: 98 und Brand 2009d: 106). Aufgaben von Nationalstaaten werden auf die internationale, regionale und lokale Ebene übertragen (vgl. Görg/Brand 2008a: 574). Vorrangig handelt es sich dabei um politisch-administrative und kontrollierende Funktionen (vgl. Görg/Brand 2001a: 79, Görg/Brand 2005: 106 und Görg/Rauschmayer 2009: 95). „Der Nationalstaat und sein politisches Institutionensystem verschwinden in diesem Prozeß nicht, sondern nehmen eine neue Gestalt an.“ (Brand 2000: 104) Görg und Brand gehen nicht davon aus, dass die Nationalstaaten ihren zentralen Stellenwert für die Regulation der kapitalistischen Formationen verlieren. Sie blieben ihnen zufolge vielmehr „ein wichtiges Terrain in der herrschaftsförmigen Verdichtung von Klassenverhältnissen und als strukturelles Element der internationalen Konkurrenz“ (Görg/Brand 2001b: 467, vgl. Görg/Brand 2008a: 574), zumal sie weiterhin das Gewaltmonopol innehätten (vgl. Görg 1999b: 295 und Görg/Brand/Wissen 2007: 227).

Auf internationaler Ebene wird allerdings ein neues politisches Terrain geschaffen, auf dem um internationale und nationale Regulierungen und Regulationen gekämpft wird (vgl. Görg/Brand 2001a: 89 und Görg/Brand 2005: 111f.). Der integrale Staat und viele Regulierungsmechanismen werden internationalisiert, ohne dass sich dabei ein zentraler „Weltstaat“ herausbildet (vgl. Görg/Brand 2001a: 67 und Görg/Brand/Wissen 2007: 221f.). Daher bezeichnen Görg und Brand die internationalisierte Staatlichkeit auch in Anlehnung an ihr poulantzianisches Staatsverständnis als Resultat „materiell verdichtete[r] soziale[r] Kräfteverhältnisse zweiter Ordnung“ (Görg/Brand/Wissen 2007: 221, vgl. Brand 2009d: 103). Es entstehe, so Brand, Görg und Wissen, in der Transformation der Staatlichkeit zum postfordistischen Staat „ein komplexes Verhältnis von Verdichtungen über mehrere Maßstabsebenen hinweg“ (Görg/Brand/Wissen 2007: 229), das beständig durch soziale Kämpfe modifiziert werde. Die internationale Ebene gewinnt im Vergleich zum Fordismus an Bedeutung für die Regulation gesellschaftlicher Reproduktion.

Die postfordistische Regulation auf internationaler Ebene erfolgt aufgrund der Schwächen der Verdichtungen zweiter Ordnung in einem „asymmetrischen Netzwerk internationaler Regulation“ (Brand 2000: 109)[239], das notwendigerweise inkohärent (vgl. Görg/Brand 2001b: 477 und Brand 2009d: 114) und ebenso strategisch selektiv ist wie die Nationalstaaten (vgl. Brand 2009d: 104). „Dieses Netzwerk wird nicht allein von staatlichen und zwischenstaatlichen Institutionen und Organisationen gebildet, sondern es

239 Vgl. Görg/Brand 2001a: 90, Görg/Brand 2005: 112 und Görg 2003a: 206.

schließt auch transnationale Netzwerke nichtstaatlicher Akteure (Unternehmen und NGOs) mit ein, die an der internationalen Koordination beteiligt sind.“ (Görg 2003a: 206, vgl. Görg/Brand 2001b: 469 und Brand 2009d: 113.) Der Modus des nationalen und internationalen Regierens hat sich in diesem Prozess von government zur governance transformiert (vgl. Görg/Brand 2000: 97, Görg 2003a: 168 und Görg/Brand 2005: 94).

4.2.9 Regulation gesellschaftlicher Naturverhältnisse

Die gegenseitige Vermittlung von Natur und Gesellschaft, wie sie konstitutionstheoretisch in Kapitel 4.1 darlegt worden ist, impliziere laut Görg „ein grundlegendes Systemproblem: Soziale und gesellschaftliche Prozesse müssen sich auf nicht-soziale beziehen und sind in ihrer Funktionsweise von ihnen abhängig, obwohl sie mit unterschiedlichen ‚Logiken‘ oder ‚Prinzipien‘ (und insofern in gewisser Weise auch wieder ‚unabhängig‘ sind) arbeiten.“ (Görg 2003a: 116) Das System „Gesellschaft“ muss die Verhältnisse zur Natur organisieren, da es sonst nicht selber funktionieren kann. „Der Widerspruch zwischen den unterschiedlichen Funktionsweisen muss in eine Bewegungsform gebracht werden“ (ebd.: 116f.), in der er zumindest für eine bestimmte zeitliche Periode stabilisiert prozessieren kann, so dass die „Reproduktion der Gesellschaft im Verhältnis zur Natur“ (ebd.: 13) gewährleistet wird. Gelingt es, eine solche Form herzustellen, die sowohl symbolisch-sprachliche als auch materiell-praktische Beziehungen der Gesellschaft zur Natur umfasst (vgl. Görg 1998a: 39, Fußnote 1), kann man von einer „Regulation der Naturverhältnisse“ (Görg 2003a: 116f.) beziehungsweise einer Regulation gesellschaftlicher Naturverhältnisse sprechen. Sie – und nicht etwa Umwelt- oder ökologische Probleme – bildet für die kritische Theorie der Regulation gesellschaftlicher Naturverhältnisse den Ausgangspunkt zur Analyse und Kritik der Beziehungen zwischen Natur und Gesellschaft (vgl. Görg 2001: 1).

Die Widersprüche zwischen gesellschaftlichen und natürlichen Prozessen müssen also nicht grundsätzlich gelöst oder aufgehoben werden. Es könne durchaus zu einer Regulation gesellschaftlicher Naturverhältnisse kommen, „ohne daß damit zunächst etwas über die Lösung ökologischer Probleme, also über den mehr oder weniger destruktiven Charakter von spezifischen Formen gesellschaftlicher Naturbeziehungen ausgesagt wäre“ (Görg 1998a: 39, Fußnote 1).[240]

Wie in der Regulationstheorie unterscheiden Görg und Brand auch in Bezug auf die Regulation der Naturverhältnisse zwischen Regulation und politi-

240 Vgl. Brand 2000: 142, Görg/Brand 2001b: 466, Görg 2003a: 143/166 und Görg 2003b: 115.

scher Regulierung. Letztere ist Teil der ersteren, ist aber nicht hinreichend für eine Regulation. Unter der Regulation gesellschaftlicher Naturverhältnisse werde also, folgt man Görg, „nicht die planvolle oder systematische Regulierung durch Staat und internationale Instanzen verstanden (obwohl sie diese einschließt), sondern im Sinne der Regulationstheorie die Reproduktion von Verhältnissen ‚trotz und wegen ihres konfliktorischen und widersprüchlichen Charakters'" (Görg 1998a: 39, Fußnote 1).

Die Regulation der Naturverhältnisse sei, wie die beiden Autoren schreiben, „*in alle sozialen Verhältnisse eingeschrieben*" (Görg/Brand 2000: 95, Herv.i.O.). Sie ist folglich nicht einer besonderen Dimension sozialer Regulation angehörig, sondern „ein integrales Element sozialer Synthesis auf allen Ebenen" (Görg 2003d: 183f.). Die Regulation der Beziehungen zwischen Natur und Gesellschaft tangiert „über eine isolierte Umweltpolitik die Gesamtheit der institutionellen Formen der Stabilisierung sozialer Verhältnisse" (Görg 2003a: 136) und beinhaltet „das umfassende Zusammenspiel der verschiedenen, sozialen und ‚natürlichen' Prozesse" (Görg 1998a: 55). Die Gestaltung der Naturverhältnisse sei dementsprechend laut Görg „unmittelbar verbunden mit der historisch-konkreten Regulation gesellschaftlicher Verhältnisse, ohne dabei jedoch ihre Spezifität zu verlieren" (Görg 2003a: 143, vgl. ebd.: 166). Sie wird über die Wahrnehmung von und den Umgang mit Natur hegemonial hergestellt. In einem „konflikthaften und widersprüchlichen Prozess" (Görg 2008b: 109) kommt es zur Regulation der gesellschaftlichen Naturverhältnisse „in Institutionen und mittels Normen und Wertvorstellungen". Brand zufolge sei sie „damit notwendigerweise selektiv" (Brand 2000: 142).[241]

In kapitalistischen Gesellschaften werde die Regulation des Bezugs auf Natur „prinzipiell nicht nach funktionalen Notwendigkeiten oder evolutionären Gesichtspunkten gelöst". Sie sei vielmehr, so Görg weiter, vom „Organisationsprinzip Wertvergesellschaftung dominiert", auch wenn die Natur „relativ autonomen Teilbereichen überlassen bleibt" (Görg 2003a: 117). Problemen in der Regulation gesellschaftlicher Naturverhältnisse liegen folglich „im sozialen, nationalen und globalen Maßstab in erster Linie soziale Ausbeutungsprozesse, Eigentumsverhältnisse sowie Macht- und Klassenstrukturen zugrunde" (Brand 1998: 91f.).[242] Die Form der Regulation gesellschaftli-

241 Im Zentrum der Regulation, so Görg, stünden „nicht einzelne organisatorisch-technische Steuerungsinstrumente, sondern soziale Konflikte und ihre Verdichtung in politischen und sozialen Institutionen" (Görg 2004b: 200).

242 Die wissenschaftliche Erforschung der Regulation gesellschaftlicher Naturverhältnisse müsse laut Görg mindestens 5 Analysedimensionen berücksichtigen: 1. die Akteure, 2. die Bedeutung sozio-ökonomischer Krisenprozesse und Reaktionsmöglichkeiten von Unternehmern, 3. die Rolle von Normen und unterschiedlicher Lebensstile, 4. die Rolle symbolischer Institutionen wie sozialer Deutungsmuster und der Institution Wissenschaft und 5. die strukturellen Zwänge gesellschaftlicher Entwicklung (vgl. Görg 2003a: 126).

cher Naturverhältnisse müsse aber grundsätzlich „jeweils historisch spezifisch in den Beziehungen der Natur zur Gesellschaft und zum Individuum bestimmt werden“ (Görg 2003c: 45). „Die Form des gesellschaftlichen Kompromisses zwischen unterschiedlichen Akteuren im Rahmen einer Regulationsweise entscheidet letztlich über die dominanten Formen der Naturaneignung.“ (Görg 2003a: 131)

Zwischen der Regulation kapitalistischer Gesellschaften und gesellschaftlicher Naturverhältnisse lassen sich vorrangig folgende zentrale Analogien erkennen: es besteht ein Grundwiderspruch zwischen der Reproduktion der Gesellschaft einerseits und der Natur andererseits. Dieser Grundwiderspruch wird im Kapitalismus mittels sozialer Kämpfe in allen Bereichen in eine reproduzierbare Form gebracht, die aber nicht notwendig eine Lösung ökologischer Probleme beinhaltet, sondern die Reproduktion des Verhältnisses über eine bestimmte Periode erlaubt.

Görg und Brand sind verwundert darüber, dass einer der renommiertesten Regulationstheoretiker, Alain Lipietz, trotz seiner profunden Kenntnisse der Regulationstheorie und der skizzierten Analogien die Regulationstheorie nie auf die Beziehungen zwischen Gesellschaft und Natur übertragen hat (vgl. Brand 2000: 138). Aber ist denn eine analoge Ausarbeitung so naheliegend, wie Görg und Brand annehmen? Rechtfertigen die genannten Analogien eine Übertragung der regulationstheoretischen Begriffe? Und ist sie bei Görg und Brand sinnvoll gelungen?

Die Antworten auf diese Fragen werfen einige Probleme auf, die bereits auf der konstitutionstheoretischen Ebene festgestellt worden sind (vgl. Kapitel 4.1). Während in der Regulationstheorie relativ eindeutig benannt werden kann, welche Reproduktionsprobleme die ökonomische Form hervorbringt (der ungelöste Klassenwiderspruch, die Wiederverwertung des neu generierten Kapitals, so dass eine erweiterte Reproduktion geschieht usw.), konkretisieren Görg und Brand nicht, worin der Grundwiderspruch zwischen der kapitalistischen Gesellschaft und der Natur besteht. Wie in ihren konstitutionstheoretischen Bestimmungen gehen Görg und Brand auch auf der gesellschaftstheoretisch-zeitdiagnostischen Ebene vollkommen selbstverständlich davon aus, dass es einen Widerspruch zwischen gesellschaftlicher und natürlicher Funktionsweise gibt. Eine eigenständige ökologische Form etwa – analog zur sozialen und politischen Form – wird aus ihm aber für die regulationstheoretische Analyse nicht abgeleitet. Ebenso wenig wird erklärt, warum es sie nicht gibt beziehungsweise geben kann. Was also genau der Regulation bedarf, ist nicht ersichtlich.

Görg und Brand konstatieren zwar zu Recht, dass es erstens unterschiedliche Reproduktionslogiken der Gesellschaft und der Natur gebe und dass die kapitalistische Produktionsweise und gesellschaftliche Herrschaftsverhältnis-

se zweitens die gesellschaftlichen Beziehungen zur Natur dominierten. Es wird aber nicht erläutert, worin die eigenen Funktionsweisen von Natur und Gesellschaft bestehen und wie sie sich genau zueinander verhalten.[243] Außer in vereinzelten Statements, die nicht systematisch ausgearbeitet werden[244], gehen Görg und Brand über sozial- und konstitutionstheoretische abstrakte Aussagen über die Bedürftigkeit einer Regulation gesellschaftlicher Naturverhältnisse im Kapitalismus nicht hinaus. Entsprechend bleiben die Ursachen für die Notwendigkeit einer Regulation gesellschaftlicher Naturverhältnisse in kapitalistischen Formationen ebenso im Dunkeln wie der genaue Gegenstand dieser Regulation, die Gewichtung der unterschiedlichen (materiell-stofflichen und symbolisch-sprachlichen) Naturverhältnisse in der Regulation, die spezielle Form der Vermittlung zwischen Natur und kapitalistischer Gesellschaft sowie die Herleitung der Regulation aus ihrer Beziehung.

In einem Essay lehnt Görg sogar ausdrücklich die Entwicklung intermediärer Regulationsformen gesellschaftlicher Naturverhältnisse mit dem Verweis darauf ab, dass „die Regulation der Naturverhältnisse […] *ein integrales Element sozialer Synthesis auf allen Ebenen*“ (Görg 2003d: 182f., Herv.i.O.) sei. Brand äußert sich nicht zu dieser Frage. Stattdessen verweisen beide allgemein auf soziale und politische Institutionen sowie auf Wertvorstellungen und Normen als regulative Instanzen, die in allen gesellschaftlichen Beziehungen anwesend sind und herausgebildet werden. In der logischen Konsequenz ließe sich aber auch die Frage stellen: Wird die Regulation der Ökonomie nicht auch in der Politik und durch das Verhältnis zur Natur hergestellt?

Ganz davon abgesehen, dass ökonomische Akteure und Prozesse bei der Untersuchung der postfordistischen Regulation der gesellschaftlichen Naturverhältnisse bei Görg und Brand weitgehend außen vor bleiben, diese Regulationsinstanzen ziemlich allgemein gehalten sind und theoretisch nicht hergeleitet werden (vgl. Zeller 2011: 106), ist der Begriff der Regulation gesellschaftlicher Naturverhältnisse so weit gefasst, dass er beliebig wird. Wenn *alle* gesellschaftlichen Prozesse an der Regulation mitwirken, worin liegt

243 Für die gesellschaftliche Seite kann man sich dies durchaus anhand der Arbeiten Görgs und Brands denken. Für die Seite der Natur verhält es sich anders, da Görg und Brand zufolge Natur nur negativ festgestellt werden kann. Eine positive Darstellung ihrer eigenen Funktionsweise, wie sie zum Beispiel Engels in der *Dialektik der Natur* (MEW 20: 305-570) versucht hat (es sei dahingestellt, ob sie richtig ist oder nicht), ist vor diesem Hintergrund nicht leistbar.

244 Görg schreibt zum Beispiel, dass „die in der Wertform angelegte spezifische Form kapitalistischer Synthesis eine Abstraktion von allen konkreten stofflich-materiellen Implikationen gesellschaftlicher Produktion“ (Görg 2003d: 183) bedinge. Negativ formuliert Görg auch, dass eine Einschränkung des Ressourcenverbrauchs nur in einer Gesellschaft möglich sei, die keinem „strukturellen Zwang zur Vergrößerung des materiellen Reichtums und damit eines vergrößerten Stoffdurchsatzes“ (Görg 2001: 14) – einem Kernmerkmal kapitalistischen Wachstums – unterliege.

dann das Besondere der Regulation der gesellschaftlichen Beziehungen zur Natur? Und wie genau lässt sich dann eine Abgrenzung verschiedener Regulationen der gesellschaftlichen Naturverhältnisse überhaupt begründen?

De facto behandeln Görg und Brand wiederholt und überwiegend politische Institutionen und Normen des individuellen Konsums als Regulationsinstanzen. Ausgehend von ihren konkreten Aussagen, drängt sich also der Eindruck auf, dass die Regulation gesellschaftlicher Naturverhältnisse letztlich vorrangig politisch-kulturell und individuell gewährleistet wird. Die konkreten ökonomischen Akteure (die verschiedenen Kapitalisten und Kapitalfraktionen), ihr Handeln und ihre Interessen an einer Regulation der gesellschaftlichen Naturverhältnisse werden über einige allgemeine Feststellungen hinaus gar nicht betrachtet.

Görg und Brand bedienen sich zusammengefasst einiger Begriffe der Regulationstheorie, um das Verhältnis zwischen Gesellschaft und Natur und insbesondere dessen Reproduktionsnotwendigkeit aufzuzeigen. Eine stringente Übertragung des regulationstheoretischen Begriffsapparats nehmen sie allerdings genauso wenig vor wie eine Ausarbeitung und Bestimmung der Begriffe, die sie analogisierend übernehmen. Inhaltlich-theoretisch werden damit mit Ausnahme einiger allgemeinen Feststellungen, die aber nichts spezifisches über *die Regulation* der gesellschaftlichen Naturverhältnisse aussagen, eben diese Verhältnisse nicht geklärt.

Da Görg und Brand wiederholt darauf insistieren, die „Untersuchung der Regulation der Naturverhältnisse“ (Görg 2003a: 134) könne nur von der konkreten gesellschaftlichen Konstellation ihren Ausgang nehmen (vgl. für das Modell der Biodiversität Görg/Brand 2008a: 568), müssen die vorgetragenen Einwände an ihren zeitdiagnostischen Ausführungen erneut geprüft werden, um zu einem abschließenden Urteil über ihre Aussagekraft zu gelangen.

4.2.10 Postfordistische Regulation gesellschaftlicher Naturverhältnisse

Für Görg und Brand bildet die postfordistische Restrukturierung der gesellschaftlichen Reproduktion in Anschluss an die säkulare Krise der 1970er-Jahre den historischen Beginn einer neuen Regulation gesellschaftlicher Naturverhältnisse (vgl. Görg 2003a: 136f.). In den 1970ern war die fordistische Existenzweise des Kapitalismus gescheitert – und mit ihr die Regulation fordistischer Naturverhältnisse, die sich laut Brand und Becker vor allem durch einen ungehinderten Zugriff auf fossile Rohstoffe (Öl, Gas und Kohle), mangelndes Wissen über die sozialökologischen Folgen dieser Naturaneignung und die Ausweitung einer naturintensiven und -zerstörerischen Konsumtions-

norm ausgezeichnet habe (zum Beispiel Individualverkehr durch das Automobil).[245]

Im Zuge des Übergangs von der fordistischen zur postfordistischen Regulation der gesellschaftlichen Reproduktion im „Prozess der neoliberal-imperialen Globalisierung“ (Görg/Brand/Wissen 2007: 218) verbinden sich die politischen, ökonomischen und kulturellen Transformationen unwiderruflich mit der Bearbeitung ökologischer Fragen und Probleme.[246] Die verschiedenen Felder gesellschaftlicher Reproduktion überlagern sich und die Restrukturierung gesellschaftlicher Naturverhältnisse wird zu einem „Teil der weltweiten Restrukturierung kapitalistischer Vergesellschaftung“ (Brand 1998: 93).

Anders als im Fordismus ist die Gestaltung gesellschaftlicher Naturverhältnisse also im Postfordismus ein „integraler Part der gesellschaftlichen Restrukturierung“ (Görg 2003a: 14). Die Transformationen der Beziehungen zwischen Natur und Gesellschaft zählen zu den „zentralen Elementen“ (Görg/Brand 2005: 100) des postfordistischen Kapitalismus (vgl. Görg/Brand 2001a: 65 und Görg 2004b: 199). Die Herausbildungen des Postfordismus und postfordistischer Naturverhältnisse stehen in einem wechselseitigen Verhältnis zueinander. Die neoliberale Politik, Ökonomie und Kultur haben massive Auswirkungen auf die Gestaltung gesellschaftlicher Naturverhältnisse (vgl. Görg 2003e: 79). Andersherum wirken die neoliberalen Naturverhältnisse auch auf erstere zurück.

Im Wesentlichen zeichnen sich die „postfordistischen Naturverhältnisse“, die den „Zusammenhang zwischen ökologischer Krise, einer neuen Phase kapitalistischer Entwicklung und (internationaler) Umweltpolitik“ (Brand 2010b: 18) umfassen, durch eine Kombination von vier Merkmalen aus:

1. die selektive Integration ökologischer Probleme des Fordismus und die „Etablierung einer postfordistischen Naturbeherrschung“ (Görg 2004b: 222), 2. die „gesteigerte Privatisierung, Kommerzialisierung und Inwertsetzung“ (ebd.: 220) der Natur, 3. die Entwicklung neuer Technologien zur intensivierten Aneignung der Natur und 4. die verstärkte multiskalare – insbesondere internationale[247] – politische Regulierung gesellschaftlicher Naturverhältnisse innerhalb der gesellschaftlichen Regulation der Naturverhältnisse (vgl. ebd.:

245 Für einen Überblick über die gesellschaftlichen Naturverhältnisse und ihre Regulation im Fordismus vgl. Brand/Becker 1996: 129ff.

246 Vgl. Görg 1998b: 54, Görg 1999b: 287, Görg 2001: 2 und Görg/Brand 2008b: 21. Für eine Explikation dieser These am Modell der Regulation internationaler Biodiversität vgl. Görg 1999b: 283.

247 Görg argumentiert im Jahr 2003, dass seit den 1990er-Jahren „nicht länger von nationalen Entwicklungskonstellationen ausgegangen werden“ könne, weil die Gestaltung der Naturverhältnisse „auf komplexe Art und Weise in internationale und zunehmend globale Prozesse eingelassen“ (Görg 2003a: 136) sei. Diese Entwicklung sei Folge der Internationalisierung des Staates.

220ff., Görg/Brand 2008b: 22 und Brand 2009d: 107f.).[248] Diese vier Elemente postfordistischer Naturverhältnisse bilden zugleich die hegemonial durch soziale Konflikte produzierten Regulationsformen gesellschaftlicher Naturverhältnisse im Postfordismus.

Obwohl es „deutliche Kontinuitäten der gesellschaftlichen Naturverhältnisse beim Übergang vom Fordismus zum Postfordismus gibt" (Brand 2000: 154) – zum Beispiel die „imperiale Lebensweise" (Brand 2009a: 479), die vor allem Brand in seinen jüngeren Arbeiten wiederholt anprangert –, haben wir es „im Postfordismus also tatsächlich mit einer neuen Konstellation in den Naturverhältnissen zu tun bei Fortdauer übergreifender kapitalistischer Strukturprinzipien" (Görg 2003a: 294, vgl. Brand et al. 2009: 11).[249]

„Das zentrale ‚Kompromißterrain' postfordistischer Vergesellschaftung wird jedoch nicht durch sozialökologische Probleme konstituiert, sondern durch die ‚Standortlogik', die Erzielung von Wettbewerbsfähigkeit und Wohlstandschauvinismus." (Brand 2000: 154) Die „Vergesellschaftung der Natur ist im Postfordismus" zudem „ein noch konflikthafterer Prozess als im Fordismus, weil eine Vielzahl sozialer Bewegungen die Relevanz dieser Prozesse erkannt haben und sich gegen einzelne Entwicklungen zu wehren versuchen" (Görg 2003a: 295, vgl. Görg 1999b: 287).

4.2.11 Die selektive Integration ökologischer Probleme und die Strategien reflexiver Naturbeherrschung

„In recent years it has become evident that the social and ecological problems connected with globalisation—despite all the institutional reforms and international agreements—were not resolved." (Görg/Brand 2008b: 14) Die ökologischen Probleme, wie der anthropogen verursachte Verlust der biologischen Vielfalt zum Beispiel, sind aber bei der Herausbildung der postfordistischen Regulation auch nicht einfach links liegen gelassen worden. Es lässt sich vielmehr feststellen, dass der postfordistische Kapitalismus sich in gewisser Weise durchaus auf einige Probleme der gesellschaftlichen Beziehun-

248 Görg nennt ferner folgende Neuakzentuierungen im Zuge der postfordistischen Restrukturierung der Regulation gesellschaftlicher Naturverhältnisse: 1. die Marginalisierung des naturalistischen Standpunktes, 2. die Nivellierung spezifischer Aspekte der Krisenerfahrungen, 3. einen Wirkmachtrückgewinn der Naturwissenschaften, 4. die Tabuisierung der Grenzen ökonomischen Wachstums und 5. die Befürwortung des Wachstums auf der Basis technologischer Entwicklungen (vgl. Görg 2003a: 139f.).

249 Bis 2003 spricht zumindest Görg auch von „der politischen Durchsetzung einer neuen Form der Biopolitik", „die sich auf die Kontrolle und die industrielle Verwertung von Leben richtet" (Görg 2003a: 293, vgl. Görg 1998a: 56). In den Folgejahren taucht der Begriff der „Biopolitik" nicht wieder auf.

gen zur Natur eingestellt hat. In die postfordistischen sozialen Kompromisse innerhalb vieler metropolitaner Länder sind zahlreiche Kritiken an den fordistischen Naturverhältnissen eingegangen, die in den 1970er- und 1980er-Jahren von Umweltbewegungen und kritischen Intellektuellen politisiert wurden (vgl. Brand 2004: 109). Auf vielen Feldern sind Strategien etabliert worden, um der Zerstörung der Natur und deren Folgen Einhalt zu gebieten.

Dominant sind seit den 1980er-Jahren Strategien ökologischer Modernisierung (vgl. Görg/Brand 2000: 96f., Görg/Brand 2002c: 19 und Görg 2003e: 74) beziehungsweise eines „ökologisch erweiterten Korporatismus“ (Görg 2004b: 218, vgl. Görg 2003a: 179). Damit seien laut Brand beispielsweise Vorhaben gemeint, die zur Lösung ökologischer Probleme folgende Mechanismen ins Zentrum stellen: „Technologische Innovationen, Effizienz-‚Revolutionen‘, de[n] Aufbau einiger politischer Institutionen wie Umweltministerien oder auf internationaler Ebene die beiden Rio-Konventionen zu Klima und biologischer Vielfalt“ (Brand 2009a: 477), „wachstumskonforme Problemlösungen“, „Konzentration auf die explizite Umweltpolitik unter Vernachlässigung anderer Politikbereiche beziehungsweise Regulierungsebenen“ (Görg/Brand 2000: 94) usw. Diese Strategien sind kompatibel mit den regulativen Erfordernissen der postfordistischen Existenzweise und dienen unter anderem dazu, Produktionskosten zu senken sowie neue Märkte für neue Technologien und neue Akkumulationsfelder zu öffnen (vgl. Görg/Brand 2008b: 22f.). Daher sprechen Görg und Brand auch seit einigen Jahren folgerichtig zum Beispiel vom Aufkommen des „green business“ (Görg/Brand 2002c: 36) und einem „emerging ‚ecological capitalism‘“ (Görg/Brand 2008a: 575). „Über alle Unterschiede hinweg“, die die einzelnen divergierenden Modernisierungsprojekte auszeichnen, lässt sich „die ökologische Modernisierung […] charakterisieren als Glaube, dass die bestehenden Institutionen die Sorge um die Umwelt internalisieren können“ (Görg 2003a: 140).

Die Strategien ökologischer Modernisierung lösen die ökologischen Probleme nicht an ihrer Wurzel. Sie sorgen – wie die gängigen Modernisierungsprojekte auf dem Feld des Sozialen – nur für eine „Regulation der fortbestehenden Widersprüche“ (Görg 2004b: 220). Görg und Brand argumentieren daher, dass „the existing institutions and discourses are dealing with the environmental crisis in a highly selective way“ (Görg/Brand 2008b: 15)[250]. Die „strukturellen Grenzen ökologischer Reformen und Gestaltungsoptionen“ (Görg 2003a: 300, vgl. Brand 2009c: 1), wie sie den Herrschaftsverhältnissen und Interessen einerseits sowie den Strukturprinzipien kapitalistischer Gesellschaften andererseits inhärent sind (vgl. dazu Görg 2003a: 137), tragen Sorge

250 Vgl. Brand 2000: 154, Görg/Brand 2000: 94, Görg 2003a: 14/137, Görg 2003b: 115, Görg 2004b: 199, Görg/Brand 2008a: 576 und Görg 2010: 358.

dafür, dass nur bestimmte Aspekte der ökologischen Krise politisch aufgegriffen und auch diese nur in einer Art und Weise bearbeitet werden, dass sie mit den Erfordernissen gesellschaftlicher Regulation kompatibel sind (vgl. ebd.: 191 und Görg/Brand 2008b: 15).

Für Görg und Brand ist die selektive Integration der Umweltprobleme in die postfordistische Regulation auch ein Beleg dafür, dass die Gegenüberstellung von Ökologie und Ökonomie zu einer „falschen und das Problem unterschätzenden Frontstellung" (Görg 2003a: 299) führe. Es habe sich vielmehr gezeigt, so Görg, „dass die scheinbar völlig eigengesetzlichen Funktionssysteme sowie die verschiedenen Organisationen und Institutionen in den gesellschaftlichen Teilbereichen durchaus im bestimmten Maße auf veränderte Umweltbedingungen reagieren können" (Görg 2004b: 215). Letztlich ist die Berücksichtigung ökologischer Belange zumindest für Görg „eine *politische* Frage" (Görg 2003a: 154, Herv.i.O.).

Die Integration gesellschaftlicher Naturverhältnisse in die postfordistische Regulation versöhnt Gesellschaft und Natur nicht. Sie beinhaltet auch keine Abkehr von der Strategie der Naturbeherrschung. Im Gegenteil. Die ökologische Modernisierung im Postfordismus ist für Görg und Brand die Fortsetzung der Naturbeherrschung mit anderen Mitteln. Diese „reflexive form of the domination of nature" (Görg/Brand 2008b: 17) besteht zum einen darin, dass die Risiken und Folgen der Naturaneignung im Vorfeld einkalkuliert und ihnen prophylaktisch oder zumindest reaktiv entgegengewirkt wird. Zum anderen wird sogar der Schutz und der Erhalt der Natur für die Naturbeherrschung funktionalisiert (vgl. Görg/Brand 2008a: 584). Görg formuliert es wie folgt: „Naturbeherrschung reflektiert auf ihr eigenes Scheitern – und baut noch diese Reflexion in Strategien zur Subsumtion der Natur ein." (Görg 2003a: 140)[251] Beispielhaft für diese Strategie ist die Aneignung genetischer Informationen durch den Schutz der Biodiversität (vgl. Görg 2004a: 24ff.), für die nicht einmal mehr große Mengen an Ressourcen gebraucht werden (vgl. Görg/Brand 2001a: 69). „Gerade im Postfordismus scheint damit die Ideologie einer vollständigen Subsumtion der Natur Wirklichkeit zu werden, gerade weil die Transformation der Naturverhältnisse und mögliche unerwünschte Nebenwirkungen in Rechnung gestellt" (Görg 2004b: 222f.) und berücksichtigt werden.

Görg und Brand ist beizupflichten, dass einige ausgewählte ökologische Probleme von den gesellschaftlichen Institutionen aufgegriffen worden und mit ausgewählten Mitteln bearbeitet, nicht jedoch gelöst worden sind.

Daraus ist allerdings maximal die Widerlegung der These zu schließen, Ökonomie und Ökologie seien „an sich" miteinander unvereinbar. Eine Ver-

251 Vgl. Görg 1998b: 73, Görg 2003a: 286/294, Görg 2003b: 130, Görg 2004b: 222, Görg 2005c: 264 und Brand 2009d: 117.

einbarkeit der *kapitalistischen* Ökonomie und Ökologie kann man daraus allerdings nicht ableiten, wie der Verweis auf die strukturelle Selektivität regulativer und regulierender Institutionen bereits andeutet und wie sich an der Kontinuität insbesondere der für die kapitalistische Ökonomie zentralen Industrien zeigt, mit deren Produktionsabläufen wesentliche Naturzerstörungen und Umweltverschmutzungen einhergehen.

Görgs und Brands These einer reflexiven Naturbeherrschung ist zumindest stark einzuschränken. Diese elaborierte Strategie ist ein erkennbares Element in den Beziehungen zwischen Natur und Gesellschaft im frühen 21. Jahrhundert. Die Entwicklung neuer Formen der Naturaneignung und -nutzung, wie zum Beispiel die CSS-Einlagerung von CO_2, die Neuauflage und Intensivierung alter Formen der Naturaneignung und -nutzung (Anbau von großflächigen Monokulturen für Biodiesel, Ölsandabbau, hydraulic fractioning, die Gewinnung seltener Erden usw. (vgl. Williams 2010: 95) sowie die quantitativ deutlich stärkere Ausbreitung industrieller Arbeitsprozesse mit den bekannten Konsequenzen für die Natur[252] führen jedoch zu dem Schluss, dass die reflexive Naturbeherrschung keineswegs *das* zentrale Merkmal des postfordistischen Kapitalismus ist und auch nicht seiner Regulation sein kann. Zeller verweist darauf, dass die fordistische Form der Naturnutzung „nicht nur durch Naturzerstörung gekennzeichnet" (Zeller 2011: 106) gewesen sei. Gänzlich neu ist das von Görg und Brand beschriebene Phänomen also nicht.

Die Berücksichtigung ökologischer Belange im Postfordismus ist ferner keineswegs eine ausschließlich politische Frage. Wie der Aufbau von Unternehmen im Bereich der Wind- oder Solarenergie, die Entwicklung von Autos mit Biokraftstoffen, die Verlagerung riesiger Summen des Finanzkapitals in „grüne Industrien" ebenso wie Strategiepapiere verschiedener Kapitalfraktionen beispielhaft zeigen, bietet die „grüne Ökonomie" ein gehöriges Potenzial als neues Akkumulationsfeld für Anlagen suchendes Kapital.[253] Die ökonomischen Klassen neuer Kapitalisten, die in diesen Bereichen entstehen, unterstützen die politischen Akteure bei der Durchsetzung einer „nachhaltigen"

252 Brasilien hat zum Beispiel die Ölförderung extrem ausgeweitet (vgl. Schultz 2010). China zählt trotz großer Anstrengungen zum Beispiel in der Nachhaltigkeitspolitik zu den größten CO_2-Emitenten der Welt, ein aus Europa und den USA bekannter Nebeneffekt der industriellen Entwicklung. Darüber hinaus betreibt die Volksrepublik zahlreiche industrielle Megaprojekte mit verheerenden Folgen für Menschen und Natur, wie zum Beispiel den Drei-Schluchten-Staudamm. US-Präsident Barack Obama hat unterdessen angekündigt, dass auch die Ölvorräte in Alaska nun exploitiert, neue Ölfördervorhaben an der Atlantikküste geprüft und der Golf von Mexiko sowie das Arktische Meer für die Förderung wieder frei gegeben würden.

253 Vgl. Candeias/Kuhn 2008, Candeias 2009: 28ff., Kaufmann/Müller 2009, Zeller 2010, Brand 2012 und Brand/Wissen 2013.

Produktionsweise. Ob ein ökologisches Problem aufgegriffen und wie es aufgegriffen wird, ist demzufolge keine „politische", sondern eine polit-ökonomische Frage – was sich nicht zuletzt darin zeigt, dass das Kapital in Schwellenländern dafür sorgt, dass ökologische Standards etwa in der industriellen Produktion nicht eingeführt werden, solange es dort keine alternativen profitablen Möglichkeiten gibt, das Kapital anderweitig anzulegen. Es zeigt sich hier, dass der kritischen Theorie der Regulation gesellschaftlicher Naturverhältnisse ein unverkennbarer Politizismus innewohnt, obwohl die beiden Autoren auf die Inwertsetzung der Natur als zentralen Regulationsmechanismus gesellschaftlicher Naturverhältnisse im Postfordismus verweisen.

4.2.12 Inwertsetzung der Natur

Wie bereits oben angedeutet, basieren die selektive Integration fordistischer Ökologieprobleme und die Strategien reflexiver Naturbeherrschung darauf, dass sie für die postfordistische Ökonomie von Nutzen sind. Die ökologischen Belange werden vor allem in der staatlichen Politik im Zuge der verschärften Standortpolitik der letzteren untergeordnet und „an den Imperativen der Effizienz und der internationalen Wettbewerbsfähigkeit" (Görg/Brand 2002c: 19) ausgerichtet. Allerdings handele es sich nicht, wie Görg behauptet, um eine innere Landnahme, eine „Ausdehnung der Logik des Kapitals auf bisher unerschlossene Bereiche der Natur zum Zwecke einer Bewältigung seiner Akkumulationsprobleme" (Görg 2003a: 297), wie sie „seit der kolonialen Expansion immer ein zentraler Bestandteil kapitalistischer Vergesellschaftung" (Görg/Brand 2001b: 470, vgl. Görg/Brand 2002a: 63) gewesen sei. Vielmehr sind auch die derzeit dominanten Strategien zur Gestaltung der postfordistischen Naturverhältnisse umstritten und in sozialen Kämpfen durchgesetzt worden.

Der „Kern der neuen Situation" liege Görg zufolge – bei allen Kontinuitäten zu den fordistischen Naturverhältnissen – „in einer neuen Stufe der Vergesellschaftung der Natur" (Görg 2003a: 233) mit dem Ziel, neue Kapitalanlagemöglichkeiten zu schaffen.[254] „Die private Aneignung war schon immer ein zentraler Bestandteil kapitalistischer Vergesellschaftung, gewinnt aber heute eine neue Qualität." (Brand 2000: 150) Die ökonomische Nutzung der Natur bildet die „base line of the compromise" (Brand 2009d: 117) zwischen den relevanten sozialen Kräften im Postfordismus. Görg und Brand sprechen daher auch von einem „a *valorization paradigm* which constitutes the overall framework for specific institutional developments in order to deal with the

254 Vgl. Brand 1998: 92, Görg/Brand 2001b: 470, Görg 2004b: 220 und Görg/Brand 2008a: 576.

environmental crisis in general“ (Görg/Brand 2008a: 576, Herv.i.O., vgl. Görg/Brand 2008b: 17 und Brand 2009d: 107).

Dieses Paradigma postfordistischer Naturaneignung beginnt mit Zerstörungen. „One of the essential tendencies of post-Fordist relationships with nature is the *tendency* to destroy other societal forms of the appropriation of nature. In this sense it is a continuation of primitive accumulation.“ (Görg/Brand 2008a: 584, Herv.i.O., vgl. Görg 1998a: 57.) Allerdings werden nicht-kapitalistische Naturverhältnisse nicht nur vernichtet, sondern auch in solche überführt, die für den Verwertungsprozess des Kapitals nützlich sind. Dabei wird Natur beziehungsweise werden natürliche Prozesse, Gegenstände usw. zu Waren gemacht. Diese „tendency toward their greater commercialization determines the direction of the organization of the relationships with nature“ (Görg/Brand 2008b: 18, vgl. Görg 2004a: 34) im Postfordismus. Die Ausdehnung der Verwertung der Natur im Rahmen kapitalistischer Produktion ist das „centerpiece of post-Fordist societal relationships with nature“ (Brand 2009d: 107f., vgl. Görg/Brand 2002c: 19) und der strukturelle Rahmen „innerhalb dessen sich die Konflikte um die Gestaltung der Naturverhältnisse bewegen“ (Görg 2003a: 297).

Die Inwertsetzung der Natur ist ein Weg, Natur zur Ware zu machen. Für die postfordistischen Naturverhältnisse ist dieser besonders relevant, weil mit der Entwicklung neuer Technologien und neuen Wissens durch die neoliberale Produktivkraftentwicklung bestimmte Bereiche der Natur überhaupt erst für die Verwertung verfügbar gemacht worden sind. Ist es möglich, Naturstoffe ökonomisch zu verwerten, werden in politischen Prozessen bürgerliche Eigentumsverhältnisse durchgesetzt „in einem Bereich, in dem bislang entweder gar keine oder andere, nicht westliche Besitz- und Eigentumsverhältnisse vorherrschend waren“ (Görg/Brand 2005: 101, vgl. Görg/Brand 2001a: 88 und Görg/Brand 2001b: 476). Damit wird die ökonomische Verfügungsgewalt über bestimmte Teile der Natur auch rechtlich kodifiziert.

Das klassische Beispiel Görgs und Brands für die Inwertsetzung bislang ungenutzter Natur ist das Zusammenwirken der Bio- und Gentechnologie auf der einen und des international ausgehandelten Schutzes bestimmter Pflanzensorten, die bislang noch unbekannte genetische Informationen in sich tragen, im Rahmen der Erhaltung der Biodiversität auf der anderen Seite.[255] Natur ist in dieser Konstellation nicht nur als Gegenstand für die ökonomische Verwertung von Interesse, sondern auch „als ‚Fabrik‘ des Ausgangsstoffes“ (Görg 2003a: 272), in diesem Fall der Gene und den in ihnen enthaltenen Informationen.

255 Vgl. dazu Görg 1998a: 58, Görg 2001: 7, Görg 2003b: 114, Görg/Brand 2008a: 569/577, Görg/Brand 2008b: 18 und Brand 2010b: 19.

Ein zweiter Weg, Natur zu einer Ware zu machen, besteht darin, einer bislang in anderer Form angeeigneten Natur die Warenform überzustülpen, etwa durch die Privatisierung der Wasserversorgung, durch den Handel mit CO_2-Zertifikaten usw. Diese Kommodifizierung der Natur wird im Postfordismus radikal ausgeweitet und in zahlreichen Fällen zur Voraussetzung für marktgesteuerte politische Regulierungen von globalen Umweltproblemen.

Auch wenn der Feststellung des empirischen Faktums, dass die Inwertsetzung der Natur seit den 1970er-Jahren unaufhörlich voranschreitet, zugestimmt werden kann, arbeiten Görg und Brand weder theoretisch noch empirisch heraus, warum die Inwertsetzung in diesem Zeitraum eine besondere neue Qualität – in Abgrenzung zu einer quantitativen Ausdehnung – gegenüber früheren Perioden der Kommodifizierung der Natur besitzen soll (vgl. Zeller 2011: 106).

Zweifellos erlauben insbesondere die wissenschaftlichen Erkenntnisse der Gentechnologie beziehungsweise der Genetik einen Vorstoß in bislang unverstandene und ungenutzte Bereiche der Natur. Aber dies stellt an sich keine Besonderheit im Verhältnis der kapitalistischen Gesellschaft zur Natur dar. Die Produktivkraftentwicklung hat in der Geschichte der kapitalistischen Produktionsweise immer wieder Technologien hervorgebracht, mit denen die Natur intensiv und extensiv weiter erschlossen worden ist. Ebenso wenig qualitativ neu sind die Umstände, dass sich die herrschenden Kräfte auf die Inwertsetzung der Natur durch soziale Konflikte einigen können, dass durch die Inwertsetzung der Natur nicht-kapitalistische Formen der Naturaneignung zerstört werden und dass die Natur als Produktionsmittel fungiert.[256]

Schließlich sei noch darauf verwiesen, dass die Haltung von Tieren, etwa zur Produktion von weiteren Tieren und als Nahrungsmittelproduzent, in den frühkapitalistischen Gesellschaften keineswegs zwangsläufig die Zerstörung der Natur, das heißt in diesem Fall der Tiere, nach sich zog, sondern ebenfalls mit deren Versorgung, das heißt mit ihrem „Schutz“ einhergegangen ist.

Keines der oben angeführten Argumente kann also den Begriff qualitativ neuer postfordistischer Naturverhältnisse grundsätzlich rechtfertigen. Diese Erkenntnisse weisen vielmehr über den zu eng gefassten theoretischen Rahmen hinaus, der durch den Blick auf die Regulation gesellschaftlicher Naturverhältnisse anlegt wird, auf die in der ökonomischen Form angelegten Beziehungen zwischen Natur und kapitalistischer Gesellschaft (vgl. Kapitel 6).

256 Letzteres stellt Marx im *Kapital* bereits fest (vgl. MEW 23: 196 und Kapitel 6 der vorliegenden Arbeit). Zur Notwendigkeit der Inwertsetzung der Natur und der Zerstörung nichtkapitalistischer Milieus hat sich auch Luxemburg bereits in ihrem monumentalen Werk *Die Akkumulation des Kapitals* geäußert (vgl. Luxemburg GW 5: 314). David Harvey hat die von Luxemburg angestoßenen Überlegungen aufgegriffen, systematisiert und auf den Begriff gebracht (vgl. Harvey 2005: 136ff.).

Wie soll ein wesentliches Element kapitalistischer Produktionsweisen gleichzeitig eine seiner historischen Formationen auszeichnen, insbesondere vor dem Hintergrund, dass der Anteil der Gentechnologie, welche Görg und Brand als Pars pro Toto anführen, an der globalen Inwertsetzung der Natur im Vergleich zu anderen Formen immer noch relativ gering ist? Die oben erwähnte Dichotomie zwischen – verdinglichten – sozialen Formen und institutionellem Handeln (vgl. Kapitel 4.2.2) wird hier in der gesellschaftstheoretischen Zeitdiagnose verdoppelt. Da eine Untersuchung des kapitalistischen Produktionsweisen inhärenten gesellschaftlichen Naturverhältnisses bei Görg und Brand ausbleibt und die kapitalistischen Verhältnisse in ihrer Theorie verdinglicht werden, missinterpretieren sie Kämpfe um die Einsetzung kapitalistischer Produktionsverhältnisse und des kapitalistischen Naturverhältnisses als zentrale Grundlage ihrer Zeitdiagnose einer historischen Formation im Kapitalismus. Die Inwertsetzung der Natur ist einer der beiden Elemente der sich stetig wiederholenden ursprünglichen Akkumulation und somit ein Element des durchschnittlichen Gangs kapitalistischer Entwicklung und der erweiterten Reproduktion des Kapitalverhältnisses. Dass dieser Prozess in jeweils historisch spezifischen Konstellationen aus- und von jeweils bestimmten Klassenfraktionen durchgefochten wird, steht völlig außer Frage. Nur handelt sich dabei auch in der Phase des Neoliberalismus nicht vorrangig um einen Konflikt über die Fortexistenz des Neoliberalismus, sondern des Kapitalismus.

Auffällig ist in diesem Zusammenhang auch, dass Görg und Brand die Inwertsetzung vorrangig als einen institutionell-politischen und juristischen Prozess betrachten, der dem ökonomischen sogar zugrunde liegt (vgl. Görg/Brand 2001b: 466). Dabei gehen den politischen und juristischen Prozessen in aller Regel gewalttätige und/oder zumindest illegale Handlungen voraus, durch die die „Besitzer“ der natürlichen Produktionsmittel von diesen getrennt und zu Lohnarbeitern werden – und durch die die reale Verfügungsgewalt des Kapitals über die Produktionsmittel hergestellt wird. Dass diese verschiedenen Prozesse ineinandergreifen, versteht sich von selbst. Aber in Görgs und Brands Interpretation kommt es zu einer weiteren politizistischen Verkürzung, da die mitunter gewalttätige Herstellung des Monopols auf die Produktionsmittel weitgehend ausgeblendet wird und politisch-institutionelle sowie juristische Prozesse als Ursache für die Inwertsetzung der Natur primär bestimmt werden. Es müsste entsprechend die Frage gestellt werden, inwiefern gewalttätige Prozesse, wie zum Beispiel die Vertreibungen von Ureinwohnern in Gebieten mit hoher biologischer Diversität, an denen Unternehmen und Staaten ein Interesse haben, nicht auch zur Regulation gesellschaft-

licher Naturverhältnisse beitragen und wie dies in der Vorstellung der Regulation gesellschaftlicher Naturverhältnisse zu berücksichtigen wäre.[257]

4.2.13 Neue Technologien

Die postfordistischen Naturverhältnisse zeichnen sich, wie bereits oben angerissen, laut Görg und Brand durch die Entwicklung neuer Technologien aus, die die neoliberale Inwertsetzung der Natur und damit die Entstehung neoliberaler Naturverhältnisse erst ermöglichten (vgl. Brand 2000: 220 und Görg 2002: 25). Im Kern handelt es sich dabei um Erfindungen im Bereich der Informations- und Kommunikations- sowie der Bio- und Gentechnologie. Diese technologischen Neuerungen stehen im Zentrum der neuen Beziehungen zwischen Natur und Gesellschaft und markieren für Görg den größten Bruch der globalen Naturverhältnisse seit der industriellen Revolution (vgl. Brand/Kalcsics 2002b: 8 und Görg 2003e: 77).

Während die neuen Informations- und Kommunikationstechniken infolge von technischen Entwicklungen der Mikroelektronik einen schnelleren Austausch wissenschaftlichen Wissens, eine Beschleunigung der Forschung, neue Möglichkeiten der Wissensproduktion schaffen (vgl. Görg/Brand 2001a: 65), liefern die sogenannten Life Sciences vor allem im Agrar- und Pharmabereich die praktischen Instrumente, um die Naturverhältnisse zu transformieren.[258] Die Gentechnologie erlaube es zum Beispiel, behaupten Brand und Görg, „im Agrarbereich neue Lebensformen über bislang bestehende Grenzen konventioneller Züchtung hinweg (und auch wesentlich schneller) zu produzieren und im Pharmasektor neue Produkte und Produktionsmethoden zu entwickeln“ (Görg/Brand 2001b: 478, Fußnote 1). Auch ein großer Teil der Biodiversität wäre ihnen zufolge ohne die neuen biotechnischen Verfahren und die in sie eingehenden wissenschaftlichen Forschungen und (Um-)Definitionsprozesse ökonomisch wertlos (vgl. Görg/Brand 2005: 103).

Diese Technologien sind in den Händen weniger großer Unternehmen konzentriert und teilweise monopolisiert worden (vgl. Görg/Brand 2001a: 77), so dass auch die Gestaltungsspielräume in den postfordistischen Naturverhältnissen zunehmend eingeengt werden. Allerdings hängt ihre Anwendung ebenfalls von den institutionellen Rahmenbedingungen des Postfordismus ab, das heißt beispielsweise von der Durchsetzung international gelten-

257 Beispielhaft kann hier auf einige auch gewalttätige Verbrechen verwiesen werden, die Unternehmen in Kolumbien begangen haben, um sich jeweils gemäß ihren spezifischen Interessen Zugang zur Biodiversität zu verschaffen (vgl. Ferreira et al. 2007).

258 Vgl. Görg/Brand 2001b: 466, Brand/Kalcsics 2002b: 8f., Görg/Brand 2002c: 19, Görg 2003a: 272, Görg/Brand 2005: 100 und Görg/Brand 2008b: 21f.

der Normen erstens für den Zugriff auf Räume, in denen die biologische Vielfalt extrem hoch ist, und zweitens für die Verwendung der erzielten wissenschaftlichen Erkenntnisse und Produktionsergebnisse (vgl. Görg/Brand 2001b: 466).

Die Weiterentwicklungen in der Informations- sowie der Bio- und Gentechnologie sind unzweideutig technologische Neuheiten, die auch eine neue Tiefe in der Aneignung und Verwertung der Natur erlauben. Ebenso richtig ist es, dass Wissen in diesen Bereichen eine besondere Rolle spielt.

Es ist allerdings fraglich, ob man empirisch wirklich davon ausgehen kann, dass die Gen- und Biotechnologien im Vergleich mit anderen Technologien heutzutage eine bestimmende Rolle in den gesellschaftlichen Naturverhältnissen einnehmen oder ob die industriellen Formen der Naturaneignung nicht weiterhin die dominanten sind. Daten des Statistischen Bundesamtes lassen zum Beispiel schon für den Zeitraum von 2002-2004 auf eine Stagnation im Bereich der Biotechnologien in der Bundesrepublik schließen (vgl. Statistisches Bundesamt 2005 und biotechnologie.de 2011). In den Jahren 2008 bis 2011 ist die Biotechnologiebranche laut einer Studie des Bundesministeriums für Bildung und Forschung in Deutschland mit Ausnahme des Jahres 2009 zwar gewachsen, die Umsätze – nicht Profite – halten sich aber bis zum Abschlussjahr der Studie Jahr 2010 mit 2,4 Milliarden Euro im Vergleich zur Automobil- oder chemischen Industrie in Grenzen ebenso wie die Anzahl der neuen Unternehmen (7) bei insgesamt 538 – die meisten in Europa (vgl. ebd). Die mit deutlichem Abstand meisten Biotechnologie-Unternehmen haben bis heute ihren Sitz in den USA. Laut OECD gab es 2010 2.370 (vgl. OECD 2011). Aufgrund der schlechten Datenlage bei der OECD und den definitorischen Abweichungen der US-Daten von den deutschen ist ein Vergleich zwischen den Firmen der Biotechnologiebranche derzeit kaum möglich. Die Einzeldaten aus den USA lassen selbst aber bei einer in Brands und Görgs Sinne positiven Auslegung zumindest den Schluss zu, dass der Anteil am Bruttosozialprodukt, für den die Biotech-Unternehmen verantwortlich sind, ebenso wie in der Bundesrepublik immer noch verschwindend gering ist.

Darüber hinaus zeichnet sich die kapitalistische Produktionsweise immer, wie Marx und Engels schon im *Manifest der Kommunistischen Partei* schreiben, durch die „fortwährende Umwälzung der Produktion, die ununterbrochene Erschütterung aller gesellschaftlichen Zustände, die ewige Unsicherheit und Bewegung“ (MEW 4: 465) aus. Die Produktivkraftsteigerung und die Neuerfindung der Produktivkräfte sind der zentrale Hebel, um den relativen Mehrwert und damit den Profit zu erhöhen beziehungsweise um neue Akkumulation – und damit neue Profite zu ermöglichen. Insofern ist auch die Ent-

wicklung der sogenannten Life Sciences als neuer Produktionsmittel keineswegs eine qualitative Neuerung gegenüber den früheren Prozessen der kapitalistischen Produktivkraftsteigerung, sondern eher eine quantitative Ausdehnung bei gleichzeitiger Fortsetzung des Kurses, den die kapitalistische Gesellschaft gegenüber der Natur bis dato verfolgt hat.

Görg und Brand klären auch nicht, worin genau die neue Qualität der neuen Technologien liegt. Sollte sie sich dadurch auszeichnen, dass sie die Inwertsetzung der Natur erlaubt, argumentierten sie tautologisch: Damit Natur in Wert gesetzt werden kann, wurden neue Technologien entwickelt und weil neue Technologien entwickelt worden sind, lässt sich Natur in Wert setzen. Auf dieses Problem mangelnder Klarheit, in welchen Verhältnis die verschiedenen Elemente der Regulation postfordistischer Naturverhältnisse zueinander stehen und wie sie an die gesamtgesellschaftliche Reproduktion gekoppelt sind, wird weiter unten in dieser Arbeit eingegangen.

Des Weiteren wird von Görg und Brand nicht näher herausgearbeitet, warum die neuen Techniken entwickelt worden sind, welcher Zweck mit ihnen verfolgt wird und in wessen Besitz sie überwiegend sind. Die Antworten auf diese Fragen würden allerdings auch über die Regulation spezifischer Entwicklungsweisen hinaus auf die sozialen Formen kapitalistischer Gesellschaften führen, die in der hier diskutieren Variante der Regulationstheorie keine nennenswerte Rolle mehr spielen.

4.2.14 Internationale Umweltpolitik

Die Regulierung globaler Umweltprobleme ist Teil der globalen neoliberalen Restrukturierung gesellschaftlicher Reproduktion und ihrer Regulation (vgl. Görg 2003a: 278, Brand et al. 2009: 10 und Brand 2009b: 106). Anders als im Fordismus finden Regulierungen und Regulation nicht mehr ausschließlich oder vorrangig auf nationaler Ebene statt, sondern entsprechend der Internationalisierung des Staates multiskalar. Wie die Verhandlungen über die Klimarahmenkonvention oder die Konvention zum Erhalt der biologischen Vielfalt zeigen, gewinnt gerade die supranationale Ebene für die Regulierung von Umweltproblemen entscheidende Bedeutung. Letztere ist aber nicht auf erstere beschränkt. Vielmehr entstehen vielfältige Wechselwirkungen sowohl bei der Problemkonstitution als auch bei den Regulierungsversuchen.[259] Für das Modell der globalen Regulierung der biologischen Vielfalt habe sich zum Beispiel laut Görg „ein Netzwerk internationaler Regulation“ (Görg 2003a: 281) herausgebildet.

259 Vgl. Görg/Brand 2000: 104, Görg 2003a: 168/189, Görg, 2005b: 120f., Görg 2008b: 108 und Görg/Rauschmayer 2009: 96.

„Faktisch entsteht […] eine von Macht- und Herrschaftsinteressen durchsetzte Form des globalen Managements, das Michael Goldmann (1998) als globales Ressourcenmanagement bezeichnet hat." (Görg/Brand 2002c: 35) Der Zweck dieses Managements ist es, soziale und ökologische Folgeproblem gesellschaftlicher Veränderungen der Naturverhältnisse und damit verbundene Naturzerstörungen reaktiv zu bewältigen (vgl. Görg 2003b: 114). Mit ihm wird die „Aufrechterhaltung eines ungerechten, auf Naturzerstörung basierenden Entwicklungsmodells" (Brand 2009a: 478) und der „imperial way of living" (Brand 2009b: 106) des Westens gefördert. Die zentralen Werkzeuge des globalen Umweltmanagements sind marktbasiert, wie etwa Privatisierungen oder „Vermarktung der Natur" (Brand 2009c: 8) (vgl. Brand 2009b: 106 und Brand et al. 2009: 11). Als Modus internationaler Umweltpolitik bildet sich ein „Kooperations-Konkurrenz-Paradox" (Görg/Brand 2002c: 19, vgl. Görg/Brand 2008b: 22) heraus. Nationalstaaten, zum Beispiel auch über die Nord-Süd-Grenze hinweg, kooperieren und konkurrieren zugleich miteinander auf verschiedenen Ebenen und in verschiedenen Punkten, wie zum Beispiel bei der Ausarbeitung der Klimarahmenkonvention.

Internationale Umweltabkommen und -initiativen seien gemäß Görg „nicht nur als gemeinsame Anstrengung zur Lösung globaler Bedrohungen zu verstehen, sondern als ein umkämpftes Feld, in dem die Interessen und die entsprechenden Strategien von ‚globale player's' eine zentrale Rolle spielen" (Görg 2001: 8, vgl. Görg 2004b: 213). Wie oben bereits erwähnt, sind sie Instrumente zur Sicherung nationaler Wettbewerbsfähigkeit, Durchsetzung bürgerlicher Rechtsverhältnisse, Inwertsetzung der Natur (vgl. Görg/Brand 2001a: 67) und zur repressiven Absicherung von Interessen nach außen und innen. Umweltabkommen stünden dementsprechend, folgt man Görg, Brand und Wissen, „nicht per se im Widerspruch zur ökonomischen Staatsfunktion einer Gewährleistung der Kapitalakkumulation, sondern helfen diese in neuer Weise abzusichern" (Görg/Brand/Wissen 2007: 229). Sie seien ihnen zufolge „one institutional dimension of the neoliberalising of nature" (Brand 2009b: 105). Görg schlussfolgert daher auch schon vergleichsweise früh: „‚Weltumweltpolitik' (Udo Ernst Simonis) ist zum integralen Bestandteil neoliberaler Globalisierung und Neuer Weltordnung geworden" (Görg/Brand 2002c: 14).

Allerdings werden die Entscheidungen mit der größten ökologischen Tragweite im Postfordismus auch nicht bei den UN-Klimagipfeln getroffen. Ebenso wenig sind die Konferenzen der Vereinten Nationen die entscheidenden umweltpolitischen Apparate des internationalisierten Staates. Folgt man Görgs und Brands Argumentationen sei „die wichtigste internationale Konferenz zu Umwelt und Entwicklung wohl weniger die UNCED 1992 in Rio, sondern diejenige im April 1994 in Marrakesch – bei der die WTO-Gründung sowie die von ihr verwalteten Verträge zu GATT (Handelsliberalisierung),

GATS (Dienstleistungsliberalisierung) und TRIPS (Sicherung der geistigen Eigentumsrechte) unter Dach und Fach kamen“ (Görg/Brand 2005: 105, vgl. Brand 2009d: 114), gewesen. Dort wurden die wegweisenden Entscheidungen für die Entfaltung postfordistischer Naturverhältnisse gefällt, denen sich auch das globale Umweltmanagement unterordnet.

Obwohl Görg und Brand sich in vielen Teilen auf die Regulationstheorie beziehen und wiederholt eindringlich darauf insistieren, dass es zwischen gesamtgesellschaftlicher Regulation und politischer Regulierung einen Unterschied gebe, bilden – neben spezifischen Konsumnormen – politische Regulierungen in ihren Arbeiten den zentralen Punkt ihrer Konzeption der Regulation gesellschaftlicher Naturverhältnisse. Ökonomische Prozesse werden entweder als internationale Rechtssetzungsprozesse (Inwertsetzung der Natur, WTO) oder als Produktivkraftentwicklung (Biotechnologien zum Beispiel) – also politisch oder technisch – betrachtet. Die Fortentwicklung des wesentlichen gesellschaftlichen Verhältnisses kapitalistischer Produktionsweisen, des Kapitalverhältnisses als Beziehung zwischen den Klassen, die Positionen der verschiedenen Kapitalfraktionen zu den Prozessen internationalen Politikmanagements, ihr Einfluss und ihre Interessen in ihnen, bleiben außen vor. Dabei liefern die Verhandlungen über die Klimarahmenkonvention oder das Übereinkommen über die biologische Vielfalt augenscheinlich Anschauungsmaterial für globalisierte Klassenkämpfe, die keineswegs nur zwischen Proletariat und Bourgeoisie geführt werden. Wenn man zudem berücksichtigt, dass es sich bei den Merkmalen postfordistischer Naturverhältnisse, die Brand und Görg wiederholt konkret diskutieren, überwiegend um Konsumnormen und Lebensweisen handelt, dann ist auch für die gesellschaftstheoretisch-zeitdiagnostische Bestimmung der Regulation gesellschaftlicher Naturverhältnisse im Postfordismus ein frappierender Politizismus festzuhalten.

Die Darstellung der Regulation postfordistischer Naturverhältnisse schleppt Mängel mit sich, die bereits am Konzept der Regulation der gesellschaftlichen Naturverhältnisse und an dessen konstitutionstheoretischen Grundlagen beklagt worden sind. Görg und Brand können in ihren gesamten Arbeiten nicht darlegen, was für sie der Motor gesellschaftlicher Entwicklung ist und wie die einzelnen Prozesse der postfordistischen Regulation gesellschaftlicher Naturverhältnisse sich zu einem solchen verhalten. Mal induziert die technische Entwicklung die Inwertsetzung der Natur, mal ist die Kommodifizierung der Natur ein Ausweg aus der säkularen Krise des Fordismus (für wen eigentlich?), der von machtvollen Interessen durchgesetzt wird, und mal stehen die Prozesse einfach nebeneinander, ohne dass genau formuliert wird, wie sie von wem in Gang gesetzt worden sind und mit welchen Zweck (vgl. Görg/Brand 2002c: 19, Görg/Brand 2005: 100 und Görg/Brand 2008b 21f.).

In ihren Ausführungen zur postfordistischen Regulation gesellschaftlicher Naturverhältnisse geben beide weder an, in welcher Form die verschiedenen Naturverhältnisse zusammenwirken oder wie sie miteinander vermittelt werden noch, wie durch sie die Regulation genau hergestellt worden ist. Ferner wird in der Beschreibung der historisch spezifischen Entwicklungsweisen nicht klar benannt, was eigentlich genau wie der Regulation bedarf – von den fordistischen Umweltproblemen einmal abgesehen, die aber laut Görg und Brand nicht notwendig gelöst werden müssten – und wieso es überhaupt zu einer Regulation kommt. Welche konkreten Kräfte haben sie erkämpft?

Mit der kritischen Theorie der Regulation gesellschaftlicher Naturverhältnisse werden lediglich ex post ausgewählte Elemente des gesellschaftlichen Naturverhältnisses, insbesondere politisch-institutionelle Regulierungen auf internationaler Ebene historisch dargelegt. Auch die ökonomischen Prozesse werden vorrangig politologisch analysiert und dargestellt. Das beschriebene Resultat mehrerer historischer Entwicklungen der gesellschaftlichen Naturverhältnisse seit den 1970er-Jahren zeichnet die postfordistische Regulation gesellschaftlicher Naturverhältnisse aus. C'est ça! Zeller konstatiert entsprechend zutreffend, dass die Zuweisung einer besonderen Form der Naturaneignung „zur fordistischen oder postfordistischen Entwicklungsweise […] weder theoretisch, noch empirisch nachvollziehbar erklärt" (Zeller 2011: 106) werde.

Laut der Grundintention Görgs und Brands dienten die verschiedenen Prozesse der postfordistischen Regulation gesellschaftlicher Naturverhältnisse der gesellschaftlichen Reproduktion. Wieso diese Reproduktion (nicht ihre Regulation) überhaupt geleistet werden muss und wer sie mit welchen Interessen anschiebt, bleibt nebulös. Die Regulation gesellschaftlicher Verhältnisse und postfordistischer Naturverhältnisse erscheint als Produkt eines freien Zusammenspiels aller sozialen Kämpfe, die Brand und Görg zwar stets betonen, deren Akteure sie aber gesellschaftstheoretisch nicht klassifizieren und konkret auch kaum benennen. Klassen sind für sie zwar mit der kapitalistischen Formation gegeben, konkret in Erscheinung treten sie auf der zeitdiagnostischen Ebene aber nicht – auch nicht als Akteure in den gesellschaftlichen Konflikten. Trotz anderslautender Absicht, insistieren sie nicht „auf der Frage, wer wie über die Produktionsmittel verfügt" (Brand 2001a: 6). Man kann dies durchaus als klassentheoretischen Blindfleck der kritischen Theorie der Regulation gesellschaftlicher Naturverhältnisse bezeichnen, der auch in ihrem Verständnis internationaler Konflikte besteht, die sich keineswegs politologisch simplifizierend als Streitigkeiten zwischen „Nord" und „Süd" fassen lassen. Der Begriff der sozialen Kämpfe oder Konflikte ist dementsprechend bei Görg und Brand so allgemein gehalten, dass darunter alle Auseinandersetzungen in der bürgerlichen Gesellschaft verstanden werden können.

4.3 Krise und Transformation gesellschaftlicher Naturverhältnisse

> „Doch trotz einer kaum mehr überschaubaren Fülle von Maßnahmen und neuen gesellschaftlichen Einrichtungen – vom betrieblichen Umweltschutz und der Entwicklung neuer umweltschonender Technologien über politische Umweltbehörden bis zu einer Vielzahl von internationalen Abkommen – ist eine Überwindung der ökologischen Krise nicht in Sicht."
> (*Dialektische Konstellationen*, Görg 2003c: 39)
> Christoph Görg

Bislang sind Krisen gesellschaftlicher Naturverhältnisse, der Transformationsprozess von einer zu nächsten historischen Form gesellschaftlicher Naturverhältnisse, mögliche alternative Formen zu ihrer postfordistischen Formation, wie Görg und Brand sie konzipieren, aus methodischen Gründen in der vorliegenden Arbeit weder dargestellt noch diskutiert worden. Allerdings dürfte aus dem bereits Ausgeführten klar geworden sein, dass die gesellschaftliche Dynamik, wie sie in gesellschaftlichen und sozialökologischen Krisen und Transformationsprozessen zum Ausdruck kommt, bei Görg und Brand aus den sozialen Kämpfen herrührt und daher historisch kontingent ist.

4.3.1 Abgrenzung gegen andere Krisenverständnisse

Görg und Brand grenzen sich gegen diverse Krisenverständnisse ab, die sie als falsch, reduktionistisch oder schlicht unzulänglich einstufen. Ihre Kritiken beziehen sich sowohl auf die Theoretisierung gesellschaftlicher Krisen als auch auf die Konzeptionalisierung der Krisen in der Regulation des gesellschaftlichen Naturverhältnisses. Die krisentheoretischen Erörterungen sind im früheren Teil ihrer Arbeiten situiert. Während in der weiteren Entwicklung ihrer Arbeiten gesellschaftstheoretische Ausführungen zu Krisen kaum wieder auftauchen, wird der früh entwickelte Begriff der ökologischen Krise konsistent durchgehalten.

Mit ihrer Kritik marxistischer Krisenverständnisse wollen Görg und Brand einen neuen Krisenbegriff vorbereiten, mit dem eine „andere Erklärung für die Krisenhaftigkeit der Gesellschaft" gegeben werden soll „als das Gesetz zum tendenziellen Fall der Profitrate" (Görg 1994c: 96).[260] Görg will prinzipiell den Anspruch relativieren, „eine einheitliche Krisentheorie im Sin-

260 Vgl. für eine Erweiterung des klassischen Marx'schen ökonomischen Krisenbegriffs durch Görg Görg 1994c: 92f./124.

ne von theoretisch verallgemeinerbaren Aussagen über empirisch kontingente Abläufe zu formulieren“ (ebd.: 94).

Diese Vorbehalte überträgt Görg auch auf das Verständnis der ökologischen Krise. Für ihn ist entscheidend, „dass die Krise gesellschaftlicher Naturverhältnisse nicht mit einem abstrakten Verwertungszwang beziehungsweise der Kapitallogik begründet werden kann“ (Görg 2003a: 134). Die Krise gesellschaftlicher Naturverhältnisse ist zudem keine „Gattungsfrage“, kein „global-ökologische[r] Kollaps“, keine „Gefährdung der natürlichen Lebensgrundlagen“ (Brand/Becker 1996: 123) und überhaupt keine Tragfähigkeitskrise, die rein technisch gelöst werden könnte (vgl. Görg 2006: 124 und Brand 2009c: 7). Sie wird nicht durch eine Akkumulation isolierter Umweltprobleme verursacht und ist auch selber keineswegs auf ein Umweltproblem (vgl. Görg 2003e: 73f. und Görg 2006: 124) oder eine anthropogene Störung von Ökosystemen zu reduzieren (vgl. Brand/Wissen 2008: 75). Ebenso wenig erschöpft sie sich in der „Krise eines bestimmten Naturbegriffs“ (Görg/Scharping 1994: 193, vgl. Brand/Becker 1996: 121) oder in der Dysfunktionalität der Beziehung zwischen „stofflich-materialen Prozesse[n]“ (Görg 2003a: 304) und gesellschaftlichen Prozessen. Und schlussendlich ist die ökologische Krise grundsätzlich keine „bloße Naturtatsache“ (Görg 1998b: 58), denn wäre sie das, besäße die Gesellschaft keinen Einfluss auf sie und auch keine Handlungsoptionen im Umgang mit ihr.

4.3.2 Gesellschaftliche Krise

Gesellschaftstheoretisch beziehen sich Görg und Brand auf ein regulationstheoretisches Krisenverständnis. Wie bereits angedeutet, vertreten sie einen „gesellschaftlichen (das heißt nicht allein ökonomischen) Krisenbegriff“ (Görg 1994c: 87). Für Görg und Brand ereigneten sich gesellschaftliche Krisen, „weil und insofern eine bestimmte Form der Regulation gesellschaftlicher Widersprüche endet! Damit bilden nicht abstrakte Gesetzmäßigkeiten, sondern gesellschaftliche Widersprüche, die im Rahmen einer Regulationsweise historisch je konkret ‚gelöst‘ werden, die Erklärungsgrundlage.“ (Ebd.: 94) Krisen entstünden ihnen zufolge „aus dem historisch konkreten Zusammenspiel von Ökonomie, Staat und Lebenswelt, von Akkumulationsregime und Regulationsweise“ (ebd.: 126). Sie bilden einen „Einbruch struktureller Zwänge in die Geschichte“ (ebd.: 110). Diese Verschiebung von der Ökonomie zur kapitalistischen Entwicklungsweise bildet die „zentrale Krisenannahme der Regulationstheorie“ (ebd.: 94) der beiden Autoren.

Wie bereits in der Einleitung zu Kapitel 4 und in der Fußnote 193 der vorliegenden Arbeit kurz angerissen, unterscheiden Görg und Brand in Anleh-

nung an die Regulationstheorie zwischen Krisen *innerhalb* einer Entwicklungsweise und einer Krise *der* Entwicklungsweise (vgl. Brand 2000: 95f., Herv.i.O.). Während in den „‚kleinen' Krisen" das Akkumulationsregime oder Teile der Regulationsweise nicht mehr wie gewohnt zur Regulation beitragen können, scheitert in den sogenannten „organischen" (Brand 2000: 95f.) oder „säkularen Krisen" (Görg/Hirsch/Esser 1994b: 219) die gesamte Regulation gesellschaftlicher Reproduktion. Es handelt sich also um „umfassende ökonomische, politische und ideologische Krisen" (ebd.). Die Erosion eines historischen Blocks und dessen Hegemonie in einer historischen Formation wird von Görg und Brand als Ursache für eine solche Krise besonders hervorgehoben (vgl. Görg/Hirsch/Esser 1994b: 219f. und Brand 2000: 95f.).

Die Transformation zu einer neuen gesellschaftlichen Regulation besteht demzufolge darin, dass zur Lösung der Krise eine neue Entwicklungsweise durch einen neu zu formierenden historischen Block durchgesetzt wird, um eine neue stabile Regulation in Form eines neuen Akkumulationsregimes und einer neuen Regulationsweise zu etablieren.

Die Kriseninterpretation Görgs und Brands ist letztlich insofern politizistisch, als dass sie die Kohärenz der Artikulation gesellschaftlicher Institutionen als Ausdruck gesellschaftlicher Kräfteverhältnisse gegenüber anderen – zum Beispiel ökonomischen Krisenprozessen – privilegiert. Dies widerspricht dem Anspruch der Autoren, ein gesellschaftliches Krisenverständnis zu entwickeln. Ihre Kriseninterpretation ist also reduktionistisch.

Es ist darüber hinaus nicht ersichtlich, inwiefern es sich beim Gesetz vom tendenziellen Fall der Profitrate um eine „abstrakte" Gesetzmäßigkeit im Gegensatz zur Krise einer Regulation gesellschaftlicher Reproduktion als Konkretum handelt und inwiefern dieses Gesetz als ökonomisches keine Gültigkeit mehr besitzt. Beide, das heißt die Profitrate wie auch das Zusammenspiel von Akkumulationsregime und Regulationsweise, resultieren erstens aus den historischen (Klassen-)Kämpfen, zweitens stehen sie in einem wechselseitigen Verhältnis zueinander. Die Krise einer nationalen Profitrate beispielsweise bringt auch das Scheitern eines nationalen Akkumulationsregimes zum Ausdruck, weil die Reproduktion der zwei Abteilungen (für Konsumtions- und Produktionsmittel), wie sie Marx im zweiten Band des *Kapital* beschreibt und die die Grundlage des Akkumulationsregimes bildet, nicht mehr gewährleistet ist.

Ferner ist unklar, in welchen Beziehungen verschiedene Krisen, eine politische und eine ökonomische etwa, zueinander und zur Regulation gesellschaftlicher Reproduktion stehen. Ab wann ist es zum Beispiel zulässig, von einer großen Krise zu sprechen? Ist etwa eine säkulare Krise ohne eine Krise des Akkumulationsregimes möglich? Wäre eine Entwicklungsweise denkbar oder hat historisch bereits eine Entwicklungsweise existiert, in der keine Re-

gulation stattgefunden hat, aber Akkumulation möglich gewesen ist?[261] Auch in Görgs und Brand Krisenkonzeption kommt ein Mangel der konstitutionstheoretischen Überlegungen zum Vorschein: Das Verhältnis der verschiedenen Instanzen (Politik, Ökonomie und Ideologie) ist bereits auf dieser Ebene, wie oben ausgeführt, nicht geklärt. Entsprechend stehen auch die Krisenmodelle nebeneinander.

Schließlich wird nicht deutlich, worin die jeweiligen Krisenmodi der einzelnen Bereiche bestehen. Wie unterscheidet sich zum Beispiel eine ideologische von einer politischen Krise? Ab wann kann überhaupt zulässig von einer Krise gesprochen werden?

4.3.3 Ökologische Krise oder: die Krise gesellschaftlicher Naturverhältnisse

International wird erst seit den 1970er-Jahren von einer ökologischen Krise gesprochen. Der Begriff wird von Görg und Brand sowohl zeitdiagnostisch für die ökologische Krise des Fordismus gebraucht als auch gesellschaftstheoretisch, um eine Krise der materiell-stofflichen und sprachlich-symbolischen Verhältnisse der Gesellschaft zur Natur zu beschreiben.

Die verschiedenen in allen sozialen Verhältnissen anwesenden Beziehungen zur Natur könnten sich, so heißt es bei Görg, in einer historischen Entwicklungsweise „zu einer umfassenden gesellschaftlichen Krise im Verhältnis zur Natur zusammenfügen“ (Görg 2006: 124)[262], einer „Krise in der Wahrnehmung, Bewertung und Gestaltung der Verhältnisse zwischen Gesellschaft und Natur“ (ebd.: 125). Da Görg und Brand vorrangig die gesellschaftlichen Bedingungen thematisieren, unter denen sich die menschliche Gesellschaft Natur aneignet, sprechen sie auch synonym zur Krise gesellschaftlicher Naturverhältnisse von einer „*sozialökologische*[n] Krise in dem Sinne, dass die gesellschaftlichen Formen der Naturaneignung krisenhaft sind“ (Brand 2009c: 7, Herv.i.O.) (vgl. Brand 2000: 143 und Brand/Wissen 2008: 75).

Die Krise gesellschaftlicher Naturverhältnisse ist in diesem Verständnis in erster Linie das Scheitern eines historisch spezifischen gesellschaftlichen Institutionengefüges einer gesellschaftlichen Regulation, eine Institutionenkrise (vgl. Görg 2003a: 119, Görg 2003b: 128f. und Görg 2003d: 189f.). Sie resultiert im Wesentlichen daraus, dass die menschliche Gesellschaft an die Natur gebunden ist (vgl. Görg/Scharping 1994: 182 und Görg 2005a: 52f.) und dass die Strategie der Naturbeherrschung als wesentliches Element der Moderne

261 Eser zum Beispiel wirft diese Frage in einem anderen Zusammenhang auf (vgl. Eser 2008: 77f.).

262 Vgl. Görg 2003a: 16, Görg 2008a: 479 und Brand 2009a: 477.

sowie mit ihr auch ein zentraler Teil des Selbstverständnisses der Moderne scheitert (vgl. Görg 2005b: 113).

Aufgrund der Verflochtenheit von sozialen und ökologischen Prozessen besitzt die sozialökologische Krise weitreichende Konsequenzen für globale und innergesellschaftliche Verhältnisse (vgl. Brand 2009c: 7).Sie veranlasst die gesellschaftlichen Kräfte dazu, auf Konflikte in der Gestaltung der krisenhaften Naturverhältnisse zu reagieren und die defizitären Institutionen derart zu transformieren, dass sie eine neue Regulation gesellschaftlicher Naturverhältnisse erlauben. Allerdings geschieht dies nicht losgelöst von der Regulation gesellschaftlicher Reproduktion. Zwar können die gesellschaftlichen Naturverhältnisse auch unabhängig von anderen gesellschaftlichen Beziehungen in eine Krise geraten und transformiert werden. Bislang ist aber historisch sowohl die Krise gesellschaftlicher Naturverhältnisse als auch ihre Transformation von einer Regulation zur nächsten ein Teil einer gesellschaftlichen Krise beziehungsweise Transformation gewesen.

Wenn die ökologische Krise eine „Institutionenkrise“, das heißt eine Krise der spezifischen Institutionen einer kapitalistischen Entwicklungsweise ist, wird damit implizit zum Ausdruck gebracht, dass den sozialen Formen keine spezifischen Beziehungen zur Natur innewohnen, die in die Krise geraten und potentiell auch eine Regulation unmöglich machen könnten. Dies wird zum einen von Görg und Brand nicht weiter begründet. Zum anderen wird das Krisenverständnis auf die Ausgestaltung der institutionellen Artikulationen innerhalb kapitalistischer Gesellschaften reduziert.

Einige Probleme, die bereits bei der Theoretisierung der Regulation gesellschaftlicher Naturverhältnisse aufgetreten sind, tauchen hier in neuer Form auf: Es ist unklar, welche Prozesse die gesellschaftlichen Naturverhältnisse in eine Krise stürzen. Müssen sowohl individuelle wie gesellschaftliche als auch materiell-stoffliche und sprachlich-symbolische Beziehungen zur Natur in die Krise geraten? Wenn ja, wie geschieht das? Ab wann kann von einer Krise gesprochen werden? Inwiefern sind soziale Prozesse für die sozialökologischen Krisen verantwortlich? Und reicht es aus, wenn zum Beispiel die falschen politischen Regulierungen vorgenommen werden, damit die gesellschaftlichen Naturverhältnisse in eine Krise geraten oder sind zum Beispiel krisenhafte ökonomische Arbeitsprozesse oder Krisen der Naturbegriffe ebenfalls erforderlich, damit man verbindlich von einer Krise gesellschaftlicher Naturverhältnisse sprechen kann? Auf alle diese Fragen geben die beiden Autoren keine fundierte Antwort.

Görg und Brand sind ferner nicht in der Lage anzugeben, warum die Gesellschaft zwangsläufig ihre Naturverhältnisse transformieren sollte, wenn sie in die Krise geraten, und wer daran aus welchen Gründen ein Interesse hat.

4.3.4 Fordistische Krise und Transformation gesellschaftlicher Naturverhältnisse

Die erste ökologische Krise, von der Görg und Brand historisch und theoretisch ausgehen, ist die Krise gesellschaftlicher Naturverhältnisse, wie sie sich im Zuge des Fordismus entwickelt hat. Die Krise fordistischer gesellschaftlicher Naturverhältnisse war ein Teil der größeren Krise gesellschaftlicher Reproduktion des Fordismus, blieb aber auch immer gegen sie eine eigenständige Krise (vgl. Brand 2000: 142, Görg 2003a: 134 und Görg 2004b: 200).

„Die ökologische Krise war, symbolisch wie materiell, eng mit der Krise des Fordismus verbunden. Auf der materiellen Seite war das fordistisch-fossilistische Wohlstandsmodell der nördlichen Industriegesellschaften […] maßgeblich verantwortlich für die enorme Ausweitung des Ressourcenverbrauchs und die steigende Belastung der natürlichen Umwelt durch Schadstoffe. Auf der symbolischen Seite thematisierten soziale Bewegungen und Intellektuelle die ökologische Krise als eine gesellschaftliche Krise, d.h. es wurde versucht, die sozialen Ursachen der Krise gesellschaftlicher Naturverhältnisse zu benennen." (Görg/Brand 2002c: 18f.)[263]

Das wesentliche Moment der fordistischen Krise gesellschaftlicher Naturverhältnisse bestand also darin, „dass die industrialisierten Länder nicht die Fähigkeit zur Kontrolle ihrer Naturverhältnisse" (Görg 2003a: 204) gehabt hätten. Sie war eine Krise des „fossilistischen Industrialismus" (Brand 2009a: 477).

Da die gesellschaftlichen Naturverhältnisse im Fordismus in wesentliche institutionelle Formen des fordistischen Akkumulationsregimes und der fordistischen Regulationsweise eingelassen waren, förderte ihre Krise zugleich auch die Krise des Fordismus als Entwicklungsweise (vgl. Görg 2003e: 73f.). Die Transformation der fordistischen Institutionen und Regulation wirkte dementsprechend auch auf die gesellschaftlichen Naturverhältnisse zurück. Die Transformation der fordistischen Naturverhältnisse hätten laut Görg und Brand sogar „im Kern der neoliberalen Umstrukturierungen" (Görg 2003a: 300) gestanden, die den Übergangs vom Fordismus zum Postfordismus auszeichneten.[264]

Sie besteht zentral in der Herausbildung der vier Säulen der postfordistischen Regulation gesellschaftlicher Naturverhältnisse, wie sie in den Kapiteln 4.2.10-14 dargelegt und kritisiert worden sind: selektive Integration ökologischer Probleme und die Entwicklung von Strategien reflexiver Naturbeherrschung (vgl. Görg/Brand 2000: 94 und Görg 2003c: 39), Ökonomisierung

263 Vgl. Görg/Brand 2002c: 12, Görg 2004b: 203, Görg/Brand 2008a: 575 und Brand 2009c: 8.
264 Vgl. Görg/Brand 2001a: 70ff., Brand/Kalcsics 2002b: 7f., Görg/Brand 2005: 100, Görg/Brand 2008a: 572 und Görg/Brand 2008b: 21.

gesellschaftlicher Naturverhältnisse[265], Entwicklung neuer Technologien (vgl. Görg/Brand 2001b: 466 und Görg/Brand 2005: 100) und Herausbildung internationaler Umweltpolitik (vgl. Görg/Brand 2001a: 67).

4.3.5 Postfordistische Krise und Transformation gesellschaftlicher Naturverhältnisse

Auch wenn Görg und Brand unterschiedliche Einschätzungen darüber abgeben, ab wann der Postfordismus genau als eine kohärente Entwicklungsweise funktioniert hat und wann seine Zerfallsprozesse begonnen haben, sind sie sich einig darin, dass er bereits seine Hegemonie eingebüßt hat und sich derzeit in einer Krise befindet (vgl. Brand 2009c: 5). Allerdings geben beide keine Auskunft darüber, ob sie von einer kleinen oder einer säkularen Krise des Postfordismus ausgehen, in dem neoliberale und neoimperiale Politiken über nachhaltige Politiken dominierten.

Aussagen aus zwei jüngeren Aufsätzen Brands legen die Einschätzung nahe, dass zumindest er die gegenwärtige Krise des Neoliberalismus als eine Formationskrise im regulationstheoretischen Sinne betrachtet. Denn er bezeichnet sie als „multiple Krise“ (ebd.: 1). Das bedeutet, dass sie eine aus vielen einzelnen Krisen zusammengesetzte Krise ist, die sich nicht nur auf einige Bereiche der Gesellschaft wie die Ökonomie oder die Politik beschränkt. Ihren gemeinsamen Ursprung und inneren Zusammenhang besitze sie Brand zufolge die vielfältige Krise in der „fossilistisch-kapitalistischen Produktions- und Lebensweise, die in den letzten dreißig Jahren unter neoliberalen und imperialen Vorzeichen umgebaut wurde“ (ebd.: 2).

Unter dem Begriff „Postneoliberalismus“ diskutiert er verschiedene Strategien für aktuelle Transformationsprozesse und -projekte, die aus dieser Krise herausführen könnten (vgl. Sekler 2007: 170 und Brand/Sekler 2009: 6). Die Ausrichtung der derzeit wirkmächtigen transformatorischen Strategien zum Umgang mit der multiplen Krise zeichnet sich gegenüber den einstigen neoliberalen Zielsetzungen der fordistischen Krise auch durch wesentliche Kontinuitäten aus. Die „Wettbewerbs- und Effizienzorientierung im internationalen Konkurrenzkampf“ (Brand 2009a: 479) und die Machtposition der ökonomischen und politischen Eliten werden nicht in Frage gestellt (vgl. Brand 2009b: 116 und Brand et al. 2009: 10). Für alle Transformationsprojekte ist die Suche nach neuen Möglichkeiten der Kapitalakkumulation (vgl. Brand 2009a: 450, Brand et al. 2009: 13 und Brand/Sekler 2009: 12f.), also die Aufrechterhaltung der politisch und ökonomisch funktionalen

265 Vgl. Brand 2000: 221, Görg/Brand 2001b: 476, Brand/Kalcsics 2002b: 15 und Görg 2005c: 264.

„imperiale[n] Lebensweise“ (Brand 2009a: 479, vgl. Brand et al. 2009: 11) zentral.

Eine ökologische Krise ist Teil der gegenwärtigen multiplen Krise. Görg nennt sie eine „umfassende Krise gesellschaftlicher Naturverhältnisse“ (Görg 2010: 359, vgl. Görg 2008b: 109) im Postfordismus, die maßgeblich von den globalen neoliberalen gesellschaftlichen Entwicklung verursacht worden sei. Brand charakterisiert die gegenwärtige sozialökologische Krise ähnlich als eine „widely recognised crisis of the dominant socio-economic, political and cultural forms of the appropriation of nature with, at the same time, strong passive consent“ (Brand 2009b: 104).[266] Er konstatiert, dass die postfordistischen Beziehungen zwischen Gesellschaft und Natur sowohl in einer Legitimations- als auch in einer Funktionskrise steckten (vgl. ebd.: 108). Die neoliberale Integration ökologischer Probleme im Postfordismus hat sich nicht als positiv erwiesen. Die ökologische Krise betrachten Brand und Görg daher – stringent der Übertragung der Regulationstheorie folgend – in erster Linie als eine postfordistische „institutional crisis of appropriation of nature by society“ (Görg/Brand 2008b: 20).

Den Hauptgrund für die Wiederkehr der ökologischen Krise sieht er darin, dass das internationale Umweltmanagement („environmental governance“) im Interesse der neoliberalen Politik und Ökonomie ausgestaltet worden und deswegen gescheitert sei (vgl. Brand et al. 2009: 10, Brand 2009b: 106f. und Görg 2010: 357f.). Die Bemühungen um die Gestaltungen gesellschaftlicher Naturverhältnisse, insbesondere des Klimawandels, sind ökonomisch übercodiert (vgl. Brand et al. 2009: 11). Nicht nur der Zweck der internationalen Umweltgovernance orientiert sich an ökonomischen Erwägungen, sondern auch die Instrumente globaler Umweltpolitik sind „largely marketbased“ (ebd.) und letztlich nicht primär auf Problemlösungen in der Gestaltung gesellschaftlicher Naturverhältnisse ausgerichtet. Der Nationalstaat hat sich zudem nicht als Akteur im Sinne der Lösung ökologischer Probleme entpuppt, sondern vermeintliche Lösungen nur zur Legitimation seiner selbst benutzt (vgl. Brand 2008a: 7).

Ob die neoliberalen Beziehungen zwischen Natur und Gesellschaft überhaupt transformiert werden und ob sie dann Teil einer postneoliberalen Entwicklungsweise sind, ist derzeit nicht klar zu sagen und das Resultat von noch zu führenden sozialen Kämpfen. Brand erkennt neben emanzipatorischen Strategien (s.u.) mindestens drei Strategien, mit denen der aktuellen sozialökologischen Krise begegnet werden könnte. Die erste besteht in der Fortsetzung der Politik der letzten Jahre, die zweite führt in einen ökologisch erweiterten Autoritarismus und die dritte ist im Kern eine Neuauflage von

266 Brand spricht auch von einer „Krise (neoliberaler) Aneignung“ und des „fossilistischen Industrialismus“ (Brand 2009a: 477).

Vorstellungen nachholender Entwicklung (vgl. Brand 2009b: 108ff.). Brand diskutiert darüber hinaus den Vorschlag eines Green New Deals eingehender als mögliche Strategie aus der Krise hinauszukommen. Sein Fazit ist unklar. Einerseits kritisiert er ihn als verkürzt, weil die ökonomischen und politischen Institutionen des Postfordismus auf dem Weg zu einer „‚grüne[n] soziale[n] Marktwirtschaft'" (Brand 2009a: 478) nicht hinterfragt würden (vgl. ebd.: 450f./476ff.) und im Kern die Strategie der ökologischen Modernisierung fortgesetzt werde. Andererseits sieht er in diesem Projekt auch „progressive Elemente" (ebd.: 4/478).[267] Zusammenfassend kann festgehalten werden, dass momentan keine sichtbaren postneoliberalen Alternativen zur Gestaltung gesellschaftlicher Naturverhältnisse existieren, die über eine wirksame gesellschaftliche Akzeptanz verfügen und in eine hegemoniale Konfiguration gesellschaftlicher Kräfte münden könnten (vgl. Brand 2009b: 104).

Im Wesentlichen wiederholen Görg und Brand in der Darstellung der sozialökologischen Krisen und der aus ihnen resultierenden Transformationen die Fehler ihrer allgemeinen Konzeption der Krise der Regulation gesellschaftlicher Naturverhältnisse. Es ist nicht ersichtlich, inwiefern sich die Krise der sozialökologischen Regulation von der Krise gesellschaftlicher Regulation unterscheidet. Dasselbe gilt auch für die entscheidende Ursache für die multiple Krise des Neoliberalismus und die sozialökologische Krise: Die „fossilistisch-kapitalistische Produktions- und Lebensweise" (Brand 2009c: 2) ist nichts anderes als eine Sammelbegriff für alle Aspekte des Postfordismus.

Es wird auch nicht deutlich, welche der gesellschaftlichen Beziehungen zur Natur (materiell-stofflich oder begrifflich-symbolisch) für die Krise verantwortlich ist. Zudem werden die sozialökologischen Krisen des Fordismus und Postfordismus politizistisch verkürzt als Institutionenkrisen kapitalistischer Formationen interpretiert.

Ferner ist es innerhalb der eigenen Theorie widersprüchlich, von Institutionen, die lediglich eine Regulation der gesellschaftlichen Naturverhältnisse erlauben, zu erwarten, dass sie ökologische Probleme lösen könnten. Vielmehr lässt das Scheitern der beiden von Görg und Brand erforschten kapitalistischen Entwicklungsweisen und Regulationen der gesellschaftlichen Naturverhältnisse darauf schließen, dass nicht nur den spezifischen institutionellen Arrangements, sondern dass bereits den sozialen Formen kapitalistischer Produktionsweisen nicht nur ein widersprüchliches, sondern ein krisenhaftes Verhältnis zur Natur innewohnt.

267 „Progressiv" scheint für Brand zu sein, dass das Projekt eines Green New Deals „die multiple Krise aufnimmt und sozial ökologische Themen fokussiert" (Brand 2009c: 12).

4.3.6 Emanzipatorische Strategien zur Transformation der Krise gesellschaftlicher Naturverhältnisse

> „Worum es letztlich geht, das ist nicht weniger als der dringend nötige Umbau kapitalistischer Industriegesellschaften."
> (*Vom Klimaschutz zur Anpassung*, Görg 2010: 347)
> Christoph Görg

Görg und Brand greifen im Laufe ihrer wissenschaftlichen Arbeit auf unterschiedliche Konzepte zurück, mit denen – ganz allgemein ausgedrückt – eine fortschrittlichere Gestaltung der gesellschaftlichen Naturverhältnisse als die derzeitige erreicht beziehungsweise ermöglicht werden soll. Dazu zählen die Vorstellungen eines „gesellschaftlichen Lernprozeß[es]" (Görg 1998b: 55), des „Radikalen Reformismus'" und des Postneoliberalismus.[268]

Sie alle besitzen einige zentrale Gemeinsamkeiten: Eine emanzipatorische Transformation der Gesellschaft muss auch eine fortschrittliche Umgestaltung der Beziehungen zwischen Gesellschaft und Natur mit einschließen (vgl. Görg 2005c: 254). Ebenso ist eine weniger herrschaftliche Gestaltung gesellschaftlicher Naturverhältnisse nicht ohne die Transformation anderer gesellschaftlicher Kräfteverhältnisse möglich (vgl. Görg/Brand 2008a: 585). „Die entscheidende Frage für progressive Politik ist […] die Herausbildung einer neuen Produktions- und Lebensweise, die nachhaltig, solidarisch und demokratisch ist." (Brand 2009c: 15)[269]

Die aktuellen Restrukturierungsprozesse bilden den „Ausgangspunkt der Analyse wie auch der politischen Praxis" (Brand 1998: 97, vgl. Brand/Sekler 2009: 5/7). Dafür sollen grundsätzlich die Brüche und Risse der aktuellen Entwicklungsweise und die bereits existierenden Alternativen für soziale Kämpfe politisch nutzbar gemacht werden (vgl. Brand 1998: 92).

4.3.7 Transformation als gesellschaftlicher Lernprozess

Die bestehenden Institutionen einer Entwicklungsweise seien laut Görg ebenso wie das Handeln in „ungleich verteilte Machtpotentiale und Durchsetzungschancen" eingelassen, „die sich in gesellschaftlichen Herrschaftsver-

268 Es gibt zusätzlich Diskussionen des Kommunismus und der Gegen-Hegemonie als Vorstellungen von Formen gesellschaftlicher Transformation (vgl. Görg 2005d und Brand 2007b). Diese werden hier nicht gesondert behandelt, erstens weil die unter diesen Begriffen verhandelten Aspekte auch in den anderen Konzepten wieder auftauchen und dort mit betrachtet werden und zweitens weil sie keinen zentralen Platz in den Arbeiten Görgs und Brands einnehmen und jeweils nur in einem Aufsatz beziehungsweise Kurztext abgehandelt werden.

269 Vgl. Brand/Becker 1994: 182, Brand 2008a: 5f. und Brand 2009b: 112.

hältnissen artikulieren“ (Görg 1998b: 69). Die Übersetzung von Erfahrung und Kritik in einen gesellschaftlichen Lernprozess besteht demzufolge neben der kreativen Entwicklung von Problemlösungen in der konflikthaften Konfrontation mit strukturellen Herrschaftsverhältnissen. Das Ziel sei, so Görg, eine „Reorganisation gesellschaftlicher Organisationsprinzipien“ (Görg 2003a: 113).

Dafür sind soziale Akteure unerlässlich, die diese Konflikte entfachen und dafür sorgen, dass die politischen Spielräume in den existierenden Institutionen ausgelotet und zur progressiven Gestaltung der Institutionen genutzt werden (vgl. Görg/Brand 2000: 84). Dies darf aber nicht darüber hinwegtäuschen, dass die Institutionen nicht beliebig veränderbar, sondern ebenso Ausdruck der Widersprüche gesellschaftlicher Strukturprinzipien bleiben und ihnen insofern eine strukturelle Selektivität innewohnt (vgl. Görg 2001: 10).

Für die progressivere Gestaltung gesellschaftlicher Naturverhältnisse bedeutet dies, dass die Defizite der historisch spezifischen Institutionen, in denen die Regulation gesellschaftlicher Naturverhältnisse stattfindet und die Institutionen in sozialökologische Krisen geraten, reflektiert und sie für ihren naturbeherrschenden Charakter kritisiert werden müssen. Das Ziel ist, vergrößerte Spielräume für eine alternative Gestaltung der Naturverhältnisse durch Konflikte und problemorientierte Vorschläge zu schaffen und dadurch einen gesellschaftlichen Lernprozess voranzutreiben (vgl. Görg 2003a: 140/298 und Görg 2006: 129). Aber erst wenn der Lernprozess „vor den Strukturprinzipien gesellschaftlicher Entwicklung nicht halt macht, sondern deren Veränderbarkeit aufzeigt, kann er sein Potenzial zur Gestaltung der Naturverhältnisse auch tatsächlich zur Geltung bringen“ (Görg 2003a: 144).

4.3.8 Radikaler Reformismus

Mitte der 1980er-Jahre wurde unter Berufung auf eine Aussage des kritischen Theoretikers Herbert Marcuse in dessen Aufsatz „Konterrevolution und Revolte“ (Marcuse S 9: 65, vgl. Görg/Brand/Wissen 2007: 231) eine politische Strategie entwickelt, die dem eigenen Anspruch nach eine Perspektive möglich machen soll, von den konkreten Problemen in der Gestaltung gesellschaftlicher Naturverhältnisse zur Überwindung gesellschaftlicher Strukturprinzipien zu gelangen.

Dieses Politikkonzept wurde in Abgrenzung zu sozialdemokratischen und leninistischen Modellen formuliert, in deren Fokus die Übernahme der Staatsmacht mittels Reform oder Revolution stand (vgl. Görg/Hirsch/Esser 1994b: 222 und Brand 2001: 1). Görg, Hirsch und Esser vertreten die Position, dass die Eroberung des Staates als politisches Ziel falsch sei (vgl.

Görg/Hirsch/Esser 1994b: 221). Allerdings meint Görg, dass radikal reformerische Politik auch nicht auf den Bezug zum Nationalstaat verzichten könne, obgleich dieser zur Lösung zum Beispiel ökologischer Probleme gänzlich ungeeignet sei (vgl. Görg 2001: 12 und Görg 2004b: 217).

Anders als die traditionellen nationalstaatszentrierten Politikmodelle beinhaltet das Konzept des radikalen Reformismus' eine „neue Dialektik zwischen Reform und Revolution" (Görg 2003c: 54), durch die nicht der Bruch, sondern „die schrittweise Veränderung der gesamten Verhältnisse" (Brand 2001a: 5, vgl. Brand 2009c: 12) – der Vergesellschaftungs- und Lebensweise – durch gesellschaftliche Konflikte und die Selbstveränderung der Menschen ins Zentrum politisch-sozialen Handelns gestellt wird (vgl. Görg/Hirsch/Esser 1994b: 217 und Brand/Wissen 2008: 81).

„‚Radikaler Reformismus' muß auf eine durch institutionelle Transformationsprozesse abgestützte Veränderung der gesellschaftlichen Kräfteverhältnisse abzielen, die die Wirksamkeit der strukturellen – ökonomischen wie politischen – Formen so modifiziert, daß weiterreichende demokratische Prozesse und Veränderungen in der Vergesellschaftungsweise möglich werden." (Görg/Hirsch/Esser 1994b: 227)

Die Kernschwierigkeit für radikal reformerisches Handeln besteht darin, dass es einerseits in die bestehenden Institutionen eingebunden ist und andererseits diese gleichzeitig überschreiten will. Im Konzept des radikalen Reformismus' wird daher eine Unterscheidung zwischen den drei Formen des institutionellen, transformierenden und strukturtransformierenden Handelns vorgenommen, um zu zeigen, welches Handeln wozu in der Lage ist (vgl. ebd.: 220 und Görg 2003a: 122). Institutionelles Handeln ist darauf ausgerichtet, in einer Regulation systemische Widersprüche und Krisenprozesse zu bearbeiten. Transformierendes Handeln beinhaltet, in Krisen der Regulation die Reproduktion der zentralen Strukturmerkmale des Kapitalismus zu verändern, aber hat das Ziel, eine neue bessere Regulation innerhalb kapitalistischer Strukturprinzipien einzusetzen. Strukturtransformierendes Handeln hat hingegen die Transformation der kapitalistischen Strukturprinzipien zum Gegenstand und geht entsprechend über institutionelles und transformierendes Handeln hinaus. Die zuletzt genannte Form des Handelns ist auf eine Reflexion der Besonderheiten gesellschaftlicher Strukturen im Kapitalismus angewiesen (vgl. Görg/Hirsch/Esser 1994b: 222/225 und Görg 2003d: 181).

Görg und Brand führen vor allem immer zwei Projekte an, mit denen der radikale Reformismus konkretisiert werden kann. Dabei nehmen sie die Vorstellung der Ausweitung von Gestaltungsspielräumen auf und plädieren für eine Errichtung einer „autonome[n] politisch-institutionelle[n] Struktur" (Görg/Hirsch/Esser 1994b: 224) und für eine Veränderung der Lebensweise (vgl. ebd.: 222/227 und Görg 2003a: 144).

Görgs und Brands Vorstellung eines radikalen Reformismus steht im Widerspruch zu ihren Analysen der sozialen Formen. Wenn der bestehenden politischen Form eine strukturelle Selektivität innewohnt, ist es zwar nicht unmöglich, auf Transformationen oder institutionellen Wandel in den politischen Institutionen hinzuwirken. Gleichwohl erscheint es aber unmöglich, in ihnen Bündnisse zu bilden, die eine Veränderung der sozialen Formen ermöglichen – die Bedingung für strukturtransformierendes Handeln –, weil der bürgerliche Staat beziehungsweise die ihn auszeichnenden Staatsapparate Akteure, die für strategische Projekte mit strukturtransformierender Tragweite eintreten, aussortierten. Wäre dem nicht so, wäre dies gleichbedeutend mit dem Ende der strukturellen Selektivität der politischen Form, das heißt des bürgerlichen Nationalstaats. Hält man also an der Auffassung fest, dass der politischen Form in bürgerlichen Gesellschaften eine strukturelle Selektivität innewohnt, lässt sich strukturtransformatives Handeln ohne einen historisch zu erkämpfenden qualitativen Bruch mit der sozialen und politischen Form kapitalistischer Gesellschaften – und damit ihrer Selektivität – nicht logisch konsequent denken. Es bedarf zur Transformationen einer Revolution der gesellschaftlichen, politisch-ökonomischen Verhältnisse, um die ihnen inhärenten Widersprüche nicht nur im Sinne der Regulationstheorie zu regulieren, sondern tatsächlich Gestaltungen, zum Beispiel der gesellschaftlichen Naturverhältnisse, zu ermöglichen, die eine Lösung grundlegender Widersprüche erlauben.

Görg und Brand arbeiten letztlich den Widerspruch zwischen gesellschaftstheoretischen Grundannahmen über soziale Formen und transformatorischen Handlungsstrategien nicht aus und beleuchten das strukturtransformierende Handeln nicht weiter. Anders als für das transformierende Handeln, für das sie zahlreiche, teils kreative Vorschläge und Anregungen liefern, wird die Perspektive strukturtransformierenden Handelns zwar erwähnt. Sie wird aber theoretisch nicht in Bezug zu den heutigen Kämpfen gesetzt und es wird dementsprechend auch nicht formuliert, inwiefern Kämpfe von transformierendem in strukturtransformierendes Handeln übersetzt werden (könnten). Strukturtransformierendes Handeln bildet lediglich das Ende eines nicht näher definierten Prozesses radikalen Reformismus'. Das Radikale, mit dem an die Wurzel, das heißt an der sozialen und politischen Form kapitalistischer Gesellschaften angesetzt wird, wird zeitlich verschoben, während der Reformismus als Anweisung für konkrete Handlungsoption übrig bleibt. Das Handeln bleibt somit innerhalb der Logik Görgs und Brands auf die progressive Transformation der Regulation beschränkt.

Dementsprechend fallen bei ihnen die Vorschläge für Realpolitik und radikalen Reformismus auch tendenziell zusammen. Der Aufbau gegen-hegemonialer Institutionen und die Produktion gegen-hegemonialer Identitäten

bilden nicht nur die Vorstufe des strukturtransformierenden Handelns, sondern sind bereits ein Teil der „schrittweise[n] Veränderung der gesamten Verhältnisse“ (Brand 2001a: 5). Einen qualitativen Unterschied zwischen beiden gibt es nicht mehr.

Die Differenzen des Transformationskonzepts Görgs und Brands zu klassischen sozialdemokratisch-reformerisch/reformistischen Positionen bestehen vorrangig in der Positionierung zur Eroberung der Macht im Staat sowie in der Bestimmung der Akteure der Veränderung. Görg und Brand lehnen die Eroberung der Staatsmacht gänzlich ab und befürworten den Aufbau antistaatlicher Gegeninstitutionen. Zugleich bilden für sie nicht mehr die im Staat organisierte Partei, sondern die in der Zivilgesellschaft zusammengeschlossenen Bewegungen das historische Subjekt der Veränderung. Entsprechend setzen sie auch nicht vorrangig auf Gesetze, sondern auf die Neugestaltung der individuellen Lebensweisen als Mittel und Weg des Handelns. Die wesentlichen Gemeinsamkeiten zwischen klassischem und zivilgesellschaftlichem Reformismus’ Görgs und Brands bestehen hingegen in der Kontinuität einer sukzessiven Verbesserung gesellschaftlicher Verhältnisse, die ohne Bruch vonstattengehen soll, in der Privilegierung von tages- gegenüber revolutionären politischen Forderungen und der Theoretisierung innerkapitalistischer – in Abgrenzung zu gesellschaftsformationsübergreifender – Entwicklung.

Diese Kritik wird dadurch erhärtet, dass Görg und Brand darauf insistieren, dass alternatives Handeln auch pragmatistisch praktisch bereits sofort umsetzbar sein müsse. Dabei wird nicht angemessen in Rechnung gestellt, dass es sich um eine beschränkte Alternative – also im strengen Sinn um keine Alternative – handelt, die an den sozialen Formen ihre Grenzen findet. Der theoretische Fokus auf eine praktikable oppositionelle Praxis in gesellschaftlichen Konflikten schneidet durch seine Verpflichtung auf die Machbarkeit innerhalb der bestehenden Verhältnisse den Teil reflexiver Theorie und Erkenntnis ab, der an die Dominanz sozialer Formen über historische Institutionen erinnert. Mit der von Görg und Brand vorgeschlagenen Praxis können zwar bestimmte sozialökologische Probleme selektiv bearbeitet werden. Eine Transformation gesellschaftlicher Naturverhältnisse im Sinne einer Aufhebung der Naturbeherrschung wird diese Praxis aber kaum realisieren können. Görg und Brand privilegieren also realpolitische Kämpfe um institutionelle Kräfteverhältnisse gegenüber Kämpfen um soziale Formen und fetischisieren soziale Kämpfe in demselben Maße, in dem sie soziale Formen als Voraussetzungen vernachlässigen.

Görgs und Brands Konzept des radikalen Reformismus’ grenzt ferner die Felder des radikalen Reformismus’ unzulässig und einseitig ein, weil die beiden Autoren den Staat als Territorium sozialer Konflikte vernachlässigen. Zum einen verfügt dieser beziehungsweise verfügen die an seiner Spitze ste-

henden Klassen objektiv über die zivilen und militärischen Machtmittel und zum anderen sind in ihm die aktiv kämpfenden Klassen, insbesondere die herrschende, bereits organisiert. Zur Auflösung des bürgerlichen Staates bedarf es zumindest seiner Kontrolle durch die unterdrückten und marginalisierten Klassen.

Es kann zusammenfassend festgehalten werden, dass Görg und Brand keine neue Dialektik von Reform und Revolution entwickeln. Vielmehr könnte man ihr Konzept des radikalen Reformismus' durch gesellschaftliche Lernprozesse als einen zivilgesellschaftlichen Reformismus bezeichnen, mit dem die traditionellen Konzepte des Reformismus einerseits modernisiert und andererseits seine Träger neu bestimmt werden.

4.3.9 Postneoliberalismus

Mit dem Begriff des „Postneoliberalismus" versuchen Brand und andere, Emanzipationsstrategien zu umreißen, die radikal reformerisch über die derzeitige Krise des Postfordismus und die ihr zugrunde liegenden Strukturprinzipien hinausweisen sollen.[270]

Der Reform der Lebensweise wird in diesen Strategien ein hoher Stellenwert beigemessen. Brand zufolge „müssen neue attraktive Lebensformen gefunden werden, die gerecht sind und gleichzeitig über die auf Disziplin, Wachstum und entpolitisierten Konsumismus basierende Lebensweise hinausgehen" (Brand 2009c: 13). Diese „‚anti-imperiale Lebensweise'" (Brand 2008a: 4, vgl. Brand 2009b: 106) solle, so Brand weiter, eine „grundlegende kulturelle Umorientierung (‚was bedeutet Wohlstand?') vollziehen. Die Aufgabe besteht darin, attraktive, postmaterialistische Vorstellungen eines ‚guten Lebens' und entsprechende ‚öko-soziale Subjektivitäten' zu schaffen." (Brand 2008a: 4) Dabei gehe es jedoch – zumindest laut den Aussagen Brands – nicht um moralische oder lediglich konsumistische Umstellungen, sondern um „eine Art Kulturrevolution, die gegen Konsumismus und Konkurrenzdenken aufbegehrt" (ebd.: 4, vgl. Brand 2009a: 479).

Radikaler Reformismus in der Krise des Neoliberalismus kann sich nicht darauf beschränken, andere Werte, Ideen und Lebensweisen zu propagieren. Er muss gesellschaftlichen Konflikte mit den mächtigen Akteuren suchen, in diesen die Institutionen des Neoliberalismus und Strukturprinzipien kritisieren und politisch in Frage stellen sowie gemeinsam anhand eigener Forderungen gegen-hegemoniale Bündnisse schmieden, in denen soziale Bewegungen

270 Die Öffnungen eines Diskurses über den Postneoliberalismus haben auch noch weitere Funktionen, die aber hier vernachlässigt werden, weil sie von nachrangiger Bedeutung für den hier erörterten Gegenstand sind (vgl. Sekler 2007: 170 und Brand/Sekler 2009).

zentrale Akteure sind (vgl. Brand/Becker 1994: 177, Brand 2007b und Brand 2008a: 5). Die Kernpositionen eines solchen Bündnisses emanzipatorischer Kräfte bestehen – über die Entwicklung einer antiimperialen Lebensweise hinaus – für Brand darin, 1. das Dogma des Standortwettbewerbs praktisch zu kritisieren, 2. den Markt zu repolitisieren, 3. die Strukturen der Marktbeziehungen einer Kritik zu unterziehen, 4. eine neue gesellschaftliche Arbeitsteilung und 5. neue alternative Identitäten um gemeinsame Kämpfe herum aufzubauen (vgl. Brand et al. 2009: 14). Eine konkrete politische Forderungen, die daraus folgt, ist zum Beispiel die Schwächung der Welthandelsorganisation WTO (vgl. Brand 2009c: 13).

Obwohl Brand darauf besteht, weder moralisch noch konsumistisch zu argumentieren, existiert in seinem Vorschlag eine unmaterialistische und individualistische Vereinseitigung postneoliberaler Transformationsstrategien zum Individuellen und Kulturellen. Ökologische Veränderungen scheitern ihm zufolge, zugespitzt formuliert, nicht primär etwa daran, dass ökologische Fortschritte dem Profit- und Machtinteresse der herrschenden Klasse im Wege stehen, sondern daran, dass die Menschen Auto fahren oder einen westlichen Lebensstil pflegen (vgl. Brand/Wissen 2008: 81). Bei aller berechtigten Kritik an diesen Elementen des westlich-imperialistischen Lebensstils gründen Brands Positionen auf einem Missverhältnis in der Bewertung zwischen Produktions- und Lebensweise, zwischen Ökonomie und Kultur. Dies zeigt sich auch darin, dass zwar der Markt repolitisiert und kritisiert werden soll. Die Form der Produktion taucht hingegen als Gegenstand der Kritik erst gar nicht in den Hauptforderungen eines fortschrittlichen postneoliberalen Bündnisses auf.

Darüber hinaus rezipiert Brand nahezu kritiklos Vorstellungen einer „Kulturrevolution“, obwohl es gerade angesichts der nahezu totalen Integration, Inwertsetzung und der Verkehrung des nonkonformistischen Charakters alternativer und antihegemonialer Kultur- und Subkulturformen in der Zeit nach 1968 – der Periode des Neoliberalismus – dringend geboten wäre, dass kritische Gesellschaftstheorie diese reflektiert. Die historischen Entwicklungen lassen fundamentale Zweifel an der Überzeugungskraft einer Kulturrevolution aufkommen, insbesondere wenn sie ohne eine klassentheoretische Fundierung auskommen soll. Vielmehr bestätigt die Geschichte der neoliberalen Adaption nicht-hegemonialer Kultur und Subjektivitäten die Kulturindustriethese Adornos und Horkheimers (vgl. Adorno GS 3: 141-191/299-335). Die herrschende Klasse hat aus der neoliberalen kulturellen Liberalisierung Kapital geschlagen, konnte mit ihrer Hilfe in den westlichen Staaten den Block an der Macht diversifizieren und entsprechend auf eine breitere Basis stellen sowie die Produktion von Subjektivitäten als Verkaufsstrategie nutzen, wie

etwa im Falle der grünen Parteien und der vegetarischen Lebensweise in der Bundesrepublik Deutschland.

Die Fixierung auf soziale und zivilgesellschaftliche Bewegungen, die explizit „kein einfaches Oben und Unten“ (Brand/Wissen 2008: 81) zuließen, verdeckt nicht nur ein klassentheoretisches Verständnis sozialer Bewegungen, sondern ersetzt auch die Berücksichtigung der Klassentheorie zur Bestimmung postneoliberaler sozialer Kräfte. Die Akteure des Kapitalverhältnisses, das heißt des ökonomischen Ausbeutungs- und Herrschaftsverhältnisses zwischen Kapital und Arbeit, das allen kapitalistischen Entwicklungsweisen zugrunde liegt, bleiben entsprechend in den postneoliberalen Transformationsstrategie Brands weitgehend außen vor und spielen keine nennenswerte Rolle. Vielmehr betrachtet er – den Schein der kapitalistischen Gesellschaft reproduzierend – vom Standpunkt des Marktes aus ausschließlich die Akteure, die sich in der Sphäre der Politik an der Oberfläche der bürgerlichen Gesellschaft artikulieren. Während in Teilen der linken wissenschaftlichen Diskussion in der Vergangenheit bisweilen andere soziale Kräfte als das klassische Industrieproletariat nicht als Subjekt der Geschichte oder gar als Bündnispartner betrachtet wurden, schütten Görg und Brand das Kinde mit dem Bade aus. Klassentheoretisch blind, bildet der Begriff der „sozialen Bewegungen“ ihren verkürzten und zum Teil diffusen Begriff für soziale Akteure ab.

4.3.10 Emanzipatorische Transformation und Neugestaltung gesellschaftlicher Naturverhältnisse

Radikaler Reformismus als postneoliberale Strategie zur emanzipatorischen Transformation neoliberaler gesellschaftlicher Naturverhältnisse schließt bei Görg und Brand die Neugestaltung der gesellschaftlichen Reproduktion mit ein. Ausgangspunkt sind die Erfahrungen mit den gescheiterten Gestaltungsversuchen und „die Kritik der gesellschaftlichen Konstruktionsprozesse und ihrer symbolischen wie technisch-praktischen Implikationen“ (Görg 2005b: 122). Das Ziel ist eine stufenweise Verringerung der Naturbeherrschung, die Anerkennung der Nichtidentität der Natur und, so heißt es bei Görg, „eine andere Form der Regulation der Naturverhältnisse […], die die Natur nicht völlig den dominanten gesellschaftlichen Interessen“ (Görg 2003a: 23) unterordne.[271]

Das bedeutet keineswegs, dass die Verhältnisse zur Natur nicht mehr gesellschaftlich gestaltet werden. Im Gegenteil: Es soll eine reflexive und bewusste gesellschaftliche Kontrolle gesellschaftlicher Naturverhältnisse eingerichtet werden, die sich den falschen Alternativen von Naturbeherrschung

271 Vgl. Görg 2003a: 41/141/144, Görg 2005a: 56, Görg 2005c: 262 und Görg 2008a: 479.

und Unterwerfung der Gesellschaft unter die Natur widersetzt.[272] Der Weg zu einer solchen stofflich-materiellen und sprachlich-symbolischen Gestaltung sozialökologischer Beziehungen führt nur über die Kritik und den Widerstand gegen die verschiedenen aktuellen Strategien der Herrschaft über die Natur in Wort und Tat.[273]

Konkret muss dies in den diversen Institutionen und aufgrund ihrer strukturellen Beschränkung auch gegen diese geschehen im Bündnis mit anderen gegen-hegemonialen Kräften, mit denen ein gegen-hegemoniales Projekt gebildet werden kann. Aus diesem heraus sollen radikale Forderungen wie die nach Demokratisierung der Ressourcenkontrolle, der gerechteren Verteilung des Wohlstands, nach Arbeitszeitverkürzung usw. gestellt werden, die die neoliberale Regulation gesellschaftlicher Reproduktion als Ganze in Frage stellen (vgl. Brand 2008a: 5f., Brand/Wissen 2008: 76 und Brand 2009b: 111). Die Kritik der neoliberalen Naturverhältnisse sollte sich primär gegen technokratische und auf Management fixierte Lösungen richten (vgl. Görg/Brand 2002c: 42 und Brand 2009b: 111).

Die alternative Gestaltung gesellschaftlicher Naturverhältnisse ist im Neoliberalismus von Beginn an eine globale Frage und nur unter Einbeziehung der verschiedenen Ebenen politischer Regulierung zu erreichen (vgl. Görg/Brand/Wissen 2007: 232 und Görg 2010: 352/358). Görg insistiert zudem darauf, dass eine mutmaßlich naturschützende Ökologie und eine angeblich naturzerstörende Ökonomie nicht grundsätzlich gegeneinander ausgespielt werden dürften. Die postfordistische Integration der fordistischen sozialökologischen Probleme belegt für ihn, dass diese Gegenüberstellung falsch sei. Der Erfolg oder Misserfolg sozialökologischer Politik ist gebunden an die gesellschaftlichen Kräfteverhältnisse und nicht an die Ökonomie als solche.

Gemäß der radikal reformerischen Überlegungen müssen die Reformen unter den herrschenden Bedingungen beginnen und an die Stelle des Naturschutzes muss die Gestaltung der Naturverhältnisse treten.[274] Denn nur „wenn ich in meiner alltäglichen Praxis Erfahrungen in der Aneignung der Natur auch praktisch umsetzen kann […], kann ich mit der Logik der Naturbeherrschung konkret brechen.“ (Görg 2005c: 265) Diese realpolitische Tauglichkeit macht einen Green New Deal zumindest für Brand auch als postneoliberale Strategie radikalen Reformismus’ diskutabel. Denn er sei laut Brand der „einzige Strategieentwurf“, „der die multiple Krise aufnimmt und sozialökologische Themen fokussiert“ (Brand 2009c: 12, vgl. Brand 2009a: 450ff.).

272 Vgl. Görg 2001: 4, Görg 2003a: 54, Görg 2005c: 258, Görg 2007: 134 und Görg 2008b: 97.
273 Vgl. Görg 2003a: 295f., Görg 2005c: 263, Görg 2007: 135 und Brand/Wissen 2008: 72.
274 Vgl. Görg 2001: 4ff., Görg 2003a: 149f., Görg 2004a: 34, Görg 2005c: 264 und Görg 2008b: 97.

Indem Görg und Brand eine Erklärung der ökologischen Krise aus den sozialen Formen ablehnen und sie statt dessen als Krise der Institutionen beziehungsweise historischen Formation theoretisieren, bildet die jeweilige Entwicklungsweise den theoretischen Referenzrahmen – und nicht die kapitalistische Produktionsweise. Dadurch gerät die grundlegende ökologische Destruktivität der ökonomischen Form aus dem Blickfeld. Die emanzipatorische Transformation der Krise gesellschaftlicher Naturverhältnisse läuft auf eine innersystemische Bearbeitung des antagonistischen Verhältnisses von Natur und Gesellschaft in der ökonomischen und politischen Form hinaus. Auch wenn die Überwindung der Rahmenbedingungen der Regulation zwar begrüßt wird, wird sie weder theoretisch noch praktisch von Görg und Brand weiter verfolgt. Dieser Fokus wird unter anderem daran ersichtlich, dass trotz einiger Hinweise auf die Eigentumsverhältnisse nicht die Produktions-, sondern die Verteilungs- und Konsumtionsverhältnisse im Zentrum von Brands und Görgs ökonomischer Transformationsvorschläge stehen. Der konstitutionstheoretische Dualismus zwischen sozialen Formen (nachrangig für die ökologische Krise) und institutionellen Formen (entscheidend) wird in der Theoretisierung der ökologischen Krise und ihrer Transformation daher auch reproduziert.

Von noch größerer Relevanz ist, dass eine qualitativ andere Gestaltung gesellschaftlicher Naturverhältnisse im Sinne einer Lösung ökologischer Probleme unter der Fortexistenz der bestehenden sozialen Formen nicht möglich ist. Görg und Brand liefern die historischen Belege dafür gleich mit. Obwohl sie die postfordistische Konfiguration gesellschaftlicher Naturverhältnisse als Beweis für die Vereinbarkeit von „Ökologie und Ökonomie“ anführen und somit die dynamische Seite dieser Beziehungen betonen, müssen sie zugestehen, dass die Statik der historischen Entwicklung darin besteht, dass die wesentlichen Probleme in den Beziehungen zwischen Natur und Gesellschaft nicht gelöst, sondern stattdessen im Sinne der herrschenden Klasse und ihrer aus den sozialen Formen entspringenden Interessen nutzbar gemacht worden sind – obwohl die politisch stärkste Ökologiebewegung weltweit in der Geschichte der Menschheit (vgl. Radkau 2011: 124ff.) für die Anerkennung und Lösung ökologischer Probleme gestritten hat. Die strukturelle Selektivität der sozialen Formen, denen eine spezifische Form der Naturaneignung innewohnt, wird mit einer neuen innerkapitalistischen Regulation gesellschaftlicher Reproduktion nicht behoben, sondern fortgesetzt. Eine andere Regulation unter den Bedingungen der gleichen sozialen Formen ist daher keine Lösung der Krise gesellschaftlicher Naturverhältnisse, sondern lediglich eine weniger gravierende und doch gleichzeitig eine herrschaftliche Bearbeitung derselben. Man kann entgegen Brands und Görgs Auffassung einen Widerspruch zwischen der *kapitalistischen* Ökonomie und der Natur konstatieren,

der sich nicht auf falsche institutionelle Arrangements reduzieren lässt (vgl. Kapitel 6 der vorliegenden Arbeit).

Indem Görg und Brand im Rahmen der realpolitischen „Spielräume“ bestehender Kräftekonstellationen innerhalb der bürgerlichen Demokratie argumentieren, können deren gemeinsame oder potentiellen Projekte nicht über eine neue Regulation kapitalistischer Verhältnisse hinausgehen. Daher tarieren sie logischerweise pragmatistisch „Spielräume“ zur Gestaltung neuer „besserer“ kapitalismusinhärenter Regulationen gesellschaftlicher Naturverhältnisse aus. Die Versöhnung von Gesellschaft und Natur – das Ende der Naturbeherrschung – gerät dabei nahezu automatisch aus dem Blick, auch wenn sie bisweilen als Fernziel noch erinnert wird. In der Tradition von Handlungsvorschlägen, wie sie zum Beispiel in Rosa Luxemburgs Vorstellung einer „revolutionären Realpolitik“ (Luxemburg GW 1.2: 373) eingefordert worden sind, steht das von ihnen vorgeschlagene Handeln de facto nicht mehr. Strukturtransformierendes Handeln wird ersetzt durch pragmatistischen realpolitischen Reformismus. Brands Argumente, am Green New Deal festzuhalten, sind dafür beispielhaft. Die Anerkennung der Nichtidentität der Natur geht auch in diesem Strategievorschlag nur bis an die Grenzen der sozialen Formen. Insofern wird der Natur keineswegs eingedacht, sondern es wird lediglich ihr Störpotenzial für gesellschaftliche Herrschaft und Ausbeutung mitgedacht.

Zusammenfassend drängt sich der Eindruck auf, dass Görg und Brand bei aller Ablehnung des Trends der Politikwissenschaft zur Politikberatung (vgl. Brand 2004: 114), zivilgesellschaftlichen Bewegungen mit dem Schwerpunkt sozialökologischer Probleme ein alternatives Beratungsangebot unterbreiten.

4.4 Die Pluralität gesellschaftlicher Naturverhältnisse

In nahezu jeder Arbeit Görgs und Brands zu den gesellschaftlichen Naturverhältnissen, gleich ob Buch, Essay oder einführender Definition in politischen Handbüchern, taucht der Hinweis auf, dass es sich bei den gesellschaftlichen Naturverhältniss*en* um mehr als nur ein Verhältnis, um eine „Pluralität der Naturverhältnisse“ (Brand 1998: 92) handele.

In erste Linie basiert diese Position auf einer Kritik an anderen theoretischen Konzeptionen des gesellschaftlichen Naturverhältnisses. Brand schreibt beispielhaft:

„Ein anderes grundlegendes Problem vieler kritischer Ansätze besteht […] darin, daß das dominante Naturverhältnis uniformiert und tendenziell naturalisiert wird. Die Pluralität ge-

sellschaftlicher Naturverhältnisse, die bei aller Dominanz des technisch-naturwissenschaftlichen Naturverhältnisses auch heute existieren, werden ausgeblendet.“ (Brand 2000: 138)

Görg und Brand kritisieren also die in der Theorie reproduzierte beziehungsweise verdoppelte Zurichtung der Natur auf ein einziges Verhältnis, das zudem als unabänderlich dargestellt wird. Außerdem interpretiert Görg in seiner Habilitationsschrift Adorno dahingehend, dass jede besondere Konstruktion der Natur nicht gerecht werden könne, „weil sie immer partikular bleiben muss und eine kontingente Perspektive“ (Görg 2003a: 46) an den Konstruktionen zum Vorschein bringe.

„Die isolierte Betrachtung einzelner Aspekte des Umwelt- und Naturschutzes ist […] zu ersetzen durch eine umfassende Betrachtung der vielfältigen Formen, in denen Gesellschaften ihre Beziehungen zur natürlichen Umwelt regulieren.“ (Görg 2001: 4) Es werde laut Görg und Brand nicht die eine homogene Natur mit der einen homogenen Gesellschaft vermittelt. Vielmehr fänden, so die Autoren weiter, „auf ganz verschiedenen Ebenen in sehr unterschiedlichen Bereichen“ (Brand 2000: 141, vgl. Görg 2003a: 131) Vermittlungsprozesse statt.

Aufgrund der Vielfältigkeit der ökologischen Probleme,

„die Facetten unseres gesamten Alltagslebens betreffen, wie auch der Vielfalt der an diesen Problemen in der einen oder anderen Weise beteiligten Gruppen oder Verhaltensweisen – Industrie- und Umweltverbände, Konsumenten und Landwirte, geschlechtsspezifische Denk- und Verhaltensweisen – müssen wir die gesellschaftlichen Naturverhältnisse immer im Plural behandeln“ (Görg 2006: 128).

„Die Vielzahl von gesellschaftlichen Abhängigkeiten von biophysikalischen Prozessen“ bildet den „Kern der Rede von Kopplungen oder Wechselwirkungen zwischen Natur und Gesellschaft“ (Görg 2010: 358).

Eine Gesellschaftstheorie auf der Höhe der Zeit, die die Beziehung zwischen Natur und Gesellschaft und den Individuen erfassen soll, so lautet eine Schlussfolgerung Görgs, „muss also dem Zusammenhang einer Pluralität gesellschaftlicher Naturverhältnisse in einer historischen Phase gerecht werden können“ (Görg 2003d: 185). Das schließt auch die Anerkennung nicht-kapitalistischer Naturverhältnisse sowie Formen der widerständigen Naturaneignung ein (vgl. Brand 2009b: 112).

Görg und Brand bestreiten allerdings nicht, dass es in einer kapitalistischen Entwicklungsweise zwischen den Naturverhältnissen „große Unterschiede im Hinblick auf unterschiedliche soziale Gruppen auf den verschiedenen gesellschaftlichen Ebenen zu konstatieren gilt“ (Görg 2010: 358). Einerseits gibt es also eine „irreduzible Pluralität der Naturverhältnisse“ (Görg

2008b: 100).[275] Andererseits werde Görg zufolge die Konstruktion der Natur „characterised by relationships of dominance particularly under bourgeois-capitalist conditions“ (Görg 2004a: 32), die in erster Linie durch die ökonomisch-technische Inwertsetzung und Kommodifizierung (vgl. Kapitel 4.2.12) bestimmt werde (vgl. Brand 2009b: 111). „Faktisch haben wir es also nicht nur mit einer Pluralität sozial unterschiedlich konstituierter Naturverhältnisse zu tun, sondern mit einem Konflikt unterschiedlicher Formen und einem hegemonialen Verhältnis zwischen ihnen.“ (Görg 2003a: 131)

Zeitdiagnostisch hält Görg sogar nicht nur fest, dass die ökonomisch dominierte Naturaneignung im Postfordismus die anderen Naturverhältnisse dominiere. Er beobachtet auch, statt einer Tendenz zur Vereinheitlichung in der postfordistischen Reartikulation gesellschaftlicher Reproduktion, einen Trend zu „einer wachsenden Pluralität von Naturverhältnissen […], die untereinander wie mit der natürlichen Umwelt in komplexe und zunehmend konfliktreiche Wechselbeziehungen eingelassen sind“ (Görg 2008b: 108).

Die Notwendigkeit einer antireduktionistischen Theoretisierung gesellschaftlicher Naturverhältnisse ist unbestreitbar. Allerdings stellt sich die Frage, ob es der kritischen Theorie der Regulation gesellschaftlicher Naturverhältnisse auch gelingt, diese in ihren Theoriekorpus angemessen aufzunehmen.

Ausgehend von ihren konstitutionstheoretischen Grundlagen und deren Kritik (vgl. Kapitel 4.1) kann nämlich konstatiert werden, dass Görg und Brand zwar von vielen unterschiedlichen Verhältnissen der Gesellschaft und der Individuen zur Natur ausgehen, aber nicht dazu in der Lage sind zu zeigen, wie diese im Einzelnen aussehen, wie die einzelnen Verhältnisse zueinander stehen und welche Gewichtung sie haben. Mit der Betonung der Pluralität gesellschaftlicher Naturverhältnisse auf der gesellschaftstheoretisch-zeitdiagnostischen Ebene verhält es sich ähnlich. Über allgemeine Beobachtungen hinaus wird nicht gezeigt, wie etwa die „imperiale Lebensweise“, das gesellschaftliche ökonomisch-technische Naturverhältnis und die nicht-kapitalistischen Aneignungsformen, zum Beispiel der Einwohner der Lakandonischen Urwälder Südmexikos, zusammenhängen und in welchen Beziehungen sie zueinander stehen.

Sie geben dadurch implizit den Begriff der gesellschaftlichen Naturverhältnisse der Beliebigkeit preis. Wenn alle Beziehungen zur Natur Teil der gesellschaftlichen Naturverhältnisse sind, ihre Verhältnisse zueinander aber nicht oder nur zum Teil bestimmt werden können, besitzt der Terminus weder einen erkenntnistheoretisch-konstitutionstheoretischen noch einen gesellschaftstheoretisch-zeitdiagnostischen Gehalt und entsprechend keine Aussa-

275 Vgl. Görg/Scharping 1994: 190, Brand 1998: 92, Brand 2000: 142, Görg/Brand 2008a: 576 und Görg/Brand 2008b: 17.

gekraft. Über die schlichte abstrakte Konstatierung des unbestreitbaren Faktums einer gegebenen Pluralität gesellschaftlicher Naturverhältnisse kommen sie nicht hinaus.

Es ist daher nicht ersichtlich, welchen Gewinn eine kritische Gesellschaftstheorie davon hat, auf die Pluralität der gesellschaftlichen Naturverhältnisse zu insistieren. Insbesondere das Argument, die reale Zurichtung durch die gesellschaftliche Praxis werde in der Theorie verdoppelt, wenn man nur von einem gesellschaftlichen Naturverhältnis ausgehe, ist in dieser Allgemeinheit nicht haltbar. Die bestimmte Negation des herrschenden Verhältnisses zwischen Gesellschaft und Natur beinhaltet keineswegs automatisch die Leugnung anderer Naturverhältnisse. Für die Kritik der kapitalistischen Produktionsweise war es für Marx auch nicht erforderlich, beständig auf die Tatsache zu verweisen, dass die kapitalistische Gesellschaftsformation global noch nicht hegemonial oder dominant gewesen ist oder dass es andere, nichtkapitalistische Ökonomien gibt. Analogisierend könnte man fragen, ob deshalb seine *Kritik der politischen Ökonomie* reduktionistisch ist oder Ökonomien „uniformiert", weil andere Ökonomien ausgeblendet werden?[276]

Ähnlich wie bei der Interpretation der Nichtidentität der Natur interpretiert Görg auch die Nichtidentität des Objekts (in diesem Fall der Naturverhältnisse) nicht im Sinne der adornitischen Ausführungen. Adorno behauptet an der entsprechenden Stelle, die Görg aus der *Negativen Dialektik* zitiert[277], keineswegs eine erkenntniskritische „unaufhebbare Mehrdeutigkeit der Gegenstände" (Görg 2003a: 46). Adorno erläutert, warum das Objekt nicht in seinen (philosophischen) Bestimmungen aufgeht. Es ist mehr, als es ist; „das Nichtidentische [wäre; C.S.] die eigene Identität der Sache gegen ihre Identifikationen" (Adorno GS 6: 164)[278], das heißt das Objekt der Theorie ist nicht identisch mit dieser, sondern besitzt gegen sie und ihre Begriffe einen eigenständige Existenz in der Wirklichkeit.

Man kann dem Reduktionismus und der Zurichtung der gesellschaftlichen Naturverhältnisse in der gesellschaftlichen Praxis, wie sie der kapitalistischen

276 Eine *kritische* Theorie in Anschluss an Marx und Engels sowie die Frankfurter Schule hätte meines Erachtens nach und im Gegensatz zu Görg und Brand das herrschende praktische gesellschaftliche Naturverhältnis ausgehend von den historisch-materialistischen Bestimmungen des *Kapital* durch seine Darstellung zu kritisieren (vgl. dazu die in der vorliegenden Arbeit entwickelten ersten Erörterungen in Kapitel 6).

277 Görg zitiert (vgl. Görg 2003a: 46) folgende Passage aus Adorno: „Was ist, ist mehr, als es ist." (Adorno GS 6: 164)

278 Träfe Görgs Interpretation von Adornos Aussage zu, wäre außerdem zu klären, ob die erkenntnistheoretischen Einsichten Adornos überhaupt ungebrochen in eine zeitdiagnostische Gesellschaftstheorie übertragbar wären. Schließlich geht Gesellschaftstheorie erstens nicht in Erkenntniskritik/-theorie auf, zweitens ist der Gegenstand bei beiden ein besonderer, der auch jeweils einer spezifischen Methodik bedarf.

Produktionsweise inhärent ist, nicht dadurch begegnen, dass man theoretisch und abstrakt an einer Vielzahl festhält, auch wenn diese für die gegenwärtige Gesellschaftsformation von nachrangiger Bedeutung sind. Die Betonung des Pluralismus gesellschaftlicher Naturverhältnisse offenbart vor diesem Hintergrund einen subjektivistisch-voluntaristischen und einen positivistischen Zug der kritischen Theorie der Regulation gesellschaftlicher Naturverhältnisse. Mit Verweis auf Adorno ließe sich – analog zu seiner Begründung für die Beibehaltung der dialektischen Methode (vgl. Kapitel 2.5 der vorliegenden Arbeit) – festhalten, dass die wissenschaftlich-theoretische Reduktion der vielfältigen Beziehungen zwischen kapitalistischer Gesellschaft und Natur auf das sie bestimmende Verhältnis keineswegs ein Problem der Theorie, sondern eines der Sache in der Wirklichkeit ist. Und solange in kapitalistischen Gesellschaftsformationen die Natur als Produktivkraft ohne Rücksicht auf ihre qualitativen und quantitativen Grenzen behandelt wird, besteht kein Problem darin, dieses als ein Verhältnis zum Gegenstand kritischer Gesellschaftstheorie zu machen. Vielmehr entsteht ein Problem aus der Vorstellung, durch die theoretische Berücksichtigung anderer Beziehungen zwischen Gesellschaft und Natur ließe sich das Problem der dominierenden Praxis im Verhältnis der kapitalistischen Gesellschaft zur Natur angehen oder gar beheben.

4.5 Fazit

In den vorangegangenen Kapiteln wurde versucht, die kritische Theorie der Regulation gesellschaftlicher Naturverhältnisse darzustellen und anhand der Darstellung ihre immanenten Verkürzungen und Widersprüche sowie Auslassungen in den Theorien zu kritisieren.

Dabei hat sich erwiesen, dass Görgs und Brands komplexe, anspruchsvolle und ambitionierte Arbeiten zahlreiche Erkenntnisse zu Tage gefördert haben, die für eine kritische Gesellschaftstheorie des gesellschaftlichen Naturverhältnisses nützlich sind. Es sind Fortschritte in der Theoriebildung erzielt worden, hinter die eine solche auch nicht zurückfallen darf. Dazu zählen beispielsweise die Kritik an den Strategien der selektiven Integration der sozialökologischen Probleme in die neoliberale Entwicklungsweise und das Beharren auf dem gesellschaftlichen Ursprung sozialökologischer Krisen. Ihre Kritik an reduktionistischen Konzeptionen der Beziehungen zwischen Gesellschaft und Natur und von Umweltproblemen zum Beispiel im internationalen Umweltmanagement oder der Umweltsoziologie ist ebenso bemerkenswert wie aufschlussreich. Entgegen des landläufig beschworenen Niedergangs dia-

lektischer und insbesondere marxistischer sowie gesellschaftstheoretischer Theoriebildung halten Görg und Brand nicht nur an ihr fest. Sie versuchen zudem, einerseits sozialökologische Probleme darin systematisch zu berücksichtigen und andererseits eine kritische Theorie der *Gesellschaft* – nicht missverstanden als Theorie eines Teilbereichs der Gesellschaft – im Sinne des Begriffs zu verwirklichen. Kontemporäre Phänomene, wie zum Beispiel die reflexive Naturbeherrschung, sind durch die regulationstheoretisch angeleitete Untersuchung der Innenarchitektur der kapitalistischen Produktionsweise überzeugend herausgearbeitet worden.

Die in den Kapiteln 4.1-4.4 formulierten Kritiken und Einwände wiegen jedoch zu schwer, als dass die kritische Theorie der Regulation gesellschaftlicher Naturverhältnisse zum Ausgangspunkt einer kritischen Theorie des gesellschaftlichen Naturverhältnisses gemacht werden könnte.

Weder muss von einer Regulation gesellschaftlicher Naturverhältnisse zwingend ausgegangen oder historisch nach einer solchen gesucht werden – den Beweis dafür bleiben Görg und Brand zumindest schuldig –, noch ist das theoretische Konzept insgesamt überzeugend. Methodisch fraglich ist zum Beispiel, warum der Gesellschaftstheorie eine Konstitutionstheorie vorgelagert wird, obwohl Marx den Schritt von der Philosophie zur Wissenschaft der gesellschaftlichen Praxis bereits gemacht hat und zumindest die kritische Theorie der Frankfurter Schule keineswegs Philosophie als Ersatz, sondern als Ergänzung der Marx'schen Theorie verstanden hat.

4.5.1 Konstitutionstheoretische Probleme

Konstitutionstheoretisch weist die kritische Theorie der Regulation gesellschaftlicher Naturverhältnisse, wie sie Görg und Brand vertreten, zusammengefasst folgende Mängel auf:

1. Die Form der Vermittlung zwischen Natur und Gesellschaft bleibt unklar, es fehlt die vermittelnde Instanz.
2. Dieses Vermittlungsproblem wird dadurch verdoppelt, dass es keinen Vermittlungsmodus der Beziehungen zwischen den verschiedenen materiell-stofflichen (biophysikalischen), sprachlich-symbolischen, individuellen und gesellschaftlichen Konstruktionsprozessen der Natur gibt.
3. Tendenziell werden die Unterschiede zwischen den verschiedenen Konstruktionsprozessen nivelliert und vermengt.
4. Die Dialektik zwischen Natur und Gesellschaft wird einseitig um die Seite der Natur verkürzt.

5. Daran anschließend wird Natur als positiv nicht mehr bestimmbar (auch nicht reflektierend) angesehen und so letztlich zum Produkt menschlicher Konstruktionen erklärt.
6. Die Beziehung zwischen Natur und Gesellschaft ist ausschließlich anthropozentrisch. Die Auswirkungen gesellschaftlichen Handelns auf andere leidende Lebewesen wie Tiere werden nicht berücksichtigt.
7. Die Differenz zwischen Natur und Gesellschaft wird aus der Praxis aus- und zurück ins Denken verlagert.
8. Die Naturalismus-Kritik wird verabsolutiert und macht jede positive Bestimmung von Natur unmöglich.
9. Letztlich münden diese Bestimmungen in einen kulturalistischen Bias in der philosophischen Betrachtung der Beziehungen zwischen Gesellschaft und Natur.

4.5.2 Gesellschaftstheoretische Zeitdiagnose

Teilweise setzen sich die konstitutionstheoretischen Probleme der kritischen Theorie der Regulation gesellschaftlicher Naturverhältnisse auf der gesellschaftstheoretisch-zeitdiagnostischen Ebene fort. In der gesellschaftstheoretisch-zeitdiagnostischen Theoretisierung der Regulation gesellschaftlicher Naturverhältnisse werden aber auch zusätzliche Probleme geschaffen, wie zum Beispiel in der Bestimmung der Krise einer Regulation gesellschaftlicher Naturverhältnisse oder durch die nicht erläuterte und inkonsequente Übertragung regulationstheoretischer Motive auf die Beziehungen von Natur und Gesellschaft. Zusammengefasst ergeben sich bei der gesellschaftstheoretisch-zeitdiagnostischen Analyse der Regulation gesellschaftlicher Naturverhältnisse die folgenden Probleme:

10. Die sozialen Formen werden mystisch verdinglicht und in der Reproduktion der gesellschaftlichen Beziehungen nicht mehr berücksichtigt.
11. Die Vermittlung von Struktur und Handlung wird demzufolge objektivistisch verkürzt.
12. Es entsteht ein Dualismus zwischen scheinbar historisch invarianten sozialen Formen und Strukturprinzipien und historisch wandelbaren Entwicklungsweisen.
13. Mit der objektivistischen Verkürzung korrespondiert eine subjektivistisch-erkenntnistheoretische Verkürzung der Vermittlung von Struktur und Handlung, derzufolge der Verselbstständigung gesellschaftlicher Strukturen vorrangig ein Mangel an Erkenntnis zugrunde liegt.

14. Der Fokus der Gesellschaftstheorie wird aufgrund 3. und 4. von der Reproduktion aller gesellschaftlichen Formen auf die institutionellen Formen beschränkt.
15. Das Kapitalverhältnis wird trotz gegenteiliger theoretischer Beteuerungen letztlich handlungstheoretisch ausgeblendet.
16. Es wird weder ausgeführt, warum nicht die sozialen Formen bereits auf ihr Verhältnis zur Natur untersucht werden, noch wird plausibel erklärt, warum das gesellschaftliche Naturverhältnis nicht als eigene soziale Form existiert. Das Verhältnis der sozialen Formen zu den gesellschaftlichen Naturverhältnissen ist daher unklar.
17. Der Widerspruch zwischen Natur und Gesellschaft, der Görg und Brand zufolge der Regulation bedarf, wird ebenso wenig eindeutig bestimmt wie die Ursachen, warum es dieser Regulation bedarf.
18. Die Regulationsinstanzen des gesellschaftlichen Naturverhältnisses weisen einen politisch-kulturalistischen und individualistischen Überhang auf, werden theoretisch nicht (als intermediäre) Instanzen hergeleitet und bleiben daher abstrakt-allgemein, so dass die Besonderheit der Regulation gesellschaftlicher Naturverhältnisse in Abgrenzung etwa zur gesellschaftlichen Regulation obskur bleibt.
19. Die Übertragung des regulationstheoretischen Begriffsapparates wird letztlich durch vereinzelte Analogien gerechtfertigt.
20. Der reflexiven Naturbeherrschung im Verhältnis von Natur und kapitalistischer Gesellschaft kommt nicht die dominante Rolle zu, die ihr Görg und Brand zuschreiben.
21. Die Differenz zwischen dem Wesensmerkmal kapitalistischer Gesellschaften und der für die postfordistische Entwicklungsweise charakteristischen Inwertsetzung der Natur wird weder quantitativ noch qualitativ begründet. Ihr Prozess wird zudem politisch-institutionalistisch und -juristisch verkürzt theoretisch erfasst.
22. Die besondere Rolle der Biotechnologien für die Aneignung der Natur ist global empirisch nicht haltbar, insbesondere angesichts der exorbitanten Ausweitung der klassischen industriellen Produktion und der damit verbundenen Naturzerstörung.
23. Die Theoretisierung der Regulation gesellschaftlicher Naturverhältnisse besitzt in letzter Instanz einen politizistischen Charakter.
24. Die Artikulation der verschiedenen Regulationsinstanzen des gesellschaftlichen Naturverhältnisses wird nicht deutlich herausgearbeitet.
25. Die Ursachen und die Klassen, die die neuen Entwicklungen der Produktivkräfte, internationaler Umweltpolitik und die Inwertsetzung antreiben, bleiben im Dunkeln.

26. Akteurstheoretisch fällt das „Kapitalverhältnis“ unter den Tisch und mit ihm wird – unbegründet – der Begriff der Klassenkämpfe durch den unspezifischen Begriff der sozialen Kämpfe ersetzt.
27. Die Kritik der Regulationsinstanzen des postfordistischen Naturverhältnisses schwächt den Begriff der postfordistischen Naturverhältnisse, weil ihre Zentralität für die Beziehungen zwischen Gesellschaft und Natur relativiert werden müssen. Seine Plausibilität steht damit zur Disposition.
28. Dementsprechend verbleibt vom radikalen Reformismus maximal die Radikalität in den Forderungen bei gleichzeitigem realpolitisch pragmatistischen zivilgesellschaftlichen Reformismus. Alltagskämpfe werden in der Folge fetischisiert.
29. Strukturtransformierendes Handeln ist im Begriff des radikalen Reformismus’ ebenso unterbelichtet wie der damit zu vollziehende Bruch mit den kapitalistischen Strukturprinzipien beziehungsweise mit den sozialen Formen im Verhältnis zu den anderen Formen des Handelns im Kapitalismus.
30. Die Strategie des radikalen Reformismus’ ist politizistisch und bringt Görgs und Brands Teilregression der gesellschaftstheoretischen Zeitdiagnose auf Politikberatung linksreformerischer Politikakteure zum Ausdruck.
31. Die Akteursbegriffe in den Arbeiten von Görg und Brand sind nebulös. Klassentheoretisch besitzt auch ihr Politikvorschlag einen Blindfleck.
32. Die Bearbeitung der sozialökologischen Krise läuft im Rahmen des radikalen Reformismus’ auf eine innersystemische Lösung hinaus, ein Ende der Naturbeherrschung rückt damit in weite Ferne und wird durch das realpolitisch näher liegende Ziel eine verbesserten Regulation innerhalb bestehender sozialer und politischer Formen tendenziell ersetzt.
33. Der Begriff der Pluralität gesellschaftlicher Naturverhältnisse ist inhaltlich-qualitativ unterbestimmt, basiert auf philosophischen Kurzschlüssen und ist dementsprechend nicht haltbar.

4.5.3 Resümee für das Anliegen der vorliegenden Arbeit

Die Kritik hat ergeben, dass die regulationstheoretische Konzeption des gesellschaftlichen Naturverhältnisses Christoph Görgs und Ulrich Brands für eine Gesellschaftstheorie und -kritik nicht ausreicht und auch in einigen Punkten einer theoretischen Klärung sowie Fundierung bedarf. Mit ihr können spezifisch innerkapitalistische Veränderungen im Verhältnis zwischen Natur und kapitalistischer Gesellschaft erfasst werden. Außerdem liefert sie Hinweise auf die hegemonietheoretischen Konstellationen, die für progressi-

ve Veränderungen aufgebrochen werden müssten, obgleich die ökonomietheoretischen Akteure vernachlässigt werden.

Auch die gesellschaftstheoretische Fokussierung bei der Analyse und Kritik des Verhältnisses zwischen Natur und Gesellschaft ist richtig, weil philosophisch-abstrakte Erörterungen nur begrenzt die historisch spezifische Konstellationen und deren Entwicklungen erklären können. Ausgangspunkt für eine Kritik der Beziehungen zwischen Natur und kapitalistischer Gesellschaft muss das konkrete besondere und historische Verhältnis zwischen beiden sein. Allerdings kann die Dialektik zwischen Gesellschaft und Natur nicht voluntaristisch einseitig zugunsten der gesellschaftlichen Konstruktionen verkürzt werden. Eine Kritik des gesellschaftlichen Naturverhältnisses muss bei den sozialen Formen ansetzen, wenn eine Lösung des Widerspruchs zwischen kapitalistischer Gesellschaft und Natur und nicht lediglich eine „fortschrittlichere“ Regulation Ziel sozialer (Klassen-)Kämpfe sein soll. Darüber hinaus ist zu klären, welches Verhältnis zur Natur – das stofflich-materielle oder sprachlich-symbolische, das gesellschaftliche oder individuelle – eigentlich untersucht wird und welches warum dominant ist.

5 Politische Ökologie

Der französische Ökonom und Politiker Alain Lipietz (*1947) ist einer der intellektuellen und politischen Wegbereiter der internationalen Politischen Ökologie.[279]

Da sich hinter dem Begriff der Politischen Ökologie zahlreiche zum Teil sehr verschiedene und auch widersprüchliche Konzeptionen verbergen, muss für die vorliegende Arbeit darauf hingewiesen werden, dass Lipietz' für die Entwicklung der Politischen Ökologie maßgeblichen Arbeiten letztlich nur in den Punkten charakteristisch für die Politische Ökologie dargestellt und kritisiert werden können, die auch von anderen politischen Ökologen geteilt werden. Gegenstand dieses Kapitels ist dementsprechend nicht *die* Politische Ökologie, sondern die Theoretisierung der Politischen Ökologie in Alain Lipietz' Werk. Andere wesentliche Beiträge zur Politischen Ökologie stammen zum Beispiel von dem Philosophen Bruno Latour (vgl. Latour 2007 und Latour 2010).

Laut Frieder-Otto Wolf richteten sich Lipietz' Arbeiten „sowohl an die sich selbst aktivierenden BürgerInnen der weltweit sich herausbildenden Zivilgesellschaft vor allem EU-Europas innerhalb von Rio-Land, als auch an deren demokratische RepräsentantInnen" (Lipietz 2000a: 135f.). Die Rezeption seines Werkes erstreckt sich in der Bundesrepublik Deutschland dennoch bislang vorrangig auf spezifische der Regulationstheorie nahestehende Dispositive des Wissenschaftsbetriebs. In Frankreich und den angelsächsischen Staaten werden seine Arbeiten deutlich breiter aufgenommen und diskutiert. Auch in den spanisch und portugiesisch sprechenden Teilen der Welt ist eine überschaubare Rezeption erkennbar. Vereinzelte Aspekte seines Denkens, insbesondere seine Ideen zur Beziehung zwischen Gesellschaft und Umwelt, werden ebenfalls in Japan diskutiert. Mehrere zentrale Arbeiten – sowohl

279 Einführend zur Politischen Ökologie vgl. Tasch 1999, Forsyth 2003 und (mit Bezug zur Geografie) Robbins 2004. Einen Sammelband mit Beiträgen zahlreicher internationaler Experten auf dem Feld der Politischen Ökologie hat Keil et al. 1998 geliefert. Für einen Überblick über den spezifischen französischen Kontext vgl. Whiteside 2002. Whiteside ordnet Lipietz einer Strömung der französischen Politischen Ökologie zu, die er „contractual ecosocialism" (Whiteside 2002: 187ff.) getauft hat. Diese Bezeichnung ist insofern irreführend, als dass der zur Stabilisierung eines Entwicklungsmodells notwendige „Kompromiss" zwischen gesellschaftlich wirksamen politischen Kräften nicht zwischen den Partnern mittels Kontrakt vereinbart wird, sondern laut Lipietz eine historische „Fundsache" sowie Resultat politischer Kämpfe sei und keine Notwendigkeit darstelle. (vgl. dazu folgendes Statement von Lipietz: „Die politische Ökologie wirft Probleme auf, die kein Gesellschaftsvertrag, keine grundlegende Absprache zwischen freien Individuen regelt." (Lipietz 1998a: 18, vgl. Lipietz 1993c: 2.)

zahlreiche Essays als auch Monografien – sind in diverse Sprachen übersetzt worden.

Eine systematische Aufarbeitung des Lipietz'schen Werkes gibt es in der Bundesrepublik Deutschland ebenso wenig wie eine umfassende Übersetzung. Letzteres bildet bis heute ein Hindernis für die Diskussion der methodischen Analysen, Vorschläge und für den zeitgenössischen wissenschaftlichen Disput.

In der deutschsprachigen Debatte der Regulationstheorie bildet Lipietz' Werk im Gegensatz zur Diskussion der Politischen Ökologie eine zentrale Größe. Die vernehmbare Kritik an seinen Ausführungen richtet sich daher nicht gegen seine Theoretisierung Politischer Ökologie, sondern vorrangig gegen Lipietz' Regulationstheorie. Sie konzentriert sich in der Bundesrepublik Deutschland vor allem auf die nicht ausgearbeitete Staatstheorie (vgl. Demirovic et al. 1992: 5, Becker 2002: 89/93 und Eser 2008:81ff.), einen Mangel in der Vermittlung zwischen Struktur und Handlung (vgl. Scherrer 1995: 457, Becker 2002: 81f. und Eser 2008: 115ff.), die Vernachlässigung der ideologischen beziehungsweise diskursiven Ebene (vgl. Scherrer 1995 und Eser 2008) und den dementsprechend mutmaßlichen Ökonomismus seiner Theorie.

Vor allem gegen letzteren Vorwurf haben ihn allerdings zum Beispiel Karin Fischer, Wilfried Graf und Sebastian Reinfeldt direkt verteidigt (vgl. Lipietz 1998a: 10). Einen Versuch, die ideologische beziehungsweise kulturell-diskursive Komponente in die theoretischen Überlegungen zu inkorporieren, hat Lipietz zu Beginn der 1990er-Jahre mit dem Begriff des „sozialen Paradigmas" und mit dem Hegemoniebegriff Gramscis unternommen (vgl. Lipietz 1991c: 677ff.). Eine Selbstkritik, auf die er in seinem späteren Werk mit der Analyse der unterschiedlichen Ebenen der internationalen Arbeitsteilung reagiert hat (vgl. Lipietz 1998b: 162, Fußnote 5), äußerte Lipietz Mitte der 1980er-Jahre. Damals befand er, dass die Regulationstheorie methodische Lücken bei der Untersuchung der internationalen Konfiguration der nationalen Entwicklungsmodelle aufweise (vgl. Lipietz 1984a: 3).

Lipietz' Opus ist von beeindruckender qualitativer Tiefe und nahezu unüberschaubar aufgrund seiner quantitativen Breite. Wissenschaftstheoretisch entstammt er als Schüler Charles Bettelheims und Etienne Balibars der Schule des in Frankreich in der Nachkriegszeit dominanten strukturalen beziehungsweise strukturalistischen Marxismus Louis Althussers (vgl. Lipietz 1987: 29, Lipietz 1998b: 15 und Lipietz 2008: 194).[280] Der Begriff der Repro-

280 Zu den zentralen Werken des Marxismus Althussers, die auch für Lipietz' Theorien und Methoden von Bedeutung sind, zählen vor allem *Für Marx* (Althusser 1968), die beiden Bände von *Das Kapital lesen* (Althusser/Balibar 1972) und der Aufsatz *Ideologie und ideo-*

duktion (der Struktur kapitalistischer Produktionsverhältnisse) stand in dessen Zentrum (vgl. Lipietz 1985a: xvi und Jessop 2007b: 213). Lipietz hält ausgewählte Prämissen des althusserischen Marxismus bis heute aufrecht[281], einige Begriffe verwirft er. Vor allem modifiziert er den Kern des Marxismus Althussers. Während für diesen die gesellschaftliche Struktur das letztlich determinierende Moment gesellschaftlicher Entwicklung bildete, nehmen in Lipietz' Variante politische Kämpfe um Kompromisse ihren Platz als zentrales Movens gesellschaftlicher Dynamik ein.

Mit seinen herausragenden Essays *Vom Althusserismus zur „Theorie der Regulation"* (Lipietz 1992b), *Reflections on a Tale: The Marxists Foundations of the Concepts of Regulation and Accumulation* (Lipietz 1988) und *Kette, Werkzeug und die Regulation: ein Werkzeug für die Sozialwissenschaften* (Lipietz 1998b: 77-115) sowie einem Interview mit Jane Janeson, das den vielsagenden Titel *Rebellische Söhne: Die Regulationsschule* (ebd.: 12-23) trägt, hat Alain Lipietz seine dialektische Aufhebung (im Sinne Hegels) des Marxismus Althussers dargelegt und dokumentiert.[282] Die beiden zentralen Defizite, die letztlich den Ausschlag zur Überarbeitung des Althusser-Marxismus gaben, bestanden für Lipietz darin, dass man mit ihm das Modell westlicher Reproduktion nicht habe adäquat konzeptualisieren können und dass er keine solide Basis geliefert habe, um die Krise des Fordismus seit den 1970er-Jahren zu beschreiben (vgl. Lipietz 1985a: xvi).

Ein entscheidendes Ergebnis der Abkehr von Althusser war Lipietz' Mitarbeit an der Entwicklung der sogenannten französischen Regulationstheorie seit den 1970er-Jahren.[283] Lipietz ist neben Michel Aglietta[284] und Robert Boyer einer der „leader in the ‚regulation school' of political economic theory"

logische Staatsapparate (Althusser 2010: 37-102). Lipietz beschreibt seine Bezugspunkte im Marx'schen Werk vor Übernahme des Althusser-Marxismus wie folgt: „‚Our' [Lipietz' and André Gorz'; C.S.] Marx was […] the Marx of the *1844 Manuscripts* and the sixth unpublished chapter of *Capital*. That is, how does one become and remain a ‚human individual' notwithstanding the heteronomy, the dictatorship over means and ends imposed on us by capitalism through wage-labour and the market?" (Lipietz 2008: 191. Herv.i.O.)

281 Unter anderem basiert Lipietz' Theorie immer noch auf einer Ontologie und gegenseitigen relativen Autonomie von Politik, Ökonomie und Ideologie (vgl. Lipietz 1992b: 23ff.), auf der mit dem positiven Ideologiebegriff verbundenen Aufgabe historischer Wahrheit, auf einem Begriff des Denkens beziehungsweise der Ideologie als einer von der restlichen gesellschaftlichen Praxis unabhängigen Produktivkraft (vgl. Lipietz 1985a: 18 und Lipietz 1988: 15), auf der Auflösung der Technik in soziale Verhältnisse (vgl. Lipietz 1998b: 16f.), auf einem Verständnis der sozialen Wirklichkeit als Gewebe beziehungsweise Artikulation relativ autonomer und besonderer Verhältnisse sowie auf der Unterteilung der Verhältnisse im kapitalistischen Arbeitsprozess zwischen Eigentums- und Besitzbeziehungen (vgl. Lipietz 1985a: 151 und Lipietz 1992b: 20).

282 Lipietz hat den Marxismus Althussers und Balibars vor allem als deterministisch und ökonomistisch kritisiert (vgl. Lipietz 1998a: 9 und Jessop 2007b: 236f.).

(Whiteside 2002: 212). Der „regulation approach sought to restore the ‚subject', divergence, struggle, politics (albeit illusory) and, thus, potentially emancipation within the dictatorship of the reproduction of structures" (Lipietz 2008: 194), welche der Althusser-Marxismus errichtet hatte. Während Althusser und Balibar erklärten, wie sich die Struktur des Kapitalismus reproduziert, richteten Lipietz, Aglietta, Boyer usw. ihr Augenmerk auf die Frage, wie grundlegend krisenhafte kapitalistische Verhältnisse durch politische Kämpfe stabilisiert werden. Der Fokus der Theorie verschob sich also von der Erklärung der Krisen kapitalistischer Reproduktion zur Erklärung der Reproduktion als Ausnahme von der Regel. Diese Verschiebung wird durch den Begriff der Regulation dokumentiert, der den Platz des Reproduktionsbegriffs einnahm.[285] Alain Lipietz charakterisiert die Aufgaben der Regulationstheorie wie folgt: „Alle Arbeiten der ‚Regulationisten' können […] als eine dreifache Anstrengung verstanden werden, nämlich: zu zeigen, dass die kapitalistische Reproduktion ‚nicht von selbst erfolgt', zu zeigen, warum sie während langer Zeiträume ‚trotzdem' weitergeht, zu zeigen warum nach einer gewissen Zeit eine große Krise ausbricht." (Lipietz 1998b: 100)

Die theoretische Abwendung der Regulationstheoretiker von ihrem einstigen Mentor – laut Krebs der erste Bruch in Alain Lipietz' theoretischer Entwicklung (vgl. Krebs 1998: 7) – machte sie zu den „rebellischen Söhne[n] von Althusser" (Lipietz 1998b: 15), wie es Lipietz prägnant formulierte. Innerhalb der Regulationsschule kam es zu Beginn der 1980er-Jahre zu einer Auseinandersetzung, in deren Folge sich dann zwei Strömungen herausgebildet haben: eine werttheoretische und eine preistheoretische.[286] Lipietz publi-

283 Vgl.: „Die theoretischen Konzepte der ‚Regulationsschule' wurden im Zuge konkreter Untersuchungen entwickelt, die zuerst die USA (Aglietta, 1976) und Frankreich (Cepremap, 1977) umfaßten." (Lipietz 1985b: 122)

284 Michel Agliettas erste Arbeit *Régulation et crises du capitalisme. L'expérience des États-Unis* war der Ausgangspunkt der Regulationstheorie (vgl. Fußnote 172 der vorliegenden Arbeit). Lipietz' nennt vor allem zwei Verdienste Agliettas: „The first great merit of Aglietta's work was that it demonstrated a succession of different regimes of accumulation in American history, and that it rooted the study of these regimes in the very heart of production, the labour process. Its second great merit was its understanding—not yet adequately developed—that regimes of accumulation *do not automatically* take on materiality. For only certain forces of coercion and institutional forms will assure the necessary cohesion of the strategies and expectations deployed by the agents of capitalist market economy only; only then will these converge towards a functioning regime of accumulation." (Lipietz 1985a: xvi, Herv.i.O.)

285 Zur notwendigen exakten Bestimmung des Regulationsbegriffs entgegen funktionalistischer Versuchungen vgl. Lipietz 1998b: 81.

286 Spätestens seit diesem Zeitpunkt gebe es laut Lipietz nicht mehr *eine* Regulationstheorie (vgl. Lipietz 1985a: xv und Krebs 1998: 6f.). Auch die relative Homogenität in Agliettas und Lipietz' Strömung zwischen 1976 und 1982 endete schließlich in den 1980er-Jahren

zierte 1983 die Monografie *Le monde enchanté. De la valeur à l'envol inflationniste* (die englische Fassung erschien 1985, vgl. Lipietz 1985a)[287], mit dem er verschiedene Aspekte der Marx'schen Wert- und Geldtheorie untersuchte. Seitdem gilt er als der exponierteste Vertreter der an Marx' Arbeitswerttheorie festhaltenden werttheoretischen Regulationstheorie.[288]

Bis heute unterhält Alain Lipietz zusätzlich zum Marxismus Althussers und der Regulationstheorie ein kritisch-solidarisches Verhältnis zur Weltsystemtheorie Immanuel Wallersteins und Giovanni Arrighis (vgl. Lipietz 2009a und Lipietz 2012: 41f.) sowie zur Annales-Schule Fernand Braudels. Diese drei theoretisch-begrifflich eng verwandten Ansätze seien laut Lipietz wie die Regulationstheorie verschiedene „façons de raconter l'Histoire" (ebd.: 42).

Von den 1970er- bis zum Ende der 1980er-Jahre bilden regulationstheoretisch angeleitete Analysen des Fordismus, seiner Krise und der französischen Politik sowie vereinzelte Erörterungen methodischer Fragen marxistischer Theorie im Allgemeinen und der Regulationstheorie im Besonderen den Schwerpunkt der Lipietz'schen Arbeiten. Die Internationalisierung der Produktion ist dabei „zunehmend wichtiger für den gesamten Ansatz geworden" (Lipietz 1998b: 21).

Ökologie und ökologische Probleme nehmen erst mit dem politisch-ökonomischen Gezeitenwechsel nach der Implosion der Sowjetunion um die Jahre 1989-1991 eine zentrale Position in Lipietz' wissenschaftlichen Werk ein, obwohl er bereits seit Mitte der 1980er-Jahre für die französischen Grünen politisch aktiv gewesen ist. Bis dahin haben die Regulationstheoretiker seiner Meinung nach „hardly contributed at all to an ‚economy of the environment'. The critique of Fordism included only a few denunciations of its attacks on nature, as if the ‚ecologist citizen' was then speaking out again among economists inspired by this type of analysis." (Lipietz 2002a: 2)[289]

(vgl. Lipietz 1985a: xvi).

287 In deutscher Sprache erschien dieses Buch nicht, nur in englischer (vgl. Lipietz 1985a). Der Titel (dt.: „Die verzauberte Welt") bezieht sich auf eine Passage im dritten Teil der *Theorien über den Mehrwert* (MEW 26.3), in der Marx die Dialektik der kapitalistischen Produktionsverhältnisse als Voraussetzung und Resultat ihrer Reproduktion diskutiert. Die verzauberte Welt sei laut Lipietz jene Wirklichkeit, in der „die Gestalten des Kapitals als wirkliche Agentien und unmittelbare Träger der Produktion erscheinen". Sie sei, so Lipietz weiter, die „Oberfläche" der kapitalistischen Produktionsweise, auf der den „Agenten der kapitalistischen Produktion" ihre eigenen Beziehungen „als Eigenschaften der Dinge" erschienen (vgl. MEW 26.3: 503f.).

288 Vgl. zur Unterscheidung zwischen wert- und preistheoretischen Strömung Fußnote 173 der vorliegenden Arbeit.

289 Wenn man allerdings Lipietz' relativ weit gefassten Begriff von Ökologie zu Grunde legt (vgl. Kapitel 5.3), könnte man gegen diese Periodisierung einwenden, dass seine Diskussion verschiedener von Menschen „konstruierter Umwelten" bereits vor den 1990er-Jahren

In *Choisir l'audace* stellt Lipietz 1989 erstmals zwischen seiner regulationstheoretischen Krisenanalyse und der ökologischen Krise eine Verbindung her.[290] In den 1990er-Jahren publiziert er erste Aufsätze und schließlich seine richtungsweisenden Monografien mit offenem Bezug zu ökologischen Fragen: *Vert espérance* (1993) und *Qu'est-ce que l'écologie politique? La Grande Transformation du XXI^e* (1999).[291] Rückblickend hält Lipietz im Jahr 2002 fest, dass die Regulationstheorie in den 1990er-Jahren auf weiteren Gebieten aktiv geworden sei: und zwar auf den Feldern der „economy of the environment per se and debates on the United Nations Conference on the Environment and Development and the geopolitics of global ecology" (Lipietz 2002a: 2).

Seit den 1990er-Jahren kann man konstatieren, dass die Politische Ökologie zum Dreh- und Angelpunkt der Lipietz'schen wissenschaftlichen und politischen Arbeit geworden ist. Die regulationstheoretisch angeleitete Analyse der Krise des gegenwärtigen liberal-produktivistischen Entwicklungsmodells konvergiert endgültig in Lipietz' jüngster Monografie – *Green Deal – La crise du libéral-productivisme et la réponse écologiste* (Lipietz 2012) – mit der Untersuchung der gegenwärtigen ökologischen Krise.[292]

Die um Gramscis Hegemonie- und Poulantzas' Staatstheorie erweiterte werttheoretische Regulationstheorie bleibt zwar in dem „Vorschlag einer umfassenden Neukonzeptionalisierung der ‚politischen Ökologie'" (Wolf, FO 2000: 150) in ihrem Kern erhalten, wird aber von Lipietz gänzlich neu einge-

beginnt. Allerdings ist dies in seinen Arbeiten nicht expliziert worden.

290 Die hier verwendete englische Version des Buches wurde erst 1992 mit dem Titel *Towards a New Economic Order. Postfordism, Ecology and Democracy* (Lipietz 1992a) publiziert. Lipietz betrachtet in dieser Arbeit unter anderem die Verknüpfung der Krise des fordistischen Entwicklungsmodells mit der ökologischen Krise nach dem Zweiten Weltkrieg (vgl. Lipietz 1992a: 48ff. und Whiteside 2002: 215).

291 Die deutschen Übersetzungen der beiden genannten Monografien wurden 1998 beziehungsweise 2000 unter den Titeln *Grün – Die Zukunft der politischen Ökologie* (Lipietz 1998a) und *Die große Transformation des 21. Jahrhunderts – Ein Entwurf der politischen Ökologie* (Lipietz 2000a) veröffentlicht.

292 Lipietz beschreibt seinen Werdegang in *From Marx to Ecology and Return* (Lipietz 2000c) wie folgt: „I was born intellectually as an ‚Althusserian-Maoist-Gramscist', and all my Marxist writings or political involvements are ‚anti-Stalinist'. But from 1977 to 1985 these writings and involvements appeared more and more as a mix: an increasingly greater use and development of Marxist tools as an economist, but more and more questioning of the productivist bias in Marx's world-vision. Finally, I entered Green politics in 1986. I was already convinced that, as a Marxist, I had a lot to communicate to the Greens about the analysis of current capitalist societies, about the struggle for cultural hegemony, about the question of alliances, and so on. But I realized that I should not consider ecology as a new ‚regional' field for the Marxist tool-box. In fact, ecology, like feminism some years before, had to transform the tool-box, up to the kernel." (Ebd.: 2)

fasst. Die Politische Ökologie bildet nunmehr die theoretische Totalität, in die seine Analyse der regulationstheoretisch konzipierten Ökonomie integriert ist. Sie ersetzt damit die klassische Gesellschaftstheorie und bildet für ihn eine „Gesellschaftstheorie" neuen Typus, die sich in theoretischer und politischer Abgrenzung zum (Neo-)Liberalismus und zum traditionellen Marxismus sozialdemokratischer und stalinistischer Prägung Mitte des 20. Jahrhunderts entwickelt hat.[293] Dieser Übergang von der regulationstheoretischen politischen Ökonomie zur Politischen Ökologie markiert nach seiner Überarbeitung des Marxismus Althussers und Balibars „die zweite Modifikation in der Theorieentwicklung Lipietz'" (Krebs 1998: 7) und seine theoretische Abkehr vom Marxismus überhaupt.[294]

Die Politische Ökologie ist für Lipietz zugleich dreierlei: ein Netzwerk sozialökologischer Beziehungen zwischen der besonderen, weil politischen Spezies Mensch, deren Individuen und ihrer Umwelt, eine multidisziplinäre Wissenschaft und ein politisch strategisches Projekt (im Sinne Gramscis). „Das Neue" der Politischen Ökologie bestehe laut Lipietz darin, dass sie die Beziehungen (der Individuen und der Gesellschaft) zur Natur berücksichtigt; „pour moi l'écologie politique englobe l'ensemble des rapports sociaux, y compris entre les humains, même si les rapports entre l'humanité et l'environnement constituent son domaine réservé" (Lipietz 1996: 21).

Die Kritik der Politischen Ökologie richtet sich nicht in erster Linie gegen den Kapitalismus oder den Staat, sondern das jeweils konkrete produktivistische Entwicklungsmodell einer Gesellschaft (vgl. Krebs 1998: 8), in dem sich soziale Beziehungen immer mit den Beziehungen zur Natur überschneiden. Sie lehnt daher alle technizistischen und effizienzorientierten, das heißt alle die sozialen Beziehungen ausklammernden oder punktuellen Lösungen sozialökologischer Probleme wie des Klimawandels, des Verlusts der Biodiversität usw. ab.

Gegenwärtig kämpft die Politische Ökologie hauptsächlich gegen die Entwicklungsweise des „Libéral-Productivisme" (Lipietz 2012: 9), das heißt gegen dessen repressiv-tayloristisches technologisches Paradigma, das durch Finanzmärkte und Schulden dominierte Akkumulationsregime, die neoliberale Regulationsweise und die durch „Chinamerika" regulierte internationale Konfiguration (vgl. Kapitel 5.4.2.1). Um die sozialökologischen globalen Probleme zu lösen, bedürfe es Lipietz zufolge nichts geringerem als eines

293 An „einigen Ideen des gängigen Marxismus" war für Lipietz der „wichtigste Kritikpunkt" „die Annahme der Neutralität und des nicht-sozialen Charakters der Produktivkräfte" (Lipietz 1998b: 16f., vgl. Wolf, FO 2000: 140 und Kapitel 5.3.3.1.)

294 Krebs spricht übereinstimmend mit zahlreichen Aussagen Lipietz' auch von einem „Paradigmenwechsel von Rot zu Grün […], der das Rote in sich aufnimmt" (Krebs 1998: 7).

neuen gesellschaftlichen Entwicklungsmodells, das nachhaltig ist. Dieses muss heutzutage global in sozialen Auseinandersetzungen erkämpft werden und internationale Regulierungen – vorrangig zwischen den Nationalstaaten – für sogenannte Umweltfragen beinhalten. Das neue Entwicklungsmodell, das Lipietz in Anlehnung an den US-amerikanischen „New Deal" nach der Wirtschaftskrise in den 1920er- und 30er-Jahren auf den Namen „Green Deal" (ebd.: 59) getauft hat, muss auf einem neuen sozialen Kompromisses zwischen verschiedenen gesellschaftlichen Kräften basieren (vgl. Lipietz 2002a: 3). Für die Herstellung eines solchen Kompromisses tritt die Politische Ökologie, wie sie Alain Lipietz versteht, ein. Sie wirbt mit „grünen" Werten wie Autonomie, Solidarität und Verantwortlichkeit für ihr Projekt eines sozial und ökologisch nachhaltigen Entwicklungsmodells, um eine neue globale Hegemonie herzustellen. Lipietz ist also der Auffassung, dass „there is no fundamental contradiction between the ‚environment' and ‚development'. We must reject this false dichotomy and always remember that for the immense majority of the planet, development itself means first and foremost an end to environmental degradation." (Lipietz 1993d: 112)

Lipietz' Einlassungen zu ökologischen Problemen, deren globaler Regulierung, zur ökologischen Bewegung und ökologischen Krisen wurden in den englischsprachigen Staaten deutlich breiter aufgenommen als in der Bundesrepublik Deutschland. Sein Essay *Political Ecology and the Future of Marxism* (Lipietz 2000b) hat zum Beispiel in der US-amerikanischen Zeitschrift *Capitalism Nature Socialism* eine mehrteilige Debatte über Lipietz' fragwürdiges Bild *des* Marxismus und dessen Verhältnis zu ökologischen Problemen ausgelöst.[295]

Innerhalb des grün-libertären Dispositivs der deutschen Wissenschaften sowie unter den Anhängern von Bündnis 90/Die Grünen gibt es ebenfalls eine Rezeption der „grünen" Aspekte der Lipietz'schen Arbeiten.[296] Die Rezeption seines Werks wird aber, wie oben erwähnt, immer noch von Lipietz' Lesart der Regulationstheorie dominiert. Eine breite Rezeption und Diskussion der Politischen Ökologie des französischen Autors hat es bis dato nicht gegeben. Verschiedene deutsche Autoren, die allesamt wissenschaftlich-theoretische Verwandtschaftsverhältnisse mit der Regulationstheorie unterhalten,

295 Lipietz hat die Debatte online zur Verfügung gestellt: http://lipietz.net/spip.php?article290 (zuletzt engesehen am 23.12.2016) (vgl. *Capitalism Nature Socialism*. Band 11. Nr. 2. London/New York 2000. S. 67-109).

296 Zu dessen Verbreitung in der Bundesrepublik haben vor allem Frieder-Otto Wolf, Hans-Peter Krebs, die Heinrich-Böll-Stiftung sowie die Zeitschrift für Sozialwissenschaften und Philosophie *Das Argument* durch Übersetzungen und Publikationen beigetragen. Ihr Engagement wurde im deutschsprachigen Raum durch die Arbeit von Institutionen und Personen ergänzt, die den österreichischen Grünen nahestehen.

kritisieren Lipietz jedoch erstens für die Nicht-Übertragung der Regulationstheorie auf die gesellschaftlichen Verhältnisse zur Natur und zweitens für die theoretisch unterbestimmte Integration der Naturverhältnisse in die Regulationstheorie (vgl. Raza 1999: 2, Brand 2000: 138, Becker 2002: 93 und Görg 2003d: 187).

In der vorliegenden Arbeit wird ebenfalls die Auffassung vertreten, dass die Naturverhältnisse nicht theoretisch konsequent in die Regulationstheorie durch Lipietz integriert worden sind. Vielmehr ist mit der Theoretisierung der Politischen Ökologie die Regulationstheorie dezentriert und in diese aufgenommen worden. Lipietz hat also einen fundamentalen Wechsel des Hauptgegenstandes seiner Theorie vorgenommen.

Außerdem hat er sich selbst zur Frage einer möglichen Übertragung der Regulationstheorie auf andere Gegenstandsbereiche sehr zurückhaltend geäußert:

„Wenn wir nicht in der Lage sind, den Regulationsansatz auf andere Disziplinen auszudehnen, auf die Betrachtung all der anderen sozialen Beziehungen, werden wir unsere Aufgabe als Makroökonomen nicht fortführen können. Wenn ich ‚ausdehnen' sage, so meine damit gerade nicht, dass die Methoden die zuerst von den Makroökonomen entwickelt wurden, für andere Bereich in einer imperialistischen Art und Weise übernommen werden sollen […]. Wir müssen aus den anderen Sozialwissenschaften lernen, wie sie mit den gleichen Problemen umgehen, mit denen wir konfrontiert sind, d.h. wie widersprüchliche soziale Verhältnisse gelöst und transformiert werden." (Lipietz 1998b: 22f.)

Nichtsdestotrotz ist es vor allem angesichts der inneren theoretischen und logischen Systematik sowie der wiederkehrenden Anstrengungen, die eigenen methodischen und theoretischen Konzepte zum Gegenstand wissenschaftlicher Analyse zu machen, auffällig, dass die Integration des gesellschaftlichen Naturverhältnisses und der Regulationstheorie in Lipietz' Politischer Ökologie bis heute ungewöhnlich unterbestimmt ist und in seinen Arbeiten theoretisch nicht explizit entwickelt wird.[297]

297 Lipietz' gibt selbst nur wenige Hinweise auf die Beziehung zwischen seiner Analyse der gesellschaftlichen Naturverhältnisse und der Regulationstheorie. In seinem 2002 erschienenen Essay *Regulationist Political Ecology or Environmental Economics?* (Lipietz 2002a) nennt er zumindest drei Aspekte der Regulationstheorie, die für die Untersuchung gesellschaftlicher Naturverhältnisse geeignet sind: „The environment presumes an economy oriented by ethics and public decisions. The environment presumes an economic dynamic founded on social reproduction and included within ecological reproduction. The environment presumes a long or very long term economy." (Ebd.: 3) Und in einem jüngeren Aufsatz von 2010 mit dem Titel *Footpaths for a Green Deal. The fall of the Liberal-Productivist model and its alternative* (Lipietz 2010a) bezeichnet Lipietz die Erforschung eines „ecologically sustainable regime of accumulation" als ein „new field of investigation for Regulation approach" (Lipietz 2010a: 7f.).

Im Folgenden werden zwar gesellschaftstheoretische Fragmente der Lipietz'schen Arbeit erörtert, allerdings nur soweit dies für die Einordnung und das Verständnis seiner Konzeption des gesellschaftlichen Verhältnisses zur Natur erforderlich ist. Zahlreiche andere Elemente des Lipietz'schen Denkens, die für die Erarbeitung einer zeitgemäßen kritischen Theorie der Gesellschaft einer immanenten Kritik unterzogen werden könnten, bleiben damit von der Darstellung und Kritik ebenso ausgespart wie spezifische politische Einschätzungen.[298] Es ist jedoch schlicht analytisch unmöglich, Alain Lipietz' Arbeit sachgerecht zu porträtieren und zu kritisieren, ohne dabei auf verschiedene Aspekte seiner Arbeit einzugehen, die nicht direkt mit den gesellschaftlichen Beziehungen zur Natur in Verbindung stehen. Es wird sich zeigen, dass die Begriffe seiner politischen Ökologie in einem untrennbaren Verhältnis zum restlichen Begriffsapparat seiner Gesellschaftstheorie stehen.

Die Darstellung und Kritik beginnt mit Lipietz' theoretischen Prämissen (vgl. Kapitel 5.1). Es folgen die Grundkonzeptionen der Politischen Ökologie (vgl. die Kapitel 5.2 und 5.3), der beiden Formen des „Produktivismus'" (vgl. Kapitel 5.4) und der Formen ökologischer Krisen (vgl. Kapitel 5.5) sowie schließlich Lipietz' Überlegungen für Auswege aus den ökologischen Krisen des Fordismus und des „Libéral-Productivisme" (Lipietz 2012: 9) (vgl. Kapitel 5.6).

298 Dazu zählen beispielsweise die trotz aller Kritik bis heute überaus positive Einschätzung der Europäischen Union (vgl. Lipietz 1993a: 102, Lipietz 1995: 137f., Lipietz 1997a: 16 und Lipietz 2004: 65), Teile der Lipietz'schen Marxinterpretation (vgl. zum sogenannten „Transformationsproblem" vor allem Lipietz 1985a, Lipietz 1985b und Lipietz 1998b: 35), seine daran anschließenden ökonomietheoretischen Überlegungen zum Wert, Preis und Geld, seine Interpretation der „Aufnahme" der DDR durch Westdeutschland (vgl. Lipietz 1993a: 32), die mittlerweile historisch widerlegte These eines möglichen Sieges des Kalmarismus über den Neotaylorismus (vgl. Lipietz 1991b: 96), die voluminösen aber überwiegend nicht übersetzten Analysen der französischen Entwicklungsmodelle (vgl. Lipietz 1984c und Lipietz 1996), seine überwiegend plausible Interpretation der Ökonomie der Sowjetunion als „Staatskapitalismus" (Lipietz 1984c: 103 und Lipietz 1998b: 126ff.), die anschauliche Darstellung und Theoretisierung internationaler Arbeitsteilung und der ungleichen Entwicklung auf internationaler Ebene (vgl. Lipietz 1987: 25ff.), Lipietz' raumtheoretische Überlegungen (vgl. Lipietz/Leborgne 1987/1990, Lipietz 1991a und Lipietz 1998b: 155ff.), seine Einlassungen zu Fragen der Geschlechterpolitik (vgl. Lipietz 1998b: 187ff.) und seine Untersuchung zur Entstehungsdynamik internationaler Abkommen (vgl. Lipietz 2000a: 102 und Lipietz 2003: 3f.). Insbesondere das umfangreiche ökonomietheoretische Werk Lipietz' kann nur kurz umrissen werden, weil er die Regulationstheorie – anders als etwa Görg/Brand – nur marginal zur Erklärung und Bearbeitung ökologischer Probleme heranzieht.

5.1 Theoretische Prämissen und Methodik

„A Science of Society is a Science of Social Relations."
(*Reflections on a Tale*, Lipietz 1988: 12)
Alain Lipietz

5.1.1 Louis Althussers Schule

„Sie war fähig, die vergangenen Bedingungen zu analysieren, doch sie war ohnmächtig, das Neue zu fassen, die Menschheit bei der Gestaltung der Welt."
(*Vom Althusserismus zur „Theorie der Regulation"*, Lipietz 1992b: 41)
Alain Lipietz

Wie bereits in der Einleitung zu Kapitel 4 erwähnt, basiert Lipietz' Politische Ökologie bis heute auf einigen Elementen marxistischer Theorie, auch wenn sie um einen neuen theoretischen Kern angeordnet worden sind. Lipietz' Marxismus fußt auf den Marx-Interpretationen Louis Althussers[299], obwohl er im Zuge der Herausbildung der Regulationstheorie mit einigen zentralen Thesen Althussers gebrochen hat. Andere wesentliche Thesen des althusserischen Marxismus sind dennoch bis heute in Lipietz' Politischer Ökologie erhalten geblieben (vgl. ebd.: 54). Dabei handelt es sich vor allem um philosophisch-erkenntnistheoretische Elemente, das heißt um Althussers „dialektischen Materialismus" (Althusser 1968: 107), wie dieser ihn maßgeblich in *Für Marx* formuliert hat. Diese philosophischen Elemente Althussers in Lipietz' Denken werden durch ideologie- und ökonomietheoretische Begriffe ergänzt, die Althusser zum Beispiel in seinem Aufsatz *Ideologie und ideologische Staatsapparate* und zusammen mit Etienne Balibar in den beiden Bänden mit dem Titel *Das Kapital lesen* herausgearbeitet hat. Im Folgenden werden nur die theoretischen Elemente Althussers dargestellt, an die Lipietz anknüpft beziehungsweise übernimmt.

Vorab muss man sich vergegenwärtigen, dass Lipietz ganz im Sinne Althussers die Ergebnisse seiner Wissenschaft nicht als Aussagen über die Wirklichkeit versteht, sondern als Resultate eines relativ unabhängigen historisch spezifischen Produktionsprozesses des Geistes. Theorie betrachtet er als besondere Form der Praxis, die selbst die Wirklichkeit mit konstituiert. „Der

299 Althusser knüpft selbstverständlich wieder an andere Theoretiker an. Für die Entwicklung seines Marxismus sei neben Lenin, Spinoza, Freud und Bachelard (vgl. Althusser 1968: 125) laut Lipietz vor allem Maos *Über den Widerspruch* entscheidend, weil es der Ausgangspunkt für das erste zentrale Werk Althussers – *Für Marx* – gewesen sei (vgl. Lipietz 1992b: 38).

Prozeß der Erkenntnis ist“, so Lipietz in Anschluss an Althusser, „ein Produktionsprozeß wie jeder andere.“ (Lipietz 1992b: 14)[300] Wenn man also zum Beispiel soziale Verhältnisse identifiziert, bedeutet dies,

> „einen theoretischen (und nicht einen empirischen) Akt vorzunehmen, inklusive aller theoretischen Risiken und Gefahren, für die wir selber verantwortlich sind. Dieser Akt ist niemals gesellschaftlich, denn er bezieht sich auf die Vorstellung, die wir uns von der Gesellschaft machen, und insofern kann er zur Rechtfertigung oder zur Infragestellung dieser Verhältnisse beitragen.“ (Lipietz 1985b: 110)

Wenn also in der Folge von Althussers und Lipietz’ Theorien und ihren Begriffen die Rede ist, sind damit die Produktionsmittel in wissenschaftlichen Produktionsprozessen von Erkenntnissen gemeint, die selbst ein Teil der praktischen Wirklichkeit sind. Als solche sind sie ebenso veränderbar wie alle anderen Formen der Praxis (vgl. Lipietz 1987: 13 und Lipietz 1988: 12/15). Vor allem aber kann die theoretische Praxis für Lipietz „never be socially neutral“ (ebd.: 15), das heißt, er entscheidet sich für diese und gegen eine andere theoretische Praxis.

Die Gesellschaft konstituiere sich Althusser zufolge vor allem durch drei voneinander relativ autonome Instanzen (vgl. Althusser/Balibar 1972: 77/272ff./294, Lipietz 1992b: 9/19/25/44 und Althusser 2010: 45), die auf der Basis widersprüchlicher[301] sozialer Verhältnisse[302] eigene komplexe Strukturen

300 „[O]ur concepts do not drop ready made out of the sky—they are in fact the product of partial systemization of the real, which is itself only partially a system. They can be used afterwards for different concrete situations to identify some general characteristics which they had already clarified.“ (Lipietz 1984b: 84, vgl. Althusser 1968: 113/124ff. und Althusser/Balibar 1972: 26ff./78).

301 Ein Widerspruch sei laut Lipietz ein Verhältnis, „das zwei Pole in ihrer Einheit und ihrem Gegensatz definiert“ (Lipietz 1998b: 86, vgl. Lipietz 1991a: 131, Lipietz 1992b: 39 und Lipietz 2012: 34, Fußnote 9).

302 Um von einem sozialen Verhältnis reden zu können, müsse laut Lipietz erstens „eine gewisse Beständigkeit in der Art und Weise, in der die Menschen miteinander in Beziehung treten“ (Lipietz 1985b: 109), vorhanden sein, zweitens müsse es als ein Verhältnis von den Akteuren anerkannt werden (vgl. Lipietz 1985b: 111 und Lipietz 1988: 16f.) und drittens müsse es sich reproduzieren können (vgl. Lipietz 1985b: 109ff.). In der Gesellschaft existieren keineswegs nur diese drei Verhältnisse. Dennoch konzentrieren sich sowohl Althusser und Balibar als auch Lipietz auf diese drei.

entwickeln: die Ökonomie, die Politik[303] und die Ideologie[304] (vgl. Althusser/Balibar 1972: 242).

> Jedes soziale Verhältnis, das in der menschlichen Gesellschaft (mit Überdeterminationen) existiert, (ob es sich nun um ein Paar oder eine Nation handelt), schneidet aus dieser Gesellschaft ein System von Stellungen heraus, seien diese hierarchisiert (Kapitalisten/Lohnabhängige) oder nicht hierarchisiert (Liebende/Tauschpartner). Diese Stellungen sind innerhalb des sie definierenden Verhältnisses komplementär: Unter diesem Blickwinkel ist das Verhältnis eine Struktur." (Lipietz 1998b: 86, vgl. Lipietz 1992b: 39.)

Die drei Instanzen Ökonomie, Politik und Ideologie unterhalten immer schon komplexe Beziehungen mit einander, in denen sie einander „überdeterminieren".[305] Demzufolge besitzt jede Ökonomie auch eine politische und eine ideologische Dimension, jede ideologische eine ökonomische und politische und jede politische eine ökonomische und ideologische. Zudem existiert niemals eine der Instanzen (zeitlich oder räumlich) unabhängig von den anderen. Die drei sind immer in einem Netzwerk oder Gewebe sozialer Beziehungen miteinander artikuliert (vgl. ebd.: 9/15/44 und Lipietz 1998b: 157).

Die Struktur, die aus den wechselseitig sich beeinflussenden Verhältnissen zwischen den einzelnen Instanzen insgesamt hervorgeht, ist ebenfalls komplex und als „Struktur der Strukturen" (Lipietz 1992b: 43) beziehungsweise

---

303 Vgl.: „Die politischen Strukturen einer Produktionsweise ‚bestehen aus der institutionalisierten Staatsmacht'." (Lipietz 1992b: 23) Die „Autonomisierung der politischen Ebene" sei allerdings, so Lipietz, „ein Charakterzug der kapitalistischen Produktionsweise". Daher könne eigentlich „von ‚Politik' und ‚Staat' nur im bürgerlichen Sinne gesprochen werden" (Lipietz 1992b: 23f.).

304 Lipietz definiert die ideologische Instanz wie folgt: „Die ideologische Ebene ist der Ort, wo die Akteure einer Formation, Träger ihrer Strukturen, ihre Existenzbedingungen leben, das ‚gelebte' Verhältnis von Akteuren zu diesen Bedingungen. Sie hat in den Produktionsweisen und Gesellschaftsformationen die Funktion, ‚die wirklichen Widersprüche zu verdecken, einen relativ kohärenten Diskurs auf imaginärer Grundlage wiederherzustellen'. Sich weiter erstreckend als begriffliche Systeme, umfaßt sie ein Ensemble von Praktiken und von Strukturen, die die ‚Kultur' einer Gesellschaft konstituieren (von der Produktionsweise bis zur Religion). Sie spiegelt also im Imaginären die Einheit der Formation wider, indem sie den *Zement* (nach einem Ausdruck Gramscis) bildet, das Imaginäre hat aber eine reale Wirksamkeit auf anderen Ebenen der Struktur." (Lipietz 1992b: 23, Herv.i.O.) Die Bestimmung der Ideologie, auf der Lipietz' Definition aufbaut, findet sich ausführlicher entwickelt in Althussers *Ideologie und ideologische Staatsapparate* (vgl. Lipietz 2010: 71ff./104f.).

305 Den Begriff der Überdeterminierung adaptiert Althusser von Freud (Althusser/Balibar 1972: 253), nicht jedoch, ohne ihn in die neue Konstellation seines Theoriesystems zu integrieren und die Bedeutung des Begriffs dementsprechend (leicht) zu verändern (vgl. Althusser 1968: 65f./152/156). Gemeint ist hier, dass die verschiedenen Instanzen und Ebenen einandern und dadurch die Gesellschaft als ganze determinieren. Eine Veranschaulichung der Überdeterminierung anhand der Beispiele der Geschlechterverhältnisse und der Ökonomie findet sich bei Lipietz (vgl. Lipietz 1996: 201ff.).

„Produktionsweise“ (Lipietz 1998b: 157)[306] immer schon gegeben.[307] In ihr dominieren „in letzter Instanz“[308] die ökonomischen Produktionsverhältnisse die Beziehungen, die den anderen Instanzen zugrunde liegen (Lipietz 1992b: 16).[309] Die verschiedenen Instanzen sind jedoch trotz dieser gesellschaftlichen „Struktur mit Dominante“ (Althusser 1968: 146) beziehungsweise trotz des immer schon gegebenen strukturierten und komplexen Ganzen mit Determinante nicht allein auf die ökonomischen Produktionsverhältnisse zurückzuführen oder gar mit ihnen identisch.

Unter den Produktionsverhältnissen im Kapitalismus verstehen Louis Althusser und in Anschluss daran Lipietz vor allem die ebenfalls widersprüchliche Beziehung zwischen Kapital und Arbeit. Das Verhältnis von Kapital und Arbeit als Lohnverhältnis im kapitalistischen Produktionsprozess lässt sich vor allem durch zwei Formen der Beziehung bestimmen. Zum einen durch das Eigentums- und zum anderen durch das Besitzverhältnis. Das Eigentumsverhältnis umfasse laut Althusser und Balibar die Stellung der Klassen zum Eigentum an den Produktionsmitteln. Mit dem Terminus Besitzverhältnis ist die Beziehung zwischen arbeitender und herrschender Klasse im Arbeitsprozess gemeint, durch die die Produktion in Gang gesetzt und reproduziert wird.[310]

Die Produktivkraft der gesellschaftlichen Arbeit entspringt für Lipietz nicht aus den Maschinen oder der Technik, sondern aus der Form des Besitz-

306 Lipietz bestimmt den Begriff wie folgt: „Die Produktionsweise ist tatsächlich vor allem die Reproduktion der Stellungen der verschiedenen Elemente der Struktur.“ (Lipietz 1992b: 28) „Reine Produktionsweisen gibt es nicht. Sie existieren in Wirklichkeit allein in bestimmten Kombinationen, spezifischen Überschneidungen.“ (Lipietz 1992b: 26)

307 „Alle Verhältnisse tragen dazu bei, die gesellschaftliche Realität zu schaffen, aber jedes Verhältnis setzt die gesellschaftliche Realität als Gegebenheit voraus.“ (Lipietz 1998b: 158, vgl. Lipietz 1992b: 9/16.)

308 Althusser wählt diesen Begriff (vgl. Althusser 1968: 79ff., Althusser/Balibar 1972: 129/289 und Althusser 2010: 45), weil Engels ihn mehrfach in einem ähnlichen Sinne gebraucht hat (vgl. MEW 19: 208, MEW 20: 610, MEW 21: 494 und MEW 37: 463ff.). Bei Lipietz vgl. Lipietz 1984b: 84, Lipietz 1992b: 17/24 und Lipietz 1998b: 157.

309 Althusser insistiert darauf, dass die „einsame Stunde der ‚letzten Instanz‘“ nie schlage, „weder im ersten noch im letzten Augenblick“ (Althusser 1968: 81).

310 Althusser und Balibar beziehen sich mit diesen Begriffen in *Das Kapital lesen* auf die Termini der reellen und formellen Subsumtion der Arbeit unter das Kapital, wie Marx sie im *Kapital* (vgl. MEW 23: 532f.) einführt. Sie behaupten, dass es das Besondere der kapitalistischen im Vergleich zu präkapitalistischen Produktionsverhältnisse sei, dass Eigentums- und Besitzverhältnisse miteinander identisch seien, das heißt, dieselben Akteure verfügten einerseits über die Produktionsmittel und setzten den Produktionsprozess in Gang und andererseits besäßen die Produzenten keinerlei Eigentum an den Produktionsmittel und auch keine Kontrolle über den Arbeitsprozess (vgl. zum gesamten Komplex Althusser/Balibar 1972: 284ff. und Lipietz 1992b: 20ff.).

verhältnisses, das heißt im Kapitalismus den konkreten Beziehungen zwischen Kapital und Arbeit im Arbeitsprozess. Für Lipietz ebenso wie für Althusser und Balibar bestimmen die Produktionsverhältnisse die Produktivkräfte (vgl. Lipietz 1998b: 17). Daher verwerfen Althusser und Balibar die Unterscheidung zwischen den Produktivkräften als Technologien beziehungsweise Technik und den sozial bestimmten Produktionsverhältnissen (vgl. Althusser/Balibar 1972: 315)[311] und die These neutraler Produktivkräfte (vgl. Lipietz 1992b: 21/37ff./44 und Lipietz 1998b: 16f.). Für sie sind die Produktivkräfte der Arbeit soziale Kräfte, die einen Klassencharakter haben.

Die Aufspaltung der Beziehungen zwischen Kapital und Arbeit in Eigentums- und Besitzverhältnis widerspricht der Marx'schen Darstellung im *Kapital* formell und inhaltlich. Formell besteht ein Widerspruch, weil Marx in der logisch-systematischen Entwicklung des Widerspruchs zwischen Gebrauchswert und Wert vom Abstrakten zum Konkreten methodisch aufsteigt und insofern das Besitzverhältnis auf dem Eigentumsverhältnis basiert und dieses konkretisiert. Die inhaltliche Kontradiktion schließt daran an. In der kapitalistischen Produktionsweise umfasst das Kapitalverhältnis sowohl das Eigentums- als auch das Besitzverhältnis. Beide Verhältnisse fallen in einander, sind identisch. Das Eigentumsverhältnis kann nur mit der Reproduktion des Besitzverhältnis (unabhängig seiner Form) im Arbeitsprozess überhaupt reproduziert werden. Gelingt es nicht, eine Form des Arbeitsprozesses (Besitzverhältnis) zu finden, die auch das Eigentumsverhältnis reproduziert, geraten die kapitalistischen Produktionsverhältnisse an ihr Ende.

Es kann zur empirisch-historischen Untersuchung der bestehenden sozioökonomischen Formationen des Kapitalismus sinnvoll sein, zwischen Eigentums- und Besitzverhältnis zu unterscheiden, um zu zeigen, dass das Kapitalverhältnis in unterschiedlichen historischen Formen im Arbeitsprozess reproduziert werden kann. Insofern ist das Vorgehen von Lipietz und anderen Regulationstheoretikern gerechtfertigt. Theoretisch stringent bleibt aber – wie Althusser und Balibar eingestehen (vgl. Althusser/Baliber 1972: 287ff.) – jede Form des kapitalistischen Arbeitsprozesses immer zugleich eine Form des Eigentumsverhältnisses.

Problematisch wird diese Unterscheidung in Lipietz' Ansatz, weil er das Besitzverhältnis zum zentralen Maßstab der Analyse und Bewertung verschiedener gesellschaftlicher Entwicklungsmodelle erhebt, ohne die Eigentumsverhältnisse entsprechend zu berücksichtigen. Mit anderen Worten: Lipietz vernachlässigt, dass der kapitalistische Arbeitsprozess zugleich Verwertungsprozess ist und unterscheidet Gesellschaften in erster Linie entlang der

311 Vgl. dazu Lipietz 1984a: 9 Fußnote 4, Lipietz 1992b: 19ff. und Lipietz 1998b: 20.

Organisation des Arbeitsprozesses und nicht anhand ihres Eigentumsverhältnisses beziehungsweise ihres Produktionsverhältnisses. Der Hauptwiderspruch verläuft für ihn folglich zwischen einer für die Arbeiter ungerechteren und gerechteren Form des Kapitalverhältnisses (vgl. dazu auch Kapitel 5.6) und nicht zwischen einer feudalen, einer kapitalistischen und zum Beispiel einer sozialistischen beziehungsweise kommunistischen Gesellschaftsformation.

Wenn das Besitzverhältnis den Ausgangspunkt zur Analyse und Kritik der kapitalistischen Produktionsweise bildet, ist es zwar konsequent, die Auffassung, die Produktivkräfte seien „neutral" und daher nur von der unterdrückten Klasse in ihrem Sinne unter anderen Produktionsverhältnissen anzuwenden als bisher, in ihr Gegenteil umzukehren. Aber sowohl Althusser und Balibar als auch Lipietz irren. Weder bestimmen die Produktionsverhältnisse einseitig die Produktivkräfte noch die Produktivkräfte die Produktionsverhältnisse. Beide stehen in einem permanenten widersprüchlichen Verhältnis zueinander.

Wie Marx im vierten Abschnitt des ersten Bandes des *Kapital* (vgl. MEW 23: 331-530) zeigt, werden einerseits sowohl die Beziehungen der Lohnarbeiter untereinander und zum Kapital im Arbeitsprozess als auch die in Maschinen vergegenständlichten Produktivkräfte den Anforderungen der Mehrwertproduktion nicht nur unterworfen, sondern ihnen auch in ihrer konkreten Form angepasst. Die Formen der sozialen und technologischen Produktivkräfte sind also Resultate dem aus den Produktionsverhältnissen entspringenden Zwang zur Mehrwertproduktion und insofern auch das Ergebnis historisch spezifischer kapitalistischer Produktionsverhältnisse. Andererseits erlangen die Produktivkräfte im kapitalistischen Arbeitsprozess eine relative Autonomie vom Kapitalverhältnis.[312] Durch ihre Form verkürzen sie aber nicht nur die notwendige Arbeitszeit (was auch ein Gewinn für eine andere Organisation der gesellschaftlichen Arbeit sein kann). Sie tragen zur Unterwerfung der Arbeiter unter das Kapital und damit zur Perpetuierung des Kapitalverhältnisses bei, indem sie die Arbeiter voneinander trennen, sie disziplinieren, ihre Kompetenzen nicht fördern, sondern beschneiden, und alle ihre natürlichen Fähigkeiten in den Dienst des Kapitals stellen (von der Muskelkraft bis hin zur Kreativität). Engels zeigt dies zum Beispiel anhand der Einführung der Spinnmaschine (selfacting mule) in *Umrisse zu einer Kritik der Nationalökonomie* (vgl. MEW 1: 523f.).

312 Erst die relative Autonomie der Produktivkräfte von den Produktionsverhältnissen erlaubt Marx, nicht die Produktivkräfte, sondern deren kapitalistische Anwendung als das wesentliche Problem der kapitalistischen Produktionsweise zu kritisieren (vgl. MEW 23: 416).

Darüber hinaus ist es eine vereinseitigende Position, die Steigerung der Produktivkraft der Arbeit einzig der Beziehung zwischen Kapital und Arbeit im Arbeitsprozess zuzuschreiben, wie Lipietz es in Anschluss an Althusser tut. Eine Steigerung der Produktivität eines Arbeitsprozesses lässt sich niemals nur auf eine Veränderung der Produktionsmittel oder der Beziehungen zwischen Kapital und Arbeit reduzieren. Ebenso wie produktivere Produktionsmittel in der Regel eine andere Form der Arbeitsorganisation erforderlich machen, verlangt eine produktivere Arbeitsorganisation andere Produktionsmittel (vgl. MEW 23: 331-530). Diese beiden sind aber auch nicht die einzigen Faktoren, die die Produktivkraft der Arbeit ausmachen. Marx schreibt im *Kapital*:

„Die Produktivkraft der Arbeit ist durch mannigfache Umstände bestimmt, unter anderen durch den Durchschnittsgrad des Geschickes der Arbeiter, die Entwicklungsstufe der Wissenschaft und ihrer technologischen Anwendbarkeit, die gesellschaftliche Kombination des Produktionsprozesses, den Umfang und die Wirkungsfähigkeit der Produktionsprozesses, und durch Naturverhältnisse." (Ebd.: 54)

Für Marx umfassen die Begriffe der Produktivkräfte und der Produktivkraftsteigerung dementsprechend sowohl die sozialen Beziehungen zwischen Kapital und Arbeit, der Arbeiter untereinander als auch die in Maschinen vergegenständlichten Produktionsmittel. Es ist also eine Frage der konkreten historischen Analyse, auf welche Weise genau die Arbeit effizienter organisiert wird und keine philosophisch oder theoretisch im Vorfeld zu lösende. Hervorstechend ist in diesem Punkt Lipietz' Eindimensionalität, die sich mit seinem Versuch, einen historisch und politisch offenen Ansatz zu formulieren, nicht verträgt.

Auffällig ist darüber hinaus, dass Lipietz in keiner Weise begründet, warum er die ontologische Trias von Ökonomie, Politik und Ideologie von Althusser kritiklos übernimmt und warum gerade diese Instanzen von zentraler Bedeutung sind. Auch wenn es plausibel erscheint, ausgehend von diesen drei Instanzen ein Bild der Gesellschaften zu entwickeln, entbindet dies Lipietz nicht davon, Argumente dafür anzuführen.[313] Da er es unterlässt, handelt es sich schlicht um eine nicht weiter begründete subjektivistische Ontologie.

Zusätzlich adaptiert Lipietz den positiven Ideologiebegriff Althussers.[314] Althusser wirft Marx vor, einen positivistischen und historizistischen Ideologiebegriff vertreten zu haben (vgl. Althusser 2010: 73) und entwickelt daher

313 In genau diesem Punkt besteht eine der Stärken des sogenannten Ableitungsmarxismus, dem es gelingt, bürgerliche Politik und Ideologie als historisches und logisches Resultat der bürgerlichen Produktions- und Verkehrsweise zu erklären.

314 Dies ist zum Beispiel daran erkennbar, dass Lipietz sich positiv auf die „*idéologie* ‚libérale-libertaire'" (Lipietz 1984c: 106, Herv. C.S.) bezieht.

einen Ideologiebegriff, der ihm zufolge eine „*omnihistorische* Realität“ (ebd.: 74, Herv. i.O.) besitze, das heißt: „Die Ideologie ist ewig“ (ebd.) in der Geschichte und wird von allen Individuen gleichermaßen vertreten, ob sie nun zum Beispiel den Kapitalismus befürworten oder ihn ablehnen.

Althusser verwirft damit den Begriff der Wahrheit, der das Gegenstück zum klassischen marxistischen Ideologiebegriff bildet, und mit ihm die Differenz zwischen wahr und falsch. Er setzt dagegen das Denken, Imaginieren und Vorstellen überhaupt mit Ideologie, also falschem Bewusstsein von der historisch spezifischen Wirklichkeit, gleich.

Zudem entkoppeln Althusser und Lipietz das Denken von seiner historisch-gesellschaftlichen Abhängigkeit von der Wirklichkeit und unterscheiden radikal zwischen Real- und Erkenntnisobjekt, so als ob das eine ohne das andere denkbar wäre. Wie weiter unten noch gezeigt wird, behauptet Lipietz zum Beispiel, dass die kapitalistische Produktionsweise nicht existiere, sondern das Produkt eines theoretischen Produktionsprozesses sei (vgl. Lipietz 1985a: 18). Solche ideologietheoretischen Positionen ebnen idealistischem Relativismus den Weg.

5.1.2 Der Bruch mit Althussers Philosophie und die Schule der Regulation

Der zentrale Bruch zwischen dem althusserischen strukturalen Marxismus und Lipietz' Politischer Ökologie tritt mit der wissenschaftlichen Konzeption gesellschaftlicher Entwicklung zu Tage, die Lipietz eingebettet in die Überlegungen der Regulationsschule[315] entwickelt.[316]

315 Die Untersuchungen der Regulationstheorie beleuchten die Brüche in der Geschichte kapitalistischer Entwicklungsmodelle „durch die Analysen der industriellen Organisationsformen und der institutionellen Formen und zeigen, dass sich die Wachstumsperioden durch *Akkumulationsregime* auszeichnen, die über eine lange Periode eine Übereinstimmung zwischen den Transformationen der Produktionsnormen (ausgelöst durch die dominante Art der Arbeitsorganisation) und der Orientierung des Konsums herstellen. […] Institutionelle Formen und in den Wünschen der Akteure internalisierte Normen (ein ‚Habitus') sichern die Konvergenz der Antizipation und Verhaltensweisen im Sinne dieses Akkumulationsregimes: *Regulationsformen*, die sich auf die Organisation des Lohnarbeitsverhältnisses, der Konkurrenz, der Verwaltung des Geldes, die Staatsinterventionen beziehen. Aus der Verschränkung dieser partiellen Regulationsformen ergibt sich dieser Schule zufolge eine *Regulationsweise* […].“ (Lipietz 1998b: 37f., Herv.i.O., vgl. Lipietz 2009a: 4.) Interessanterweise deckt sich diese Bestimmung der Methode der Regulationstheorie mit Lipietz' Interpretation der Marx'schen (vgl. Lipietz 1985a: 55f.). Ob diese Lesart des Marx'schen Werkes zutreffend ist, kann hier nicht diskutiert werden.

316 Lipietz' Kritik am strukturalen Marxismus Althussers konzentriert sich darüber hinaus auf folgende Punkte: Erstens werde das Warenverhältnis, wenn überhaupt, nur oberflächlich be-

Althusser und Balibar denken gesellschaftliche Entwicklung als Reproduktion eines immer schon gegebenen und überdeterminierten Ganzen mit Determinante (vgl. ebd.: xvi/158, Lipietz 1992b: 11/54 und Althusser 2010: 37ff.). Sie suchen dementsprechend auch nach Erklärungen für Krisen der Reproduktion der gesellschaftlichen Struktur, während sie die Reproduktion als den Normalfall unterstellen.[317] Lipietz und die Regulationsschule kritisieren diese theoretische Konstruktion, weil durch sie die Widersprüchlichkeit und jegliches subjektive Element aus der Historie – und mit ihr jegliche Möglichkeit der Veränderung – und aus der Theorie entfernt würden (vgl. Lipietz 1998b: 18/79f.). Es komme, so Lipietz, zu einer „Verknöcherung der Kategorie des Widerspruchs zur Kategorie der Struktur" (Lipietz 1992b: 34).

Die Regulationstheoretiker reagierten auf dieses Defizit mit theoretischen Innovationen.[318] Lipietz und die Co-Entwickler der Regulationsschule gehen nicht davon aus, dass sich eine Struktur von selbst reproduziert. Für sie ist hingegen „der Widerspruch der Motor der Entwicklung" (ebd.: 18).[319] Der

handelt und als zweitrangig betrachtet (vgl. Lipietz 1992b: 22 und Lipietz 1998b: 79). Folglich verträten Althusser/Balibar zweitens eine „vulgäre Auffassung des Werts (Substantialismus)" (Lipietz 1985a: 159) und sprächen drittens nicht über die Fetischformen (vgl. Lipietz 1985a: 161). Althusser sei auch nicht imstande gewesen, das westliche Entwicklungsmodell und seine Krise adäquat zu verstehen und zu erläutern (vgl. Lipietz 1985a: xvi) und „die positiven Werte des Individuums zu denken" (Lipietz 1992b: 54). Dennoch habe der Marxismus Althussers laut Lipietz neben den in diesem Kapitel dargelegten Begriffen Verdienste vorzuweisen. Er habe erstens den Marxismus respektabel und einer ganzen Generation zugänglich gemacht. Zweitens habe er eine methodische Reichhaltigkeit des Arguments besessen (vgl. Lipietz 1985a: 159). Drittens seien seine Kritiken an Positionen des „erstarrten Marxismus" (zum Beispiel am „Mythos des einzigen Widerspruchs" und der „messianische[n] Erwartung einer Revolution" (Lipietz 1992b: 18) aufgrund des anwachsenden Widerspruchs zwischen Produktionsverhältnissen und Produktivkräften) und an der Unterordnung der Theorie unter die Praxis (vgl. Lipietz 1992b: 13) nötig gewesen. Schließlich habe er viertens einen Bruch mit Hegel vollzogen (vgl. Lipietz 1992b: 19).

317 Laut Lipietz habe Althusser die Kategorien des „Widerspruchs" und der „Überdeterminierung" zwischen dessen beiden Hauptwerken *Für Marx* und *Das Kapital lesen* aufgegeben und sie durch den strukturalistischen Begriff der „strukturalen Kausalität" ersetzt (Lipietz 1992b: 16). Dadurch habe Althusser die Akteure theoretisch aus der Theorie entfernt und die gesellschaftlichen Strukturen zum bestimmenden Element gemacht (vgl. Althusser/Balibar 1972: 242). Die hier dargelegte Kritik Lipietz' trifft also vor allem Althussers Werk ab 1972 und seine Adaption durch diverse Schüler Althussers.

318 Lipietz umreißt in einigen Essays, wie sich die Regulationstheorie vom strukturalen Marxismus absetzt, ohne vollständig mit ihm zu brechen, und schlussfolgert daraus, dass „die Regulationsschule als eine Aufhebung (i.O. deutsch) des strukturalen Marxismus im Hegelschen Sinne" (Lipietz 1998b: 15) begriffen werden könne (vgl. Lipietz 1992b: 54).

319 Lipietz macht den italienischen Marxisten Antonio Gramsci für den gedanklichen Anstoß für den Schritt von der „Gesellschaft als Gewebe von Verhältnissen" und deren Reproduktion zur „Gesellschaft als Übereinkunft oder als Kampf um die Erhaltung oder Herstellung eines Gewebes von Verhältnissen" maßgeblich verantwortlich (vgl. Lipietz 1998b: 159).

grundsätzlich widersprüchliche Charakter sozialer Verhältnisse in Ökonomie, Politik und Ideologie, behauptet Lipietz, sei der Grund dafür, dass „die Krise das Normale, der natürliche Zustand, und die Nicht-Krise […] ein eher zufälliges Ereignis“ (Lipietz 1998b: 13) sei.[320]

Die Vertreter der Regulationstheorie fragen dementsprechend danach, „wie eine regelhafte Reproduktion bei dem gegebenen widersprüchlichen Charakter der sozialen Verhältnisse möglich ist“ (ebd.: 15). Die Arbeiten der Regulationstheoretiker leisteten Lipietz zufolge zur Beantwortung dieser Frage dreierlei. Sie zeigen erstens, dass die kapitalistische Reproduktion nicht von selbst funktioniert. Sie versuchen zu klären, warum sie zweitens über lange Zeitperioden dennoch wie von selbst läuft und warum drittens nach Ablauf einer bestimmten Zeit eine große Krise zum Ausbruch kommt (vgl. Lipietz 1987: 12, Lipietz 1992b: 49 und Lipietz 1998b: 100).

Der Ausgangspunkt der Lipietz'schen Regulationstheorie – bis dato der wesentliche Teil der Lipietz'schen Politischen Ökologie – ist folglich grundsätzlich verschieden von Althussers Marxismus. Für Lipietz entwickelt sich jedes soziale Verhältnis beständig über eine Dialektik von Einheit und Kampf, das heißt über die sich wechselseitig bestimmenden Elemente gesellschaftlich-einheitlicher Strukturen und sozialer Kämpfe unterschiedlicher politischer Projekte um die Kontrolle des jeweiligen Produktionsprozesses und dessen gesellschaftliche Reproduktion.[321] Dieses widersprüchliche Paar stützt einander und entwickelt sich in gegenseitiger Abhängigkeit. „Der Kampf hält die Einheit aufrecht, die Einheit hält den Kampf aufrecht. […] Es ist gerade diese Einheit, durch die die ‚Einheit' (der Elemente des Verhältnisses) aufrechterhalten wird – ungeachtet ihres ‚Kampfes' und quer zu ihm.“ (Ebd.: 94, vgl. Lipietz 1984a: 5 und Lipietz 1985a: 55.) Gesellschaftliche Strukturen und Kämpfe sind folglich zugleich die Bedingung für einander und Resultat von einander.[322]

Die Analyse konkreter gesellschaftlicher Entwicklung beginne laut Lipietz immer mit den Resultaten existierender gesellschaftlicher Strukturen

Der Schritt sei Lipietz' Interpretation zufolge bereits in Althussers *Für Marx* angelegt, aber erst von den Regulationstheoretikern gegangen worden.

320 Vgl.: „Gerade in der Rückkehr zum widersprüchlichen Charakter der sozialen Verhältnisse, der ihre Reproduktion hemmt, und in der Berücksichtigung der aktiven Rolle, die ‚Vorstellungen' in der Reproduktion spielen, hatte der ‚Regulationsansatz' seinen Ursprung.“ (Lipietz 1992b: 11)

321 Vgl. Lipietz 1984c: 267, Lipietz 1985b: 135, Lipietz 1991a: 132 und Lipietz 1998b: 110f./159.

322 Diese Konzeption, die Lipietz gegen Althusser in Stellung bringt, ist sehr stark von Maos Philosophie des Dialektischen Materialismus geprägt. Bei Mao heißt es: „Jeder Prozeß, ob in Natur oder Gesellschaft, schreitet infolge der inneren Widersprüche und des inneren Kampfes weiter fort und entwickelt sich.“ (Tse-Tung 1971: 15)

und sozialer Kämpfe – mit den ökonomisch, politisch und ideologisch „ererbten Bedingungen der Vergangenheit“ (Lipietz 1985b: 119) (vgl. Lipietz 1984a: 5 und Lipietz 1984c: 12f./316). Das Subjekt der Geschichte ist dabei weder die gesellschaftliche Struktur noch „a subject with a project, but a vast body made of up millions of subjects struggling against one another“ (Lipietz 1987: 11) (vgl. Lipietz 1992b: 46f.).

Grundsätzlich beinhaltet die Geschichte durch die gleichzeitige Wirkung gesellschaftlicher Strukturen und der Strategien sozialer Akteure in gesellschaftlichen Kämpfen nicht nur die Möglichkeit, die gesellschaftlichen Strukturen zu reproduzieren (Althusser), sondern auch die Optionen, die Strukturen durch soziale Kämpfe vollständig zu verändern (Revolution) oder die Strukturen grundsätzlich beizubehalten, aber ihre Form zu verändern (Evolution).[323] „Die Gesellschaft ist tatsächlich nicht nur die automatische Reproduktion einer bestimmten Struktur von Verhältnissen.“ (Lipietz 1998b: 159) „Die Politik ist genau die Instanz, in der sich diese Dialektik von Reproduktion und Transformation verdichtet“ (ebd.: 159) und die über die Form der historischen Entwicklung eines sozialen Verhältnisses entscheidet.[324]

Da die sozialen Kämpfe für Lipietz das entscheidende Moment der historischen Entwicklung sind, sei es auch „ein Irrtum zu glauben, daß im Prozeß der Bildung sozialer Formationen jeweils nur eine Lösung möglich ist“ (Lipietz 1991b: 79). Mit Bezug auf Lenin konstatiert er die „*Vielzahl* der Entwicklungsmöglichkeiten“ (Lipietz 1998b: 32, Herv.i.O., vgl. Lipietz 1992b: 28 und Lipietz 1998b: 159), ohne jedoch zu behaupten, dass alle Entwicklungen zeitlich und räumlich immer möglich wären (vgl. Lipietz 1988: 34). Die Gründe für die Entwicklung eines sozialen Verhältnisses können extern sein oder „sich aus dem widersprüchlichen *Charakter*“ (Lipietz 1998b: 93, Herv.i.O.) eines sozialen Verhältnisses ergeben.

Der historische Entwicklungsweg eines sozialen Verhältnisses ist entsprechend der dargelegten Lipietz’schen Positionen nicht teleologisch determiniert, das heißt, es gibt keinen ihm äußeren Zweck, auf den er gezwungenermaßen zusteuert oder dem er folgt. In Lipietz’ Politischer Ökologie existiert wie in der Regulationstheorie nur die „Vorstellung von einer Geschichte mit offenem Ende“ (ebd.: 18). In der Konsequenz wird die Imagination einer linearen und stufenweisen Progression der Gesellschaft, zum Beispiel durch die Entwicklung der Produktivkräfte, ebenso abgelehnt wie die Auffassung,

323 Vgl. Lipietz 1985b: 111, Lipietz 1987: 20f., Lipietz 1988: 13 und Lipietz 1991a: 131.

324 Vgl. „C’est évidemment la volonté politique qui transforme les institutions, les mécanismes régulateurs, les routines et les marchés.“ (Lipietz 2012: 121, vgl. Lipietz 1988: 13 und Lipietz 1992b: 43.)

die Entwicklung einer Gesellschaft sei Ausdruck oder Folge eines sich wie auch immer entfalteten Systems.[325]

Damit ein soziales Verhältnis aber trotz und wegen seines Widerspruchs reproduziert wird, muss es eine Form der Regulation geben (vgl. Lipietz 1985a: 3).[326] Sie ist „keine transzendente ‚Norm' oder ‚Regel': Sie ist immanent, sie ist selbst die Einheit der Beziehung" (Lipietz 1998b: 95).[327] Mit der Regulation wird weder der Widerspruch im sozialen Verhältnis gelöst, noch werden die sozialen Kämpfe ausgesetzt. Vielmehr ist die Regulation eine Form, in der der Widerspruch existieren kann und mittels derer die Kämpfe vorübergehend im gegenseitigen Einvernehmen der Akteure über spezifische Modi ausgetragen werden können.[328]

Damit ein soziales Verhältnis eine Form der Regulation erhalten kann, „müssen soziale Prozeduren und Instanzen der Konfliktlösung ihre *Realität* sichern" (Lipietz 1985b: 112, Herv.i.O.). Dazu zählen erstens „eine gewisse ‚Übereinstimmung' (freiwillig oder erzwungen) über die Legitimität" (Lipietz 1998b: 87) des Fortbestehens des sozialen Verhältnisses zwischen den verschiedenen dem Verhältnis inhärenten sozialen Kräften (vgl. ebd.: 110). Zweitens ist die Bereitschaft, ein Habitus[329], Interesse und der individuelle Wunsch zur Reproduktion erforderlich. Drittens bedarf es eines repräsentationellen Raums des Verhältnisses, an dem die Akteure teilhaben. Die zwischen den politischen Kräften eines sozialen Verhältnisses durch den Kampf zu einem Kompromiss geronnenen Regulierungen nennt Lipietz „soziale Form[en]" (ebd.: 158).

---

325 Vgl. Lipietz 1985b: 135, Lipietz 1988: 13f., Lipietz 1992b: 10/18/30/33, Lipietz 1996: 23 und Lipietz 1998b: 18/37.

326 Lipietz bestimmt den Begriff der Regulation wie folgt: „Wir nennen Regulation eines sozialen Verhältnisses die Art und Weise, in der sich dieses Verhältnis trotz und wegen seines konfliktorischen und widersprüchlichen Charakters reproduziert." (Lipietz 1985b: 109) „[C]onfigurations of contradictory social relations do reproduce and such stabilization is what regulation is about." (Lipietz 1988: 34)

327 Eine Regulation ist für Lipietz streng von der politischen Regulierung zu unterscheiden (vgl. Lipietz 1991a: 131). Eine politische Regulierung kann zur Regulation beitragen, eine Regulation muss aber nicht die Form einer politischen Regulierung annehmen.

328 „We say that the regulation of a social relation is *the manner in which this relation is reproduced, notwithstanding its conflictual and contradictory character.*" (Lipietz 1988: 14, Herv.i.O.)

329 Unter Habitus versteht Lipietz unter Bezug auf Pierre Bourdieu (vgl. Lipietz 1998b: 83) folgendes: „Der Habitus ist kein Programm, das das Individuum dazu bestimmt, sich auf triviale Weise den Erfordernissen der Reproduktion anzupassen. Der Habitus ist eine innere Bereitschaft, das Spiel zu spielen, jedoch entsprechend den eigenen Absichten – und sogar das Spiel aufzugeben, wenn sich Möglichkeit und Interesse bieten. In diesem Sinne reproduziert der Habitus nicht einfach nur die Wirklichkeit: Er transformiert sie, er bringt sie sogar hervor." (Lipietz 1998b: 91)

Die durch die Regulation temporär und räumlich beschränkte Bewegungsform des Widerspruchs eines sozialen Verhältnisses ist weder intentional hergestellt noch entspringt sie den funktionalen Erfordernissen eines Systems.[330] Lediglich ex post kann eine Funktionalität der Regulation festgestellt werden (vgl. Lipietz 1988: 35, Lipietz 1992b: 46 und Lipietz 1998b: 81). Die Regulation ist immer ein historischer „Fund“[331] beziehungsweise eine „geschichtliche *Fundsache*“ (Lipietz 1985b: 114, Herv.i.O.), das heißt das zufällige Resultat und der Kompromiss zwischen miteinander kämpfenden sozialen Blöcken, die ihr politisches Projekt verfolgen.

Da eine Gesellschaft laut Lipietz eine Artikulation verschiedener sozialer Verhältnisse sei, sei die Regulation der Gesellschaft die Artikulation verschiedener spezifischer Regulationen der relativ autonomen Instanzen der Ökonomie, Politik und Ideologie. Will man also verstehen, was die Regulation einer Gesellschaft ausmacht, muss man „die konkrete Verknüpfung der Produktionsweisen untersuchen, […] die Beziehung zwischen Systemen von Verhältnissen, die man *sozialökonomische Formation* nennt“ (ebd.: 111, Herv.i.O.) (vgl. Lipietz 1988: 15).

Ohne in der logisch-systematischen Darstellung der Lipietz’schen Politischen Ökologie vorzugreifen, kann hier darauf verwiesen werden, dass in kapitalistischen Entwicklungsmodellen „der Kompromiss zwischen den gesellschaftlichen Kräften die Art und Weise determiniert, wie die sozialen Verhältnisse wirken“ (Lipietz 1998b: 17). Auch die Richtung der Totalität einer Pluralität relativ autonomer Instanzen werde Lipietz zufolge letztlich durch die Politik bestimmt (vgl. Kapitel 5.4).[332] „Die Politik ist also die entscheidende Instanz, in der sich die Gesamtheit der Widersprüche einer Gesellschaftsformation widerspiegelt und verdichtet.“ (Lipietz 1992b: 23)

Wie deutlich geworden sein sollte, ermöglicht der Begriff der Regulation, wie ihn die Regulationsschule entwickelt hat, die Aufhebung des althusserischen Begriffs der Reproduktion. Er erlaubt es, Strukturen sozialer Verhältnisse und die politische Auseinandersetzung um ihre Gestaltung zu denken

330 Vgl.: „Something which ‚forms a system‘ and which we intellectually identify as a system precisely because it is provisionally stable must not, I repeat, be seen as an intentional structure or inevitable destiny because of its ‚coherence‘. […] its coherence is simply the effect of the interaction between several relatively autonomous processes, of the provisionally stabilized complementarity and antagonism that exists between various national regimes of accumulation.“ (Lipietz 1987: 25)

331 Bei Althusser und Balibar heißt es zum Vergleich: „[D]ie Konstituierung der Struktur sei ein ‚Fund‘ (trouvaille).“ (Althusser/Balibar 1972: 380)

332 Um einem reduktionistischen Verständnis vorzubeugen, insistiert Lipietz darauf, dass die „politique n’est pas la simple expression du pouvoir des groupes économiques dominants […], les valeurs admises par la société ne sont pas le simple maquillage des intérêts du grand capital“ (Lipietz 1984c: 13) (vgl. Lipietz 1988: 13 und Lipietz 1992b: 9f./27/43).

sowie eine zeitlich und räumlich begrenzte Stabilisierung sozialer Verhältnisse und ihre potentielle Krisenhaftigkeit zu erklären (vgl. ebd.: 54 und Lipietz 1998b: 94).

Allerdings sei mit den hier erörterten philosophischen Prämissen Lipietz zufolge noch nichts erläutert. Sie bilden lediglich den Ausgangspunkt theoretischer Konstruktionen der Lipietz'schen Politischen Ökologie. Zur konkreten Analyse der konkreten Konjunktur einer Produktionsweise beziehungsweise sozio-ökonomischen Formation (vgl. Lipietz 1992b: 32ff.) bedarf es eines entwickelten wissenschaftstheoretischen Instrumentariums, das im Folgenden dargelegt und kritisiert wird.

Dieses wissenschaftstheoretische Instrumentarium ist die Basis für die Analyse dreier Ebenen: erstens der „*inherent tendencies*" in der Reproduktion sozialer Beziehungen, zweitens der „*coercing forces*" institutioneller Formen und sozialer Prozeduren und drittens der „interiorization, by individuals and groups, of a certain *representation* of social reality and of *norms* of behaviour, expectations, and choices" (Lipietz 1988: 20, Herv.i.O.). „To study social relations is, then, to study a history of regularities derived from past struggles *and* a new history in the making; it is to examine simultaneously the reproduction of social relations, their evolution, their crisis, and the invention of new social relations." (Ebd.: 14, Herv. i.O.)

Trotz aller antihegelianischen Orientierung der marxistischen Philosophie Althussers, die Lipietz in wesentlichen Teilen übernimmt, bildet eine säkularisierte aber nicht historisierte Form der hegelianisch-philosophischen Widerspruchsbestimmung in Anschluss an den maoistischen Dialektischen Materialismus (vgl. Tse-Tung 1971: 19/24ff.) den Ausgangspunkt der Lipietz'schen Theorie. Nicht der absolute Geist kommt bei ihm durch dialektische Widersprüche zu sich selbst. Vielmehr überträgt Lipietz die abstrakte Bestimmung des hegelianischen Widerspruchs auf alle sozialen Verhältnisse unabhängig von ihrer historisch spezifischen Form.[333] Das unterscheidet Lipietz' Vorgehen etwa grundsätzlich von Marx' Darstellung des dialektischen Widerspruchs zwischen Gebrauchswert und Wert im *Kapital*, in dem er den historisch spezifischen Widerspruch aus dem Gegenstand heraus aufnimmt und entwickelt.

Lipietz gelingt es nicht zu begründen, warum erstens allen sozialen Verhältnissen immer und überall ein Widerspruch zugrunde liegt, zweitens warum dieser bei allen sozialen Verhältnissen (von der heterosexuellen Zwei-

333 So anschaulich die Darstellung der Entwicklung eines Verhältnisses über dessen Widerspruch und Regulation zur Reproduktion des Verhältnisses anhand von Beziehungen zwischen Mann und Frau auch ist, bleibt Lipietz den Beleg dafür schuldig, dass verschieden geschlechtliche Liebesbeziehungen nach demselben Mechanismus funktionieren wie etwa die kapitalistische Produktionsweise (vgl. Lipietz 1998b: 86ff.).

erbeziehung bis zum liberal-produktivistischen Entwicklungsmodell) in der gleichen Form in gleicher Weise funktioniert und drittens warum er gerade die von Lipietz beschriebenen Form der Regulation annimmt.

Während Lipietz in Bezug auf die Ökonomie den von Marx theoretisch entwickelten Widerspruch zwischen Kapital und Arbeit als Grundwiderspruch der ökonomischen Produktionsweise berechtigterweise zurückgreifen kann, existiert in seiner Politischen Ökologie keine analog ausgearbeitete oder gar begründete Theorie des Politischen und Theorie des Ideologischen als soziale Verhältnisse.[334] Weder benennt noch entfaltet Lipietz die basalen Widersprüche der Ideologie und der Politik.

Durch die philosophische Ontologie des dialektischen Widerspruchs als Kern sozialer Beziehungen suggeriert Lipietz zudem einen geschichtsphilosophischen und transhistorischen Teufelskreislauf aus sozialem Verhältnis, dessen Regulation, Reproduktion und schließlich dessen Krise. Aus der geschichtsphilosophischen Teleologie Hegels wird bei Lipietz – mutmaßlich unbeabsichtigt – die Teleologie eines philosophischen Systems. Darin inbegriffen ist, dass gesellschaftliche Verhältnisse undenkbar sind, in denen die Krise der Gesellschaftsformation ausgeschlossen werden kann.[335]

Lipietz' entwickelt zudem in seinen philosophischen Konstruktionen einen ausgeprägten Politizismus beziehungsweise eine Idolatrie des politischen Kampfes.

Dieser entspringt der These, dass die Entwicklung sozialer Verhältnisse letztlich durch den politischen Kampf entschieden werde. Dass der politische Kampf, wie er in der Vorgeschichte der Menschheit als Kampf der Klassen geführt wird, seinen Ursprung in der jeweils historisch spezifischen Einrichtung der politisch-*ökonomischen* gesellschaftlichen Verhältnisse hat und nicht in den sozialen Verhältnissen überhaupt, unterschlägt Lipietz. Politik als Kampf wird dadurch zum transhistorischen Prinzip, das Versöhnung zwischen den Menschen und zwischen den Menschen und der Natur ausschließt. Denn eine Gesellschaft ohne politischen Kampf, die auf Grundlage vernünftiger Erkenntnis gründet, wird undenkbar, wenn soziale Verhältnisse sich durch eine Ontologie des Widerspruchs und ihre Entwicklung sich durch eine Ontologie des politischen Kampfes auszeichneten.

---

334 Da Lipietz in wesentlichen Punkten ideologietheoretische Elemente Althussers aufgreift, ist es durchaus denkbar, dass er mit Althussers Position übereinstimmt, demzufolge die Ideologie „das imaginäre Verhältnis der Individuen zu ihren realen Existenzbedingungen" (Althusser 2010: 75) repräsentiere.

335 Auch in diesem Punkt berührt sich Lipietz' Position mit der Mao Tse-Tungs, der schreibt: „Der Prozeß des Entstehens, der Entwicklung und des Untergangs in der gesellschaftlichen Praxis ist unendlich." (Tse-Tung 1971: 16)

Mit seiner These führt Lipietz zudem tendenziell die verschiedenen gesellschaftlichen Instanzen auf die Politik zurück, verwirft damit ihre relative Autonomie sowie die Determinierung in letzter Instanz durch die ökonomischen Produktionsverhältnisse in kapitalistischen Formationen und reduziert die Dialektik von Struktur und Handlung entgegen seiner überzeugenden Annahme, dass in der historischen Entwicklung Struktur und Handlung in den jeweiligen sozialen Verhältnissen gleichzeitig und wechselseitig aufeinander wirken, auf die (politische) Handlung.

5.2 Die kapitalistischen Produktionsverhältnisse und die kapitalistische Produktionsweise

> „Un mode de production archirévolutionnaire, bouleversant en permanence les rapports de l'homme à la nature, pour le profit de quelques-uns et l'aliénation du plus grand nombre."
> (*L'audace ou l'enlisement*, Lipietz 1984c: 103)
> Alain Lipietz

Gemäß der althusserischen Epistemologie (s.o.) existiert die kapitalistische Produktionsweise für Lipietz nicht. Stattdessen sei sie Lipietz zufolge „a construction of our thought, which refers to the regularity with which certain contradictory social practices are reproduced" (Lipietz 1985a: 18). Ihre Erkenntnis ist das Resultat einer spezifischen „theoretischen Praxis" (Althusser 1968: 102).

Die kapitalistischen Produktionsverhältnisse, deren besondere Konfiguration die Produktionsweise bildet, sind für Lipietz die „letzte Instanz", die die anderen sozialen Verhältnisse in kapitalistischen Entwicklungsmodellen determiniert. Sie nehmen die Position des „Hauptwiderspruch[s]" (Lipietz 1992b: 34) ein.[336] Die Produktionsverhältnisse sind „far from exhausting the complex of practices which make up all actually existing societies. In fact other social relations or practices are the very condition of existence—the substratum, as it were—of capitalist relations." (Lipietz 1985a: 19, vgl. ebd.: 45) Andersherum durchdringen sie als Dominante der gesellschaftlichen Ver-

336 Mit dieser Terminologie knüpft Lipietz ebenfalls an den Dialektischen Materialismus Maos an, der in *Über den Widerspruch* die Dialektik von Haupt- und Nebenwiderspruch entwickelt (vgl. Tse-Tung 1971: 42). Lipietz benutzt diese Begrifflichkeiten in späteren Arbeiten nicht mehr. Auch der Engels'sche Terminus, den Althusser popularisierte, „in letzter Instanz", verschwindet aus den Schriften. Das ändert aber nichts an der Epistemologie, die weiterhin diesen Begriffen und den mit ihnen formulierten Überlegungen fußt.

hältnisse die anderen soziale Beziehungen (vgl. ebd.: 19). Darüber hinaus sind auch im Kapitalismus nicht alle sozialen Beziehungen kapitalistisch. „In most capitalist formations there are some forms, even some modes, of production which are non-capitalist, although of a commodity nature." (Ebd.: 51) „Furthermore, capitalist relations are themselves subject to profound historical alteration and to major variations between one socio-economic formation and another, depending on the history of struggle and social movements." (Ebd.: 19)

Als „‚internal physiology'" (ebd.) der kapitalistischen Produktionsweise bestimmt Lipietz eine Konfiguration zweier grundlegender sozialer Verhältnisse: des Warenverhältnisses „expressing the contradiction between social and private" und des Lohnverhältnisses, das sich wiederum in ein Eigentums- und ein Besitzverhältnis gliedert.[337]

„Das Warenverhältnis ist für eine Gesellschaft konstitutiv, in der die Produktion für die Gesellschaft von privaten ökonomischen Einheiten durchgeführt wird, die unabhängig von einander operieren." (Lipietz 1985b: 115) Die Privatunternehmen, „doublement séparé du social" (Lipietz 1984c: 161), verkaufen ihre Waren auf dem Markt gegen eine spezifische Menge Geld, den Gegenwert eines ebenso spezifischen Anteils der gesellschaftlichen Gesamtarbeit, auf den sie durch das Geld ein Anrecht haben. Über den Verkauf und Kauf der Waren wird die gesellschaftliche Gesamtarbeit verteilt.[338]

Das Lohnverhältnis – „the social relation that truly characterizes capitalism" (Lipietz 1988: 26) – basiert darauf, dass die Kapitalisten die Arbeitskraft der Arbeiter, die als eine Ware behandelt wird (vgl. Lipietz 1985a: 25), kaufen, um diese im Produktionsprozess anzuwenden. Der Wert der gekauften Arbeitskraft ist niedriger als der Wert der durch ihre Anwendung produzierten Waren. Damit dies möglich ist, müssen die Produzenten von dem Produktionsmitteln getrennt und zum doppelt „freien" Lohnarbeiter (vgl. MEW 23: 183) degradiert werden.[339] Lipietz unterteilt das Lohnverhältnis in zwei weitere soziale Verhältnisse, ein Eigentums- und ein Besitzverhältnis, und folgt damit, wie oben erwähnt, Althusser und Balibar.

Alle drei Verhältnisse – Warenverhältnis, Eigentums- und Besitzverhältnis – zeichnen sich durch einen Widerspruch zwischen Kapital und Arbeit aus,

337 Vgl. Lipietz 1984a: 4, Lipietz 1984b: 89, Lipietz 1985a: 10/19f., Lipietz 1985b: 115, Lipietz 1987: 30 und Lipietz 1998b: 160. Mit dieser Konzeptionalisierung folgt Lipietz Althusser. Lipietz dokumentiert dies auch in *The Enchanted World* (vgl. Lipietz 1985a: 151, Fußnote 26).

338 Vgl. Lipietz 1984a: 4, Lipietz 1984b: 85, Lipietz 1985a: 38, Lipietz 1987: 30 und Lipietz 1988: 21.

339 Vgl. Lipietz 1984a: 4, Lipietz 1985b: 117, Lipietz 1987: 31 und Lipietz 1988: 27.

der prinzipiell „vielerlei Formen und Beziehungen“ (Lipietz 1991b: 78) annehmen kann, die nebeneinander existieren (vgl. Lipietz 1987: 46).

Im Warenverhältnis besteht der Widerspruch darin, dass nicht sichergestellt ist, ob erstens der Verkauf und Kauf von Waren auch wirklich zu den veranschlagten Werten beziehungsweise Preisen[340] realisiert werden kann und beziehungsweise wie dabei zweitens das gesamte Warenprodukt verkauft werden kann (vgl. Lipietz 1985b: 118). Dieses Problem erkennt auch Althusser bereits früh (vgl. Althusser 2010: 40). Das Eigentumsverhältnis birgt einen Widerspruch zwischen Kapital und Arbeit, weil Produktionsmittelbesitzer und Arbeitskraftbesitzer einander „benötigen“, um einerseits den Profit zu vergrößern und andererseits sich reproduzieren zu können, ein Ausgleich zwischen beiden ist aber keineswegs gewährleistet. Dem Besitzverhältnis liegt ein Widerspruch zugrunde, weil Arbeiter und Kapitalisten unterschiedliche Interessen in Bezug auf die Ausgestaltung des konkreten Arbeitsprozess verfolgen. Es muss also geklärt werden, wie Produktionsmittel und Arbeitskraft organisiert und in Gang gesetzt werden.

Für jeden dieser Widersprüche ist eine Form der Regulation mittels institutionalisierter Kompromisse zwischen den an entsprechenden sozialen Verhältnissen beteiligten sozialen Kräften erforderlich, sofern die Verhältnisse reproduziert werden sollen.

Zur Regulation des Warenverhältnisses muss ein allgemeines Äquivalent der Warenwerte – Geld – durchgesetzt werden (vgl. Lipietz 1988: 22), damit eine Realisierung oder Nicht-Realisierung der Waren zu ihrem Wert stattfinden kann (vgl. Lipietz 1985b: 115f. und Lipietz 1988: 23). Die Regulation des Lohnverhältnisses umfasst einerseits die Regulation des Eigentumsverhältnisses sowie die Regulation des Besitzverhältnisses. Beide werden über Arbeitsverträge und das damit fixierte technologische Paradigma hergestellt. In den Vereinbarungen werden also nicht nur die Grundpositionen der Kapitalisten und Arbeitskräfte im Eigentumsverhältnis reproduziert und der Lohn bestimmt, sondern es wird auch festgelegt, wie lange, wie intensiv, in welcher Form, wie qualifiziert usw. Arbeitskräfte arbeiten werden.[341]

Die historische Entwicklung der kapitalistischen Produktionsweisen hängt von der Regulation dieser drei Verhältnisse ab. Diese Regulation gelingt jedoch nur über den ununterbrochen fortschreitenden Kampf zwischen Kapital und Arbeit um die Ausgestaltung ihrer Beziehungen. Daher kann die Ge-

340 Hier wird der Einfachheit halber unterstellt, dass Wert und Preis identisch sind. Lipietz unterscheidet beide wie folgt: „In fact, prices express a compound of social relations while value expresses only the social division of labor within the market relations.“ (Lipietz 2000c: 5)

341 Vgl. Lipietz 1985b: 117, Lipietz 1988: 27ff./32f., Lipietz 1991b: 79 und Lipietz 2009a: 4.

schichte der kapitalistischen Produktionsweisen auch nicht identisch mit der Entwicklung oder Entfaltung einer Struktur oder eines kohärenten Systems sein. Vielmehr müsse man sie „as the bold expansion of its social relations from its own fertile soil of commodity-relations" (Lipietz 1984b: 95) verstehen, die beständig reproduziert werden kann, sofern Kapital und Arbeit sich auf Formen einigen können, mittels derer sie ihren Widerspruch zeitlich und räumlich eingegrenzt regulieren. Die „struggles and institutionalised compromises take place mainly at the national level" (ebd.: 90).[342]

5.2.1 Institutionelle Formen

Wie die Darstellung der sozialen Verhältnisse kapitalistischer Produktionsweisen gezeigt hat, bedürfe es laut Lipietz zur Regulation des Waren- und des Lohnverhältnisses eines Sets an Regelungen, auf die sich die Akteure des Verhältnisses durch Kämpfe verständigen können und die ihren Widersprüchen Formen geben, in denen sie zumindest in bestimmten zeitlichen und räumlichen Grenzen prozessieren können. „Über die *Möglichkeit* der Reproduktion hinaus müssen soziale Prozeduren und Instanzen der Konfliktlösung ihre *Realität* sichern." (Lipietz 1985b: 112, Herv.i.O.)

„Jede Institution ist", Lipietz zufolge, „eine Form, mit der die Akteure auf ‚vorläufig endgültige' Weise die Freiheit aufgeben, ihre Beziehung zu unterbrechen oder deren Form entscheidend zu ändern. Das aber annulliert keineswegs deren widersprüchlichen Charakter." (Lipietz 1998b: 96) Institutionelle Formen sind nicht einheitlich, sondern immer eine historisch- und räumlich spezifische Vergegenständlichung eines „Kampfes von Klassen oder Gruppen, von *sozialen Bewegungen*, die auf dem Boden vorher existierender Verhältnisse entstanden, welche sich manchmal unterscheiden von denjenigen, zu deren Stabilisierung sie beitrugen" (Lipietz 1985b: 114, Herv.i.O.).[343] Eine institutionalisierte Form hat also eine Geschichte (vgl. Lipietz 1988: 19), weil sie „das Resultat eines *institutionalisierten Kompromisses*" zwischen den Akteuren eines sozialen Verhältnisses ist, das „durch Übereinkunft und Gewohnheit kodifiziert" (Lipietz 1985b: 112, Herv.i.O.) wurde. Die Einrichtung einer Institution zur Regulation eines sozialen Verhältnisses ist folglich auch keine

342 Diese These wird hier noch nicht näher erläutert, weil dies erst logisch nach der Herleitung aller institutionellen Formen, in diesem Fall insbesondere des bürgerlichen Staates, möglich ist.

343 Von den Regulationstheoretikern werden die Begriffe „institutionelle" und „strukturelle Formen" in der Regel analog verwendet. Verwirrung entsteht dadurch, dass einige Theoretiker beide Begriffe zum Teil auch mit verschiedenen Bedeutungsgehalt gebrauchen. Lipietz unterscheidet sie nicht (vgl. Lipietz 1985b: 112).

„logische“ oder „historische“ Notwendigkeit, sondern eine „geschichtliche *Fundsache*“ (ebd.: 114, Herv.i.O.). Institutionelle Formen unterliegen auch nach ihrer Etablierung den sozialen Kämpfen und den in einem sozialen Verhältnis existierenden Kräfteverhältnissen zwischen den Akteuren. Sie sind dementsprechend niemals unveränderbar oder unaufhebbar. Um so besser allerdings eine Institution ein soziales Verhältnis reguliert, desto stärker wird ihre vereinheitlichende Wirkung auf das Verhältnis und desto größer wird ihre relative Autonomie vom ursprünglichen Verhältnis, das sie reguliert (vgl. Lipietz 1985a: 61).

Der Charakter der institutionellen Form kann höchst unterschiedlich sein. Nicht jede ist zwangsläufig eine staatliche Regulierung. Sie kann auch privater oder halb-öffentlicher Natur sein. Unabhängig von ihrer Form bildeten die institutionellen Formen „a phenomenological structure through which agents experience their relationships as the explicit rules of the game, although they may, of course, be quite different from the hidden and conflictual social relations“ (Lipietz 1988: 19, vgl. Lipietz 1985b: 112).

Die Regulation der kapitalistischen Ökonomie durch soziale Kämpfe hat entsprechend ihrer Verhältnisse mindestens drei institutionelle Formen hervorgebracht: das Geld, die Arbeitsverträge und das technologische Paradigma (vgl. ebd.: 121). Da die kapitalistischen Entwicklungsmodelle aber eine Konfiguration unterschiedlicher sozialer Verhältnisse – insbesondere ökonomischer, politischer und ideologischer – sind, können die institutionellen Formen der Ökonomie nicht die Entwicklungsmodelle allein regulieren. Ähnlich wie die archetypischen Formen „entfalten sich die anderen Formen der Regulation in *institutionellen Formen*“ (ebd.: 112, Herv.i.O.). Diese gilt es vor der Analyse der konkreten gesellschaftlichen Konfigurationen kapitalistischer Entwicklungsmodelle herauszuarbeiten (vgl. Lipietz 1998b: 91).

5.2.2 Hegemonie und Staat

Die politische Theorie und insbesondere Lipietz’ staatstheoretische Überlegungen basieren im Wesentlichen auf der Rezeption der Schriften des griechischen Staatstheoretikers Nicos Poulantzas sowie des italienischen Marxisten Antonio Gramsci. Eine eigene Theorie des bürgerlichen Staates oder des Politischen in der kapitalistischen Produktionsweise hat Lipietz, wie oben bereits erwähnt, bislang nicht vorgelegt.

Lipietz lehnt sogenannte marxistisch-instrumentalistische[344] und liberale Staatsverständnisse ab (vgl. Lipietz 1992b: 25 und Lipietz 1992c: 182). Die Interpretation des Staates als Instrument der herrschenden Klasse führe ihm zufolge in eine „doppelte Sackgasse“ (ebd.: 183), weil sie den Staat nicht als Teil der Klassen, sondern von ihnen getrennt darstelle und weil die Beherrschten sich immer an den Staat wendeten. Die Arbeiterklasse kann den bürgerlichen Staat auch nicht einfach übernehmen, weil dieser immer „das Zeichen des Kompromisses“ trägt, der „die Herrschaft der einen über die andere Klasse bestätigt“ (ebd.: 188). Andererseits ist der bürgerliche Staat niemals gänzlich von der Ökonomie getrennt, wie es die liberale Staatstheorie unterstellt. Als relativ autonomes aber durch die Produktionsverhältnisse und die ideologische Instanz überdeterminiertes soziales Verhältnis bildet er zwar eine eigene Struktur heraus. Diese ist aber immer schon über die Produktionsweise mit den anderen Instanzen artikuliert.

Die politische Instanz gesellschaftlicher Entwicklungsmodelle zeichne sich laut Lipietz dadurch aus, dass unterschiedliche soziale Blöcke[345] um die Durchsetzung ihres sozialen Paradigmas beziehungsweise ihres politischen Projekts[346] kämpfen. Die Widersprüche zwischen den verschiedenen Projekten

344 Lipietz erhebt den Vorwurf, ein instrumentelles Staatsverständnis zu vertreten, schnell. Er unterstellt sogar Marx ein instrumentelles Staatsverständnis: „Marx disait: ‚L’État est l’instrument dont la société se dote pour que les groupes d’intérêts qui la composent ne s’épuisent pas dans une lutte sans fin‘, tandis que pour Lénine, il était au service d’une classe.“ (Lipietz 2009c: 2)

345 „Wir bezeichnen ein stabiles System von Herrschaftsverhältnissen, Bündnissen und Zugeständnissen zwischen unterschiedlichen (herrschenden und untergeordneten) gesellschaftlichen Gruppen als einen *sozialen Block*.“ (Lipietz 1991c: 678, Herv.i.O.) Lipietz gibt die klassische marxistische Unterscheidung zwischen den Klassen von Kapital und Arbeit als Beschreibung politischer Akteure zugunsten einer Unterteilung politischer Kräfte in soziale und hegemoniale historische Blöcke auf (vgl. Lipietz 1992b: 10f., Lipietz 1998b: 174 und Lipietz 2008: 194). Frieder Otto Wolf schlussfolgert aus Lipietz’ Neubetrachtung eine Verschiebung in der politischen Analyse: „An die Stelle älterer, differenzierter politiktheoretischer Überlegungen über das Verhältnis von System- und Tätigkeitsgrenzen in einer Gesellschaftsformation, in der das Kapitalverhältnis die dominante Produktionsweise ist, tritt damit eine komplexe Problematik in der Beurteilung von Triftigkeit, Realitätstüchtigkeit und Radikalität vorgeschlagener Politiken.“ (Wolf, FO 1998: 215f.)

346 Unter einem sozialen Paradigma versteht Lipietz folgendes: „Es gibt durchaus so etwas wie ein ‚gemeinsames Prinzip‘, das sowohl die sozio-ökonomischen Gegebenheiten wie die Formen der Demokratie zu regieren scheint. Dieses Prinzip ist sicher weder die Ursache des einen noch des anderen. Man könnte eher sagen, daß es einen wechselseitigen Einfluß in den Entwicklungen der verschiedenen Bereiche gibt, mit Momenten der ‚Harmonie‘, in denen ein gemeinsames Prinzip der Gesellschaftlichkeit die Oberhand zu gewinnen scheint. Dieses Prinzip (oder besser dieses Bündel von Prinzipien) wollen wir als ‚gesellschaftliches Paradigma‘ bezeichnen.“ (Lipietz 1991c: 677, vgl. Lipietz 1991b: 78, Fußnote 1 und Lipietz 2000c: 1.) Lipietz gebraucht alternativ zum Begriff des „sozialen Paradigmas“ in An-

werden durch Kompromisse räumlich und zeitlich begrenzt institutionalisiert. Der bürgerliche Staat verkörpert für Lipietz in Anlehnung an Nicos Poulantzas' Bestimmung den institutionalisierten Kompromiss zwischen diesen verschiedenen sozialen Kräften. Der Staat ist dementsprechend die politische „archetypal form of regulation" (Lipietz 1984b: 88, vgl. Lipietz 1985b: 112), die die politische Einheit einer Gesellschaft erhält oder transformiert. Der Staat ist folglich auch die institutionelle Form des Politischen in einem gesellschaftlichen Entwicklungsmodell.[347]

Allerdings institutionalisieren sich die Kräfteverhältnisse zwischen den sozialen Blöcken nicht beliebig. Gelingt es einem sozialen Block, sein Projekt als das der gesamten Gesellschaft darzustellen und durchzusetzen, bildet er einen „hegemonialen Block" (Lipietz 1998b: 160) (vgl. Lipietz 1991c: 678 und Lipietz 1992c: 186).[348] Die Fähigkeit diese Blocks, „die Spielregeln durchzusetzen, […] wird als *Hegemonie* bezeichnet" (Lipietz 1985b: 111, Herv.i.O.). Die Hegemonie basiert also auf einem Bündnis sozialer Kräfte im hegemonialen und zwischen dem hegemonialen Block und den beherrschten Blöcken sowie auf der Überzeugungsfähigkeit des herrschenden Blocks gegenüber dem Volk (vgl. Lipietz 1988: 17 und Lipietz 1992b: 27). „En règle général, l'idéologie dominante est l'idéologie des groupes dominantes." (Lipietz 2012: 162)

Die Kompromisse zwischen den Blöcken, so Lipietz, „materialisieren sich in einer Reihe von Institutionen, die Gramsci alle unter dem Namen ‚Staat' faßt (Staat = zivile Gesellschaft + politische Gesellschaft), obwohl auch privatrechtliche Institutionen (die Zivilgesellschaft) die Rolle des materiellen Zements der Hegemonie spielen können" (Lipietz 1992c: 186).[349] Der Staat besitze laut Lipietz dementsprechend einen „doppelten Ursprung". Denn er sei, so Lipietz weiter, zugleich „die Form eines Konsenses über die gemeinsamen Interessen […] und die Form der Ausübung einer Herrschaft

---

lehnung an Antonio Gramsci den Terminus des sozialen Projekts: „Rather, people can respond to their needs only by means of a *project*, inspired by their motives and interests. With a perception of the social environment, and taking into account what they have learned from social experiences, people carefully construct projects for the future which they hope will allow them to reach their objectives." (Lipietz 1988: 13, Herv.i.O.) Eine logische Priorisierung eines der beiden Begriffe oder eine historische Abfolge ist in Lipietz' Werk nicht erkennbar. Die beiden Termini werden synonym verwendet. Dieser Gebrauch wird in der vorliegenden Arbeit übernommen.

347 Vgl.: „Die politischen Strukturen einer Produktionsweise ‚bestehen aus der institutionalisierten Staatsmacht'." (Lipietz 1992b: 23)

348 Da auch ein hegemonialer Block ein Bündnis verschiedener Kräfte ist, unterscheidet Lipietz im hegemonialen Block zwischen „führenden, verbündeten, vermittelten und abhängigen etc. Gruppen" (Lipietz 1998b: 160).

349 Vgl. Lipietz 1984b: 88, Lipietz 1985a: 137, Lipietz 1987: 19 und Lipietz 2009a: 6.

einer besonderen gesellschaftlichen Gruppe“ (ebd.: 186). Die Hegemonie wird entsprechend der Analysen Gramscis allerdings durch die staatliche Gewalt „gepanzert“. Der Staat umfasst also sowohl die Hegemonie des herrschenden Blocks als auch die Gewaltmittel.

In der Regel reproduziert der Staat die Hegemonie, die sich durch ihn ausdrückt (vgl. Lipietz 1985b: 112). Allerdings stellt er die Widersprüche zwischen den verschiedenen politischen Projekten keineswegs still. Er schützt zwar die Hegemonie, aber die Konflikte werden auf modifizierten Konfliktfelder und mit veränderten Konfliktmethoden fortgeführt. Der Staat bleibt insofern auch immer ein „terrain of struggle“ (Lipietz 1988: 18). „Une hégémonie stable repose sur la routine d’un modèle de développement largement accepté.“ (Lipietz 1984c: 13)

Die relative Autonomie des Staates im Verhältnis zur Ökonomie und die Funktion des Staates, die herrschende Klasse politisch-organisatorisch zu einen, bildeten Lipietz zufolge die beiden „spezifischen Merkmale des Politischen in der kapitalistischen Produktionsweise“ (Lipietz 1992b: 24). Es gibt ebenso wenig eine Identität zwischen politischer und ökonomischer Macht wie eine Identität zwischen der ökonomisch optimalen und der allgemeinen Politik (vgl. ebd.: 25).

Im bürgerlichen Nationalstaat dominiert der interne nationale Kompromiss zwischen den herrschenden Blöcken das staatliche Handeln vor allem zur Verteidigung gegenüber anderen Staaten (vgl. Lipietz 1992c: 188). Dabei ist er intern „‚diffracted‘ into local bodies“ (Lipietz 1999: 143). Die politisch-administrative Ausgestaltung des Staates ist „eine Artikulationsform des nationalen Hegemoniesystems“ (Lipietz 1998b: 179, vgl. ebd.: 160/167).

Die Kernfunktionen des bürgerlichen Nationalstaats bestehen in der Bereitstellung der Infrastruktur, der Aufrechterhaltung der öffentlichen Ordnung, in der Garantierung einer stabilen Währung, der Erhebung von Steuern, der Erfüllung kollektiver Reproduktionsaufgaben, im Außenhandel sowie in der Aushandlung der Entwicklungsorientierung (vgl. Lipietz 1985b: 112, Lipietz 1988: 19 und Lipietz 1992c: 189ff.).

Anders als noch bei Gramsci und Poulantzas spielt der *Klassen*kampf in Lipietz’ staatstheoretischen Überlegungen keine Rolle mehr. Die politische Instanz ist trotz der Erkenntnis, das der Staat nicht losgelöst von der kapitalistischen Ökonomie betrachtet werden kann, das Resultat von Kämpfen zwischen *politischen* Projekten und nicht das Ergebnis politisch-*ökonomischer* Klassenkämpfe. In dieser Form der Theoretisierung drückt sich der oben bereits erwähnte politizistische Zug der Lipietz’schen Theoriebildung auch in seiner Staatstheorie aus. Die Autonomie der Politik von der Ökonomie ist in ihrem Kern – dem sozialen Verhältnis, das der Politik zugrunde liegt – nicht

mehr relativ, sondern nahezu absolut. Bestärkt wird dieser Politizismus durch die Behauptung, eine Identität zwischen politischer und ökonomischer Macht sei grundsätzlich in bürgerlichen Staaten ausgeschlossen.

5.2.3 Akkumulationsregime

Die Herausbildung der institutionellen Formen in der kapitalistischen Ökonomie (s.o.) reiche laut Lipietz nicht aus, um die Akkumulation von Profit und damit die Reproduktion der kapitalistischen Produktionsverhältnisse insgesamt zu gewährleisten. Entsprechend der von Marx im zweiten Band des Kapitals entwickelten Reproduktionsschemata (vgl. Lipietz 1984a: 6, Lipietz 1987: 32 und Lipietz 1988: 31) ist es erforderlich, dass sich die gesellschaftliche Produktion und Konsumtion ausgleichen, damit die produzierten Werte mit den realisierten in einem räumlich und zeitlich begrenzten Rahmen identisch sind (vgl. Lipietz 1985b: 119).

Dies ist im Sinne der Regulationstheorie zwar eine innere Notwendigkeit für die Reproduktion der kapitalistischen Produktionsverhältnisse, damit aber nicht automatisch eine Notwendigkeit der historischen Entwicklung sozioökonomischer Formationen (vgl. Lipietz 1984b: 86). Ebenso wie die Regulation widersprüchlicher sozialer Verhältnisse ist die Reproduktion der Akkumulation sowohl eine „geschichtliche Fundsache“ als auch eine „social construction“ (Lipietz 1988: 32). Sie stellt durch ein Set von Normen, Habitus, Gesetzen und regulierenden Netzwerken eine Kohärenz zwischen den Strategien und Erwartungen der Akteure einerseits und den objektiven Erfordernissen andererseits her, die aber nur a posteriori feststellbar ist (vgl. Lipietz 1987: 15). Demzufolge sind die Reproduktionsschemata lediglich „a sort of skeleton“ (Lipietz 1984a: 6, vgl. Lipietz 1987: 32) für die makroökonomische Regulation.

Die „makroökonomische Struktur“ (Lipietz 1998b: 101) kapitalistischer Formationen ist in einem nationalen Rahmen nur dann kohärent, wenn sich ein sogenanntes Akkumulationsregime herausbildet.

„Ein Akkumulationsregime ist ein Modus systematischer Verteilung und Reallokation des gesellschaftlichen Produktes, der über eine längere Periode hinweg ein bestimmtes Entsprechungsverhältnis zwischen den Veränderungen der Produktionsbedingungen (dem Volumen des eingesetzten Kapitals, der Distribution zwischen den Branchen und den Produktionsnormen) und den Veränderungen in den Bedingungen des Endverbrauchs (Konsumnormen der Lohnabhängigen und anderer sozialer Klassen, Kollektivausgaben usw. …) herstellt.“ (Lipietz 1985b: 120)[350]

350 Vgl. Lipietz 1984a: 6, Lipietz 1984b: 85, Lipietz 1985b: 119f., Lipietz 1986: 15, Lipietz 1987: 14/31f., Lipietz 1991c: 678, Lipietz 1992b: 50, Lipietz 1998b: 100f. und Lipietz/Le-

Jedes Akkumulationsregime beruht im Wesentlichen auf dem technologischen Paradigma, der Regulation des Besitzverhältnisses (vgl. Lipietz 1991c: 678, Lipietz/Leborgne 1991: 28/110 und Lipietz 1992a: 2f.).

Akkumulationsregime können verschiedene Modi annehmen (vgl. Lipietz 1985a: 12f. und Lipietz 1988: 32). Lipietz unterscheidet in der Regel zwischen extensiven und intensiven Akkumulationsregimen ohne Massenkonsum sowie mit Massenkonsum.[351] Ein extensives Akkumulationsregime zeichnet sich dadurch aus, dass der Produktionsprozesses bei unveränderten Produktionstechniken im Vergleich zum vorherigen Regime erweitert wird. In einem intensiven Akkumulationsregime ohne Massenkonsum absorbiert das Wachstum des konstanten Kapitals den Wertzuwachs, während in einem intensiven Akkumulationsregime mit Massenkonsum die Wertsteigerung durch eine Ausweitung der Löhne, des variablen Kapitals, realisiert wird.

Darüber hinaus differenziert Lipietz die Akkumulationsregime anhand dessen zentraler Orientierung. Ist das Akkumulationsregime auf den Binnenmarkt ausgerichtet, spricht Lipietz von einem introvertierten Akkumulationsregime. Wenn es auf den Außenhandel fokussiert ist, handelt es sich um ein extrovertiertes Akkumulationsregime (vgl. Lipietz 1984a: 8, Lipietz 1985b: 121 und Lipietz 1987: 46). In den Beziehungen zwischen einem Akkumulationsregime und seinem Äußeren ist zudem grundsätzlich zu berücksichtigen, dass entweder ein Verhältnis zu einem anderen kapitalistischen Akkumulationsregime oder ein Verhältnis zu nicht-kapitalistischen Produktionsverhältnissen hergestellt wird (vgl. Lipietz 1984a: 7, Lipietz 1985b: 120f. und Lipietz 1988: 31f.). Einerseits muss sich ein nationales kapitalistisches Akkumulationsregime immer mit einem internationalen Akkumulationsregime artikulieren (vgl. Lipietz 1984a: 8 und Lipietz/Leborgne 1991: 28).[352] Anderseits artikuliert sich ein nationales Akkumulationsregime über den Außenhandel auch mit anderen nationalen Akkumulationsregimen.

---

borgne 1991: 28. Lipietz sieht in Michel Aglietta den intellektuellen „Erfinder“ des Begriffs Akkumulationsregime. Er „fragte nicht mehr nach den Ursachen der Krise, sondern danach, warum es bis dahin keine Krise gegeben hatte. Das führte zum Begriff des Akkumulationsregimes.“ (Lipietz 1998b: 14) Lipietz’ Definition des Akkumulationsregimes ist bis heute für die werttheoretische Lesart der regulationstheoretisch angeleiteten Ökonomiekritik der zentrale Referenzpunkt (vgl. dazu unter anderem die Adaption von Görg und Brand Kapitel 4.2.4).

351 Vgl. Lipietz 1984a: 6f., Lipietz 1985b: 119f., Lipietz 1986: 15 und Lipietz 1987: 33.

352 Inwiefern von einem kohärenten internationalen Akkumulationsregime gesprochen werden kann, ist unter den Regulationstheoretikern umstritten. Diese Diskussion ist für die hier erörterten Gegenstände aber zweitrangig.

5.2.4 Regulationsweise

Die Reproduktion einer sozio-ökonomischen Formation lässt sich Lipietz zufolge nicht allein durch das Akkumulationsregime gewährleisten (vgl. Lipietz 2000b: 8). Die anderen ökonomischen und die nicht-ökonomischen Verhältnisse eines gesellschaftlichen Entwicklungsmodells bedürfen ebenfalls der Regulation, wenn die gesellschaftlichen Verhältnisse reproduziert werden sollen.

Deren Regulation kann ebenso wie die Etablierung eines Akkumulationsregimes nur nachträglich festgestellt werden (vgl. Lipietz 1998b: 95) und ist keineswegs eine transhistorische oder funktionalistische Notwendigkeit, sondern maximal das Resultat eines „metaphoric functionalism" (Lipietz 1987: 16).[353] Sie ist das nicht-intendierte Ergebnis sozialer Kämpfe und ideologischer Konflikte (vgl. Lipietz 1992c: 194f.). Lipietz spricht auch in diesem Fall davon, dass die Regulation ein Kompromiss zwischen den sozialen Blöcken und ihren politischen Projekten sei (vgl. Lipietz 1991c: 678), den man als „glückliche Fundsache" (Lipietz 1998b: 104, vgl. Lipietz 1992b: 52) bezeichnen müsse (vgl. Lipietz 1987: 15).

„Wir nennen *Regulationsweise* die Gesamtheit der institutionellen Formen, der Netze, der expliziten oder impliziten Normen, die die Kompatibilität der Verhaltensweisen im Rahmen eines Akkumulationsregimes in Übereinstimmung mit den jeweiligen sozialen Verhältnissen und durch die Widersprüche und den konfliktuellen Charakter der Beziehungen zwischen den Akteuren und gesellschaftlichen Gruppen hindurch gewährleisten." (Lipietz 1998b: 163, Herv. i.O.)[354]

Eine Regulationsweise reguliere laut Lipietz erstens das Lohnverhältnis, zweitens das Geldverhältnis (Reproduktion, Verteilung und Zirkulation), drittens das Konkurrenzverhältnis zwischen den privaten Unternehmen und viertens die Formen der Staatsintervention (vgl. Lipietz 1984a: 8f., Lipietz

353 Es „would be wrong to conclude that the mode of regulation exists for that reason, that it developed *in order to* regulate particular social relations. It would be wrong to see the stabilizing effect of the mode of regulation as the cause of its existence." (Lipietz 1988: 20f., Herv.i.O.)

354 Andere Bestimmungen der Regulationsweise durch Lipietz sind deutlich funktionalistischer und stärker auf die Regulation der Ökonomie ausgerichtet, wie zum Beispiel folgende: „Wir bezeichnen als *Regulationsweise* das Ensemble der eingespielten oder expliziten Normen, der Institutionen, welche die individuellen Erwartungen und Verhaltensweisen beständig auf die Gesamtlogik des Akkumulationsregimes einstellen." (Lipietz 1991c: 678, Herv.i.O.) In der Rezeption der Regulationstheorie ist die Frage, ob eine Regulationsweise vorrangig dazu da ist, die ökonomischen Widersprüche zu regulieren, besonders umstritten. Für die Entwicklung der Bestimmung des Begriffs der „Regulationsweise" bei Lipietz vgl. Lipietz 1984a: 8, Lipietz 1984b: 86, Lipietz 1985b: 121, Lipietz 1986: 16, Lipietz 1988: 18, Lipietz 1998b: 12f. und Lipietz/Leborgne 1991: 28.

1992b: 52 und Lipietz 1998b: 103). In den jüngeren Arbeiten hat Lipietz fünftens noch die Einbindung in die internationale Konfiguration zu den institutionellen Formen und damit zur Regulationsweise hinzugefügt.

Lipietz unterscheidet zwischen zwei polar entgegengesetzten Formen der Regulationsweisen, um die gesamte Spannbreite an Möglichkeiten offenzulegen, zu denen sich eine Regulationsweise entwickeln kann. Als Differenzkriterium nennt er die Realisierung der produzierten Werte in einem Produktionsumlauf. Wird die Realisierung der produzierten Werte durch die institutionellen Formen der Regulationsweise im voraus, also ex ante gesichert, spricht man von einer „monopolistischen Regulation" (Lipietz 1985b: 122).[355] Sichern die institutionellen Formen die Verwertung erst nachträglich, also ex post, sprich Lipietz von einer „konkurrentiellen Regulation" (Lipietz 1992c: 196) beziehungsweise von einer Regulation der Konkurrenz.[356]

Lipietz insistiert darauf, dass „not every mode of regulation can regulate every regime of accumulation and that a single mode can take the shape of different combinations of *partial forms of regulation*" (Lipietz 1987: 15, Herv.i.O., vgl. Lipietz 1984b: 86).

5.2.5 Internationale Konfiguration

Eine institutionelle Form, die in Lipietz' Arbeiten erst in jüngerer Zeit explizit berücksichtigt wird, ist die Einbindung der nationalen Entwicklungsmodelle in eine internationale Konfiguration ökonomischer, politischer und ideologischer Beziehungen.[357] Bis dahin hat Lipietz die internationalen Bezie-

355 Rückblickend umreißt Lipietz die institutionellen Formen der monopolistischen Regulation im Fordismus: „The social conditions which accompany it, set out in networks and ‚structural' or ‚institutional forms', are as follows: a) Contractualization of wage-labour, backed up by a system of indirect wages, such that wage-earners' incomes maintain roughly the same purchasing power, and when times are good (i.e. until the recent crisis), a steady growth parallel to rising productivity that comes with the extension of Fordism within the units of production. b) Centralization of finance capital allowing groups not only to orient their production within the shifting map of the social division of labour, but even partly to overcome the distortion of the division itself. c) State intervention to guarantee the two preceding conditions, as well as the new form of monetary creation at which we shall be looking later." (Lipietz 1985a: 84f.) Exemplarisch für eine konkurrentielle Regulation gilt Lipietz die Zeit zwischen den beiden großen Krisen von 1879 und 1929 (vgl. Lipietz 1992c: 196ff.).

356 Vgl. Lipietz 1984a: 9, Lipietz 1984c: 103, Lipietz 1985a: xvii/102f., Lipietz 1985b: 123, Lipietz 1987: 35, Lipietz 1988: 33, Lipietz 1992c: 198 und Lipietz 1998b: 110. Für eine dritte Variante der Regulation, den Korporatismus, vgl. Lipietz 1992c: 199ff.

357 Lipietz äußerte sich Ende des letzten Jahrhunderts zu den Kritiken, die räumliche Komponente der nationalen Entwicklungsmodelle bis dahin gar nicht oder kaum berücksichtigt zu

hungen mit den Begriffen der „internationalen Arbeitsteilung“ (Lipietz 1987: 25, vgl. Lipietz 1984b: 92ff. und Lipietz 1987: 49ff.)[358], des Imperialismus (vgl. Lipietz 1984b: 89f. und Lipietz 1987: 21/47/55) und über das Verhältnis von Peripherie und Zentrum (vgl. Lipietz 1984b: 92ff., Lipietz 1987: 25ff./50 und Lipietz 1998b: 187) thematisiert, ohne sie jedoch als institutionelle Form systematisch in die Analyse der Regulation nationaler Entwicklungsmodelle einzubeziehen.

„Dans le monde, en effet, ne s’affrontent pas seulement les classes sociales, les capitaux et les firmes transnationales, mais d’abord des territoires, États-nations ou empires, certains continentaux, d’autres thalassocratiques (comme la Ligue de Délos, Venise ou l’empire maritime indonésien de Sriwijaya).“ (Lipietz 2009a: 6) Grob unterscheidet Lipietz zwischen drei räumlichen Ebenen: der regionalen, nationalen und internationalen Ebene. Die Nationale ist für die Regulationstheorie die zentrale räumliche Ebene, weil die Nationalstaaten die Orte sind, an denen die Kohärenz der Entwicklungsmodelle politisch-ökonomisch hergestellt (vgl. Lipietz/Leborgne 1991: 29) und die politisch-ökonomische Reproduktion gesichert wird (vgl. Lipietz 1985a: 50). Insbesondere seit dem Ende der Blockkonfrontation haben jedoch die anderen räumlichen Ebenen und darunter vor allem die internationale an Bedeutung gewonnen.

Mit dem Begriff der „internationalen Konfiguration“ (Lipietz 1998b: 109) versucht Alain Lipietz, die „logique territoriale du capitalisme historique“ (Lipietz 2009a: 6) zu erfassen. Er beschreibt „la compatibilité entre les différentes formations socio-économiques nationales, lesquelles suivent des modèles qui peuvent être différentes, et pourtant ‚échangent‘ des capitaux et des marchandises (parfois des travailleurs migrants) sur le marché mondial“

haben: „Man abstrahierte vorläufig von der Artikulation der Produktionsweisen, den regionalen Spezifika, den internationalen Beziehungen, obwohl diese Voraussetzungen im Denken der Autoren sehr wohl vorhanden waren, nicht nur bevor diese Theorie entwickelt wurde, sondern geradezu als deren Ursprung. Und doch wurde der Zusammenhang zwischen der ‚Artikulation der Produktionsweisen‘ und den ‚Akkumulationsregimen‘, zwischen der Regionalisierung und Internationalisierung dieser Konzepte später kaum weiterverfolgt.“ (Lipietz 1998b: 162, Fußnote 5)

358 Lipietz ist zuletzt von einer dreifachen internationalen Arbeitsteilung ausgegangen, deren Komponenten sich gegenseitig überlagerten. Die erste ist die klassische Arbeitsteilung zwischen Peripherie und Zentrum, in der die peripheren Staaten Rohstoffe exportieren und die Industriestaaten Produktionsmittel und Fertigwaren (vgl. Lipietz 1984b: 97). Die zweite Arbeitsteilung verläuft entlang der Unternehmenshierarchie. Während ein Teil der Staatenwelt die Kommandoebenen der Konzerne eines Wirtschaftszweiges beherbergt, sind in anderen Staaten die arbeitsintensiven Teile der Produktion angesiedelt (vgl. Lipietz 1984b: 100). In diesen Punkten folgt Lipietz der Analyse Piores und Sorels (vgl. Lipietz 2009a: 4f.). Die dritte Arbeitsteilung besteht schließlich zwischen verschiedenen Entwicklungsmodellen.

(Lipietz 2012: 10f.) (vgl. Lipietz/Leborgne 1991: 29, Lipietz 1998b: 109 und Lipietz 2011b: 2).

Die Konfiguration fußt auf der globalen Vorrangstellung eines nationalen Entwicklungsmodells oder mehrerer nationaler Entwicklungsmodelle. Für Lipietz sind also die nationale Ebene und die sozialen Kräfteverhältnisse entscheidend und maßgeblich für die Ausgestaltung der internationalen Konfiguration (vgl. Lipietz 2012: 41).

Analog zu den nationalen Kompromissen entwickeln sich auch internationale Kompromisse zwischen den verschiedenen sozialen Blöcken. Allerdings ist eine Übertragung der nationalen Hegemoniebildung auf die internationale Ebene nicht ohne weiteres möglich, weil es keine internationalen politischen Institutionen gibt, die mit den bürgerlichen Nationalstaaten vergleichbar sind. Die Kompromisse des Akkumulationsregimes und der Regulationsweise werden national hergestellt. Auch die Klassen und die Staats*gewalt* sind vorrangig national organisiert. Die internationale Konfiguration – und damit auch die internationalen Kompromisse – sind dagegen wesentlich brüchiger. Nichtsdestotrotz bildeten sich laut Lipietz auch international politisch, ökonomisch und ideologisch Regelmäßigkeiten heraus, die sich a posteriori als „ein Prinzip der ‚Superregulation'" (Lipietz 1998b: 26) durch die verschiedenen Entwicklungsmodelle hindurch charakterisieren ließen.

5.2.6 Kapitalistische Entwicklungsmodelle

> „Es gibt keine Entwicklung, sondern nur Entwicklungsmodelle."
> (*Grün – Die Zukunft der politischen Ökologie*, Lipietz 1998a: 87)
> Alain Lipietz

> „[L]'histoire, et celle du capitalisme en particulier, […] se présente comme une succession de ‚modèles de développement'."
> (*La société en sablier*, Lipietz 1996: 23)
> Alain Lipietz

Wenn es in der Geschichte des Kapitalismus zu einer stabilen Artikulation beziehungsweise Konfiguration eines technologischen Paradigmas, eines Akkumulationsregimes, einer Regulationsweise und einer internationalen Konfiguration über einen bestimmten Zeitraum – Lipietz nennt exemplarisch 30 Jahre (vgl. Lipietz 2012: 10) – und innerhalb eines nationalen Rahmens komme, so Lipietz, könnten die gesellschaftlichen Verhältnisse trotz und wegen ihrer Widersprüche reguliert werden. Die jeweiligen historisch und räumlichen spezifischen Konfigurationen konstituieren ein kapitalistisches Entwicklungsmo-

dell.[359] Dieses erlaube Lipietz zufolge die politische und ökonomische Reproduktion einer Gesellschaft. Die Entwicklungsmodelle bilden im Wesentlichen den Gegenstand der Regulationstheorie und bis heute auch den Kern der Lipietz'schen Politischen Ökologie als Wissenschaft (vgl. Lipietz 1987: 20 und Lipietz 1992b: 31).

Die Geburt eines neuen Entwicklungsmodells des Kapitalismus ist „ein historischer Prozeß, eine *Erfindung*" (Lipietz 1992c: 194, Herv.i.O.), ein historisch „glückliche[r] Fund" (Lipietz 1992b: 31). Jedes verkörpert einen nicht-intentionalen Kompromiss zwischen verschiedenen sozialen Blöcken. Die Widersprüche, die zur Bildung des Modells geführt haben, werden im Sinne der Regulationstheorie nicht beigelegt, sondern sie werden „jedesmal *auf eine andere Weise*" (Lipietz 1998b: 26, Herv.i.O.) in eine Form gebracht, in der sie sich vorübergehend stabil bewegen können (vgl. Lipietz 1992b: 31). Dementsprechend kann analog zu allen Regulationsformen höchstens von einem „a posteriori functionalism" (Lipietz 1984b: 87) gesprochen werden. Der Kampf um Entwicklungsmodelle ist niemals abgeschlossen (vgl. Lipietz 1998a: 91).

Besonders hervorzuheben ist erstens, dass die Entwicklungsmodelle auf räumlicher Ebene nur national stabilisiert werden können, weil laut Lipietz nur die Nationalstaaten – in Abgrenzung zu regionalen, lokalen oder internationalen politischen Institutionen – in der Lage seien, vor allem die ökonomische Reproduktion sicher zu stellen. Dies gilt sowohl für die Aufrechterhaltung der Infrastruktur, die Geldpolitik und den Transfer von Reichtum als auch für den Außenhandel (vgl. Lipietz 1998b: 165). Zweitens ist die kapitalistische Entwicklung in jedem Nationalstaat „first and foremost" (Lipietz 1987: 19) das Resultat interner Kämpfe zwischen sozialen Blöcken. Dies gilt auch für die Staaten der Peripherie. Lipietz spricht unzweideutig von einer „*primacy of internal causes*" (ebd.: 22, Herv.i.O.).

Wenn man also Lipietz' Theorie folgen und kapitalistische Gesellschaften inklusive ihres Verhältnisses zur Natur untersuchen will, bildet das jeweilige konkrete Entwicklungsmodell den Ausgangspunkt der Analyse.

359 Im historischen Verlauf seines Werks hat Lipietz die Elemente eines Entwicklungsmodells erweitert und spezifiziert. Die Aufzählung oben entspricht dem aktuellen Stand der Lipietz'schen Arbeiten. In den jüngeren Arbeiten ist die Bedeutung der politischen Hegemonie deutlich abgeschwächt worden. Die Begriffsentwicklung kann anhand der sich wandelnden Bestimmungen eines kapitalistischen Entwicklungsmodells nachvollzogen werden (vgl. Lipietz/Leborgne 1987/1990: 109, Lipietz 1991c: 679, Lipietz 1992a: 2, Lipietz 1992b: 31, Lipietz 1992c: 194, Lipietz 1998b: 163, Lipietz 2009a: 4, Lipietz 2010a: 2f., Lipietz 2011b: 2 und Lipietz 2012: 10f.).

Lipietz' Annahme, das Nationale habe Vorrang vor dem Internationalen, präziser der nationale Kapitalismus mit seinem nationalen Kräfteverhältnissen bestimme in letzter Instanz die Entwicklung des nationalen Entwicklungsmodells, ist apodiktisch. Lipietz führt für seine Hypothese keine Argumente an, sondern stellt sie lediglich der These einer imperialistischen Überdeterminierung nationaler Entwicklung in der sogenannten Dritten Welt gegenüber. Historisch mag dies gerechtfertigt erscheinen gegenüber der hypostasierten Gegenthese. Trotz aller Bekenntnisse zur Offenheit der historischen Entwicklung im Kapitalismus schließt Lipietz die Möglichkeit einer Überdeterminierung nationaler Entwicklung durch internationale Entwicklungen aber *kategorisch* aus. Sein Argument, dass man internationale Kräfteverhältnisse nicht wie in den Nationalstaaten über die staatlichen Apparate organisieren könne, weil diese Apparate international nicht vorhanden seien, ist zwar schlüssig. Aber es ist keineswegs ausreichend, um auszuschließen, dass eine internationale Kräftekonstellation ein nationales Entwicklungsmodell bestimmen kann.[360] Man kann Lipietz in diesem Punkt daher für seinen methodologischen Nationalismus kritisieren.

Analog lässt sich auch die Argumentation kritisieren, dass interne Prozesse eine gesellschaftliche Entwicklung immer vorrangig bestimmten. Diese geschichtsphilosophische Position des maoistischen Dialektischen Materialismus (vgl. Tse-Tung 1971: 15/23) wird von Lipietz analytisch nicht fundiert, sondern von Mao und Althusser übernommen. Sie schränkt letztlich die Offenheit historischen Denkens und der historischen Entwicklung ein, deren Berücksichtigung insbesondere die Regulationstheoretiker für sich in Anspruch nehmen.

5.2.7 Die Krisen kapitalistischer Entwicklungsmodelle

> „Mais vient un moment critique où le modèle n'est plus réparable. Cela ne veut pas dire que le capitalisme est condamné, mai qu'il doit au moins changer de modèle, et ne sait pas encore lequel adopter."
> (*Green Deal. La Crise du Libéral-Productivisme et la Réponse Écologiste*, Lipietz 2012: 10)
> Alain Lipietz

360 Angesichts etwa der Maßnahmen, die die „Troika" aus EU-Kommission, Europäischer Zentralbank und EU-Kommission Griechenland auferlegt hat und der Entwicklung des jüngsten Konflikts in Syrien, in dem auf beiden Seiten des Bürgerkriegs auf verschiedenen Ebenen massiv durch andere internationale Institutionen und Nationalstaaten eingegriffen wird, verliert Lipietz' weiter an Substanz (vgl. Roth 2012).

Jedes über eine Regulation reproduzierte soziale Verhältnis birgt aufgrund seiner Widersprüchlichkeit eine Krise in sich (vgl. Lipietz 1988: 20). Im Widerspruch „liegt die notwendige Form der Krise begründet“ (Lipietz 1998b: 94). Dementsprechend ist auch die Regulation, die dem Widerspruch zwar eine Bewegungsform gibt, ihn aber nicht aussetzt, potentiell krisenhaft (vgl. Lipietz 1985b: 113). Ausgehend vom Widerspruch über die Regulation und die Reproduktion steht am Ende jedes Regulationszyklus eine Krise. „Die Krise ist dann die Situation, in der es nicht mehr möglich ist, weiterzumachen wie bisher, in der man aber auch noch nicht weiß, was man künftig machen wird.“ (Lipietz 2000a: 48, vgl. Lipietz 1984c: 90.) Sie bricht aus, „when the stability of social structures can no longer be assured“. Die „crisis is but the obverse of regulation. One expresses while the other represses the conflict embedded in social relations“ (Lipietz 1988: 20). Ihr Ausgang ist ungewiss und offen (vgl. Lipietz 1998b: 96). Die Krise eines Entwicklungsmodells ist die Voraussetzung für die Entstehung eines neuen: „Le nouveau modèle de développement émergera progressivement du modèle ancien agonisant.“ (Lipietz 1984c: 292)

Lipietz differenziert anhand der verschiedenen Möglichkeiten, eine Krise zu überwinden, zwischen verschiedenen Formen der Krise. Eine „kleine Krise“ (Lipietz 2000a: 48) entsteht infolge von Problemen bei der Reproduktion eines Entwicklungsmodells, die sich aber innerhalb der Konfiguration des Entwicklungsmodells beheben lassen. Die Regulation kann wieder hergestellt werden: Lipietz spricht auch von „crisis *within* regulation“ (Lipietz 1988: 20, Herv.i.O.) oder „*crisis in regulation*“ (Lipietz 1987: 34, Herv.i.O.).[361] Eine kleine Krise kann, muss aber nicht mehrere Ursachen haben. Sie kann auch nur ein soziales Verhältnis oder eine Instanz betreffen. In „großen Krisen“ (Lipietz 1998b: 103) verhält es sich grundlegend anders. Sie seien Lipietz zufolge „die Momente, in denen die zuvor institutionalisierten Kompromisse und ihre Regulationsweise es nicht mehr schaffen, die Reproduktion des Verhältnisses (oder des Beziehungssystems) aufrechtzuerhalten“ (ebd.: 96). Es handelt sich folglich um „a crisis *of* regulation“ (Lipietz 1988: 20, Herv.i.O.) (vgl. Lipietz 1987: 34, Lipietz 1992a: xi und Lipietz 1998b: 17f./39/103). Eine große Krise hat immer mehrere Ursachen (vgl. Lipietz 1986: 16 und Lipietz 2012: 25) und affiziert nie nur die Regulation eines Widerspruchs, zum Beispiel des Lohnverhältnisses: „[L]a crise des rapports sociaux n’est pas qu’une crise du rapport salarial.“ (Lipietz 1996: 21)

An den „crossroads of history“ (Lipietz 1992a: xi) komme es, wie Lipietz meint, in Form sozialer Kämpfe zur Suche nach institutionellen Kompromis-

361 Vgl. 1985b: 113, Lipietz 1987: 34, Lipietz 1988: 20, Lipietz 1998b: 94ff., Lipietz 2000a: 48 und Lipietz 2012: 10.

sen für ein neues Entwicklungsmodell. Diese sind grundsätzlich offen, obgleich sie auf der Basis der bestehenden Bedingungen und des Entwicklungsstands der sozialen Verhältnisse, gründen (vgl. Lipietz 1985a: 76). Nur eine Artikulation des ökonomischen, ideologischen und politischen Kampfes ist in der Lage, einen Ausweg aus der großen Krise zu bewerkstelligen. Die Konzentration auf einen Aspekt ist reduktionistisch.[362]

5.3 „Qu'est-ce que l'écologie politique?"

Lipietz beantwortet die Frage, was die Politische Ökologie ist[363], indem er die Politische Ökologie auf drei Ebenen theoretisiert: erstens als sozialökologische Beziehungen, zweitens als Wissenschaft dieser sozialen Beziehungen sowie drittens als politische Bewegung, die sich in diese sozialen Beziehungen mit bestimmten Werten und Zielen einbringt.[364]

5.3.1 Politische Ökologie als Netzwerk sozialökologischer Beziehungen

„Der Kernpunkt der politischen Ökologie" sei, folgt man den wesentlichen Aussagen Lipietz', „eine durch ein Dreieck strukturierte komplexe Totalität: die Menschheit, ihre Aktivitäten und die Natur." (Lipietz 1998a: 56)[365] Damit sei „die komplexe Natur der Beziehung zwischen ‚jedem einzelnen und allen anderen'" (ebd.: 148) gemeint, also die wechselseitigen Beziehungen zwi-

362 In Lipietz' Arbeiten überwiegen die ökonomischen Krisenanalysen (vgl. Lipietz 1985a: 69/109, Lipietz 1992b: 50 und Lipietz 1998b: 100). Für die für den Gegenstand dieser Arbeit zentrale Form der Krise – die ökologische Krise – wird auf Kapitel 5.5.3.2 verwiesen.

363 „Qu'est-ce que l'écologie politique?" (dt.: „Was ist politische Ökologie?") ist Teil des Titels eines 1999 in französischer Sprache erschienen Buches, das im Jahr 2000 in deutscher Sprache unter dem Titel *Transformation des 21. Jahrhunderts: ein Entwurf der politischen Ökologie* (Lipietz 2000a) erschienen ist.

364 Ganz im Sinne Althussers sei die Erkenntnis dieser sozialen Beziehungen laut Lipietz ein theoretisch-ideologischer Akt, ebenso wie die Isolierung des Waren- und des Lohnverhältnisses im Kapitalismus durch Marx im *Kapital* ein solcher Akt sei. Insofern dürfe, so Lipietz weiter, die theoretisch-ideologische Identifizierung dieser Verhältnisse nicht mit der Wirklichkeit verwechselt werden.

365 Wenn man ganz allgemein diese Dreiecksbeziehung ohne weitere Eingrenzung als Ausgangspunkt und Gegenstand der Politischen Ökologie bestimmt, erklärt dies auch, warum der Terminus der Politischen Ökologie als Oberbegriff für zum Teil sehr unterschiedliche Ansätze verwendet werden kann und verwendet wird.

schen den drei Instanzen und die daraus resultierende gemeinsame Struktur. Die politische Ökologie sei Lipietz zufolge daher „zunächst einmal die Art und Weise, wie wir zusammenleben“ (Lipietz 2000a: 9), unter Einbeziehung der Auswirkungen der menschlichen Tätigkeiten auf die Natur und deren Rückwirkung auf die menschlichen Individuen und deren Gesellschaft. Sie sei eine „gesellschaftliche Beziehung, die außer *jeder* und *alle anderen* kein historisches Subjekt kennt – wobei mit *alle anderen* hier *alle anderen Benützer, alle anderen Verschmutzer, alle anderen Völker* und auch *alle anderen nachfolgenden Generationen* etc. gemeint sind“ (Lipietz 1998a: 26f., Herv.i.O.).[366] Die Humanökologie oder „soziale Ökologie“ ist dementsprechend ein *Teil* der Politischen Ökologie im „allgemeineren Rahmen der Politischen Ökologie“ (Lipietz 2000a: 10, vgl. Lipietz 1999: 139), die sich nicht auf „Umwelt“ oder „Natur“ reduzieren lässt (vgl. Lipietz 2000a: 9).[367]

Lipietz bestimmt den „ganz konkreten Ausschnitt der Realität“, den er als Politische Ökologie versteht, weiter. Es handele sich um die „Beziehung zwischen den Menschen und der Natur und noch spezifischer: den Beziehungen der Menschen untereinander, insofern sie die Natur betreffen, also dem, was die Marxisten ‚Produktivkräfte‘ nannten“ (Lipietz 1998a: 37). Diese Ökologie ist insofern besonders, als dass die menschliche Spezies Lipietz zufolge im Unterschied zu allen anderen Spezies erstens ihre Tätigkeit über einen Entwurf vermittelten, zweitens die Folgen ihres Handelns beurteilten und drittens darüber entscheiden könnten, ob sie handeln wollen oder nicht (vgl. Lipietz 2000a: 9/15/30).[368] Diese Spezies ist folglich politisch, das heißt, sie organisiert sich „als politisches Gemeinwesen (im Griechischen Polis)“ (ebd.: 15). „Mit anderen Worten bringt die menschliche Spezies – als einzige soziale und politische Art – eine spezifische Ökologie hervor, nämlich die *politische Ökologie*.“ (Ebd., Herv.i.O.)

Die Form der sozio-ökonomischen Entwicklung sei Lipietz zufolge „die Hauptform, welche die Evolution der menschlichen Spezies annimmt“

366 Vgl. Lipietz 1992d: 154, Lipietz 1996: 21, Lipietz 1998a: 23f./39/148f., Lipietz 1998b: 69, Lipietz 2000a: 13/29, Lipietz 2000b: 6, Lipietz 2002b: 14f. und Lipietz 2007a: 4.

367 Ökologie definiert Lipietz wie folgt: „En general ecología de cualquier especie, animal o vegetal, es una ciencia que se preocupa de las relaciones entre los individuos de esta especie, de la vida, organizada o no, de esta especie, y de la parte del territorio que es transformada por la actividad de la misma, y que permite la vida de los individuos de esta especie.“ (Lipietz 2011a: 1)

368 Lipietz konstatiert: „Der große Unterschied, durch den sich die menschliche Gattung von allen anderen abhebt, besteht darin, dass die Menschen eben diskutieren, kämpfen und sich ausdrücklich zusammenschließen, um die Ausbeutung ihres Territoriums, ihrer *Domäne*, ihres Herrschaftsbereichs, festzulegen.“ (Lipietz 2000a: 13, Herv.i.O., vgl. Lipietz 1992a: 48, Lipietz 2000a: 14, Lipietz 2002b: 15 und Lipietz 2011a: 1.)

(ebd.).[369] „[L]a cible même de l'écologie politique ne peut être que cette médiation décisive entre l'humanité et son environnement: l'activité productrice, transformatrice, consommatrice de l'humanité. C'est-à-dire l'économie." (Lipietz 1992d: 154f.) Das bedeutet, die sozio-ökonomischen Verhältnisse der Menschheit

„prägen die Art und Weise, wie die Menschheit ihre Tätigkeit organisiert, und sie bestimmen, wie die derart organisierte Spezies sich ihre Umwelt aneignet, die selbst schon ein Produkt der vergangenen Arbeit ist. Diese gesellschaftlichen Verhältnisse prägen also strukturell die menschliche Ökologie. Wir können sie sogar letztlich als die *materielle Spur der gesellschaftlichen Verhältnisse* kennzeichnen." (Lipietz 2000a: 25, Herv.i.O.)

Mit anderen Worten: „Demographics, followed by economics, are the shaping forces in this relationship." (Lipietz 1999: 139) Die Politische Ökologie ist also untrennbar mit der sozialen Frage verknüpft (vgl. Lipietz 1998a: 132).

In der Geschichte haben alle sozio-ökonomischen Formationen darauf basiert, dass sie die Natur angeeignet und umgeformt haben (vgl. Lipietz 1992a: 52 und Lipietz 2007b: 2). Seit ungefähr 400 Jahren ist die Menschheit dafür nicht mehr auf die Mimesis der Natur angewiesen. Sie hat begonnen, die Natur in einem Zivilisationsprozess der „double conquête" (Lipietz 2002b: 15)[370] zu unterwerfen. Die verschiedenen Formen, mittels derer die Natur angeeignet und der menschlichen Bedürfnisbefriedigung unterworfen worden ist, sind unabhängig von ihren Folgen für die Natur oder die menschliche Gesellschaft bereits Formen der Politischen Ökologie (vgl. ebd.: 3).

„Quand la Terre entière se trouva transformée en domaine, apparut cet étonnant paradoxe: la mise en domaine, l'humanisation de la Nature, pouvait

369 In verschiedenen Arbeiten zeigt Lipietz anhand der etymologischen Genealogie der Termini „Ökologie" und „Ökonomie" die Verwandtschaft der Begriffe und der Gegenstände, die sie beschreiben, zum Beispiel wie folgt: „*Oikos* auf Griechisch bedeutet ‚Haushalt', als innerer Verfügungsbereich des ‚Hausherren'. Daher kommen die beiden Zwillingsworte ‚Ökonomie' und ‚Ökologie'. Und das entsprechende lateinische Wort ist dann *domus*, ‚das ganze Haus', von dem sich die Wörter ‚Domäne' (=Privathaushalt eines Fürsten) und ‚Domestik' (als abhängiger Haushaltsangehöriger), aber auch etwa die Wörter ‚Domina' und ‚Dominanz', ableiten – die insofern also durchaus mit der ‚Öko'-Familie verwandt sind." (Lipietz 2000a: 13, Herv.i.O., vgl. Lipietz 1998a: 56). Der Unterschied zwischen beiden definiert Lipietz folgendermaßen: „Die Ökonomie befasst sich damit, Quantitäten zu messen (in Geld in Erträgen), die Ökologie fragt nach dem Gebrauchswert dessen, was da im weitesten Sinne – einschließlich der Kontemplation – gemacht beziehungsweise getan wird. D.h. sie fragt nach der Nützlichkeit (einschließlich des ästhetischen ‚Nutzen'), danach, was die jeweilige Tätigkeit mit Sinn erfüllt." (Lipietz 2000a: 16f.)

370 Die doppelte Eroberung besteht in „la domination d'une partie de la nature comme source, et la fortification de l'humanité dans des maisons, des cités, face à la nature hostile" (Lipietz 2007b: 2).

se retourner contre l'Homme lui-même." (Lipietz 2007b: 2) Für Lipietz hat dieser Umschwung nicht auf einmal in der Geschichte stattgefunden. Es kam immer wieder zu Krisen der Politischen Ökologie mit zum Teil verheerenden Folgen für Natur und Menschheit (vgl. dazu Kapitel 5.5.1), in denen sich neue Formen der Politischen Ökologie herausgebildet haben.

Im 20. Jahrhundert hat sich diese Konstellation qualitativ verändert.[371] Das „Super-Raubtier" (Lipietz 2000a: 14) Mensch hat durch seine Tätigkeiten nicht nur die zur Reproduktion seines Entwicklungsmodells notwendigen Ressourcen nahezu aufgebraucht, sondern auch die Grenzen der ökologischen Belastbarkeit (die von Menschen produzierten Giftstoffe können nicht mehr durch die Regenerationsfähigkeiten des Ökosystems Erde kompensiert werden) überschritten. Die Tragfähigkeit des globalen Ökosystems ist erschöpft.[372] „Die Zeiten des unendlichen Planeten Erde sind unwiederbringlich vorbei." (Lipietz 1993a: 110, vgl. Lipietz 1992a: 50f.)

Die Praktiken der bestehenden Politischen Ökologie würden laut Lipietz „letztendlich sogar die Überlebensmöglichkeiten der Spezies in Frage stellen, zumindest aber ein ‚zivilisiertes' Überleben unmöglich machen" (Lipietz 2000a: 19). Sie stellen auch das gegenwärtige Entwicklungsmodell der Menschen in Frage (vgl. Lipietz 2012: 34) und führen zu zahlreichen Zerstörungen der Umwelt.[373] Auch wenn für Lipietz die kapitalistischen Produktionsverhältnisse eine wesentliche Ursache für die Entfaltung der Gefährdung der Politischen Ökologie des gegenwärtigen Entwicklungsmodells darstellen[374], ließe sie sich ihm zufolge nicht auf einen „Widerspruch zwischen der kapitalistischen Produktion und ihrem Äußeren" (Lipietz 1998b: 69) reduzieren.

In dieser Konzeption der Politischen Ökologie bleibt gänzlich untertheoretisiert, wie sich die Form der kapitalistischen Entwicklung von der Entwick-

371 Vgl. vertiefend bei Lipietz Kapitel 5.2 sowie ergänzend Lipietz 1991b: 94 und Lipietz 1998a: 118.

372 „Die Tragfähigkeit eines Ökosystems besteht für jede betrachtete Art in der maximalen Population von Individuen dieser Art, die das Ökosystem ernähren kann. Jenseits dieser Tragfähigkeit wird eine solche Population geschwächt." (Lipietz 2000a: 14, vgl. Lipietz 1992a: 54, Lipietz 1992d: 154, Lipietz 1998a: 109, Lipietz 2000a: 17/71 und Lipietz 2012: 33.)

373 Als „Umweltverschmutzung" bezeichnet Lipietz jede Art von Tätigkeit, „die zu einer negativen Veränderung der Umwelt führt. Selbstverständlich ist die Bedeutung des Wörtchens ‚negativ' in dieser Definition relativ, bezogen auf eine Werteskala, die selbst ein Ergebnis der kulturellen Entwicklung darstellt." (Lipietz 2000a: 67) Dabei sind „crimes against nature […] on the increase, and every crime against nature is a crime against humanity" (Lipietz 1992a: 51). Die „wirklichen Probleme" entstünden, so Lipietz, aus „der grundlegenden Wechselwirkung zwischen Unterentwicklung, Armut und ökologischer Zerstörung" (Lipietz 1993a: 99).

374 Vgl. Lipietz 1984c: 103, Lipietz 1991b: 94, Lipietz 1996: 20, Lipietz 2000a: 117 und Lipietz 2012: 85.

lung einer Politischen Ökologie abhebt. Zwar gründet die Regulationstheorie auf anderen sozialen Verhältnissen, in die die Beziehungen zur Natur nicht integriert ist (vgl. Kapitel 5.2). Lipietz gelingt es aber nicht, das Verhältnis zur Umwelt auch in seiner Theorie zu berücksichtigen, zum Beispiel als eine institutionelle Form. Das Verhältnis von Gesellschaft und Individuen zur Natur bleibt Lipietz' Politischer Ökologie rein äußerlich. Es gibt keine systematische Theoretisierung der Rolle der Natur in den kapitalistischen Produktionsverhältnissen, im bürgerlichen Staat, in der internationalen Konfiguration usw.

Darüber hinaus ist die Definition der Politischen Ökologie derart allumfassend, dass sie erstens weiterer Präzisierung bedarf und zweitens geklärt werden muss, welche Rolle dem gesellschaftlichen Naturverhältnis in ihr – auch im Verhältnis zu den anderen Beziehungen in der Politischen Ökologie – zukommt.

Lipietz belebt ferner zur Erklärung der Beziehung zwischen kapitalistischer Gesellschaft und Natur Elemente der malthusianischen Bevölkerungstheorie (vgl. Lipietz 2012: 113) und damit ideologische Erklärungen, die einer kritischen Gesellschaftstheorie entgegen und auch nicht im Einklang mit dem marxistischen theoretischen Fundament der Lipietz'schen Theorie stehen. In ihr bilden, wie oben beschrieben, die Widersprüche der sozialen Verhältnisse und der Kampf um ihre Ausgestaltung die Basis für ihre mögliche Regulation. Die relative „Überbevölkerung" in kapitalistischen Gesellschaften entspringt den ihr zugrunde liegenden sozialen Verhältnissen. Demzufolge können nur diese Gegenstand der theoretischen Kritik sein und nicht die Überbevölkerung als solche.

Marx und Engels haben die wesentliche Kritik an Malthus' Bevölkerungstheorie formuliert (vgl. MEW 1: 518ff. und MEW 23: 551, Fußnote 15/663f.). Sie wiesen erstens darauf hin, dass nicht die Entwicklung der Bevölkerungszahl im Verhältnis zur Entwicklung der Fruchtbarkeit des Bodens die Ursache ökologischer Probleme – in Malthus' Fall des Hungers – ist, sondern die historisch spezifische Form, die gesellschaftliche Arbeit zu organisieren. Dies gilt heute global wie zu Marx' und Engels' Zeiten für die nationalen Ökonomien. Zweitens haben sie verdeutlicht, dass Malthus seine Bevölkerungstheorie nicht empirisch untermauern konnte. Dasselbe gilt für Lipietz, der nicht einmal die Anstrengung unternimmt, Daten anzuführen. Und drittens hat die Produktivkraftentwicklung in den letzten zwei Jahrhunderten gezeigt, dass weder die Fruchtbarkeit der Böden noch die Zahl der auf dem endlichen Planeten Erde lebenden Menschen für die Probleme verantwortlich sein können, für die sie als Begründung herangezogen werden. Die Demografie beziehungsweise demographische Entwicklung ist dementsprechend

grundsätzlich kein Problem für die Beziehungen zwischen der Umwelt und der kapitalistischen Gesellschaft, sondern verstärkt maximal kurzfristige Problemkonstellationen.[375]

Außerdem greift Lipietz' Reduktion der natürlichen Grenzen auf die Tragfähigkeit ökologischer Systeme zu kurz. Denn sie beschränkt die Problematisierung des Verhältnisses der Natur zur menschlichen Gesellschaft auf die Formen der Beziehungen, die diese Grenzen überschreiten. Die Form des gesellschaftlichen Naturverhältnisses im Kapitalismus, das grundsätzlich auf Herrschaft und Ausbeutung zugerichtet ist, wird dementsprechend nicht zwangsläufig in Frage gestellt. Mit anderen Worten: Ausbeutung und Herrschaft über die Natur ist solange berechtigt, wie sie nicht auf die menschliche Gesellschaft negativ zurückwirken. Adorno und Horkheimer haben allerdings bereits in der *Dialektik der Aufklärung* gezeigt, dass die Unterdrückung der Natur, nicht zuletzt der inneren menschlichen Natur, erstens unmittelbar negative Folgen für die Menschen hat und dass die Naturbeherrschung zweitens Herrschaft und Ausbeutung in der Klassengesellschaft verstärkt (vgl. Adorno GS 3).

Schließlich durchzieht Lipietz' gesamte Politische Ökologie von ihrem Ausgangspunkt bis zu den Analysen der konkreten kapitalistischen Entwicklungsmodelle ein Reduktionismus. Er stellt „die Menschheit" beziehungsweise „den Menschen" der Umwelt jeweils als abstrakte Totalität gegenüber. Dies wäre als schematische Darstellung der Grundkonstellation völlig unproblematisch.

Aber während Lipietz bei der Folgeneinschätzung der gestörten Politischen Ökologie, zum Beispiel aufgrund des Klimawandels, zumindest noch zwischen Opfern und Tätern in Form nationaler Kollektive trennt, ist in seiner Analyse der Beziehungen von kapitalistischer Entwicklung und Umwelt keine Klassenanalyse enthalten. Lipietz schreibt: „[H]umanity" ist für ihn „both cause and victim" (Lipietz 1992a: 51f.) im Prozess der Veränderung der Umwelt. Marx' einschlägige Beobachtung, das im Kapitalismus beide Quellen des Reichtums – die Arbeit und die Erde – der Verwertung und Akkumulation durch das Kapital unterworfen würden (vgl. MEW 23: 530 und Kapitel 6.3.2), findet in Lipietz' Theorie keinen Niederschlag. Die Tatsache, dass er *kapitalistische* Gesellschaften und deren Entwicklung untersucht, scheint für Lipietz in seiner Theoretisierung des Verhältnisses von Umwelt und Gesellschaft, wenn überhaupt, nur eine nachrangige Bedeutung zu haben

375 Auch Versuche, die Demografie als Wissenschaft zu retten, scheitern letztlich an der Marx'schen Kritik oder deren Vertreter müssen sich auf neue beziehungsweise recycelte Hilfskonstruktionen beziehen, um diese zu umgehen, wie etwa die Trennung von absoluter und relativer Überbevölkerung in Weiss 2004.

(vgl. diesbezüglich die Kritik an Lipietz in Rudy 2000: 85f. und Contreras Sheasby 2000: 99f.). Faber und Grossmann warnen zu Recht vor den Folgen: „Without a full grasp of the class-based and ecological antagonisms inherent in the capitalist mode of production, as provided by Marxism and socialist theory, political ecology will likely embrace self-limiting and perhaps even regressive movement-building strategies and solutions." (Faber/Grossmann 2000: 72)

Dieser Blindfleck der Lipietz'schen Politischen Ökologie korreliert mit einer Betrachtung der Dreiecksbeziehungen zwischen Umwelt, Individuum und Gesellschaft, die maßgeblich die individuelle Konsumtion (man könnte von der Sphäre des Individuums in der kapitalistischen Zirkulation sprechen) und nicht die gesellschaftliche Produktion privilegiert, obwohl diese zum Beispiel für die Erzeugung der global absolut größten CO_2-Emissionen in einem Nationalstaat (China) seit 2006 verantwortlich war (Bundeszentrale für politische Bildung (oZa) und IPCC 2014, vgl. Kapitel 5.4) – obgleich die Pro-Kopf-Produktion von CO_2 in China verglichen mit den westlichen Staaten selbstverständlich immer noch hinterher hinkt.

5.3.2 Politische Ökologie als Wissenschaft

> „Die politische Ökologie ist […] eine Geisteshaltung, in der wir in den anderen Wissenschaften gleichsam unsere Blumen pflücken, um sie zu einem Strauß zusammenzustellen, der in unser Dreieck passt. Dabei kommen wir beständig auf immer wieder dieselben Fragen zurück: ‚Wie lässt uns unsere gesellschaftliche Organisation unsere Umwelt verändern?' Und: ‚Sind die Auswirkungen dieser Veränderungen auf die Individuen selbst eher günstig oder eher ungünstig?'"
> (*Die große Transformation des 21. Jahrhunderts*, Lipietz 2000a: 18)
> Alain Lipietz

Die Politische Ökologie ist für Lipietz nicht nur ein Netzwerk sozialökologischer Beziehungen zwischen den menschlichen Individuen, der menschlichen Gesellschaft und ihrer Umwelt. Sie ist zugleich auch eine Wissenschaft, die seit Mitte des 20. Jahrhunderts gemeinsam mit der Politischen Ökologie im Sinne einer sozialen Bewegung entstanden ist. Den Gegenstand der Politischen Ökologie als Wissenschaft bilden das Netzwerk sozialökologischer Beziehungen und die ihm inhärenten Myriaden von Widersprüchen. Die Politische Ökologie ist „die Wissenschaft von der Spezies besonderer Art" (Lipietz 2000a:15), die „Wissenschaft von der Menschheit" (Lipietz 2000a: 15). Ihr Aufgabe sei Lipietz zufolge „el análisis de la interacción compleja entre el medio ambiente (medio de vida de la humanidad) y el funcionamiento económico, social y, añadamos, político, de las comunidades humanas" (Li-

pietz 2002b: 14f.).[376] Sie befasst sich mit der „Beziehung eines jeden einzelnen mit allen anderen Formen“ (Lipietz 1998a: 26).

Die Politische Ökologie beruht als Wissenschaft auf drei wissenschaftstheoretischen Säulen, die sie laut Lipietz mit dem Marxismus teile: erstens auf dem Blick für die Totalität, zweitens der Berücksichtigung von Wechselwirkungen und ihrer Folgen, und drittens auf dem Materialismus (vgl. dazu Lipietz 1998a: 42).

Wenn die Politische Ökologie mehr Beziehungen als die der kapitalistischen Produktionsweise umfasse, dann könne auch dementsprechend die Wissenschaft von der Politischen Ökologie „nicht allein auf einer *Politischen Ökonomie* oder auf deren *Kritik*“ (Lipietz 1998a: 10, Herv.i.O.) beruhen, wie Fischer, Graf und Reinfeldt in ihrem Vorwort zu Lipietz’ deutscher Übersetzung von *Vert Espérance* schreiben. „More precisely, economy, or economics, is the science of the human activities of production and distribution. Ecology as a science extends this viewpoint.“ (Lipietz 1992a: 48) Die Politische Ökologie ist derart umfassend angelegt, dass sie sogar den klassischen Gegenstandsbereich der Gesellschaftswissenschaft im soziologischen Sinne transzendiert (vgl. Lipietz 1993b: 390 und Lipietz 2000b: 2).[377] Insofern beabsichtigen die Politischen Ökologen laut Lipietz, die Totalität aller Beziehungen zu erfassen (vgl. Lipietz 1993b: 390). Um diese wissenschaftlich begreifbar zu machen, fassen sie „vielfältige Humanwissenschaften zusammen“ (Lipietz 2000a: 27). „Como ciencia, es una convergencia de muchas ciencias.“ (Lipietz 2011a: 1f., vgl. Lipietz 2000b: 2 und Lipietz 2009c: 3.)

Im Umkehrschluss warnt Lipietz: „Nichts ist so gefährlich wie der Versuch, die Ökologie auf einen einzigen Aspekt des Dreiecks zu reduzieren.“ (Lipietz 2000a: 18) Diese antireduktionistische Position solle, wie Lipietz sagt, soziozentrische Positionen ebenso ausschließen wie einen „exceso inverso de una sacralización de la naturaleza“ (Lipietz 2002b: 16).

Stattdessen untersuchen die Politischen Ökologen die gegenseitigen Beziehungen zwischen drei Polen in einem „System mit relativ autonomen Instanzen und Elementen […], in dem jedoch alles auf jedes Auswirkungen“ (Lipietz 1998a: 38f.) besitze, „insbesondere positive Rückwirkungen (Schneeballeffekt/Kettenreaktion) und negative Rückwirkungen (Dämpfungs- oder Regulierungseffekt)“ (Lipietz 1998a: 39). Auf diese Weise werde, folgt man Lipietz, die Dialektik in die Politische Ökologie integriert (vgl. Lipietz 1998b: 60 und Lipietz 2000b: 2).

376 Vgl. Lipietz 1993b: 390, Lipietz 1998a: 56/164, Lipietz 2000a: 15 und Lipietz 2002b: 16f.

377 Lipietz schreibt zwar, dass die Politische Ökologie „eine Gesellschaftswissenschaft“ (Lipietz 2000a: 9) sei, aber de facto transzendiert die Politische Ökologie diese durch ihre Inkorporation zumindest eines Teils der Naturwissenschaften.

Auf der Basis dieser wissenschaftstheoretischen Voraussetzungen entwickelt die Politische Ökologie zuvorderst eine Kritik an den herrschenden Auffassungen über die Verhältnisse zwischen Individuen, Gesellschaft und Natur sowie an der Praxis, mit der die drei Entitäten zueinander in Beziehung gesetzt werden und gesetzt worden sind. Diese Kritik richtete sich sowohl gegen den Fortschrittsglauben der Staatskapitalismen, die bis 1989/91 bestanden, als auch gegen die verschiedenen Varianten des westlichen „ökonomischen Liberalismus“ (Lipietz 2000a: 23) der Nachkriegszeit (vgl. Lipietz 1993c: 8 und Lipietz 2000a: 71) sowie die realexistierenden Strukturen der diversen Entwicklungsmodelle und ihre Folgen für die Ökologie der Spezies Mensch.[378]

Lipietz und andere politische Ökologen beanspruchen keine Unabhängigkeit oder Neutralität für ihre wissenschaftlichen Repliken auf die Ideologien des Fordismus oder Neoliberalismus. Die Politische Ökologie steht offen dazu, behauptet Lipietz, dass sie „eine Kritik einer gewissen Modernität im Namen von Werten“ sei, „die dieser Moderne fremd sind“ (Lipietz 1998a: 147). Diese Form der historisch spezifischen Kritik einer realen Bewegung an gesellschaftlichen Strukturen ist für Lipietz der materialistische Kern der Politischen Ökologie (vgl. Lipietz 1998a: 36, Lipietz 1998b: 59f. und Lipietz 2000b: 2).

Darüber hinaus suchen Wissenschaftler der Politischen Ökologie nach einer Antwort auf die zentrale Frage, wer die Verantwortung für soziale und ökologische Probleme trägt (vgl. Lipietz 1993d: 115). Sie wollen erörtern, „cuáles son los efectos de nuestros comportamientos y prácticas y nos esclarece acerca de los riesgos“ (Lipietz 2002b: 16) und „‚définir ce qu’est un bien‘“ (Lipietz 2009c: 3).

Die Analyse gesellschaftlicher Strukturen führt bei Lipietz letztlich nicht zu einer historischen Teleologie. Für die Politische Ökologie ist die Geschichte offen und zu jedem Zeitpunkt das Produkt gesellschaftlicher Kämpfe, deren Ausgang ungewiss und durch nichts vorherbestimmt ist (vgl. Lipietz 2000b: 3 und Lipietz 1998a: 44).

Lipietz befasst sich, wie er sagt, in seinen Beiträgen zur Politischen Ökologie als Wissenschaft hauptsächlich mit der Beziehung zwischen Gesellschaft und Natur, da er sich auf Fragen der Macht, der Organisation und der Verteilung innerhalb der Ökonomie fokussiert habe (vgl. Lipietz 2000a: 63f.).

Für Lipietz ist Ökologie im Wesentlichen die Wissenschaft der Wissenschaften. Sie ersetzt die Gesellschaftstheorie und -kritik. Denn während letztere

378 Vgl. Lipietz 1992d: 154, Lipietz 1993b: 388, Lipietz 1998a: 49/56, Lipietz 2000a: 20 und Lipietz 2002b: 16.

sich auf die Verhältnisse zwischen Gesellschaft und Individuen sowie zwischen den Individuen untereinander bezieht, berücksichtige Lipietz zufolge die Ökologie im Lipietz'schen Sinne auch die Beziehungen der Individuen und der Gesellschaft zur Natur.

Dabei unterschlägt er, dass Marx und Engels bereits mit der Wissenschaft der Geschichte als Einheit der Natur- *und* Menschheitsgeschichte genau dieses Projekt einer interdisziplinären Einheitswissenschaft von Natur und Gesellschaft verfolgt haben, ohne dass sie es zu Ende bringen konnten. In *Die Deutsche Ideologie* heißt es:

„Wir kennen nur eine einzige Wissenschaft, die Wissenschaft der Geschichte. Die Geschichte kann von zwei Seiten aus betrachtet, in die Geschichte der Natur und die Geschichte der Menschen abgeteilt werden. Beide Seiten sind indes nicht zu trennen; solange Menschen existieren, bedingen sich Geschichte der Natur und Geschichte der Menschen gegenseitig." (MEW 3: 18)[379]

Marx' *Kapital* markiert als Darstellung des Bewegungsgesetzes der bürgerlichen Gesellschaften den *Beginn* dieser Einheitswissenschaft, das heißt, sie erschöpft sich nicht in der Kritik der politischen Ökonomie und dem Verständnis der historisch spezifischen Form der gesellschaftlichen Arbeit als Verbindungsglied zwischen Natur und Gesellschaft (vgl. Wolf 2006). Wenn Lipietz nun unterstellt, dass der Marxismus sich nur mit den ökonomischen Beziehungen in der kapitalistischen Gesellschaft befasst habe, und daraus die Notwendigkeit für den Aufbau einer unabhängigen Politischen Ökologie als Wissenschaft ableitet, unterschlägt er nicht nur die möglichen Ansatzpunkte für eine Kritik des gesellschaftlichen Naturverhältnis im existierenden Werk von Marx und Engels, sondern auch ihr originäres wissenschaftliches Anliegen. Lipietz kann daher nicht einleuchtend erklären, warum die Politische Ökologie als Wissenschaft außerhalb des Marxismus angesiedelt werden muss und worin ihr besonderer Gegenstand besteht.

Lipietz' Definition von Politischer Ökologie ist zudem derart vage gefasst, dass sie alles und nichts sein kann. Die individuelle Nutzung des Automobils kann darunter ebenso subsumiert werden wie der Abbau von nicht erneuerbaren Energieträgern, die Ausgestaltung des Gesundheitssystems im liberalen Produktivismus oder ein Stau. Zumindest für das in dieser Arbeit formulierte Anliegen, eine wissenschaftlich haltbare Bestimmung des gesellschaftlichen Verhältnisses zur Natur in kapitalistischen Gesellschaftsformationen zu erhalten, ist Lipietz' Definition unscharf und dementsprechend ungeeignet.

379 Für Überlegungen, die an dieses Postulat anknüpfen, vgl. Wolf 2006.

Da er die abstrakte Bestimmung der Politischen Ökologie in seinen Arbeiten nicht weiter ausdifferenziert, ist der Begriff „Politische Ökologie“ zudem missverständlich – Lipietz fasst unter den Begriff überwiegend soziale Beziehungen, die sich von den natürlichen Beziehungen in Ökosystemen grundlegend unterscheiden und damit der klassische Gegenstand der Gesellschaftstheorie sind.

5.3.2.1 Der Hauptwiderspruch der Politischen Ökologie: Fortschrittsgläubiger Produktivismus vs. nachhaltige Entwicklung

> „Außerdem hockt der Tod auf dem tiefsten Grunde des Fortschritts.“
> (*Die große Transformation des 21. Jahrhunderts*, Lipietz 2000a: 46)
> Alain Lipietz

> „El modelo capitalista ha conocido diferentes variantes, pero todas se caracterizan por un rasgo común: el productivismo. Es este productivismo con su dinámica del siempre más, lo que hoy alcanza sus límites.“
> (*La Ecología Política*, Lipietz 2002b: 19)
> Alain Lipietz

Das zentrale Problem für das Netzwerk sozialökologischer Beziehungen aus Individuen, Gesellschaft und Umwelt stelle Lipietz zufolge der Produktivismus dar, weil er das „Spannungsverhältnis zwischen den Menschen, zwischen ihnen und der Natur auf den Höhepunkt“ (Lipietz 1998b: 60) treibe. Er entfaltet die Widersprüche zwischen allen dreien am stärksten. Unter Produktivismus versteht Lipietz „die Gesamtheit der sozio-ökonomischen Strukturen und Mentalitäten, die die Menschen zu einer ‚Produktion um der Produktion willen‘ drängen, ohne daß dabei auf die tatsächlichen Bedürfnisse der Bevölkerung oder auf die ‚Verträglichkeit und Nachhaltigkeit‘ der Produktionsweise Rücksicht genommen wird“ (Lipietz 1998a: 40) (vgl. Lipietz 1992d: 161, Lipietz 1996: 127 und Lipietz 2000a: 44). Er ist die „große Form, die es abzuschaffen gilt“ (Lipietz 1998b: 60) und die durch ein soziales und nachhaltiges Entwicklungsmodell ersetzt werden soll (vgl. Lipietz 1992d: 161).

„[L]e choix fondateur du productivisme“ (Lipietz 2012: 78) besteht darin, dass Wachstum über alles gestellt wird. Vorrangig handelt es sich dabei um ökonomisches Wachstum, welches durch die Entwicklung der Produktivkräfte, das heißt durch neue Technologien der Arbeitsorganisation und Maschinen, generiert wird. Der Fortschritt der Produktivkräfte macht aber in der Regel auch eine unermessliche Steigerung der Konsumtion erforderlich.

Lipietz kritisiert darüber hinaus, dass „linke“ Strömungen des Produktivismus – explizit bezieht er sich auf die europäischen Sozialdemokratien und

den realexistierenden Sozialismus[380] – zusätzlich das ökonomische mit dem staatlichen und sozialen Wachstum verknüpften (vgl. Lipietz 1984c: 154, Lipietz 1998a: 43/134f. und Lipietz 2007a: 4). Diese politisch-ökonomischen Positionen würden, behauptet Lipietz, ergänzt durch eine „idéologie productiviste“ (Lipietz 2012: 35), deren Ausgangspunkt der simple Glaube ist, dass mehr Wachstum gleichbedeutend mit mehr Wohlstand ist. Diese hat sich zu einer säkularisierten Form der Religion entwickelt (vgl. Lipietz 2010b: 2).

Die zentrale Erkenntnis der Analyse und Kritik des Produktivismus durch die Wissenschaft der Politischen Ökologie besteht darin, dass „el progreso técnico no es necesariamente sinónimo de emancipación humana, ni de mejoramiento del medio ambiente“ (Lipietz 2002b: 17) (vgl. Lipietz 1998b: 60f.). Das Gegenteil sei der Fall. „Die Produktivkräfte tendieren eher dazu, den Planeten zu plündern und die Massen zu atomisieren.“ (Lipietz 1998a: 134f.) Sie „führen uns in die ökologische Katastrophe“ (Lipietz 1998a: 89). Daher wendet Lipietz ein, dass die technische Entwicklung „kein Fortschritt und kein Ziel an sich“ (Lipietz 2002b: 17) sein könne. Entsprechend lehnt er ein Primat der Produktivkraftentwicklung (vgl. Lipietz 1998a: 41ff.) und „l’idéologie prométhéenne de la Bible ou de René Descartes (‚se rendre maître et possesseur de l’univers‘)“ (Lipietz 1996: 127) in ihren traditionellen und modernen Formen ab (vgl. Lipietz 2000a: 46).

Anstatt den technischen Fortschritt, Produktivität oder Wachstum zu glorifizieren, solle man sich, wie Lipietz meint, immer „las dos caras del progreso“ (Lipietz 2002b: 17) vergegenwärtigen, um ihnen ihren rechtmäßigen Platz in der Geschichte einzuräumen (vgl. Lipietz 1985a: 137). Technologischer Fortschritt wird von der Politischen Ökologie also nicht per se zurückgewiesen, sondern er soll den sozialen Verhältnissen untergeordnet und in den Dienst eines sozialökologischen nachhaltigen Entwicklungsmodells gestellt werden. „Wir sollten sagen, dass die Produktionsverhältnisse die Produktivkräfte determinieren – nicht umgekehrt.“ (Lipietz 1998b: 17)

Lipietz macht in keiner Arbeit eindeutig und schlüssig klar, erstens wie es zur Produktion um der Produktion willen kommt und zweitens wie das Verhältnis von Politischer Ökologie und kapitalistischer Produktionsweise ist, die er begrifflich unterscheidet (vgl. Lipietz 1992d: 161, Lipietz 2000a: 44 und Lipietz 2000b: 2).

Diese beiden weißen Flecken in Lipietz’ Argumentation haben zur Folge, dass Lipietz trotz wiederholter Einschränkungen „Wachstum“ und „Fortschritt“ abstrakt kritisiert, anstatt zu erkennen beziehungsweise kategorial

380 In einigen Schriften beschuldigt Lipietz auch „die Arbeiterbewegung“ allgemein, diese Positionen zu teilen (vgl. Lipietz 1993b: 391).

darzustellen, dass es sich erstens um *kapitalistisches* Wachstum und *kapitalistischen* Fortschritt handelt; dass die kapitalistische Produktionsweise zweitens immer zu einer Produktion um der Produktion willen führt (es sei denn Klassenkämpfe können dies räumlich und temporär partiell einschränken), weil dies die Voraussetzung der Kapitalakkumulation ist[381]; und dass schließlich drittens der so verstandene Produktivismus ein Wesensmerkmal des Kapitalismus und nicht nur einer seiner Formationen ist, auch wenn er unterschiedliche Formen historisch und räumlich annehmen kann.

Der neue „grüne" Hauptwiderspruch bleibt in Lipietz' gesamten Werk dementsprechend unterbestimmt. Handelt es sich beim Produktivismus vorrangig um ein politisches Projekt, eine Ideologie oder eine Form der Ökonomie oder meint der Terminus ein Entwicklungsmodell? Die Konsequenz aus Lipietz' nebulöser Definition des Hauptwiderspruchs ist zudem, dass der Produktivismus, verstanden als Fortschreiten der Produktivkräfte, die kapitalistische Gesellschaftsformation als Gegenstand der Gesellschaftstheorie und -kritik – und damit die Ursache des Produktivismus – verdrängt.

Definiert man nun den Fortschritt der Produktivkräfte als Kern der Lipietz'schen Wachstumskritik, wird deutlich, dass Lipietz den Hauptwiderspruch im Kapitalismus auf einen für die Entwicklung des Kapitalismus nicht unerheblichen Teilaspekt reduziert. Er rückt damit de facto von einer Kritik der sozialen Verhältnisse (im Plural) ab, die der kapitalistischen Produktionsweise und ihrer Entwicklung zugrunde liegen. Insbesondere vor dem Hintergrund der Lipietz'schen Auffassung, dass die Produktivkräfte im Wesentlichen soziale Verhältnisse sind, aber nicht die einzigen, die den Kapitalismus auszeichnen, müsste eine Wachstumskritik sowohl das Besitzverhältnis als auch das Waren- und Eigentumsverhältnis zum Gegenstand machen.

Ein weiterer Fehler unterläuft Lipietz in der Gleichsetzung verschiedener Formen des Wachstums beziehungsweise der Wachstumsgläubigkeit. Beispielsweise kann man erstens auf der Basis Lipietz' eigener Erkenntnisse fundiert argumentieren, dass das hegemoniale Projekt in der Politik im Liberalen Produktivismus zum Beispiel von der Prämisse wachsender Staatsaufgaben abgerückt ist, während der Druck, ökonomisches Wachstum zu generieren, weltweit zugenommen hat. Die Ausdehnung staatlicher Aufgaben einerseits und der kapitalistischen Ökonomie andererseits ist also, anders als Lipietz

381 Der Begriff „Produktion um der Produktion willen" stammt aus der Marx'schen Darstellung der kapitalistischen Produktionsweise in ihrem idealen Durchschnitt im *Kapital* (vgl. MEW 23: 618), so dass eigentlich auf der Hand liegt, dass es sich dabei um ein Element der Produktionsweise, das heißt der sozialen und nicht der institutionellen Formen handelt, insbesondere wenn man berücksichtigt, dass Marx folgendes schreibt: „Akkumulation um der Akkumulation, Produktion um der Produktion willen, in dieser Formel sprach die klassische Ökonomie den historischen Beruf der Bourgeoisperiode aus." (MEW 23: 621)

unterstellt, nicht identisch. Zweitens wird von Lipietz in keiner Weise ausgeführt, wie das ökonomische Wachstum mit der Ausdehnung staatlicher Aufgaben zusammenhängt. Das heißt im Umkehrschluss, dass in der Ökonomie das Wachstum um des Wachstums willen im Liberalen Produktivismus fortgesetzt worden ist, während man von einem Wachstum der Staatsaufgaben nicht sprechen kann. Offensichtlich korrelieren die verschiedenen Formen des Wachstums nicht zwingend miteinander.

5.3.2.2 Der Begriff der „Natur“ in Alain Lipietz’ Politischer Ökologie

Wie sich bereits in der Darstellung der Politischen Ökologie als Netzwerk sozialökologischer Beziehungen zwischen den drei Entitäten Individuum, Gesellschaft und Natur andeutete, basiert die Politische Ökologie auf einem spezifischen Verständnis von „Natur“ beziehungsweise „Umwelt“, das sowohl für die Politische Ökologie als Wissenschaft als auch für die Politische Ökologie als Politik von zentraler Bedeutung ist.

Die Natur war von den beiden anderen Entitäten grundsätzlich geschieden. Allerdings ist die Menschheit, wie oben umrissen, historisch immer weiter in die Natur, „die mächtigste Kraft auf dem Planeten“ (Lipietz 1998a: 25), vorgedrungen (vgl. Lipietz 1998a: 24). Folglich müsse man laut Lipietz heute folgendes konstatieren: „[O]ur planet is entirely humanized, no longer a great exterior.“ (Lipietz 1992a: 51) Bis auf wenige Ausnahmen „‚naturbelassene[r] Natur‘“ (Lipietz 1998a: 25), so Lipietz, gebe es „keinen ‚natürlichen‘, vom menschlichen Handeln unberührten Flecken mehr“, „keine unveränderte ewig währende Bühne […], auf der die menschlichen Handlung sich vollzieht“ (Lipietz 1991a: 131).

Die Natur ist gänzlich durch die menschliche Praxis umgeformt worden und wird auch weiterhin beständig transformiert (vgl. Lipietz 1998a: 56). „The environment defended by political ecology“ ist heute daher „mostly artificial“ (Lipietz 1992a: 49) (vgl. Lipietz 1991a: 131 und Lipietz 1998a: 25). Unter Umwelt versteht Lipietz daher gegenwärtig einerseits „die anderen. Jede/r von uns.“ (Lipietz 1993a: 110) Über die Arbeitsteilung wird jedes Individuum zu einem Bestandteil der Umwelt (vgl. Lipietz 2000a: 14). Anderseits zählt Lipietz Ozeane, den Boden oder die Atmosphäre usw. ebenso zur Natur wie die Umwelt „created by humans (the rural or urban environment)“ (Lipietz 1992a: 52).[382] Sie ist „the product of all our activities“ (Lipietz 2000b: 6). Die „Natur“ beziehungsweise die „Umwelt“ sei gemäß Lipietz jedoch nicht nur Resultat, sondern zugleich auch „Voraussetzung jeglicher Aktivität

382 Diesen Standpunkt vertritt Lipietz auch in Lipietz 1992d: 154, Lipietz 1999: 146, Lipietz 2000a: 31, Lipietz 2002b: 14f. und Lipietz 2007a: 4.

und jeglichen Reichtums, der nicht selbst das Ergebnis einer besonderen Arbeit ist“ (Lipietz 1998a: 24).[383] Er erläutert dieses Verständnis exemplarisch anhand seiner Entwicklung des Begriffs der Natur zum Begriff der Landschaft.[384]

Das zentrale Problem des Lipietz’schen Naturbegriffs liegt nicht darin, dass er den transformatorischen oder stofflichen Charakter aller gesellschaftlichen Praxis akzentuiert. Dies ist bereits bei Marx und Engels der Fall und wird beständig von zahlreichen Wissenschaftlern bekräftigt. Das Problem des Lipietz’schen Naturbegriffs besteht darin, dass die Produktionsbedingungen ebenso dazu gezählt werden wie die von Menschen gemachten Produktionsmittel, der tropische Regenwald und ein gezüchtetes Schwein ebenso wie das Gebäude der New Yorker Börse oder die Docks von Blohm+Voss im Hamburger Hafen. Als Resultate menschlichen Handelns setzt Lipietz sie gleich.

Mit diesem Naturbegriff abstrahiert Lipietz erstens von den jeweiligen Besonderheiten der Natur und der Gesellschaft – ihren jeweils eigenen Gesetzen –, die ihre Differenzierung zulassen, und nimmt zweitens der Natur mit ihrer Subsumtion unter die Gesellschaft ihre relative Autonomie und Selbstproduktion. Die Natur wird von Lipietz kulturalisiert, ideologisch vergesellschaftet. Drittens verliert der Begriff jegliche Distinktionskraft. Und viertens ist der Lipietz’sche Naturbegriff gänzlich unhistorisch. Er orientiert sich nicht an den jeweiligen historisch spezifischen gesellschaftlichen Verhältnissen, wie es noch bei Marx und Engels der Fall war. Natur ist bei ihnen, was in der kapitalistischen Produktionsweise als solche behandelt wird (vgl. Kapitel 6).

383 Vgl. Lipietz 1992d: 154, Lipietz 1998b: 69, Lipietz 2000b: 6 und Lipietz 2007a: 4.

384 Diese terminologische Unterscheidung spielt für Lipietz’ weitere Theoriebildung keine Rolle, so dass in der vorliegenden Arbeit analog zu Lipietz weiter von „Natur“ beziehungsweise „Umwelt“ gesprochen wird. Die Schritte der Lipietz’schen Argumentation sind folgende: „Die Landschaft ist *zum Ersten* das Land, wie es vor sich selbst als etwas von sich selbst Getrenntes gebracht wird, als etwas, das außerhalb seiner selbst liegt.“ (Lipietz 2000a: 31, Herv.i.O.) „Dann wiederum, *zum Zweiten*, ist die Landschaft abgetrennt und sich selbst fremd, weil sie das Ergebnis der Arbeit ganzer Generationen von Menschen ist.“; „Kultur als zweite Natur, die selbst zur Natur wurde.“ (Lipietz 2000a: 32, Herv.i.O.) „*Zum Dritten* ist die Landschaft abgetrennt und für jeden einzelnen fremd, weil sich die gesellschaftliche Tätigkeit, welche die Umwelt prägt, ein für alle Mal gegenüber den besonderen, gleichsam punktuellen Tätigkeiten von uns einzelnen verselbständigt hat, die zu jenem kollektiven Prozess beitragen, der niemals ein Ende findet.“; „Landschaft niemals das Produkt einer bestimmten besonderen Tätigkeit, sondern Ergebnis des Zusammenwirkens vielfältiger, nicht koordinierter Tätigkeiten.“ (Lipietz 2000a: 32f., Herv.i.O.) „Die Landschaft, wie sie sich der Tätigkeit und dem Blick der Menschen darbietet, ist also zunächst einmal der Inbegriff der Andersheit, der Vorstellung von dem Anderen als solcher. Ich bin nicht alleine, es gibt die anderen und es hat sie gegeben; es gibt – vor mir und nach mir – die Natur. […] Der menschliche Blick humanisiert sie und tauft sie damit gleichsam, indem er sie auf den Menschen als Zentrum ihrer Betrachtung bezieht.“ (Lipietz 2000a: 33)

Bei Lipietz hingegen ist sie abstrakt Resultat und Voraussetzung menschlichen Handelns. Fünftens ist Lipietz' Naturbegriff durchweg anthropozentrisch. Die Natur existiert für Lipietz trotz seines Bekenntnisses zu einem harten tiefenökologischen Kern (vgl. Lipietz 2000a: 26) als eigenständige Instanz, die vor dem Zugriff von Herrschaft und Ausbeutung um ihrer selbst willen zu bewahren ist, nur als Ergebnis menschlichen Handelns. Der tiefenökologische Kern ist entsprechend theoretisch nicht mehr vorhanden.

5.3.3 Politische Ökologie als politisches Projekt: das grüne Paradigma

> „El paso de la ciencia a la Ecología Política introduce la cuestión del sentido de lo que hacemos."
> (*La Ecología Política*, Lipietz 2002b: 16)
> Alain Lipietz

Die Erkenntnisse der Politischen Ökologie sind für Lipietz integrativer Bestandteil eines politischen Projekts. Anhand dieser versucht dessen Vertreter, die diagnostizierten Probleme mithilfe sozialökologischer Strategien im politischen Kampf an ihren Wurzeln zu beheben. Politische Ökologie ist entsprechend für Lipietz „im Wesentlichen eine politische Angelegenheit" (Lipietz 1998a: 23). Die Menschen seien laut Lipietz aufgrund ihrer einzigartigen Fähigkeiten als Spezies (vgl. Kapitel 5.3.1) dazu in der Lage, sich auf der Basis von Erkenntnissen dafür oder dagegen zu entscheiden, einen bestimmten Entwicklungspfad zu beschreiten oder es zu unterlassen (Lipietz 2000b: 2), und sich um die strategischen Projekte zu organisieren, die sich für sie einsetzen (vgl. Lipietz 1998a: 34).

Die ökologische Politik erweitert den Einzugsbereich klassischer Politik gegenüber allen anderen politischen Kräften. Da das Netzwerk sozialökologischer Beziehungen den Ausgangspunkt und Gegenstand der Politischen Ökologie bildet, befasst sich die *Politische* Ökologie mit allen Problemen, die aus den Widersprüchen zwischen Individuen, Gesellschaft und Umwelt entspringen. Sie dehnt die Verantwortung der Menschheit auf die internationale Umwelt, zukünftige Generationen und alle lebenden Arten aus (vgl. Lipietz 1998a: 28). „Jede Politik" sei demzufolge grundsätzlich „zugleich eine Form angewandter – guter oder schlechter – Ökologie" (Lipietz 2000a: 20f., vgl. Lipietz 2000a: 20). Die ökologische Politik ist in diesem Sinne eine neue „Gesellschaftspolitik" (Lipietz 2000a: 9).

Historisch sei die Politische Ökologie laut Lipietz als politisches Projekt Mitte des 20. Jahrhundert entstanden, als die ökologischen Verwerfungen des

fordistischen US-europäischen und des staatskapitalistischen Entwicklungsmodells des realexistierenden Sozialismus an die Öffentlichkeit gelangten und die Folgewirkungen für die Menschen sowie die ökologischen Grenzen nicht mehr zu übersehen waren.[385] Seitdem habe sie sich, wie Lipietz es pathetisch formuliert, zur guten Kraft im „ökologische[n] Krieg“ (Lipietz 1993a: 79/81) entwickelt, der spätestens seit der UN Konferenz für Umwelt und Entwicklung in Rio de Janeiro 1992 international ausgetragen werde (vgl. Lipietz 1993a: 79).

Ihm zufolge sei die klassische politische Unterteilung zwischen „links“ und „rechts“ spätestens mit dem Ende des Fordismus in den 1970er-Jahren aufgrund der wissenschaftlichen Analysen und Kritiken der Politischen Ökologie hinfällig geworden. Denn das gesamte politische Spektrum – inklusive der Arbeiterbewegung[386] – hat das klassische Ziel des Wachstums durch Entwicklung der Produktivkräfte – mit graduellen Unterschieden – verfolgt und somit das politische Projekt des Produktivismus teilt. Die Politische Ökologie stellt diese Form des Fortschritts selbst in Frage und setzt sich für eine Neubestimmung des gesellschaftlichen Fortschritts ein.[387]

Sie wird nicht von einem vorher auserwählten historischen Subjekt getragen[388], sondern sei „eine Bewegung der realen Welt, in der realen Welt, für die reale Welt“ (Lipietz 1998a: 46) (vgl. Lipietz 1993b: 395 und Lipietz 2010b: 3). Als politisches Projekt, als „eine soziale Bewegung“ (Lipietz 2000a: 35) entstand sie in Reaktion auf die Entwicklung der sozialen Strukturen des Fordismus und Liberalen Produktivismus. Sie ist pluralistisch, demokratisch (vgl. Lipietz 1998a: 8 und Lipietz 2000a: 19f.) und fokussiert ihre Politik nicht auf die Übernahme der politischen Macht im Staat (vgl. Lipietz 1993b: 62/394f., Lipietz 1998a: 45 und Lipietz 2000a: 41). Sie besitze einen „harten Kern an ‚tiefer Ökologie‘“ (Lipietz 2000a: 26) und setzt sich daher für die Achtung der Natur als Pars pro Toto des Anderen ein (vgl. Lipietz 1992a: 51f., Lipietz 2000a: 28/65 und Lipietz 2007b: 6).

Im Wesentlichen sei die Politische Ökologie Lipietz zufolge ein Netzwerk vieler relativ autonomer Bewegungen, die diese Prinzipien teilen (vgl. Lipietz 1993b: 394, Lipietz 1998b: 68f. und Lipietz 2000a: 35ff.). Innerhalb der Grünen unterscheiden sich die Fraktionen daher auch nur anhand der Radikalität,

385 Vgl. Lipietz 1993a: 82/91, Lipietz 1993c: 4, Lipietz 1998a: 56/162 und Lipietz 2011a: 3.

386 Vgl. Lipietz 1992d: 154, Lipietz 1993b: 393, Lipietz a1998a: 8/28 und Lipietz 2000a: 58. (Zur Abgrenzung der Politischen Ökologie von der traditionellen politischen Linken, die für Lipietz einen besonderen Stellenwert besitzt, vgl. Kapitel 5.3.3.1).

387 Vgl. Lipietz 1984c: 107, Lipietz 1993b: 393f., Lipietz 1998a: 135/152, Lipietz 1998b: 62, Lipietz 2000a: 41 und Lipietz 2000b: 3f.

388 Vgl. Lipietz 1993b: 394, Lipietz 1998a: 44, Lipietz 1998b: 62, Lipietz 2000b: 3 und Lipietz 2009b: 2.

eine Abkehr vom gegenwärtigen produktivistischen Entwicklungsmodell politisch durchzusetzen und nicht durch „linke“ oder „rechte“ Positionen (vgl. Lipietz 1998a: 152ff. und Lipietz 2009b: 2).[389] Allen Politischen Ökologen ist gemeinsam, dass sie den Übergang von einem Entwicklungsmodell zu einem anderen in Anschluss an Überlegungen Michel Foucaults und Félix Guattaris als „Vielzahl kleiner Brüche, einer molekularen Revolution ohne Ende“ (Lipietz 1998a: 46) betrachten.[390]

Das Hauptziel der Politischen Ökologie könne „nur in der nachdrücklichen Vermittlung zwischen der Menschheit und ihrer Umwelt liegen – bei den durch Produktion, Transformation und Konsum charakterisierten Aktivitäten der Menschen“ (Lipietz 1998a: 56). Das bedeutet, dass die Politischen Ökologen nach einem Entwicklungsmodell streben (vgl. Lipietz 2000b: 3), in dem die aus den Widersprüchen zwischen Individuen, Gesellschaft und Umwelt resultierenden sozialökologischen Probleme über gesellschaftliche Institutionen derart reguliert werden, dass die Regulationen ökologisch und sozial nachhaltig sind.[391] Eine Reduktion der ökologischen Politik auf den Naturschutz ist folglich unzulässig (vgl. Lipietz 1998a: 10).

Um ein neues sozialökologisch nachhaltiges Entwicklungsmodell einzurichten, müsse erstens „das produktivistische Entwicklungsmodell in all seinen Aspekten, in seiner kapitalistischen, bürokratischen und technokratischen Fassung in Frage gestellt werden. Dies sollte sofort geschehen.“ (Lipietz 1998a: 158, vgl. Lipietz 2000a: 20.) Die gegenwärtige Form des Produktivismus sei der „grundsätzliche Gegner der politischen Ökologie am Ausgangspunkt des 20. Jahrhunderts“ (Lipietz 1998a: 49) und sie ist es bis heute (vgl. Lipietz 2000a: 23).

Die Politischen Ökologen schlagen zweitens ein „neues Paradigma für das Leben in der Gesellschaft“ (Lipietz 1998a: 158) vor, ein neues politisches Projekt, dass sich für ein anderes Entwicklungsmodell einsetzt, an dem sich alle gesellschaftlichen Kräfte beteiligen sollen (vgl. Lipietz 1993a: 79, Lipietz 1998a: 11 und Lipietz 2000a: 27). Denn „[t]he cause of sustainable development is everyone’s cause“ (Lipietz 2004: 62). Es gebe nur „*eine* Menschheit, verantwortlich für *einen* Planeten, den unser Wahnsinn vielleicht

389 Für weitere Einschätzungen zur inneren Fraktionierung der Politischen Ökologie als sozialer Bewegung vgl. Lipietz: 2000a: 93.

390 Vgl. Lipietz 1993b: 395, Lipietz 1998b: 63f., Lipietz 2000b: 3 und Lipietz 2010b: 1.

391 Bislang existieren der Markt und der bürgerliche Staat als Regulationsinstanzen für die Politische Ökologie als Netzwerk sozialökologischer Verhältnisse (vgl. Lipietz 1998a: 27ff.). Grundsätzlich würden Widersprüche oder, wie Lipietz schreibt, „die Spannung zwischen jedem einzelnen und allen anderen“ auf „dieselbe Art und Weise wie andere soziale Widersprüche auch“ gelöst: „durch (gute) Sitten und Gebräuche […] und durch Institutionen“ (Lipietz 1998a: 27).

eher durch die Unverantwortlichkeit unserer ökonomischen Praktiken zerstören wird, als daß er es durch den Atomkrieg beinahe getan hätte oder vielleicht noch tun wird“ (Lipietz 1993a: 12f., Herv.i.O.).

Das Entwicklungsmodell, das die Politische Ökologie als politisches Projekt anstrebt, bezeichnet Lipietz trotz aller begrifflichen Instrumentalisierung, Umdeutungsversuche und divergierenden Adaptionen, bis heute als „nachhaltige Entwicklung“. Lipietz zufolge stamme die „true definition of sustainable development“ (Lipietz 1999: 147) von der UNO. Nachhaltige Entwicklung wird dementsprechend wie folgt bestimmt: „Ein Entwicklungsmodell, das die Befriedigung der Bedürfnisse einer Generation ermöglicht, angefangen mit ihren mittellosesten Angehörigen, ohne die Möglichkeiten künftiger Generationen zu beeinträchtigen, ihre Bedürfnisse zu befriedigen.“ (Lipietz 2000a: 22)[392]

Da die Menschen aber „durch nichts dazu verpflichtet [sind; C.S.], eine nachhaltige Entwicklung zu wollen“ und sie „vielmehr immer die Wahl zwischen Gut und Böse, zwischen dem Gutem und dem Schlechten“ (Lipietz 2000a: 20) hätten, müssten Menschen eine moralisch-politische Entscheidung treffen, wie Fischer, Graf und Reinfeldt im Vorwort zur deutschen Übersetzung von *Vert Espérance* schreiben. Sie müssen sich entschließen, „‚anders leben und arbeiten‘ zu wollen“ (Lipietz 1998a: 10).[393] Die nachhaltige Moral ist also für Lipietz „keine ‚Klugheitsregel im wohlverstandenen Eigeninteresse‘, sondern ein kategorischer Imperativ“ (Lipietz 2000a: 24) und als solcher die Voraussetzung für die politische Durchsetzungsfähigkeit und Überzeugungskraft eines nachhaltigen Entwicklungsmodells (vgl. Lipietz 1993c: 2). Erst durch die Moral der Politischen Ökologie erhalte, so Lipietz, das strategische Projekt „un sens“ (Lipietz 1992d: 155) und damit auch eine Richtung (vgl. Lipietz 2007b: 2).

Dies ist der Kern des „*grünen Paradigmas*“ (Lipietz 1998a: 35, Herv.i.O.), der besonderen Analyse, Moral und der Ziele der politischen Ökologie, durch welche sie sich von den anderen politischen Ansätzen unterscheidet, durch die sie ihrer Politik eine eigene Richtung gibt und hinter denen sich relevante gesellschaftliche Kräfte sammeln (vgl. Lipietz 2000a: 39 und Lipietz 2002b: 15).[394]

---

392 Vgl. Lipietz 1996: 127/229, Lipietz 1998b: 61, Lipietz 1999: 147, Lipietz 2000a: 10/21, Lipietz 2002b: 20 und Lipietz 2010b: 3. Lipietz’ Ideen, wie ein nachhaltiges Entwicklungsmodell ausgestaltet werden soll, haben sich im Kern über die Jahre kaum verändert, obgleich er verschiedene Begriffe („décroissance“, „ökologische Marktwirtschaft“, „New Deal“ usw.) für das Entwicklungsmodell verwendet hat. Für die konkrete Darstellung und Kritik vgl. Kapitel 5.6 und 5.6.3.

393 Vgl. auch Lipietz 1992a: 51f., Lipietz 2000a: 9/27, Lipietz 2004: 62 und Lipietz 2011a: 1f.

5.3.3.1 Verhältnis der Politischen Ökologie zum Marxismus

Für die Politische Ökologie als wissenschaftliches und politisches Projekt (vgl. Lipietz 1993b: 387 und Lipietz 1998a: 35) spielt die Abgrenzung zum Marxismus[395] und zu „der" Arbeiterbewegung eine zentrale Rolle.

Grundsätzlich beurteilt Lipietz das Verhältnis von Marxismus und Politischer Ökologie als ambivalent. Einerseits habe es laut Lipietz „einen wahrhaften ‚Import' der Methoden und der Inspiration des Roten in die politische Ökologie gegeben" (Lipietz 1993b: 388), weil der Marxismus „außerordentlich viel zur politischen Ökologie beitragen" könne und „ein wertvolles Erbe für die ökologische Politik" (Lipietz 1998b: 64) sei (vgl. Lipietz 2000b: 4). Andererseits ist der Bruch mit „dem" Marxismus eine Voraussetzung für die Entstehung und unabhängige Entwicklung der Politischen Ökologie. Trotz aller politisch-theoretischen Gemeinsamkeiten sei, so Lipietz, die Politische Ökologie aus einer „paradigmatic revolution" des „old Marxist paradigm" (Lipietz 2000b: 5) hervorgegangen, das heißt aus einem Bruch mit dem Kern des Marxismus unter Beibehaltung einiger seiner politischen und theoretischen Elemente, die aber innerhalb der neuen Bewegung und Gesellschaftstheorie der Politischen Ökologie einen neuen Platz zugewiesen bekommen haben.[396]

Der Marxismus war für Lipietz die „answer to the limits of the French Revolution" und „a response to the key problem of the 19th century" (Lipietz 2000b: 4).[397] Die Politische Ökologie ist hingegen politisch und theoretisch die historische Antwort auf die Probleme des 21. Jahrhunderts und die Reaktion

394 Lipietz ist sogar der Auffassung, dass sich „im Abendland heute nur die politische Ökologie aufs Neue als eine Bewegung dar[stellt], die sich mit Blick auf die Transformation der Wirklichkeit durch politischen Aktivismus und politischen Kampf an theoretische Analysen anlehnt" (Lipietz 1998b: 59).

395 Lipietz definiert die Positionen des Marxismus mit Bezug auf einen Brief von Marx an Weydemeyer (vgl. MEW 28: 507f.) wie folgt: „What I have contributed that is new is: (1) to demonstrate that the *existence of classes* rests solely on *particular historical phases of the development of production*; (2) that the class struggle necessarily leads to the *dictatorship of the proletariat*; (3) that this dictatorship itself represents nothing more than a transition towards *the abolition of all classes and towards a classless society*." (Lipietz 2000b: 4, Herv.i.O.)

396 Vgl.: „Die allgemeine Struktur, das Skelett des marxistischen Paradigmas, seine Rhetorik des Prinzips Hoffnung müssen verlassen werden und praktisch alle Regionen des marxistischen Denkens im Detail geprüft werden, ob sie wirklich nützlich sind." (Lipietz 1998b: 64, vgl. Lipietz 1993b: 393 und Lipietz 2000b: 4.)

397 Die Bewertung des Übergangs von einer marxistischen zur Politik und Theorie der Politischen Ökologie ist für Lipietz auch autobiographisch geprägt, da er den Weg vom maoistischen Marxisten zum Abgeordneten und einem der Vordenker der europäischen Grünen beschritten hat (vgl. Lipietz 1993b: 387).

auf die „Tragödie des Kommunismus des 20. Jahrhunderts“ (Lipietz 1998b: 63). Allerdings meint Lipietz, dass die Politischen Ökologen „one great advantage“ gegenüber dem Marxismus hätten: „they come later. The Green paradigm takes off from its own distinctive base, but this includes a theoretical and practical critique of the paradigm of the Left.“ (Lipietz 2000b: 3)[398] Insofern ist die Politische Ökologie zugleich zeitlich, theoretisch und politisch Kritikerin und Nachfolgerin des Marxismus.

Lipietz ziehe Fischer, Graf und Reinfeldt zufolge eine „zentrale politische Demarkationslinie“, indem er die „ideologischen *und* theoretischen Traditionen der ‚alten europäischen Linken‘“ (Lipietz 1998a: 8, Herv.i.O.) von der Politischen Ökologie unterscheide. Politisch trennte sich die Politische Ökologie vom Marxismus nach den Revolten von 1968, um ein „Gegenmodell zur alten Linken“ (Lipietz 1998a: 90) anzubieten und „à côté de la tradition marxiste“ (Lipietz 2007a: 2) zu agieren. Im Jahr 2000 sah Lipietz sogar die Möglichkeit „*für eine Wiedervereinigung der beiden Zweige der politischen Ökologie*, die sich im 20. Jahrhundert auseinander entwickelt hatten“ (Lipietz 2000a: 61, Herv.i.O.).

Folgt man Lipietz’ Argumentation, war die Arbeiterbewegung insbesondere im 19. Jahrhundert zugleich eine sozialökologische Bewegung im Sinne der Politischen Ökologie, weil sie „zu allererst Kämpfe für die Ökologie der Arbeit“ (Lipietz 1998a: 118) ausgefochten habe.[399] In jener Zeit wurden auch maßgeblich die Elemente des Marxismus entwickelt, die die Lipietz’sche Politische Ökologie mit ihm bis heute teilt.

„Beide sind ‚Hoffnungsmodelle‘“ im Sinne Ernst Blochs (vgl. Bloch 1973) „nach derselben Matrix: materialistisch (man geht von einem kritischen Bewusstsein des Wirklichen aus), dialektisch (man setzt darauf, dass diese Wirklichkeit ihre eigene materielle Kritik hervorbringen wird), historisch (‚es ist an der Zeit!‘) und fortschrittlich.“ (Lipietz 1998b: 61) Dies sind „die wesentlichen Verwandtschaftsmerkmale“ (Lipietz 1993b: 388) (vgl. Lipietz 1998a: 36 und Lipietz 2000b: 2ff.).

Darüber hinaus strebten beide „die Einheit einer sozialen Bewegung (Arbeiterbewegung, ökologische Bewegung) und einer Theorie (Marxismus, wissenschaftliche Ökologie) an“ (Lipietz 1993b: 387), ohne dass ihnen dies vollständig gelinge, so Lipietz (vgl. Lipietz 1998a: 35). Beide konzentrieren sich außerdem auf eine „Großform, die es zu niederzuwerfen gilt“ (Lipietz 1993b: 391). Während der Marxismus „den Kapitalismus“ stürzen wolle,

398 Vgl. Lipietz 1993b: 393, Lipietz 1998a: 43 und Lipietz 2009b: 2.

399 Lipietz meint damit vor allem die Kämpfe für die Verkürzung des Arbeitstages, für das Verbot von Kinderarbeit, für die gesetzliche Regelung der Schwerstarbeit und von gesundheitsgefährdenden Arbeiten (vgl. Lipietz 1993a: 115f. und Lipietz 2000a: 54).

gehe die Politische Ökologie, laut Lipietz, noch einen Schritt weiter, indem sie „den Produktivismus“ zum Hauptfeind erkläre (vgl. Lipietz 1984c: 93 und Lipietz 1998a: 42/134f.).

Neben den positiven Gemeinsamkeiten gebe es laut Lipietz auch „Ähnlichkeiten der gedanklichen Pathologien“ (Lipietz 1998a: 37):

„den Hang zum Szientismus, wobei die Legitimität der Interessenkonflikte zwischen den Menschen und die politischen Implikationen Gefahr laufen, vergessen zu werden; die Überbetonung einer ‚guten‘ Beziehung zwischen dem Menschen und der Natur, die sich bei den ‚orthodoxen‘ Marxisten in einem Kult des *Fortschritts der Wissenschaften und der Industrie* äußert und in einem Kult des *natürlichen Gleichgewichts* bei den Umweltschützern; die Utopie einer Rückkehr zur Kybernetik, zu einer Regulierung der Beziehungen zwischen den Menschen und der Natur, die ohne soziale und demokratische Aspekte auskommt und Konflikte verdrängt. Die Marxisten wollen ‚von einer Regierung der Menschen zu einer Verwaltung der Dinge‘ gelangen, die Verfechter der Tiefenökologie propagieren ein ‚Leben in Harmonie mit der Natur‘.“ (Ebd.: 37f., Herv.i.O., vgl. Lipietz 1993b: 389 und Lipietz 1998a: 37.)

Außerdem gebe es Lipietz zufolge sowohl bei den Politischen Ökologen als auch bei den Marxisten eine verkürzte Auffassung und Theoretisierung des Politischen (vgl. Lipietz 2000b: 4).

Zusätzlich zu den theoretischen macht Lipietz auch politische Fehler aus, die beide Bewegungen miteinander verbindet: die Spaltung des politischen Projekts in zwei Extreme, einerseits den Fundamentalismus und den linken Radikalismus, andererseits den Realismus und den Opportunismus (vgl. Lipietz 1993b: 393 und Lipietz 2000b: 3).

Lipietz’ politisch-ökologische Kritik am Marxismus konzentriert sich im Wesentlichen auf die folgenden neun Punkte[400]: 1. der Marxismus befürwortet den Produktivismus, insbesondere durch die Entwicklung der Produktivkräfte, die Ausweitung der Staatsfunktionen und durch die Übernahme der produktivistischen Fortschrittsideologie[401]; 2. er ist politisch fokussiert auf die Eroberung der Macht im Staat (vgl. Lipietz 2000c: 4); 3. er besitzt eine teleolo-

400 Für eine Genealogie der Lipietz’schen Theorie der Politischen Ökologie ist die politisch-theoretische Auseinandersetzung und letztlich Trennung vom Marxismus essentiell. Für deren Darstellung und immanente Kritik ist sie nachrangig, daher wird hier auf eine umfangreichere und tiefgreifende Darlegung der Lipietz’schen Kritik verzichtet.

401 Vgl. Lipietz 1984c: 93/102ff./272/354, Lipietz 1993b: 391ff., Lipietz 1998a: 37/42/89/134f., Lipietz 1998b: 46/62 und Lipietz 2000b: 3. Diese These treibt Lipietz soweit, dass er behauptet, der Widerspruch zwischen Kapital und Arbeit sei durch die gemeinsame Entwicklung der Produktivkräfte – verstanden als Maschinen – in kapitalistischen Entwicklungsmodellen quasi still gestellt worden. Dies ist insofern von zentraler Bedeutung, als dass damit implizit unterstellt wird, die sozialen Verhältnisse, die den kapitalistischen Produktionsweisen zugrunde liegen, seien verändert worden (vgl. Lipietz 1998b: 45f.).

gisches Geschichtsphilosophie, die 4. den finalen Sieg des historisch dafür bestimmten Subjekts – dem Proletariat – über das Kapital als unausweichlich prophezeit (vgl. Lipietz 2000b: 3); 5. der Marxismus reduziert tendenziell die sozialen Beziehungen auf die Produktion und schließt damit das Verhältnis zur Natur von der Theorie und der Politik aus[402]; 6. er bedient sich eines überholten Klassenbegriffs, der heute aufgrund der Ausdifferenzierungen der Klassen und der Integration in das Entwicklungsmodell beider von Marx und Engels bestimmten Hauptklassen (Kapital und Arbeit) nicht mehr sinnvoll ist (vgl. Lipietz 1998b: 42ff./71f. und Lipietz 2000b: 7f.); 7. ist der Marxismus auf die Partei als Organisationsform fixiert (vgl. Lipietz 1998b: 46); 8. imaginiert er den Übergang von einer Gesellschaftsformation zur anderen als einmaliges revolutionäres Ereignis (vgl. Lipietz 2010b: 1); und 9. will der Marxismus „nur" den Kapitalismus überwinden, während die Politischen Ökologen das Objekt der Veränderung vom Kapitalismus zum Produktivismus erweitern (vgl. Lipietz 1998a: 40 und Lipietz 2000a: 42).

Diese Kritikpunkte unterfüttert Lipietz in der Regel mit Verweisen wahlweise auf die Praxis der klassischen europäischen Sozialdemokratie und auf den realexistierenden Sozialismus (vgl. Lipietz 1996: 280).

Lipietz' Verschiebung des Hauptwiderspruchs von der kapitalistischen Produktionsweise zum Produktivismus hat zur Konsequenz, dass er die politischen Projekte anhand dieses einen Widerspruchs misst. Dies erlaubt ihm auch, eine simplifizierte und monokausale Totalitarismustheorie zu entwickeln, derzufolge die Unterscheidung zwischen linken und rechten politischen Projekten an diesem Punkt aufgegeben werden kann, weil beide Lager den Produktivismus auf ihre Weise unterstützen und fördern. Diese politische – in Abgrenzung zu einer wissenschaftlichen – Differenzierung hat lediglich politisch-agitatorischen und identifikatorischen Wert. Sie ist auch mit Lipietz' Versuch, ein differenziertes Bild gesellschaftlicher Konstellationen zu entwickeln, nicht in Einklang zu bringen.

Die dichotome Gegenüberstellung von Befürwortern und Gegnern des Produktivismus wird durch Lipietz' klassentheoretischen Blindfleck noch verstärkt. Das Projekt einer nachhaltigen Entwicklung soll von „der Menschheit" getragen werden. Die sozialen Widersprüche in der kapitalistischen Gesellschaftsformation, die im Kern auch zur politischen Differenzierung zwischen links und rechts geführt haben, treten bei Lipietz in den Hintergrund, wenn er die Rettung der Erde mit Emphase zur Menschheitsaufgabe verklärt.

402 Vgl. Lipietz 1998a: 26f., Lipietz 1998b: 64f., Lipietz 2000b: 4 und Lipietz 2007a: 4.

Darüber hinaus ist erstens „der Marxismus“[403], von dem sich die Politische Ökologie laut Lipietz als Radikalisierung absetze, eine simplifizierende Rekonstruktion und ein reduktionistisches unredliches Zerrbild der marxistischen Bewegung in der gesamten Geschichte des Marxismus, deren Zweck vor allem politisch-identifikatorisch ist. Hinter dieser „conformist, tepid“ (Kovel 2000: 69) Konstruktion des Marxismus, die diesen mit den reformistischen und stalinistischen Projekten gleichsetzt und mit der alle Versuche eines „dritten Wegs“ (Eurokommunismus, Trotzkismus oder ähnliches) ausgeblendet werden, verschwindet die Vielfältigkeit der marxistischen Theorie und Politik ebenso wie der Ökomarxismus und die bislang geleistete Kritik am traditionellen Marxismus (vgl. Burkett 2000: 90ff.).

Der Marxismus, wie ihn Lipietz skizziert, hat, wenn er überhaupt historisch existiert hat, zweitens nichts wesentliches mehr mit dem gegenwärtigen Marxismus gemein, erstens weil die Sozialdemokratie sich endgültig nicht nur in der Praxis, sondern auch in der Theorie vom Marxismus verabschiedet hat, zweitens weil mit dem realexistierenden Sozialismus der Stalinismus und mit ihm verwandte Strömungen des Marxismus ihre Wirkmächtigkeit eingebüßt haben, und drittens weil die Kritik an diesen „Marxismen“ insbesondere von den Marxisten nach 1968 ausführlich entwickelt worden ist. Dennoch hält Lipietz an seiner Konstruktion des Marxismus fest, die im Wesentlichen als Relikt der fordistischen Frontstellung betrachtet werden kann.

Lipietz’ Marxismus-Definition fußt drittens im Kern auf einer Bestimmung der Marx’schen Erkenntnisse vor der Arbeit am und vor allem *vor* der Publikation des *Kapital* und somit vor Marx’ *Hauptwerk*. Wie man aber den Marxismus, wie bei Lipietz verstanden als die Interpretation und politische Adaption des Marx’schen Werkes, – zumindest theoretisch – beurteilen kann, ohne das zentrale Werk und die darin zu Tage geförderten Erkenntnisse zu berücksichtigen, ist nicht wissenschaftlich begründbar. Paul Burkett formuliert zudem die Vermutung, dass Lipietz den Marxismus und dessen Inhalte zum Gegenstand des Klassenkampfes mache, indem er sie als deckungsgleich mit dem Stalinismus darstelle (vgl. Burkett 2000: 90f.).

Die Gemeinsamkeiten zwischen Politischer Ökologie und Marxismus basieren viertens auf einem zum Teil falschen, reduktionistischen oder einseitigen Verständnis Marx’scher Theorie.

Diese Fehler sind überwiegend in der althusserischen Lesart des Marx’schen Werkes bereits angelegt, die Lipietz in diesen Punkten adaptiert hat. Dabei handelt es sich vor allem darum, dass Lipietz den Materialismus auf eine Kritik am Bestehenden und Marx’ Historismus auf die zeitgenössi-

403 Lipietz’ Marx-Interpretation wurde in diesem Kapitel der vorliegenden Arbeit bewusst ausgespart, weil dies den Rahmen der zu bearbeitenden Fragestellung gesprengt hätte.

sche Legitimation einer politischen Bewegung reduziert sowie die Dialektik wahlweise auf ein philosophisch-abstraktes transhistorisches Prinzip oder eine ebenso abstrakte aber historistisch politische Kategorie degradiert.[404]

Fünftens sind Lipietz' Kritiken einseitig, da er die Klassenblindheit, den reformistischen, individualistischen und populistischen Charakter von Teilen der Frauen- und Ökologiebewegung nicht in Rechnung stellt und somit die Fehler der neuen sozialen Bewegungen, zu der die Politische Ökologie zählt, unterschlägt, während er Fehler des traditionellen sozialdemokratischen und stalinistischen Marxismus betont (vgl. Rudy 2000: 87).

5.3.3.2 Der Wertekanon der Politischen Ökologie

> „Der Mensch ist ein denkendes Schilfrohr, das schwächste Wesen in der Natur, doch kann er durch sein Denken die Natur verstehen. Daraus folgt: Er, *und nur er*, ist ihr gegenüber *verantwortlich*."
> (*Grün – Die Zukunft der politischen Ökologie*, Lipietz 1998a: 26, Herv.i.O.)
> Alain Lipietz

Für Lipietz nehmen die ökologischen Werte, „d.h. das Gewicht und der Sinn, den wir den Handlungen und den sich daraus ergebenden Situationen zuschreiben" (Lipietz 2000a: 19), eine zentrale Stellung in der Politischen Ökologie als Theorie und als soziale Bewegung ein. Er beansprucht im Unterschied zur „traditionelle[n] Vorstellung von Theorie" (Horkheimer GS 4: 171) und zu Teilen des Marxismus aber keine Neutralität der Erkenntnisse und der Positionen der Politischen Ökologie. Nicht Gesetze bilden den Wertekanon der Politischen Ökologie. Dieser sei, wie Lipietz schreibt, vielmehr das „vorläufige Ergebnis einer *Debatte*, in der die Standpunkte und die Leidenschaften in unterschiedliche Richtungen drängen und im besten Falle allein von der eigentlich politischen Tätigkeit in einer mehr oder minder stabilisierten Einheit zusammengehalten werden" (Lipietz 2000a: 19, Herv.i.O.). Er ist der zeitlich, räumlich und an gesellschaftliche Kämpfe gebundene Maßstab zur Beurteilung, ob eine Bewegung fortschrittlich ist oder nicht.

Die klassische Werte-Trias der Linken „Freiheit-Gleichheit-Brüderlichkeit" sei in der Diskussion der Politischen Ökologie dementsprechend nicht aufgegeben, sondern laut Lipietz „auf der Grundlage der neuen Vorstellungen von ‚Selbstorganisation'" (ebd.: 43) überarbeitet worden. Die zentralen Werte der Politischen Ökologie, auf die Lipietz rekurriert und die aus der Kritik der

404 Besonders deutlich wird die wissenschaftliche Unverbindlichkeit des Dialektik-Begriffs in einem seiner beeindruckenden wissenschaftstheoretisch-methodischen Texten, dem Aufsatz *Kette, Werkzeug und die Regulation: ein Werkzeug für die Sozialwissenschaften*.

sozialistischen Werte hervorgegangen sind, bilden Solidarität, Autonomie und Ökologische Verantwortlichkeit.[405]

Lipietz kann aber nicht begründen oder aus der Analyse der bestehenden gesellschaftlichen Verhältnisse herleiten, warum es gerade diese Werte sein müssen, die die Politische Ökologie vertreten muss. „Liberal productivists have their values; Lipietz and the new social movements put forth different ones. Neither makes its case of rationality." (Whiteside 2002: 220)

5.4 Die politische Ökologie der kapitalistischen Entwicklungsmodelle nach dem Zweiten Weltkrieg

Lipietz hat sich in seinen Arbeiten eingehend mit zwei Politischen Ökologien befasst: mit denjenigen des fordistischen und mit derjenigen des liberal-produktivistischen Entwicklungsmodells. In der Folge werden beide anhand ihrer institutionellen Formen und der jeweiligen Beziehungen zwischen Natur und Gesellschaft – sofern Lipietz sich dazu geäußert hat – dargestellt.

5.4.1 Die Politische Ökologie des Fordismus

Das „‚modèle de développement'" (Lipietz 1996: 19) des Fordismus entwickelte sich Lipietz' Darstellung zufolge mit der Einführung des Taylorismus in den 1920er-Jahren (vgl. Lipietz 1986: 16), konnte sich aber erst nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs infolge der letzten Krise der vorangegangenen Politischen Ökologie Ende der 1920er- und zu Beginn der 1930er-Jahre – der Krise der vorherigen konkurrentiellen Regulation – weltweit durchsetzen (vgl. Lipietz/Leborgne 1991: 29).

Das, wie Lipietz es nennt, „real golden age of capitalism" (Lipietz 1992a: 1) dauerte circa von 1945 bis 1975 (vgl. Lipietz 1984c: 16 und Lipietz 2009a: 6)[406] und erstreckte sich geographisch auf die im Norden und Westen situierten

405 Vgl. Lipietz 1991c: 684, Lipietz 1992d: 155, Lipietz 1996: 145/160, Lipietz 1998a: 21/56/57/90, Lipietz 1998b: 74, Lipietz 2000a: 43, Lipietz 2002b: 17 und Lipietz 2011a: 2f. In einigen Darstellungen wird die „Demokratie" ebenfalls als Wert erwähnt, aber es gibt in Lipietz' Arbeiten weder ein Muster, wann sie dazu gerechnet wird und wann nicht, noch werden Gründe dafür angeführt, warum die Demokratie nicht konsequent in den Wertekanon der Politischen Ökologie aufgenommen wird.

406 Lipietz macht leicht variierende Angaben zum Zeitrahmen, in dem der Fordismus als stabil interpretiert werden kann (vgl. Lipietz 1998b: 168). Die hier gemachte Zeitangabe ist die

Staaten der OECD (vgl. Lipietz 1992a: 1, Lipietz 1996: 697 und Lipietz 1998b: 168). Insgesamt ist das fordistische Entwicklungsmodell eine Konfiguration, die sich aus der Artikulation eines tayloristischen technologischen Paradigmas plus Mechanisierung, aus einem intensiven Akkumulationsregime mit Massenkonsum, einer monopolistischen Regulationsweise und einer doppelten internationalen Arbeitsteilung unter der Hegemonie des US-amerikanischen Fordismus ergibt.[407]

5.4.1.1 Taylorismus plus Mechanisierung: das technologische Paradigma des Fordismus

Das „goldene Zeitalter“ (Lipietz 1985b: 124) des Kapitalismus basiert wie alle anderen Entwicklungsmodelle auf einem technologischen Paradigma. Das Fordistische bezeichnen die Regulationstheoretiker weitgehend übereinstimmend als tayloristisch, das heißt, es gibt eine radikale hierarchische Trennung im Arbeitsprozess zwischen hochqualifiziert geistig Arbeitenden, die für die erfolgreiche Umsetzung ihrer Ideen verantwortlich sind, und ausführenden schlecht ausgebildeten Arbeitern, die kaum Verantwortung für die Produktion tragen.[408] Während erstere den Arbeitsprozess konzeptionieren, organisieren, entwickeln und erforschen, führen letztere zuvor festgelegte, standardisierte und in der Regel einfache routinisierte Arbeitsschritten aus (vgl. Lipietz/Leborgne 1991: 29f., Lipietz 1992a: 4 und Lipietz 1996: 134). Diese Trennung „was the very essence of Taylorism“ (Lipietz 2008: 191). Die Gliederung des Arbeitsprozesses verfeinerte Lipietz noch wie folgt: „1) conception, organization methods, and engineering, all of which become autonomous; 2) skilled manufacturing, which requires a fairly skilled labour force; and 3) unskilled assembly and execution, which in theory requires no skills“ (Lipietz 1987: 71).

Der Taylorismus wird im Fordismus durch eine weitere Komponente ergänzt: die Mechanisierung des Arbeitsprozesses. Damit ist gemeint, dass die Arbeit an Maschinen „à la chaîne“ (Lipietz 2012: 12) verrichtet worden ist. Das kollektive Wissen der Arbeiter, das bis zum Fordismus angesammelt

genaueste, die Lipietz vorgenommen hat, und deckt sich im Wesentlichen mit anderen.

407 Vgl. Lipietz 1986: 17f., Lipietz 1991a: 132, Lipietz 1991b: 81, Lipietz 1991c: 680, Lipietz 1996: 24, Lipietz/Leborgne 1996: 697, Lipietz 1997a: 166, Lipietz 1997b: 2, Lipietz 1998a: 50, Lipietz 1998b: 13f./117f./168/198, Lipietz 1999: 142, Lipietz 2000a: 56f. und Lipietz 2012: 11.

408 Lipietz besteht darauf, dass es den Taylorismus und den Fordismus „in Reinkultur jedenfalls nie gegeben“ (Lipietz 1991b: 78) habe. Beides seien einerseits nur schematisierende Abstraktionen der Wissenschaft und zugleich variierten die Fordismen und Taylorismen je nach nationaler Kräftekonstellation.

wurde, ist in die Produktion der Maschinen eingegangen und hat damit den Arbeitsprozess grundlegend verändert (vgl. Lipietz 1984c: 16 und Lipietz/Leborgne 1991: 29f.). Dieser findet zudem in der Regeln in großen Unternehmen statt, die die Produktion einer Ware von den Ausgangsstoffen bis zum Endprodukt betreiben (vgl. Lipietz 1992a: 3).

5.4.1.2 Intensive Akkumulation mit Massenkonsum: das Akkumulationsregime und das Lohnverhältnis des Fordismus

Das fordistische intensive Akkumulationsregime nach dem Zweiten Weltkrieg fußte auf dem tayloristischen Arbeitsprozess plus Mechanisierung. Dieser ermöglichte durch „an increase in the per capita volume of fixed capital" (Lipietz 1984b: 98) neue Produktivitäts- und damit auch neue Profitzuwächse für die Kapitalisten. Mit anderen Worten: Durch die Fließbandproduktion und die starken Hierarchien in den Fabriken war es möglich, dieselben Waren schneller zu produzieren als zuvor oder – was dasselbe ist – mehr Waren in einem gegebenen Zeitraum (vgl. Lipietz 1984b: 98). Das Ergebnis war die Massenproduktion von Waren. Zugleich verfügten die Kapitalisten über neues Geldkapital, das wiederum in produktives Kapital, das heißt, Arbeitskräfte und Produktionsmittel investiert werden konnte. Eine Folge der Neuinvestitionen war die Zentralisierung des Kapitals in Oligopolen des Industrie- und Finanzkapitals (vgl. Lipietz 1985b: 124 und Lipietz 1991a: 132). Eine andere Konsequenz der Reinvestitionen des Geldkapitals in produktives Kapital war die weitere Vergrößerung der Anzahl produzierter Waren.

Ein stabiles Wachstum war aber nur dadurch möglich, dass diese produzierten Massenwaren auch auf dem Markt verkauft werden konnten. Die „production de masse fordiste ne pouvait aller que de pair avec une large société de consommation" (Lipietz 1984c: 20). Dies war aber nicht ohne weiteres möglich. Die Kapitalisten erkauften sich den Anstieg der Produktivität und Profite durch Wachstum mittels einiger Zugeständnisse an die Arbeiterklasse (vgl. Lipietz 1992a: 4f.). Dazu zählten mittelfristige Vertragsvereinbarungen über die direkten Löhne (Flächentarifverträge), die Ausdehnung des indirekten Lohns durch (überwiegend staatliche) Transferzahlungen, gesetzliche Verfahren zur Indexierung des Nominallohns an die Preisentwicklung und nach 1968 an das Produktivitätswachstum sowie überwiegend Vollbeschäftigung. Diese Mechanismen garantierten den Massenkonsum, der erforderlich war, um die Massenproduktion langfristig aufrechterhalten zu können (vgl. Lipietz 1985b: 124). „In other words, the Fordist compromise matched greater mass production with higher mass consumption." (Lipietz 1992a: 6, vgl. Lipietz 1984a: 11 und Lipietz/Leborgne 1991: 30.)

„Le rapport salarial, dans le modèle fordiste, était caractérise principalement par la combinaison des principes *tayloriens* d'organisation du travail […], et de formes *rigides* de contractualisation salariale garantissant aux salariés un pouvoir d'achat régulièrement croissant (législation sociale, conventions collectives, État-providence, etc.).“ (Lipietz 1996: 29, Herv.i.O., vgl. Lipietz/Leborgne 1987/1990: 114 und Lipietz 1993a: 24.)

Durch diese Institutionen, die den Massenkonsum und die politische Integration der Arbeiter sicherten, wurde also nicht nur ein Lohnverhältnis, sondern auch ein intensives Akkumulationsregime insgesamt im Sinne einer Regulation hergestellt (vgl. Lipietz 1992a: 6). Beides seien Kompromisse zwischen den politischen Kräften – laut Lipietz hauptsächlich Kapital und Arbeit – jener Zeit gewesen.

5.4.1.3 Monopolistische Regulation: die Regulationsweise und der Staat des Fordismus

Die monopolistische Regulationsweise des Fordismus[409], die sich nach 1945 konsolidierte, habe laut Lipietz im Wesentlichen auf trilateralen nationalen Kompromissen zwischen Unternehmensmanagements, Regierung und Gewerkschaften bestanden. Aus diesen Vereinbarungen ging ein rigider politischer Ordnungsrahmen für die fordistische Ökonomie hervor (vgl. Lipietz 1998b: 14).

Das Set an Regeln umschloss erstens kollektive Tarifverträge über direkte Löhne, die von den autonomen Tarifpartnern ausgehandelt wurden und deren Umsetzung beziehungsweise Einhaltung vom Staat beaufsichtigt wurde. Zweitens inkludierte das Set die Etablierung und Ausgestaltung des Sozial- beziehungsweise Wohlfahrtsstaats, der durch seine Leistungen indirekte Löhne – de facto Mindestlöhne (vgl. Lipietz 1984c: 318) – für nahezu alle Gesellschaftsmitglieder (vgl. ebd.: 45) und damit auch eine konstant hohe Nachfrage nach Waren garantierte. Zudem gewährleistete er durch eine umfassende Sozialgesetzgebung die soziale Absicherung auch in Krankheitsfällen, bei Unfällen, Arbeitslosigkeit usw. Der Sozialstaat wurde durch „une collectivisation partielle du salaire, et par le jeu du plafond, majoritairement du salaire ouvrier (ou employé)“ (ebd.: 323) getragen. Insbesondere durch diese beiden Institutionen der Regulationsweise wurde das stabile Wachstum und damit das fordistische Akkumulationsregime abgesichert. Die Einkommen im Fordismus konzentrierten sich zudem aufgrund des fordistischen Lohnverhältnisses, das diese regulierenden Institutionen ebenso umfasste wie

409 Für Übersichten, aus welchen Institutionen sich das Set der fordistischen Regulationsweise insgesamt zusammensetzte, vgl. Lipietz 1984a: 12f., Lipietz 1984c: 21f., Lipietz 1986: 18, Lipietz 1987: 37, Lipietz 1991a: 132, Lipietz/Leborgne 1991: 30 und Lipietz 1992a: 6f.

das tayloristische technologische Paradigma, um die Durchschnittseinkommen. Lipietz bezeichnete die fordistische Gesellschaft infolge dieser Verteilung auch „‚société en montgolfière'" (Lipietz 1996: 20).

Die dritte wesentliche Neuerung, die die fordistische Regulationsweise mit sich brachte, war der Ausbau des tertiären Sektors. Durch das neue technologische Paradigma und die damit verbundene Teilung der Arbeit in den Unternehmen und in der Gesellschaft wurden neue Arbeitsplätze geschaffen – sowohl in den Unternehmen (vorrangig auf den höheren Ebenen) als auch im öffentlichen Dienst, wie zum Beispiel an den Universitäten, wo ein Großteil der Forschung und Ausbildung für die leitenden Angestellten stattfand (vgl. ebd.:25f.).

Viertens besaß der Staat im Fordismus über die Zentralbanken und die eigene Kreditpolitik die Möglichkeit, den Preis der Währung zu steuern, während privaten Banken die Kreditvergabe an Haushalte und private Unternehmen zum Teil erst ermöglicht, zum Teil erleichtert wurde. Damit nahmen fünftens auch die Beziehungen zwischen Banken und Unternehmen neue Formen an, die typisch für den Fordismus waren (vgl. ebd.: 21f.).

Der Staat erhielt mit der Regulierung der Währung, der Kredite und des Lohnverhältnisses eine wesentlich aktivere Rolle als in der dem Fordismus vorangegangenen konkurrentiellen Regulation.[410] Über ihn konnte in das Akkumulationsregime eingegriffen und wesentliche Entwicklungen konnten gesteuert werden. Der Staat wurde nicht nur zu einem Instrument konjunktureller Politik, sondern zu einem der drei tragenden Pfeiler des Fordismus – neben Kapitalisten und Arbeitern (vgl. Lipietz/Leborgne 1991: 30 und Lipietz 1996: 253).

Erst die Verallgemeinerung dieser Regulationsweise hat dazu beigetragen, dass der Fordismus hegemonial wurde und sich über einen langen Zeitraum reproduzieren konnte (vgl. Lipietz 1984a: 13f.).

5.4.1.4 Internationale Konfiguration: die Hegemonie des US-Fordismus und die neue internationale Arbeitsteilung

„At the international level, the world economy has never reached an equivalent degree of organized regulation, negotiated between ‚partners'." (Lipietz 1992a: 8) Die US-Hegemonie auf internationaler Ebene ähnelte zwar dem Fordismus in den Nationalstaaten (vgl. ebd.: 9). Dieser ist aber nicht einfach übertragbar. Die USA dominierten mit ihrem Entwicklungsmodell kulturell, finanziell und schließlich auch institutionell die globale Entwicklung (vgl. Li-

410 Vgl. Lipietz 1984a: 12f., Lipietz 1984c: 21f., Lipietz 1985b: 124f., Lipietz 1986: 18, Lipietz/Leborgne 1987/1990: 114, Lipietz 1992a: 7 und Lipietz 1992c: 198.

pietz 1984a: 16, Lipietz 1987: 63 und Lipietz 1998b: 21). Der US-Dollar fungierte als Weltwährung (vgl. Lipietz 1992a: 9). Eine globale Bank, die mit einer internationalen Zentralbank vergleichbar gewesen wäre, gab es aber genauso wenig wie einen Staat, der einen Kompromiss zwischen Kapital und Arbeit auf Weltniveau hätte koordinieren und garantieren können. Daher habe man Lipietz zufolge nicht von einem internationalen Akkumulationsregime oder einer internationalen Regulationsweise sprechen können. Das US-Modell hat die globale Entwicklung lediglich ökonomisch angeleitet und mit politischen Zugeständnissen an die unterlegenen Modelle politisch abgesichert (vgl. Lipietz 2012: 11).

Zudem privilegierte der Fordismus grundsätzlich mit seinen institutionalisierten Kompromissen, dem am Binnenmarkt orientierten Akkumulationsregime und dem Wachstumsmodell die nationale Ebene (vgl. Lipietz/Leborgne 1991: 30). Unter diesen Bedingungen war eine Regulation des internationalen Lohnverhältnisses nicht notwendig, denn dieselben Prinzipien wurden überall berücksichtigt (vgl. Lipietz 1984a: 16). „Niemals zuvor war der Raum des Kapitals in einem solchen Maße identisch mit dem nationalen Rahmen." (Lipietz 1998b: 168) „Der Fordismus war beinahe eine einfache Nebeneinanderreihung von nationalen Regimes!" (Lipietz 1998b: 21) Insofern spricht Lipietz nicht von einem internationalen Fordismus, sondern von einer „*world configuration* which provisionally realizes the compatibility of a juxtaposition of similar accumulation regimes, differentiated by their rates of growth and their mode of international insertion" (Lipietz 1984a: 16, Herv.i.O., vgl. Lipietz 1998b: 22).

Die Konfiguration der nationalen Entwicklungsmodelle basierte im Wesentlichen auf einer internationalen Arbeitsteilung. „This new international division is the great novelty of the postwar period […]." (Lipietz 1987: 94) Im 19. Jahrhundert hatte sich durch die Kolonisation und die liberale Entkolonisierung eine „erste internationale Arbeitsteilung etabliert" (Lipietz 1998a: 101), die laut Lipietz bis circa 1960 dominiert habe (vgl. Lipietz 1997b: 15). Diese gründete vor allem darauf, dass die Zentren die Märkte der Peripherie nutzten, um ihr überakkumuliertes Kapital in Form von Waren und Geld profitabel anzulegen, und darauf, dass in den Zentren die billigen Rohstoffe der Peripherie benötigt wurden. Es handelte sich also um „eine Teilung zwischen den Branchen" (ebd.: 15, vgl. Lipietz 1998b: 135).

Mit dem Fordismus in den Zentren benötigte der Norden die Absatzmärkte im Süden nicht mehr. Er war nur noch auf dessen Rohstoffe angewiesen, weil die produzierten Waren und das Geldkapital vorrangig in den Zentren realisiert wurden (vgl. Lipietz 1984a: 14). Damit begann zugleich aber auch eine Phase der „‚Plünderung der Dritten Welt'" (Lipietz 1998a: 104).

Diese fußte im Wesentlichen auf der Globalisierung der innerbetrieblichen Arbeitsteilung des Fordismus, obgleich sie nicht von dieser, sondern von der Entwicklung des Fordismus durch viele nationale myriadische Kämpfe zwischen Kapital und Arbeit in den einzelnen Staaten entstanden ist. Die „international division of labour as a whole" sei also das „outcome of a process which unevenly distributes between countries capitalist relations and the Fordist model" (Lipietz 1987: 109).

Die Dreiteilung in erstens Konzeption, Ingenieurswesen und Arbeitsorganisation, zweitens qualifizierte Fertigung (insbesondere von Maschinen) und drittens unqualifizierte Fertigung oder Montage (vgl. ebd.: 72 und Lipietz 1998b: 136/168f.). wurde infolge von Industrialisierungsprozessen im Süden und Ausdifferenzierungsprozessen im Norden auf verschiedene Regionen der Erde verteilt (vgl. Lipietz 1987: 94f.). Die internationale ist dementsprechend gleichzeitig eine „interregionale Arbeitsteilung" (Lipietz 1998b: 168) und eine „interne[n] Arbeitsteilung pro Branche" (Lipietz 1997b: 15). Zudem hebt Lipietz immer wieder hervor, dass die fordistische internationale Arbeitsteilung die erste internationale Arbeitsteilung keineswegs aufgehoben habe. Sie besteht fort, ist aber der fordistischen untergeordnet worden (vgl. Lipietz 1987: 93/190). Insgesamt war die Peripherie zu den Hochzeiten des Fordismus ökonomisch, das heißt für den internationalen Handel und Direktinvestitionen, für die Zentren aber nahezu unbedeutend (vgl. ebd.: 69/100f.). Die internationalen ökonomischen Beziehungen waren „mainly ‚North-North' relations" (Lipietz 1984a: 15).

Während die Fordismen in den Zentren von allen drei Hierarchieebenen getragen wurden, bildeten sich Ende der 1960er-Jahre in der Peripherie der periphere Fordismus und die blutige Taylorisierung als Entwicklungsmodell beziehungsweise technologisches Paradigma heraus.[411] Die peripheren Ökonomien, die von einem Modell des peripheren Fordismus auf Basis der blutigen Taylorisierung getragen wurden, waren im Wesentlichen auf die Arbeiten der beiden unteren Hierarchieebenen fordistischer Arbeitsteilung ausgerichtet (vgl. Lipietz 1987: 73). Sie haben zwar einerseits zur Annäherung der Ökonomien der Peripherie beigetragen (vgl. ebd.: 141), andererseits sind sie letztlich aber mit der großen Krise des Fordismus noch verheerender gescheitert als die Fordismen des Nordens, weil der Weltkeynesianismus, der sie hervor-

411 Auf eine Darlegung des Konzepts des peripheren Fordismus wird hier verzichtet, weil es für das weitere Verständnis von Lipietz' Vorstellung der Beziehung zwischen kapitalistischer Gesellschaft und Natur nicht unmittelbar erforderlich ist. Zum peripheren Fordismus vgl. Lipietz 1984a: 29, Lipietz 1984b: 101, Lipietz 1985b: 128, Lipietz 1987: 78f., Lipietz 1991b: 92, Lipietz/Leborgne 1996: 702f., Lipietz 1997b: 12 und Lipietz 1998b: 132.

gebracht hatte (vgl. Lipietz 1984a: 29), mit der Krise des Fordismus gänzlich abgeschafft wurde.

5.4.1.5 Die Beziehungen zwischen Umwelt und fordistischer Gesellschaft

Das fordistische Akkumulationsregime „founded on intensive growth and mass production for mass consumption is to ‚produce' to the maximum and stimulate consumption to the maximum" (Lipietz 1992a: 52). Der „Fortschritt" des Akkumulationsregimes bestand vorrangig aus der Entwicklung der Produktivkräfte, insbesondere der Maschinen. Dies hatte zur Folge, dass die Umwelt als Ressourcenquelle rücksichtslos beansprucht wurde (vgl. Lipietz 1991c: 680 und Lipietz 1992a: 11). Zugleich sahen die Kapitalisten in der Produktion der Konsumtionswaren, wie zum Beispiel bei der Herstellung des Automobils, von ökologischen Folgen ab. Die Umwelt sei laut Lipietz in der Massenproduktion für den Massenkonsum die „vergessene Dritte" (Lipietz 1993a: 92) geblieben, weil die Kompromisse zwischen Kapital und Arbeit „auf Kosten der Natur und damit auf Kosten der nachfolgenden Generationen gemacht worden" (Lipietz 1991b: 94) seien. Diese Form der Beziehungen zwischen Gesellschaft und Natur war charakteristisch für den Fordismus (vgl. Lipietz 1992a: 47).

Entsprechend der Übernutzung traten ökologische Probleme in erster Linie in Form knapper Ressourcen auf (vgl. Lipietz 2012: 33). Vor allem wurde deutlich, dass die fossilen Energieträger zu versiegen drohten. Mit dem Problem der ökologischen Grenzen befassten sich folglich auch die Delegierten der United Nations Conference on the Human Environment 1972 in Stockholm – der ersten UN-Konferenz zu Umweltfragen – und der Club of Rome in einem Bericht, der 1972 unter dem Titel *Die Grenzen des Wachstums: Bericht des Club of Rome zur Lage der Menschheit* (Meadows et al. 1972) erschien. Durch diese einschneidenden Ereignisse, so Lipietz sei das Verhältnis von Umwelt und fordistischer Gesellschaft zum ersten Mal auch von den Eliten zur Kenntnis genommen worden (vgl. Lipietz 2000a: 23 und Lipietz 2012: 33). Zu nationalen oder gar internationalen Regulierungen der Verhältnisse zwischen Umwelt und Gesellschaft kam es trotzdem noch nicht. Auch die Politische Ökologie als soziale Bewegung steckte noch in ihren Kinderschuhen.

5.4.2 Die Politische Ökologie des Liberalen Produktivismus

Die liberal-produktivistische Politische Ökologie folgte zeitlich auf die Krise des Fordismus. Lipietz ist der Auffassung, dass man ab Anfang/Mitte der 1980er-Jahre von einem kohärenten Entwicklungsmodell sprechen könne.[412] Dieses dauert bis zur gegenwärtigen großen Krise des Liberalen Produktivismus an, die 2006/2007 begann.

Der Übergang vom Fordismus zum Liberalen Produktivismus stützte sich auf „two important global economic changes: the generalization of ‚new industrialisation' in the third world (which started in the 70s in the first ‚NICs') and the fall of Soviet empire and model (in the 90s). The result was a complete reorganisation of the hierarchy of competitiveness, production and powers." (Lipietz 2010a: 4, vgl. Lipietz 2012: 22.)

Seinen Namen hat dieses Entwicklungsmodell von dem politisch-ökonomischen Projekt erhalten, das sich in den 1980er-Jahren gegen andere Projekte im Kampf um die Hegemonie durchsetzte (vgl. Lipietz 1985b: 129, Lipietz 1991c: 683 und Lipietz 1992a: 30). Dessen Hauptintention bestand darin, die Krise des Fordismus um jeden Preis zu „beheben" – und zwar einerseits durch eine Ausweitung, Intensivierung und Effizienzsteigerung der ökonomischen Produktion und andererseits durch eine „Liberalisierung" der Regulationsweise in der Tradition Friedrich August von Hayeks, Ludwig Mises' und Milton Friedmans. Insofern ist die Politische Ökologie „‚liberal-productivist'" (Lipietz 2011b: 1) (vgl. Lipietz 1996: 20, Lipietz 2009a: 6 und Lipietz 2012: 5).

Den Liberalen Produktivismus als Politische Ökologie beziehungsweise als Entwicklungsmodell zeichnen vier Charakteristika aus: repressiver Talyorismus als technologisches Paradigma, ein Trickle-Down-Regime und eine internationale Kreditökonomie als Akkumulationsregime, Neoliberalismus als Regulationsweise sowie eine internationale Konfiguration, in der die Beziehung zwischen den USA und China entscheidend sind und sich eine dritte internationale Arbeitsteilung herausgebildet hat (vgl. Lipietz 1991c: 683, Lipietz 2011b: 2f. und Lipietz 2012: 9ff.).

Grundsätzlich betont Lipietz, dass dieses Entwicklungsmodell die Krise der fordistischen Arbeitsorganisation niemals wirklich gelöst und auch „die

412 In einigen Texten heißt es, dass sich das neoliberale Entwicklungsmodell „around the ‚Monetarist shift', 1980" (Lipietz 2011b: 1) konsolidiert habe (vgl. Lipietz 1987: 165 und Lipietz 1998b: 116), so auch in seiner jüngsten größeren Publikation (vgl. Lipietz 2012: 5). In anderen Texten bleibt Lipietz ungenauer („depuis les années quatre-vingt" Lipietz 2009a: 6). Oder er datiert den Beginn des neuen Entwicklungsmodells auf Ende der 1980er-Jahre (vgl. Lipietz 1992a: 30). Der gemeinsame Durchschnitt aus allen Periodisierungen ist der Zeitraum zwischen Anfang und Mitte der 1980er-Jahre.

Anarchie der internationalen Konkurrenz“ (Lipietz 1998a: 51) nicht aufgehoben oder beschränkt habe. Unter anderem deswegen ist es in der Konsequenz weniger stabil als die Politische Ökologie des Fordismus (Lipietz 1996: 20).[413]

5.4.2.1 Repressiver Taylorismus: das technologische Paradigma des Liberalen Produktivismus

Der Taylorismus plus Mechanisierung ist als technologisches Paradigma vom Fordismus im Kern übernommen worden. Allerdings wurde es erstens auf die Arbeit in verschiedenen Bereichen der Dienstleistungen ausgeweitet. Und zweitens wird nicht mehr, wie noch im Fordismus, nach Vorschrift tayloristisch gearbeitet, sondern unter dem repressiven Druck des lean, stress und schließlich des crash managements eines effizient organisierten Unternehmens (Just-In-Time-Produktion, Straffung der Organisationsstruktur durch Zusammenlegung von Arbeitsbereichen bei Kürzung der Gesamtstellen usw.) und der absoluten Kundenorientierung im Arbeitsprozess (vgl. Lipietz 2010a: 3 und Lipietz 2012: 12f.). Dies ist „une forme plus oppressive d’organisation taylorienne du travail“ (ebd.: 45), die Lipietz als „taylorisme répressif“ (ebd.: 12) bezeichnet. Sie ist das global dominante technologische Paradigma, sowohl in den alten Industriestaaten als auch in den Staaten der sogenannten Dritten Welt, die sich seit den 1980er-Jahren zu den aufkommenden neuen Mächten entwickelt haben. Das Ziel ist die Steigerung der Akkumulation um der Akkumulation willen.

5.4.2.2 Trickle-Down und eine globale Kreditökonomie: das Akkumulationsregime und das Lohnverhältnis des Liberalen Produktivismus

Das Akkumulationsregime des Liberalen Produktivismus stellt einen Bruch mit seinem Vorgänger dar. Jede nationale Ökonomie ist durch die Globalisierung der kapitalistischen Ökonomie, die sich im Aufstieg einiger ehemaliger sogenannter Entwicklungsländer, der Integration der Staaten des Realsozialismus, eine neue internationale Arbeitsteilung (s.u.) sowie in der Politik des „Freihandels“ ausdrückt, direkt in die globale Ökonomie eingebunden (vgl. Lipietz 1996: 43). Dies hat zu einer tendenziellen Annäherung der Akkumulationsregime auf globaler Ebene von radikal verschiedenen Entwicklungsmodellen und -niveaus bei gleichzeitigen Unterschieden geführt.

413 Lipietz stuft bereits relativ früh (1991) die Arbeitsbeziehungen, Nachfrage- und internationale Zwänge, Legitimation der sozialen Ordnung und das Verhältnis zur Umwelt als anhaltende Probleme des Liberalen Produktivismus ein (vgl. Lipietz 1991b: 94).

Zwar handelt es sich ebenfalls um ein intensives Akkumulationsregime mit Massenkonsum. Allerdings wird das Wachstum global nicht durch garantierte Löhne – und somit einer hohen Nachfrage nach Konsumwaren – der Arbeiter aufrechterhalten. Vielmehr fallen die Produktivitäts- und Profitsteigerung auf globalem Niveau einerseits und der Anstieg der Löhne andererseits im Durchschnitt immer weiter auseinander.[414] Denn die Löhne in der OECD-Welt werden infolge der globalen Konkurrenz mittels Flexibilisierung und Deregulierung der Arbeitsverhältnisse und Rationalisierungsmaßnahmen in den Unternehmen gesenkt. Auch die indirekten Löhne sind aufgrund des Abbaus des Sozialstaates sukzessive weggefallen beziehungsweise radikal gekürzt worden (vgl. ebd.: 51). Es entsteht dabei eine strukturelle Arbeitslosigkeit, wie sie der Kapitalismus bisher nicht kannte (vgl. ebd.: 38/266), und „une situation „‚lewissiene', c'est-à-dire qu'il y a une offre indéfinie de pauvres" (ebd.: 257). Arbeiter und Marginalisierte müssen in den OECD-Staaten Kredite aufnehmen, um das fordistische Konsumtionsniveau aufrechtzuerhalten, beziehungsweise es noch zu übertreffen (vgl. Lipietz 2010a: 3), während in den aufsteigenden Ökonomien der Zuwachs der Löhne zwar prozentual groß gewesen ist, aber im Vergleich zu den Arbeitern im Norden und Westen von einem niedrigeren Niveau begann.

Die Profite fließen erstens in wesentlich größerem Maße als Revenue in die individuelle Konsumtion der Kapitalisten und kommen maximal über den Umweg des Kaufs von Luxus- oder Freizeitwaren wieder bei den Arbeitern an. Dieses Durchsickern der Profite zu den Arbeitern, die sich in der Luxus- und Freizeitwarenproduktion verdingen, bezeichnet Lipietz als Trickle-Down-Ökonomie. „While, in Fordism, capitalists lives on what workers spend, in LP regime workers live on what the riches spend." (Lipietz 2010a: 3) Zweitens reinvestieren die Kapitalisten ihre Profite in produktives Kapital, ohne sich sicher sein zu können, dass auch die notwendige Nachfrage nach den produzierten Waren besteht. Oder die Profite werden drittens als Geldkapital in Finanzgeschäften angelegt und gelangen entweder in Form eines Kredits zu den Arbeitern oder verbleiben gänzlich in der Sphäre des Finanzkapitals. Diese bläht sich aufgrund der mangelnden Anlagemöglichkeiten für produktives Kapital und der Offerte kurzfristiger exorbitanter Profite durch Kapitalgeschäfte und durch die wachsende Ungleichverteilung der Einkommen immer weiter auf. Insofern kann Lipietz auch von der „financiarisation de l'économie mondiale" (Lipietz 2012: 45) sprechen, in dessen Folge „rentier capital is acquiring a ‚historically unprecedented oppressive power'" (Lipietz 1987: 184). „International bank finance began to replace direct investment,

414 Vgl. Lipietz 1992a: 35, Lipietz 1996: 52, Lipietz/Leborgne 1996: 708f. und Lipietz 2012: 14.

leading to the emergence of *an international credit economy*." (ebd.: 106, Herv.i.O., vgl. Lipietz 2010a: 4 und Lipietz 2012: 21f.)

In der Konsequenz basiert das globale Wachstum und damit die Stabilität des Akkumulationsregimes auf Krediten, die entweder aus den Profiten der Kapitalisten oder aus dem neu gedruckten Geld der Banken stammen, sowie auf dem Vertrauen in die Rückzahlung dieser Kredite (vgl. Lipietz 2011b: 8 und Lipietz 2012: 53). Zusätzlich finanzieren die Arbeiter ihren individuellen Konsum mit den nach unten durchgesickerten Profiten der Kapitalisten. Der Liberale Produktivismus ähnelt also auf den ersten Blick dem Fordismus, allerdings fußt er auf einer „economie de dette" (Lipietz 2012: 14) mit einem „trickle-down regime" (Lipietz 2010a: 3). Das Lohnverhältnis besteht in „la combinaison ‚taylorisme répressif + précarité et bas salaires'" (Lipietz 2012: 13). Der fordistische Klassenkompromiss ist, so lässt sich schlussfolgern, von den Kapitalisten in den ehemaligen Industriestaaten einseitig aufgekündigt und zu ihren Gunsten verändert worden (vgl. Lipietz 1996: 55).

5.4.2.3 Neoliberalismus: die Regulationsweise und der Staat des Liberalen Produktivismus

Die fordistischen Kompromisse zwischen Kapital und Arbeit haben sich nicht nur im Arbeitsprozess verschoben. „[R]égulations publiques et contractuelles s'éteignent progressivement dans le régime libéral-productiviste" (Lipietz 2012: 16) und die sogenannten selbstregulierenden Kräfte des Marktes sowie der internationalen Konkurrenz sind als Ersatz für sie installiert worden (vgl. Lipietz 1998b: 176, Lipietz 2010a: 4 und Lipietz 2012: 16). „Liberal-productivism, in the form in which it seemed to triumph in the 1980s, is based on conflict involving everybody, at the local or international level." (Lipietz 1992a: 146) De facto bedeutet dies, dass ein System multinationaler Banken und Unternehmen die Regulationsweise bestimmt (vgl. Lipietz 1987: 108) und dass diese in erster Linie global – statt national – hergestellt worden ist.

Unter dem Diktat dieser neuen Institutionen werden die ehemaligen Verträge und Institutionen um- und abgebaut, in die die trilateralen Kompromisse des Fordismus eingelassen waren. Die klassischen Tarifverträge sind Schritt für Schritt entwertet worden, indem ihre Gültigkeitsdauer und ihr Gültigkeitsraum beschränkt, immer mehr Ausnahmen erlaubt und Individualregelungen eingeführt worden sind. Das Resultat ist, dass die traditionellen kollektiven Flächentarifverträge nur noch für Stammbelegschaften in Kernbereichen der Ökonomie gelten, während um sie herum hochflexibilisierte, befristete und individualisierte Verträge zwischen Kapital und Arbeit geschlossen wurden und werden. Die sogenannten prekären Arbeitsverhältnisse auf der

Basis von Leih-, Kurz- und Zeitarbeit (vgl. Lipietz 1992a: 40) werden auch in den OECD-Staaten von der Ausnahme zur Regel. Die Garantie direkter Löhne fällt damit ebenso weg wie das Ziel der Vollbeschäftigung.

Zugleich wird der Sozial- beziehungsweise Wohlfahrtsstaat dereguliert und damit das System der indirekten Löhne und der sozialen Absicherung, das gleichberechtigt von Kapital und Arbeit getragen worden ist, nach und nach entsprechend den nationalen Bedingungen gänzlich aufgelöst, das heißt an den „freien" Markt übertragen, oder auf das absolute Minimum reduziert. An die Stelle der ehemaligen öffentlichen Regulationsinstanzen treten daher einerseits wieder klassische soziale Institutionen wie die Kirche und die Familie und andererseits übernehmen neue Institutionen wie NGOs, ParaGOs und Para-InterGOs diese Aufgaben (vgl. Lipietz 1996: 256ff.).

„After all, liberal-productivism differs from the Fordist paradigm in that it is no longer an organicist design... though it is just as ‚hierarchical' in excluding the vast majority of people from the operation of ‚free enterprise'." (Lipietz 1992a: 58) Insbesondere die Einkommen werden infolge der politisch-ökonomischen Entwicklung radikal neu verteilt: Während die „capitalistes ‚actifs' (entrepreneurs) et capitalistes ‚passifs' (rentiers)" immer größeren Reichtum anhäufen, kann eine beständig sinkende Zahl der „salariés inclus" die Einkommenshöhe halten. Die wachsende Gruppe der „exclus" (Lipietz 1996: 48) hat nicht einmal mehr die Mittel, um die tägliche Reproduktion zu sichern. „Polarisation des salaires vers le bas, gonflement des profits: la mécanique de la société en sablier est en place." (Lipietz 1996: 52) „Schritt für Schritt fallen die Lohnabhängigen wie der Sand in der Sanduhr nach unten, hinab in ungesicherte Beschäftigungsverhältnisse, in Erwerbslosigkeit und in soziale Ausgrenzung." (Lipietz 2000a: 60, vgl. Lipietz 1991c: 682 und Lipietz 1996: 12/35/49/66ff./88). Es werden nicht mehr alle Gesellschaftsmitglieder in das Entwicklungsmodell eingeschlossen. Die internen ökonomischen und politischen Hierarchien der Gesellschaft verschärfen sich folglich zusehends (vgl. Lipietz 1991c: 681ff.). Der gesellschaftliche Konsens wird ökonomisch nicht mehr gesucht. Mit dem Abbau vorrangig monetärer Zugeständnisse an die subalternen Klassen ist auch die Hegemonie des gesellschaftlichen Projekts von Beginn an brüchig (vgl. Lipietz 1992a: 32).

Der Staat verliert aber mit seinen sozialen Funktionen keineswegs seine Existenzberechtigung. Vielmehr werden im Liberalen Produktivismus andere Funktionen stärker akzentuiert und ausgebaut. Der Staat kann die öffentlichen Ausgaben nicht gänzlich einstellen, um nicht das intensive Akkumulationsregime zu gefährden. Da aber parallel diejenigen Verdiener mit besseren Einkommen sukzessive von ihrem Beitrag zu den staatlichen Leistungen, zum Beispiel über Steuern oder Versicherungsbeiträge, befreit werden oder

zumindest ihr Anteil an den Staatseinnahmen gesenkt wird, muss die Aufrechterhaltung des Ausgabenniveaus durch Kredite finanziert werden (vgl. Lipietz 2012: 16).

Zudem konzentriert sich die staatliche Politik zunehmend darauf, den jeweiligen nationalen Unternehmen im internationalen Konkurrenzkampf unterstützend zur Seite zu stehen und den eigenen Standort wettbewerbsfähig beziehungsweise für Unternehmen attraktiv zu machen (vgl. Lipietz 1998b: 177). Ein wesentlicher Faktor im Rahmen der sich herausbildenden internationalen Finanzmärkte ist dabei von Beginn an die Haushalts- und Währungspolitik (vgl. Lipietz 1996: 46 und Lipietz 2012: 16). Über die Emittierung riesiger neuer Geldsummen in Form von Krediten und den Abbau von Handelsschranken für internationale Finanzgeschäfte haben die Staaten nicht nur dazu beigetragen, die globale Finanzökonomie und die intensive Akkumulation anzuheizen. Sie haben sich dadurch selber dem Treiben der Finanzmärkte stärker ausgeliefert. Die Haushalts- und Währungspolitik entscheidet nun noch stärker als früher über die Kredit- und Konkurrenzfähigkeit eines Staates als Standort.

5.4.2.4 Internationale Konfiguration: die zweite US-Hegemonie und das Gleichgewicht des Terrors

Politisch ist der Liberale Produktivismus auf globaler Ebene insbesondere das „l'âge de l'hégémonie totale de l'unique superpuissance, les États-Unis" (Lipietz 2012: 12).[415] „Le fordisme (1945-1975) et son successeur depuis les années quatre-vingt, aujourd'hui en crise, le ‚néo-libéralisme' ou ‚libéral-productivisme', constituent deux phases d'une seule période d'hégémonie des États-Unis d'Amérique." (Lipietz 2009a: 6)

Nichtsdestotrotz ist die Weltordnung nach und nach von einer unipolaren über eine tripolare (USA, Westdeutschland und Japan) Ende der 1980er-Jahre zu einer multipolaren übergegangen, in der zunehmend auch andere Mächte an politischem und ökonomischen Einfluss gewonnen haben (vgl. Lipietz 1993a: 65, Lipietz 1997b: 1 und Lipietz 2004: 62). „Dès les années 1990, il devint évident que la carte des économies-mondes était bouleversée par l'évolution du capitalisme historique." (Lipietz 2009a: 5) Die BRIC-Staaten haben wirtschaftlich zu den OECD-Mitgliedern aufgeschlossen, indem sich die technologischen Paradigmen allmählich einander annähern, auch wenn

415 Dies ist einer der wenigen Punkte, an denen sich Lipietz offensichtlich in der Entwicklung seines Werkes widerspricht, ohne dies zu benennen. Noch Anfang der 1990er-Jahre hat er exakt das Gegenteil vertreten: Er sah die Hegemonie der USA bis auf ihre militärische Vorherrschaft eindeutig erschüttert (vgl. Lipietz 1993a: 24/59, Lipietz 1993d: 116 und Lipietz 1998a: 116).

immer noch beträchtliche ökonomische Unterschiede zwischen ihnen bestehen, zum Beispiel in den jeweiligen nationalen Reichtumsverteilungen. „Ce monde multipolaire est dangereux, mais vaut mieux que la domination ‚hobbesienne' d'une seule hyper puissance, en ce qu'il permet théoriquement un monde ‚kantien', régi par la négociation." (Lipietz 2009a: 7)

Während die politischen Kompromisse zwar weiterhin maßgeblich auf nationaler Ebene geschmiedet werden, seien laut Lipietz allen voran die nationalen Ökonomien im buchstäblichen Sinne soweit integriert, dass sie eine globale Wirtschaft bildeten und keine internationale im Sinne einer Konfiguration nationaler Ökonomien. Nichtsdestotrotz stehen sich im Rahmen dieser globalen Ökonomie nationale in einem „all-out war which is at the heart of liberal-productivism" (Lipietz 1992a: 46), gegenüber.

Die globale Ökonomie ist eine Kreditökonomie und sie basiert insbesondere auf dem „‚équilibre de la terreur'", das „parfois ‚Chinamérique'" (Lipietz 2012: 23) genannt wird. Die aufstrebenden Staaten – insbesondere China – haben keine Alternative, als ihr Geld in US-Dollar anzulegen. Einerseits ermöglichen diese Dollarreserven China, die eigenen Waren zu einem niedrigen Preis zu exportieren und zu verkaufen, andererseits erlauben sie den USA, weiterhin günstige Kredite zu akquirieren (vgl. Lipietz 2010a: 5), so dass das US-amerikanische Handelsbilanzdefizit unermesslich steigen kann.

Die räumliche Konsequenz aus diesen Entwicklungen „ist ein Umbau der Hierarchie der Räume (international, national, lokal), die der Fordismus stärker als je zuvor auf der nationalen Ebene zentriert hatte. Schematisch gesehen würde sich die Ökonomie unmittelbar auf internationaler Ebene abspielen, während die ‚Regelung des Sozialen' […] auf lokaler Ebene erfolgen würde." (Lipietz 1998b: 177) Während also die nationale Ebene relativ an Bedeutung verloren hat, wurden die subnationalen und die globale Ebene wichtiger (Lipietz 1998b: 179).

Die inneren Widersprüche in Lipietz' Werk bei der Bestimmung des technologischen Paradigmas und der internationalen Konfiguration, die zwischen den Arbeiten aus den 1980er- und 1990er-Jahren einerseits und den späteren andererseits bestehen, lassen darauf schließen, dass der Liberale Produktivismus keineswegs eindeutig mit Lipietz' Handwerkszeug bestimmt werden kann.

In der Darstellung der internationalen Konfiguration des Liberalen Produktivismus in Lipietz' Arbeiten gibt es einen großen Bruch. Bis in die 1990er-Jahre hinein zeichne diese sich laut Lipietz vor allem durch eine dritte internationale Arbeitsteilung (vgl. Lipietz 1991b: 86, Lipietz 1996: 34, Lipietz 1997a: 166, Lipietz 1997b: 19/38 und Lipietz 1998b: 124f./199) sowie eine Tendenz zur Kontinentalisierung ökonomischer Blöcke aus. Diese The-

sen greift Lipietz im Laufe der 2000er-Jahre und auch in seinen jüngsten Publikationen seit 2009 nicht mehr auf. Stattdessen tauft er die neue internationale Konfiguration „Chinamerica“ und bezeichnet damit gänzlich andere Prozesse als internationale Konfiguration.

Maßgeblich ist dies darauf zurückzuführen, dass Lipietz' Ausgangsannahme, die dritte Arbeitsteilung basiere auf zwei nebeneinander existierenden technologischen Paradigmen und den jeweiligen Regulationsweisen (Neotaylorismus plus rigide Verträge und auszuhandelnde Einbindung plus Flexibilisierung) durch die historische Entwicklung widerlegt worden ist. Lipietz vertritt mittlerweile die Position, dass sich die technologischen Paradigmen einander angenähert hätten und im repressiven Taylorismus konvergiert seien. Seine Ausgangsthese wird damit unhaltbar. Dies zeigt die Probleme, die Lipietz hat, wenn er die institutionellen Formen des Liberalen Produktivismus in der gesamten Zeit seiner Existenz von Mitte der 1980er-Jahre bis heute bestimmen will.

5.4.2.5 Die Beziehungen zwischen Umwelt und liberal-produktivistischer Gesellschaft

Die Beziehungen zwischen der Umwelt und den beiden anderen Pfeilern der Politischen Ökologie des Liberalen Produktivismus zeichnen sich durch zwei zentrale Entwicklungen aus. Einerseits ist die Zerstörung der Umwelt in bislang ungekanntem Maße vorangeschritten (vgl. Lipietz 1998a: 49ff./109). Anderseits haben sich seit dem UN-Umweltgipfel 1992 in Rio de Janeiro zum ersten Mal Formen einer internationalen Regulierung vom Umweltproblemen – vorrangig multilaterale Verträge – herausgebildet (vgl. Lipietz 1993a: 79ff.).

In den Anfangsjahren des neuen Entwicklungsmodells ist auf die ökologischen Grenzen weiterhin kaum Rücksicht genommen worden (vgl. Lipietz 2012: 33). Die zentrale Ursache der anhaltenden Destruktionen übernahm der Liberale Produktivismus vom Fordismus. Es handelte sich um das „technological paradigm which attached top priority to raising labour productivity“ (Lipietz 1999: 140). Dieses verschärfte die Verwüstungen des Fordismus und dessen „Wahn des Massenkonsums“ (Lipietz 1998a: 118) noch, indem es peu à peu internationalisiert worden ist. In der internationalen Politik spielten die ökologischen Grenzen bis 1992, wenn überhaupt, nur eine nachrangige Rolle (vgl. Lipietz 2010a: 7 und Lipietz 2011b: 5). Der globale Norden hat zudem dafür gesorgt, dass der Süden mit den Folgeerscheinungen hat leben müssen (vgl. Lipietz 1993a: 37 und Lipietz 1998a: 108).

Erst mit dem sauren Regen, der Abnahme der Ozonschicht und dem UN-Gipfel 1992 habe sich Lipietz zufolge der internationale Umgang mit der Natur allmählich geändert (vgl. Lipietz 1987: 192 und Lipietz 2012: 34).

„The Second United Nations Conference on the Environment and Development (UNCED) held in Rio de Janeiro in June 1992 marked a decisive step forward. Rio contributed to a wider acceptance of the idea that humankind shares an essential unity in the face of the global catastrophe toward which its own follies are leading." (Lipietz 1993d: 111)[416]

Durch die Konferenz in Rio ist das repressive Modell einer internationalen ökologischen Ordnung aufgebrochen worden (vgl. ebd.: 90/116 und Lipietz 1998a: 118). Insbesondere die USA sind für ihre bisherige Politik gerügt (vgl. ebd.: 115) und zu entscheidenden Zugeständnisse in den Verhandlungen gezwungen worden (vgl. Lipietz 1993a: 113).[417] Zudem ist in den Konferenzräumen eingestanden worden, dass die Umwelt nicht nur als Quelle beziehungsweise Ressource begrenzt ist, sondern auch als Senke (vgl. Lipietz 2011b: 5 und Lipietz 2012: 34). Insgesamt habe die UN-Konferenz laut Lipietz aber auch nicht mehr leisten können, als die Dringlichkeit lokaler und globaler Bedrohungen zu betonen und neue Prinzipien der internationalen Kooperation zu bekräftigen (vgl. Lipietz 1998a: 116). Zahlreiche globale Umweltprobleme sowie Fragen des Umweltbesitzes mussten auch nach Rio noch gelöst beziehungsweise beantwortet werden (vgl. Lipietz 1993d: 117). Das erste internationale Umweltabkommen über den Handel mit gefährdeten Spezies und zum Schutz der Ozonschicht hat in der Folge von Rio Schule gemacht (vgl. Lipietz 2000a: 101). „For the first time, we are involved in the collective management of *global* ecological crises." (Lipietz 1995: 118, Herv.i.O.)

Dennoch ist die internationale Regulation der Umweltprobleme aufgrund verschiedener politisch-ökonomischer Entwicklungen – angefangen beim Zweiten Golfkrieg – ins politische Hintertreffen geraten „et le modèle néolibéral se développait de plus en plus nettement comme un modèle ‚libéral-productiviste'" (Lipietz 2012: 37). Die Folge ist die Entstehung verschiedener ökologischer Krisen und deren Überlagerung und Kopplung, die bis heute trotz aller Abkommen vorrangig in den Staaten des Südens bewältigt werden mussten und müssen (vgl. Lipietz 2000a: 122ff.). Bereits im Jahr 2000 konstatierte Lipietz, dass der politische Rahmen zur Lösung der drängendsten Umweltprobleme immer noch nicht vorhanden sei (vgl. ebd.: 100).

416 Vgl. Lipietz 1998a: 111, Lipietz 2003: 6 und Lipietz 2004: 62.

417 Die US-Regierung habe laut Lipietz in drei Punkten nachgegeben: erstens musste sie anerkennen, dass die CO_2-Emissionen bis 2000 reduziert werden müssen, zweitens sollte die Reduktion nach einem differenzierten Modell je nach Staat erfolgen und drittens mussten die Staaten im Norden als erste einseitig die Emissionen verringern (vgl. Lipietz 1998a: 117).

Nach der Rio-Folgekonferenz 2002 in Johannesburg war für Lipietz klar, dass es sich bis dahin lediglich um einen „stalemate between free-trade dogma and ecologist proclamations“ (Lipietz 2011b: 6) gehandelt habe, der der weiteren Umweltzerstörung durch den Liberalen Produktivismus trotz der Biodiversitätskonvention und der Klimarahmenkonvention Tür und Tor geöffnet habe (vgl. Lipietz 2004: 62 und Lipietz 2012: 37). Die Mitte der 1990er-Jahre gegründete WTO hat die internationale Umweltregulation auch in diesen beiden entscheidenden Bereichen ausgebremst (vgl. Lipietz 2004: 68). „Der Markt“ ist damit de facto als zentrale Regulationsinstanz – auch für ökologische Belange – gestärkt worden (vgl. ebd.: 61).

Der Klimawandel und die Uneinigkeit im Umgang mit ihm zwischen China und den USA seien, so Lipietz, „la principale menace sur le futur de l’humanité“ (Lipietz 2012: 89, vgl. Lipietz 1999: 144). Die globale Erwärmung ist in erste Linie eine Folge „des ungeheuren Wirtschaftsaufschwungs im ‚Goldenen Zeitalter‘“ (Lipietz 1991b: 94) (vgl. Lipietz 2000a: 82). Aber da die Vergrößerung des ökologischen Fußabdrucks das Kapital immer noch nichts gekostet hat (vgl. Lipietz 2011b: 5), nimmt die Bedrohung durch ihn weiterhin zu. Daher unterstützt Lipietz neben internationalen Abkommen vor allem eine Regulation des CO_2-Ausstoßes über Quoten und den Handel mit ihnen. Damit werde, behauptet Lipietz, „die Ideologie des sich selbst regulierenden Marktes“ (Lipietz 1993a: 89f.) umgedreht (vgl. Lipietz 2000a: 121) und der Markt wirklich zur politischen Regulation genutzt, statt die Politik der Ökonomie auszuliefern.

Die Analyse der einsetzenden internationalen Regulierung von Umweltproblemen im Liberalen Produktivismus greift insgesamt zu kurz. Sie verbleibt trotz der beeindruckenden Untersuchung der neu entstehenden internationalen Ökonomien bei einer politologischen Analyse der internationalen Beziehungen zwischen den Nationalstaaten und der Gipfelpolitik, ohne diese durch eine Klassenanalyse oder einer Untersuchung der ökonomischen Beziehungen zur Natur auf internationaler Ebene zu ergänzen. Auch eine historisch-materialistische Analyse der neu entstanden politischen Institutionen beziehungsweise Regulierungen bleibt aus, so dass die diesen eingeschriebenen Limitierungen gar nicht thematisiert werden.

Obgleich Lipietz zuzustimmen ist, dass die neoliberale Ökonomie die Naturzerstörung in einem bislang ungekannten Maß gesteigert hat, wird nicht deutlich, wieso und in wessen Interesse dies geschehen ist und warum Teile der herrschenden Klassen vor allem im ökonomischen Zentrum Westeuropas in derselben zeitlichen Periode „grüne“ Politik derart forciert haben. Geht es wirklich um die Lösung der internationalen Umweltprobleme oder möglicherweise darum, die kapitalistische Entwicklung und die politische Herr-

schaft des Kapitals mit der Reproduktion der Produktionsbedingungen soweit kompatibel zu machen, dass sie nicht in Gefahr geraten, und gleichzeitig ökonomischen Krisentendenzen entgegenzuwirken? Durch diesen klassentheoretischen Blindfleck wird der politizistische Zug der Lipietz'schen Politischen Ökologie auch in der konkreten Erforschung der konkreten Situation reproduziert.

Lipietz sitzt mit der Befürwortung der Regulierung des Treibhausgasausstoßes über den Markt der Illusion auf, den Teufel mit dem Beelzebub austreiben zu können. Er affirmiert mit marktkonformen Regulierungen „den Markt" als Regulationsinstanz und überlässt die Regulierung somit der kapitalistischen Ökonomie, die die Bedrohung durch den Klimawandel erst hervorgebracht hat (vgl. Kapitel 6 der vorliegenden Arbeit). Zugleich wird eine neue Anlagesphäre für das brachliegende Geldkapital geschaffen, mit deren Hilfe das neoliberale und naturzerstörerische Akkumulationsregime weiter aufrechterhalten werden kann.

Lipietz setzt die in den 1990er-Jahren vollzogene theoretische Umstellung von Entwicklungsmodellen zur Politischen Ökologie auch in den konkreten Modellen gesellschaftlicher Entwicklung nicht konsequent um. Der Unterschied zwischen kapitalistischen Entwicklungsmodellen, wie sie die Regulationstheorie entworfen hat, und dem Konzept der Politischen Ökologie ist damit auch bei der Analyse konkreter gesellschaftlicher Entwicklungsmodelle nicht erkennbar. Wie schon auf der abstrakteren Ebene (vgl. Kapitel 5.1 und 5.2) wird auch hier das Naturverhältnis nicht systematisch in die Theorie integriert oder in ihr berücksichtigt, sondern – wie Lipietz es an anderen Theorien zu Recht kritisiert hat (vgl. Lipietz 2010a: 1 und Lipietz 2011b: 1) – additiv hinzugefügt. Das gesellschaftliche Naturverhältnis ist dementsprechend durchweg untertheoretisiert in Lipietz' Ansatz der Politischen Ökologie. Dies ist besonders hervorzuheben, weil die Integration der Naturverhältnisse in seine Theorie gerade die Differenz zur klassischen Regulationstheorie markieren soll. Dabei bilden die Kategorien der klassischen Regulationstheorie bis heute das theoretische Grundgerüst zur Charakterisierung kapitalistischer Entwicklung.

Lipietz' Hauptkritik am Verhältnis zwischen Gesellschaft und Natur im Fordismus und im Liberalen Produktivismus bezieht sich de facto primär auf die individuelle Konsumtion. Wiederholt verweist er auf die Nutzung des Autos in den OECD-Staaten als charakteristisches Problem in den sozialökologischen Beziehungen oder er formuliert die Befürchtung vor einer Adaption des westlichen Lebensstils in den aufsteigenden Staaten China und Indien. Beide Argumente sind ökologisch mehr als berechtigt, aber sie verblassen angesichts des Vergleichs mit der Belastung der Umwelt durch die kapitalisti-

sche Produktion und der Adaption jener industriellen Produktionsmethoden, die im westlichen Kapitalismus schon lange üblich sind und zum Teil in die aufsteigenden Ökonomien verlagert worden sind. Lipietz vernachlässigt also das zentrale Problem sowohl der Treibhausgasproduktion als auch anderer Zerstörungen der Natur – die (gesellschaftliche) industrielle kapitalistische Produktion, die bis heute im Wesentlichen auf der Verbrennung fossiler Energieträger basiert (vgl. Bundeszentrale für politische Bildung (oZa)) – zugunsten einer Kritik individueller Konsumtionsmuster.

5.5 Krisen der Politischen Ökologie

> „Nous ne vivons pas seulement la crise ou la métamorphose de la société salariale. C'est l'ensemble des rapports de l'espèce humaine à elle-même et à son environnement qui est en crise."
> (*La société en sablier*, Lipietz 1996: 21)
> Alain Lipietz

Folgt man den theoretischen Prämissen der Lipietz'schen Regulationstheorie (vgl. Kapitel 5.2) „ist die Krise nur die andere Seite der Regulation: die eine enthält die ursprüngliche Konflikthaftigkeit der sozialen Verhältnisse, die andere drückt sie aus" (Lipietz 1985b: 113). Gelingt also keine Regulation widersprüchlicher sozialer Verhältnisse, geraten diese in eine Krise. „Die Krise ist dann die Situation, in der es nicht mehr möglich ist, weiterzumachen wie bisher, in der man aber auch noch nicht weiß, was man künftig machen wird." (Lipietz 2000a: 48, vgl. Lipietz 2003: 2.)[418]

Ebenso wie es unterschiedliche soziale Verhältnisse gibt, die zwecks ihrer Reproduktion eine Regulation ihrer Widersprüchlichkeit benötigen, existiert auch eine Vielfalt an Krisen. Lipietz unterscheidet nicht nur zwischen kleinen und großen Krisen[419], sondern auch zwischen ökonomischen, politischen,

418 Lipietz bezieht sich mit dieser Krisendefinition vor allem auf Antonio Gramsci: „Crise: ‚L'ancien se meurt, le nouveau ne parvient pas à voir le jour; dans cet interrègne surgissent les monstres', selon la belle définition d'Antonio Gramsci." (Lipietz 1996: 19)

419 *Große Krisen* seien „gerade die Momente, in denen die zuvor institutionalisierten Kompromisse und ihre Regulationsweise es nicht mehr schaffen, die Reproduktion des Verhältnisses (oder des Beziehungssystems) aufrechtzuerhalten" (Lipietz 1998b: 96) (vgl. Lipietz 1984c: 38, Lipietz 1987: 34, Lipietz 1992a: xi und Lipietz 2012: 10). Eine „major crisis is always multi-layered" (Lipietz 2010a: 5) (vgl. Lipietz 2012: 25). *Kleine Krisen* sind die Momente, in denen Teilkompromisse eines Entwicklungsmodells nicht mehr reproduziert werden könnten, diese aber wieder reguliert werden, ohne dass damit die gesellschaftliche Regulation des Entwicklungsmodells einer grundlegenden Erneuerung bedarf (vgl. Lipietz

ideologischen, Hegemonie-[420] und ökologischen Krisen, die sich zudem entlang einer historischen und einer räumlichen Achse lokal-global[421] diversifizieren.

Legt man Lipietz' Bestimmung der Politischen Ökologie zugrunde, ist eine Krise der Politischen Ökologie die gesellschaftliche Konstellation, in der es nicht mehr möglich ist, die wechselseitigen Beziehungen zwischen konstruierter Umwelt, Gesellschaft und Individuen in der bisherigen Form zu reproduzieren.[422] Eine gesellschaftliche Entwicklung ist dann in der bisherigen Form nicht mehr möglich.

Eine Krise der Politischen Ökologie kann sich aus den verschiedenen oben genannten Krisen speisen. Sie fußt niemals nur auf der Krise eines sozialen Verhältnisses (vgl. Lipietz 2010a: 5) und auch nicht notwendig auf einer ökologischen Krise, weil weder nur eine ökologische Krise noch allein eine Krise der Ökonomie die Beziehungen der Politischen Ökologie nachhaltig stören kann.[423] Allerdings besitzt jede Politische Ökologie eine spezifische

---

1985b: 113, Lipietz 1987: 34, Lipietz 2000a: 48, Lipietz 2012: 10).

420 Eine „‚crisis of hegemony'; that is, of the ability of elites and the social groups which sustain them to offer a world view and a development model acceptable to society as a whole" (Lipietz 1992a: xi).

421 Lipietz differenziert erstmals 1993 zwischen lokalen und globalen Krisen. Eine *lokale ökologische Krise* ist eine Disfunktionalität im Verhältnis von Gesellschaft und Umwelt, bei der die Ursachen und die Folgen in einer politischen Formation (Staat, Region usw.) ebenso klar zu verorten sind wie die Akteure und Handlungen, die die Krise auslösen. Lokale Krisen sind innerhalb des räumlichen politischen Entstehungsrahmens auch potentiell behebbar (vgl. Lipietz 1993c: 4, Lipietz 1995: 118, Lipietz 1999: 144, Lipietz 2000a: 90f., Lipietz 2003: 3 und Lipietz 2011a: 7). Einen Stau auf einer Autobahn (vgl. Lipietz 1998b: 69) zählt Lipietz ebenso zu lokalen Krisen wie urbane Krisen oder die Chemiekatastrophe im indischen Bhopal 1984. Eine *globale ökologische Krise* hingegen kann in einem Staat oder auf einem Kontinent entstehen oder von der Struktur eines Entwicklungsmodells hervorgebracht werden. Sie wirkt sich aber auf andere räumliche Formationen aus und ist nicht innerhalb einer kleineren räumlichen Formation lösbar (vgl. Lipietz 1993c: 4, Lipietz 1995: 118, Lipietz 1996: 709, Lipietz 1999: 118/143f., Lipietz 2000a: 59/125, Lipietz 2003: 3/10, Lipietz 2007b: 4 und Lipietz 2011a: 7). Lipietz nennt den sauren Regen (vgl. Lipietz 2003: 3 und Lipietz 2007b: 4) und die Vergrößerung des Ozonlochs (vgl. Lipietz 1995: 119) als erste Beispiele für eine globale ökologische Krise. Die heute bekannteste und schwerwiegendste ist die Klimakrise, die infolge des Treibhauseffekts entstanden ist (vgl. Lipietz 1993c: 4). „Diese Unterscheidung [zwischen globalen und lokalen ökologischen Krisen; C.S.] ist allerdings noch allzu grobschlächtig. Ein Teil der lokalen Krisen hat notwendigerweise ‚grenzübergreifenden' Charakter." (Lipietz 2000a: 91) Zudem „gibt es derartig stark *verallgemeinerte* lokale Krisen, dass diese schließlich aufgrund ihrer Häufung zur Entstehung eines globalen Problems führen" (Lipietz 2000a: 92, Herv.i.O.) (vgl. Lipietz 2003: 4 und Lipietz 2004: 66).

422 Vgl. Lipietz 1992a: 55, Lipietz 1996: 21, Lipietz 2003: 2 und Lipietz 2011a: 3.

423 Es gibt in Lipietz' Arbeiten in diesem Punkt eine begriffliche Uneindeutigkeit. Die Begriffe der ökologischen Krise, der Krise der Politischen Ökologie und der Krise eines kapitalisti-

Form der ökologischen Krise (vgl. Lipietz 2000a: 47). Beide – die Krise der Politischen Ökologie und die ökologische Krise der jeweiligen Politischen Ökologie – müssen immer entsprechend der historisch und räumlich spezifischen Konstellation bestimmt werden, in der sie entstehen. Dementsprechend gibt es verschiedene Krisentypen der Politischen Ökologie (vgl. Lipietz 2011a: 3). Sie kann zum Beispiel die Form einer Knappheits-, einer Verteilungs- oder einer Überflusskrise (vgl. Lipietz 1999: 143) annehmen.

Dass die Beziehungen zur natürlichen Umwelt als einzelne Beziehung in eine Krise geraten kann, führt Lipietz auf die Grenzen des jeweiligen lokalen, regionalen, kontinentalen oder globalen Ökosystems[424] zurück, das in der Krise ist. Diese Grenzen der „Tragfähigkeit eines Ökosystems“ (Lipietz 2000a: 14) sind historisch und gesellschaftlich „sowohl absolut wie auch fließend“ (Lipietz 1991b: 95). Die Tragfähigkeit eines Ökosystems kann einerseits als Senke und andererseits als Ressourcenquelle (vgl. Lipietz 1992d: 154) überschritten werden. Ein Ökosystem kann also entweder dadurch zerstört werden, dass es mehr Stoffe von Außen aufnehmen muss als es kann, zum Beispiel bestimmte giftige Chemikalien, oder dadurch, dass dem Ökosystem mehr Stoffe entnommen werden als es reproduzieren kann.

Lipietz befasst sich im Wesentlichen mit den Krisen vor der kapitalistischen Entwicklung, der Krise des Fordismus und schließlich der Krise des Liberalen Produktivismus.

5.5.1 Historische Krisen der Politischen Ökologie

Die ersten Krisen der Politischen Ökologie lassen sich Lipietz zufolge in der Geschichte der Menschheit lange zurückverfolgen. „Ce que nous nommons aujourd’hui ‚crise écologique‘ remonte aussi loin que la révolution néolithique.“ (Lipietz 2007b: 3)

„La primera de las formas de crisis ecologista es la ‚crisis de escasez‘.“ (Lipietz 2011a: 3, vgl. Lipietz 2000a: 48.) Sie sei Lipietz zufolge vorrangig die Folge des Verhältnisses von demographischer Entwicklung und der Tragfähigkeit des Territoriums gewesen, das heißt, die menschliche Bevölkerung sei im Verhältnis zur Produktivität der Nahrungsmittelproduktion – basierend auf der Produktivität des Bodens und der Produktivität der gesellschaftlichen

schen Entwicklungsmodells sind formell kaum voneinander abgegrenzt und gehen terminologisch ineinander über, so dass immer an der jeweiligen Textstelle der Bedeutungsgehalt des Begriffs bestimmt werden muss.

424 Jedes Ökosystem werde laut Lipietz durch eine Reihe komplexer Hierarchien von Raubtier-Beute-Verhältnissen in einem bestimmten Territorium bestimmt (vgl. Lipietz 2000a: 14).

Arbeit – innerhalb eines bestimmten Raumes zu schnell gestiegen (vgl. ebd.: 57).

„La Grande peste du 14e au 16e siècle“, der die Hälfte der europäischen Bevölkerung zum Opfer fiel (vgl. Lipietz 1993d: 115 und Lipietz 1998a: 115), „peut être considérée comme le point culminant de ces crises de la rareté“ (Lipietz 2007b: 3). Diese Krise entstand bereits aus einer Konfiguration ökonomischer, sozialer, demographischer und ökologischer Ursachen (vgl. Lipietz 1995: 121) und war nicht allein eine Knappheitskrise (vgl. Lipietz 1999: 141 und Lipietz 2000a: 50). Die große Pest kombinierte eine Knappheits- mit einer Verteilungskrise (vgl. Lipietz 2011a: 5). Diese neue Form der Krise konnte auch unabhängig von Knappheitskrisen auftreten und war in der Folge die dominierende Krisenform (vgl. ebd.: 5). Verteilungskrisen sind die Folge einer falschen Distribution der produzierten Reichtümer. Insgesamt werden die Krisen der Politischen Ökologie durch diesen neuen Krisen-Typ komplexer (vgl. Lipietz 1999: 141 und Lipietz 2000a: 49). Bis zum Ende des 20. Jahrhunderts erschienen die Distributions- und Verteilungskrisen im Wesentlichen als „Hungerkrisen“ (ebd.: 46).

Auf dem Weg, diese Krisen durch die Entwicklung der Produktivkräfte und Produktionsverhältnisse zu bewältigen und dadurch die Angst vor dem Hunger zu mindern, habe laut Lipietz die Etablierung der kapitalistischen Produktionsweise die Vorzeichen der Geschichte grundlegend umgekehrt. Während zuvor die Beschränkungen der Beziehungen zwischen menschlicher Gesellschaft und Natur maßgeblich für den Ausbruch von Krisen der Politischen Ökologie waren, wurden nun die sozialen Verhältnisse und die aus ihnen hervorgehenden Technologien zum Problem für das Verhältnis zwischen Umwelt, Gesellschaft und Individuum (vgl. Lipietz 1991a: 130, Lipietz 2000a: 53 und Lipietz 2007b: 3ff.).

Knappheitskrisen verschwanden mit der Durchsetzung des Kapitalismus vorerst (vgl. ebd.: 4) und gleichzeitig gelang es den menschlichen Gesellschaften, die Tragfähigkeit ihrer Territorien sukzessive auszubauen (vgl. Lipietz 2000a: 52ff.). Mit Beginn der Moderne wurde dafür die soziale Frage zur zentralen Ursache für Krisen der Politischen Ökologie (vgl. Lipietz 2007b: 4). Ihr Ursprung muss dementsprechend im sozio-ökonomischen System gesucht werden (vgl. Lipietz 1999: 142f. und Lipietz 2000a: 53/90). „Der erste Typ“ einer Krise der Politischen Ökologie in der kapitalistischen Produktionsweise stamme, so Lipietz, zum Beispiel daher, „dass der Lohn es der Mehrheit der Lohnabhängigen nicht erlaubt, sich angemessen zu reproduzieren“ (ebd.: 54). Die Überakkumulationskrise, wie sie beispielsweise Ende der 1920er-Jahre zu beobachten war, ist ein anderer Krisentypus (vgl. ebd.: 55). Grundsätzlich gibt es aber auch im Kapitalismus unterschiedliche Formen der

Krise „according to the tendencies of the technical composition of capital, the real wage, and the productivity in the two departments“ (Lipietz 1986: 16).

Lipietz zufolge habe der Kapitalismus die Täler dreier großer Krisen durchschritten – „am Ende des 19. Jahrhunderts, zwischen 1930 und 1950 sowie am Ende der 1960er-Jahre“ (Lipietz 1992a: x) – und durchwate gegenwärtig das vierte. Zu den beiden ersten Krisen hat Lipietz sich nur beiläufig geäußert. Die zwei Krisen, die in der vorliegenden Arbeit ausführlicher behandelt werden, sind die Krise des fordistischen und des liberal-produktivistischen Entwicklungsmodells.

5.5.2 Die Krise der fordistischen Politischen Ökologie

Die Krise der fordistischen Politischen Ökologie dauerte Lipietz' Interpretation zufolge von Ende der 1960er- bis Ende der 1980er-Jahre. Der Ursprung lag in den widersprüchlichen ökonomischen Beziehungen des fordistischen Entwicklungsmodells.[425] Die Krisenhaftigkeit des Fordismus zeigte sich aber auch daran, dass die Krise der ökonomischen Beziehungen zu einer internationalen Hegemoniekrise führte (vgl. Lipietz 1987: 148) und dass der Fordismus einen neuen Typ der ökologischen Krise hervorgebracht hat (vgl. Lipietz 2000a: 58). Lipietz nennt diese „*ökologische Überkonsumtionskrisen*“ (Lipietz 2000a: 59, Herv.i.O.) (vgl. Lipietz 1999: 143 und Lipietz 2002b: 20). Dazu zählt er unter anderem Staus, Luftverschmutzung, Lärm und die Zerstörung ländlicher Räume, die vor allem dadurch entstehen konnten, dass die individuelle Konsumtion durch die monopolistische Regulation des Fordismus und die fordistische Regulation des Lohnverhältnisses massiv ausgedehnt wurde.

Obwohl die ökologische Krise des Fordismus gravierend war, ist sie nicht besonders in der Öffentlichkeit präsent gewesen (vgl. ebd.: 19). Insgesamt ist es trotz der beträchtlichen ökologischen Zerstörungen (vgl. Lipietz 1992a: 17) „difficult to claim that Fordism entered a crisis because of the relation between society and the environment“ (Lipietz 2002a: 2).

Die Krise des Fordismus entspringt im Wesentlichen aus einer Artikulation von Krisen des technologischen Paradigmas, des Akkumulationsregimes und der Regulationsweise des Entwicklungsmodells auf nationaler und internationaler Ebene (vgl. Lipietz 1987: 41f., Lipietz 1998b: 19 und Lipietz 2000a: 57). Der Kompromiss zwischen Kapital und Arbeit, der den Fordis-

425 Die Krise des Fordismus sei, so Lipietz, „zuerst eine Krise seines Modells der Arbeitsorganisation“ (Lipietz 1992c: 200).

mus prägte, bröckelte und brach schließlich auseinander (vgl. Lipietz 1997a: 166).

Das technologische Paradigma, der Taylorismus, „exhausted its reserves“ (Lipietz 1997a: 166). Die Form der Organisation des Arbeitsprozesses verlor an Produktivität. Sie war nicht mehr effizient genug, auch weil kaum Raum für Kürzungen innerhalb des technologischen Paradigmas bestand.[426] „It is thus correct to impute the crisis to ‚class-struggle‘, but class struggle within the labor process (absenteeism, micro-conflictuality), rather than within distribution.“ (Lipietz 1986: 21f., vgl. Lipietz 1984c: 4f.)

Die Krise des Akkumulationsregimes äußerte sich dahingehend, dass die Produktivität in den Unternehmen zurückging und damit die Profite der Kapitalisten abnahmen. Zugleich gab es keine Reallohnsteigerung und auch keine Erhöhungen der Sozialausgaben, durch die die Kaufkraft der Konsumenten gesteigert worden wäre. Während die Kapitalisten also weiter investierten, gab es keine zusätzlichen Möglichkeiten zur Rückverwandlung von Waren- in Geldkapital inklusive des zugesetzten Mehrwerts (vgl. Lipietz 1984a: 20, Lipietz 1984c: 38f./43 und Lipietz 1987: 43f.). „The most obvious factor in the crisis in the regime of accumulation is the general downturn in rate of productivity growth.“ (Ebd.: 42) Dies war der Kern der Profitabilitätskrise, die den Fordismus maßgeblich ins Wanken brachte und keine Überproduktionskrise im klassischen Sinne wie in den 1920er- und 1930er-Jahren.[427]

Schließlich kam es zu einer Krise der vorrangig nationalen Regulationsweise durch die Internationalisierung der Produktion, der Produktionszyklen und der Märkte. Die zunehmende internationale Konkurrenz und der Anstieg der Rohstoffpreise zwangen die Unternehmer dazu, durch die Anpassung der Arbeitsverhältnisse im globalen Maßstab Kapital zu sparen beziehungsweise freizusetzen. Doch dies wurde durch die rigiden nationalen Kompromisse zwischen Kapital und Arbeit (Flächentarifverträge, Sozialstaat usw.) unterbunden. Die Wettbewerbsfähigkeit der nationalen Kapitale sank ebenso wie seine Profitabilität (vgl. Lipietz 1997a: 166).

„To the supply-side internal crisis of Fordism was added a demand-side international crisis. Fordism was caught between a fall in profits (because of the unsolved crisis of the labour process) and a drop in demand (because there was no effective international mode of regulation.“ (Lipietz 1992a: 19) „Die Krise des Fordismus ist also „eine doppelte“ (Lipietz 1991a: 132f.)[428]

426 Vgl. Lipietz 1991a: 132f., Lipietz 1992a: 17, Lipietz 1996: 29/699, Lipietz 1997a: 166 und Lipietz 2012: 12.

427 Vgl. Lipietz 1984a: 21, Lipietz 1984c: 42/170, Lipietz 1985a: 110, Lipietz 1985b: 127, Lipietz 1987: 43/184, Lipietz 1991b: 82 und Lipietz 1992a: 17/97.

428 Vgl. Lipietz 1991b: 82, Lipietz 1993a: 24, Lipietz 1996: 29/698 und Lipietz 1997b: 4.

und gleichzeitig artikulierten sich ihre internen Ursachen mit externen (vgl. Lipietz/Leborgne 1991: 31). Der „cercle vertueux fordiste: le couplage productivité-consommation“ (Lipietz 1984c: 41) ist letztlich an seinem Tiefpunkt angekommen.

5.5.3 Die Krise der liberal-produktivistischen Politischen Ökologie

Die gegenwärtige Krise ist „a Great crisis. That is: the end of a capitalist model of development“ (Lipietz 2011b: 1, vgl. Lipietz 2010a: 1 und Lipietz 2012: 5). Diese Krise des liberal-produktivistischen Entwicklungsmodells hat einen „double origin“ (Lipietz 2011b: 1). Sie ist einerseits eine politisch-ökonomische Krise des Liberalismus und andererseits eine ökologische Krise des Produktivismus (vgl. ebd.: 1 und Lipietz 2012: 5). „As a ‚liberal capitalist‘ crisis, it has much to do with the the Great Depression of the Thirties. As an ‚ecological‘ crisis, it evokes the ‚*Ancient Regime*‘ crisis, and its last example, the European crisis of 1848 (Braudel F., Labrousse E. [1979]).“ (Lipietz 2011b: 1, Herv.i.O., vgl. Lipietz 2010a: 1 und Lipietz 2012: 6, Fußnote 2.) Der Ursprung der ersten ist das „niveau extravagant d’inégalités dans la répartition des revenues et des richesses“, der Kern der zweiten die „limites proprement écologiques dans le rapport entre l’humanité et la nature“ (ebd.: 103f.).

„The financial, social and ecological aspects of the crisis are so tightly interwoven“ (Lipietz 2010a: 2), dass man sie nicht getrennt voneinander behandeln kann. Politische Ökonomie und Ökologie sind in der Politischen Ökologie des Liberalen Produktivismus unwiderruflich miteinander verbunden. Die „complex structure of liberal-productivism determines the complexity of the present crisis“ (Lipietz 2011b: 1, vgl. Lipietz 2000a: 61 und Lipietz 2012: 6). Letztere ist „la première crise à la fois écologique, économique et financière du capitalisme historique“ (Lipietz 2009a: 7, vgl. Lipietz 2011a: 7). Dementsprechend muss man die gegenwärtige Krise laut Lipietz als „a hydra-headed crisis“ (Lipietz 1999: 143) bezeichnen.

Zudem ist sie „directly ‚global‘“ (Lipietz 2011b: 15) und nicht nur international. Denn seit dem Ende des Fordismus existieren nicht mehr nur nationale Entwicklungsmodelle, die ähnliche Krisen erleben, sondern es gibt eine globale Ökonomie mit einer ökologischen Komponente, deren Krise sich auf verschiedene nationale Mächte erstreckt (vgl. ebd. und Lipietz 2012: 156).

Analytisch differenziert Lipietz trotz ihrer Verwobenheit zwischen ökonomischer und ökologischer Krise (vgl. ebd.: 104).

5.5.3.1 Die ökonomische Krise des Liberalen Produktivismus

Ökonomisch begann die Krise 2007 als Hungerkrise, entwickelte sich dann zu einer Krise der US-Hypotheken und zu einer globalen Finanzkrise (vgl. ebd.: 40, Fußnote 16). „Being a ‚debt economy model', the LP model was condemned to fall on the side of its most obvious sin: a debt crisis followed by a stream of bankruptcies, and then a credit crunch." (Lipietz 2010a: 5) Schließlich entwickelte sich diese durch die Umschuldung auch zu einer Staatsschuldenkrise (vgl. ebd.: 9 und Lipietz 2011b: 7). Diese Krisen offenbarten aber schnell „ses profondes racines sociales et macroéconomiques" (Lipietz 2012: 6).

Das Herzstück der ökonomischen und letztlich auch der Krise des Liberalen Produktivismus ist die „crise de ‚sous-consommation' à la Marx" (ebd.: 78). Für Lipietz liegt der Hauptwiderspruch der Krise „dans la contradiction entre la précarisasition du revenu salarié et la caractère durable de ce bien privatif, extrêmement lourd à financer" (ebd.: 40, Fußnote 16). Es handelt sich folglich um eine „crise de répartition" (ebd.: 104) im finanzgetriebenen Akkumulationsregime, die durch die Nicht-Existenz einer internationalen Regulationsweise verschärft worden ist (vgl. Lipietz 2010a: 1ff. und Lipietz 2011b: 1). Die USA verloren während der gesamten liberal-produktivistischen Entwicklung schrittweise ihre internationale Hegemonie, ohne dass sie von einem anderen Entwicklungsmodell eines anderen Staates hätte übernommen werden können. Insofern schließt die aktuelle Krise ebenfalls eine Hegemoniekrise ein.

Die Krise äußerte sich nur als Kreditkrise, weil das liberal-produktivistische Entwicklungsmodell davon lebte, dass die Arbeiter des Nordens und Ostens mit faulen Krediten ausgestattet worden sind, um die Nachfrage aufrechtzuerhalten, während die Kapitalbesitzer mit ihrem Geldkapital kurzfristige Spekulationsgeschäfte betrieben (vgl. Lipietz 2012: 26/31f.).

5.5.3.2 Die ökologische Krise des Liberalen Produktivismus

Seit 1848 bis zur jüngsten Krise sei es laut Lipietz nicht mehr vorgekommen, dass die ökologische Krise einen wesentlichen Aspekt der Krise des Entwicklungsmodells dargestellt habe. Bis 1848 war dies hingegen der Normalzustand. Insofern ist es eine Neuigkeit, dass heute eine ökologische Krise in der Krise des entwickelten Kapitalismus eine tragende Rolle spielt (vgl. Lipietz 2010a: 5, Lipietz 2011b: 4 und 2012a: 25/104).

Seit Beginn des 21. Jahrhundert ist die ökologische Krise „at the very core of the economic system" (Lipietz 1999: 143) (vgl. Lipietz 1996: 13, Li-

pietz 2011a: 1 und Lipietz 2012: 106/179). Lipietz weist darauf hin, dass die ökologische Krise im Wesentlichen durch die Expansion des nordwestlichen Entwicklungsmodells, das rapide Wachstum im Fordismus, insbesondere der Staaten im Osten und der neu industrialisierten Staaten im Süden, sowie durch die demographische Entwicklung in den armen Staaten ausgelöst worden sei (vgl. ebd.: 47). Insofern sei die ökologische Krise für Lipietz eine „revanche nouveau pour le capitalisme développé" (ebd.: 26).

Der Fordismus hat dem Liberalen Produktivismus nicht nur die ökologischen Überkonsumtionskrisen als schweres Erbe hinterlassen. Letzterer dynamisierte diese Krisenform sogar noch (vgl. Lipietz 1999: 143 und Lipietz 2011a: 7), so dass erstmals globale ökologische Krisen, wie zum Beispiel saure Regenfälle, die Zerstörung der Ozonschicht oder der Klimawandel, entstehen konnten (vgl. Lipietz 2000a: 59/99), die heute mit kleinen Überkonsumtionskrisen kooexistieren. Angesichts des Zusammenspiels der globalen ökologischen Krisen mit lokalen ökologischen Krisen und der politisch-ökonomischen Krise „steht die menschliche Spezies […] zum ersten Mal als Spezies – und nicht nur als Gemeinwesen oder als Nation – vor der eigenen Verantwortlichkeit für den gesamten Planeten und für das eigene Überleben" (Lipietz 2000a: 100).[429]

Das wesentliche ökologische Problem sei laut Lipietz „la double crise écologique, crise alimentaire (avec ses effets sanitaires), crise énergétique (avec ses effets climatiques et ses risques d'accidents)" (Lipietz 2012: 104) (vgl. Lipietz 2011a: 8). Die Nahrungsmittel- und Energiekrise haben einen unterschiedlichen Charakter und sind zugleich seit Beginn des 21. Jahrhunderts miteinander verschränkt (vgl. Lipietz 2012: 38). Während Lipietz zu Beginn der 1990er-Jahre noch die Hoffnung hegte, dass den globalen Führungsmächten Zugeständnisse in der Bearbeitung der Krisen abgerungen werden könnten, konstatierte er 2011, dass es bereits bei der UNCED-Konferenz in Johannesburg zehn Jahre nach dem UN-Gipfel in Rio 1992 zu einem „stalemate between free-trade dogma and ecologist proclamations" (Lipietz 2011b: 6) gekommen sei. Einer globalen ökologischen Krise wurde demnach nichts in den Weg gestellt und diese Situation wurde schließlich 17 Jahre nach Rio durch das Scheitern der Konferenz in Kopenhagen 2009 noch verschlimmert (vgl. Lipietz 2012: 50).

429 Allerdings sollte keinesfalls unterschlagen werden, dass der globale Süden wesentlich schwerer von den Rückwirkungen der ökologischen Erschöpfung der Umwelt betroffen ist (vgl. Lipietz 2000a: 124).

5.5.3.3 Die Nahrungsmittelkrise des Liberalen Produktivismus

Lipietz ist der Meinung, dass Missernten in den Jahren 2007 und 2008 dazu geführt haben, dass die Nahrungsmittelpreise in die Höhe schnellten (vgl. ebd.: 41). Die Nachfrage hat zugleich infolge der raschen Industrialisierung und des Bevölkerungszuwachses vor allem in Indien und China rasant das Angebot überstiegen (vgl. Lipietz 2009a: 7 und Lipietz 2012: 39). Grundnahrungsmittel waren plötzlich so teuer, dass sie für große Teile der Bevölkerung in den Staaten des Südens – insbesondere in Afrika – und den Schwellenländern nicht mehr erschwinglich waren (vgl. Lipietz 2010a: 2 und Lipietz 2011b: 7).

Anders als 1848 ist diese Versorgungskrise allerdings das Resultat der „réformes libérales du capitalisme agraire dans les décennies précédentes, et du modèle capitaliste de développement lui-même, dans l'industrie et l'urbanisme" (Lipietz 2012: 41). Die „miserliness of the Planet is nothing but the structural outcome of the productivist character of recent capitalist models" (Lipietz 2011b: 1, vgl. Lipietz 2010a: 13 und Lipietz 2011b: 20). Die größten Opfer dieses globalen Desasters sind in diesem Fall die Bevölkerungen Chinas, Indiens und Afrikas (vgl. Lipietz 2009a: 7).

5.5.3.4 Die Klimakrise des Liberalen Produktivismus

Für Lipietz ist die für das ökonomische Entwicklungsmodell bedrohlichste aller ökologischen Krisen des neuen Jahrhunderts die Klimakrise infolge des Treibhauseffekts (vgl. Lipietz 2000a: 92).

Es bestehe ihm zufolge grundsätzlich eine „‚triangle des risques énergétiques' plus général" (Lipietz 2012: 38), die Gegenstand von drei Versuchen der globalen Umweltregulation sei. Das erste Risiko geht von den fossilen Energieträgern aus, deren Verbrennung den Treibhauseffekt anheizt und die zudem endlich sind. Das zweite Problem umfasst die Nutzung der Atomenergie und die Bedrohung durch Unfälle, den Atommüll und die Verwendung der Kerntechnik für militärische beziehungsweise terroristische Zwecke. Der dritte Komplex setzt sich aus der Produktion von Biomasse und den potentiellen Konflikten um die Landnutzung zusammen (vgl. Lipietz 2011a: 10, Lipietz 2011b: 6 und Lipietz 2012: 38).

In ihrer gegenwärtigen Artikulation ergeben sich aus diesen drei Feldern Überschreitung der natürlichen Grenzen, der Umwelt als Senke einerseits und als Quelle andererseits (vgl. Lipietz 2011b: 6, Lipietz 2012: 38 und zur Erläuterung von Grenzen der Natur als Quelle und Senke Kapitel 5.5 der vorlie-

genden Arbeit). Deswegen spricht Lipietz in der Konsequenz von einer „crisis de ‚energía-clima'" (Lipietz 2011a: 9).

Während die Produktion von Emissionen und der Verbrauch von fossilen Energieträgern durch die nordwestlichen Staaten den Boden für die Energie- und Klimakrise bereiteten, verschärfte die schnelle Entwicklung der Schwellenländer auch diese Krise. Mit der Entwicklung Indiens und Chinas führte der Anstieg und die produktivistische Nutzung der nicht erneuerbaren Energien – vor allem des Öls – und deren Folgen weit über den möglichen Rahmen hinaus (vgl. Lipietz 2009a: 7 und Lipietz 2012: 38). Dabei sind die Bevölkerungen dieser Staaten auch gleichzeitig gemeinsam mit den anderen Staaten des Südens die Leidtragenden dieser Entwicklungen (vgl. ebd.: 47f). Zudem verschärft die Energie- und Klimakrise die Nahrungsmittelkrise, nicht nur weil der Anbau von Biokraftstoffen in Monokulturen den Boden für eine anderweitige Nutzung unbrauchbar macht. Der Boden fehlt darüber hinaus erstens als Land zum Anbau von Nahrungsmitteln und zweitens steigen auch die Preise der Anbauflächen, die nicht selten zu Spekulationsobjekten werden, sowie der Nahrungsmittel, da ihre Kultivierung durch den Landverkauf tendenziell abnimmt (vgl. Lipietz 2011b: 7).

Aufgrund der Ungenauigkeit in der Bestimmung der Politischen Ökologie, des Naturbegriffs und einer defizitären Bestimmung der ökologischen Krise, die einen starken naturalistischen Zug besitzt und sich nicht auf die Tragfähigkeit der Natur beschränken lässt, kommt es auch zu Unschärfen bei der Bestimmung der Krise der Politischen Ökologie. Lipietz subsumiert unter den Begriff zum Teil höchst verschiedene soziale und ökologische Probleme: Hungerkrisen in der frühen Neuzeit infolge von Überbevölkerung, die Zerstörung nicht regenerativer Energiequellen (Kohle, Öl, Gas) im 20. und 21. Jahrhundert durch eine spezifische Form der Organisation des kapitalistischen Arbeitsprozesses usw. Es ist dadurch nicht mehr eindeutig zu unterscheiden, worin genau die jeweiligen Spezifika einer ökologischen und einer sozialen Krise bestehen. Es wird ferner nicht deutlich, wie soziale und ökologische Krisen konkret in Beziehung zueinander stehen: Ist die Krise der Politischen Ökologie zum Beispiel zwingend auch eine ökologische Krise? Gibt es ökologische Krisen in kapitalistischen Entwicklungsmodellen automatisch oder sind sie das besondere Resultat spezifischer Konstellationen sozialer Verhältnisse? Einen Erkenntnisgewinn gegenüber der getrennten Analyse einzelner Krisen erzielt Lipietz durch die Vermengung unterschiedlicher sozialer und ökologischer Probleme und Krisen leider nicht.

Lipietz' neomalthusianische Erklärungen für gegenwärtige Krisen auf der Basis demographischer Entwicklungen sind unhaltbar. Seit einigen Jahrzehn-

ten existieren bereits ausreichende Produktivkräfte, um die wachsende Weltbevölkerung auch in China und Indien problemlos ernähren zu können, und dennoch geschieht dies nicht. Der Grund dafür sind die gesellschaftlichen Verhältnisse, insbesondere die historischen Naturgesetze der Produktion und Verteilung (vgl. MEW 23: 551, Fußnote 15) im kapitalistischen Weltsystem. Lipietz' Argumentationen bleiben daher oberflächlich, wenn er die Entwicklung der Bevölkerungszahl in China, Indien oder Afrika als eine Ursache sozialer Krisen anführt, weil sie maximal als kurzfristige Katalysatoren fungieren, die die sozialen Widersprüche des Kapitalismus verschärfen.

Die Krisen kapitalistischer Entwicklungsmodelle sind zudem Krisen der Produktions- und nicht allein der Distributionsverhältnisse. Auch in dem Fall, dass eine Krise aufgrund der jeweiligen Verteilung des Reichtums ausgelöst wird, entwickelt sie sich zeitlich versetzt zu einer Krise der Produktion, weil die Asymmetrien in der Verteilung auf die Produktion zurückwirken. Ebenso sind die Krisen kapitalistischer Entwicklungsmodelle nicht ausschließlich Krisen dieser historisch besonderen Modelle, sondern zugleich Krisen der kapitalistischen Produktionsweise. Sie theoretisch auf Krisen der Entwicklungsweisen zu reduzieren, bedeutet auch, die gesellschaftlichen Verhältnisse, die den kapitalistischen Formationen zugrunde liegen, zu verdinglichen und damit ideologisch zu verdoppeln.

Eine einseitige Konzentration zur Erklärung ökonomischer Krisen in der kapitalistischen Produktionsweise auf die unzureichende Verteilung des gesellschaftlichen Reichtums, die zu einer Krise des Akkumulationsregimes führen kann, oder auf die Beziehungen zwischen Kapital und Arbeit im Arbeitsprozess greift dementsprechend zu kurz, weil sie die Verbindung zwischen den verschiedenen sozialen Verhältnissen in der kapitalistischen Produktionsweise, wie Lipietz sie in Anschluss an Althusser konzipiert, nicht mehr herstellt. Aus der Krise der sozialen Verhältnisse des Kapitalismus macht Lipietz damit die Krise eines sozialen Verhältnisses oder genauer: zweier der drei Verhältnisse (Waren- und Besitzverhältnis). Diese Tendenz entspricht klassischen sozialdemokratischen Krisenanalysen, die nicht zu den Eigentumsverhältnissen als Wurzel der Krisen des Kapitalismus vorstoßen.

Dass Lipietz' mit seinem Krisenbegriff die Besitzverhältnisse gegen die Eigentumsverhältnisse ausspielt, resultiert theoretisch aus seiner formalen Trennung zwischen den beiden und seiner einseitigen Konzeptionen der Entwicklungsmodelle. Diese gehen aus von den Beziehungen im Arbeitsprozess, denen die Eigentumsverhältnisse zwar zugrunde liegen. Lipietz misst ihnen aber – außer über die Verträge im Lohnverhältnis – in seiner Theorie keine weitere Bedeutung mehr bei. Damit ist nicht gesagt, dass eine Krise des Kapitalismus ihren Ausgangspunkt nicht auch in der Zirkulationssphäre des Ka-

pitals nehmen kann. Vielmehr wird darauf insistiert, dass die Krisen der kapitalistischen Produktionsweise in den gesamten Produktionsverhältnissen wurzeln, auch wenn sie an verschiedenen Orten ausbrechen können (vgl. Kapitel 6). Daher ist es auch sachlich falsch, wenn Lipietz die Einkommensverteilung im Liberalen Produktivismus als die „profondes racines sociales et macroéconomiques“ (Lipietz 2012: 6) der aktuellen großen Krise bezeichnet. Die sich weitende Differenz in der Einkommensverteilung zwischen den beiden großen Klassen in kapitalistischen Produktionsweisen (Kapital und Arbeit) ist in den gesellschaftlichen Verhältnissen, auf denen diese gründen, angelegt und somit auch die daraus resultierenden Krisen.

5.6 Auswege aus den sozialökologischen Krisen

> „A Green Model is necessary, but its shape is still open.“
> (*Footpaths for a Green Deal*, Lipietz 2010a: 14)
> Alain Lipietz

> „Neue Entwicklungsmodelle, neue Kompromisse, neue Regulationsweisen, folglich neue Staatsformen und neue Formen seiner Intervention zu entwickeln, ist angesichts der Krise die Aufgabe der Stunde.“
> (*Allgemeine und konjunkturelle Merkmale der ökonomischen Staatsintervention*, Lipietz 1992c: 202)
> Alain Lipietz

Die Ausgangspunkte für die Alternativen, die Lipietz zum Produktivismus entwickelt, bilden infolge der Kritik der Politischen Ökologie einerseits die sozialen und ökologischen Probleme, die das jeweils konkrete „Modell der kapitalistischen Entwicklung“ (Lipietz 1998a: 49) hervorruft (vgl. Lipietz 2012: 128), sowie die großen sozialökologischen Krisen der jeweiligen kapitalistischen Entwicklungsmodelle. Da die konkrete Analyse der einzelnen Politischen Ökologien aufgrund ihrer historischen und gesellschaftlichen Besonderheiten nicht miteinander vermengt werden können, Lipietz dennoch für die Krise des Fordismus und des Liberalen Produktivismus im Wesentlichen die gleichen Vorschläge gemacht hat, konzentrieren sich Darstellung und Kritik der Lipietz'schen Alternativen auf die gegenwärtigen Vorschläge zum Umgang mit dem Liberalen Produktivismus.[430]

430 Vergleicht man beispielsweise Lipietz' Vorschlag zur Lösung der fordistischen Krise aus dem Jahr 1991 (vgl. Lipietz 1991c: 684f.) mit der relativ umfassenden Agenda zur Behebung der Krise des Liberalen Produktivismus in seiner jüngsten Arbeit (vgl. Lipietz 2012: 103-148), greift er auf seine früheren Ideen zurück und erweitert sie.

Für Lipietz ist es evident, dass rein technologische Lösungsvorschläge für die sozialökologischen Krisen zu kurz griffen, weil mit diesen nicht die sozialen (ökonomischen, politischen und ideologischen) Verhältnisse behoben würden, die den Krisen zugrunde liegen. Im Gegenteil: Technische Lösungen befördern zum Teil die zerstörerischen sozialen Verhältnisse.[431] Effizienzorientierte, auf die Einführung neuer Technik beschränkte oder gar auf die Entwicklung der Produktivkräfte basierende Auswege aus den sozialökologischen Krisen lehnt Lipietz entsprechend ab (vgl. Lipietz 1998b: 16f.). Klassische Kommunismus-Vorstellungen weist er ebenfalls als unzureichend zurück.[432] Eine Rückkehr zu den fordistischen Kompromissen kommt genauso wenig in Frage, erstens weil sich die heutige Politische Ökologie im Vergleich zum Fordismus verändert hat und zweitens weil der Fordismus keineswegs sozial und ökologisch fortschrittlich gewesen ist.[433]

Das übergeordnete Hauptziel, welches die Politische Ökologie laut Lipietz verfolge, sei die Einrichtung eines neuen kapitalistischen sozialökologischen, das heißt nachhaltigen, Entwicklungsmodells, das eine fortschrittlichere Regulation der Politischen Ökologie als im Fordismus oder im Liberalen Produktivismus ermögliche und damit die Krise des gegenwärtigen liberal-produktivistischen Entwicklungsmodells behoben werde.[434] Der fordistischen und liberal-produktivistischen Regulation setzen die Politischen Ökologen „das Projekt eines ‚neuen Entwicklungsmodells', der ‚verträglichen Entwicklung' oder ‚Ökoentwicklung' so entgegen, wie die Roten den Sozialismus gegen den Kapitalismus stellten" (Lipietz 1993b: 392) (vgl. Lipietz 1992a: 92, Lipietz 1993a: 13 und Lipietz 2010a: 9).[435] Dazu zählt zuerst, dass „das produktivistische Entwicklungsmodell in all seinen Aspekten, in seiner kapitalis-

431 Vgl. Lipietz 1984c: 104, Lipietz 1992d: 161, Lipietz 1993c: 5f. und Lipietz 2000a: 116f.

432 Lipietz ist der Auffassung, dass Marx' Kommunismus-Definition nicht an die wesentlichen Probleme heranreiche und machtpolitische Fragen innerhalb des Proletariats ausschließe (vgl. Lipietz 1998b: 73). Außerdem gingen aus ihr keine Vorschläge für eine „social construction of individual ‚capacities'" und eine „‚collective definition of legitimate needs'" (Lipietz 2000b: 8) hervor.

433 Vgl. Lipietz 1987: 192, Lipietz 1992a: 61, Lipietz 1996: 19, Lipietz 1998b: 18 und Lipietz 2010a: 13.

434 Vgl. Lipietz 1984c: 38/292, Lipietz 1985a: 137, Lipietz 1992d: 161, Lipietz 1998b: 18, Lipietz 2002a: 3 und Lipietz 2012: 51.

435 Laut Lipietz könne man die Termini „nachhaltige" und „ökologische Entwicklung" als Synonyme verstehen (vgl. Lipietz 2000a: 23). Seine Definition von „Nachhaltigkeit" in diesem Zusammenhang lautet wie folgt: „Was bedeutet nun aber dieses Adjektiv ‚nachhaltig' genau? ‚Nachhaltig' hat zwei komplementäre Dimensionen. In der Gegenwart muss ein solches Entwicklungsmodell jedem einzelnen die Befriedigung seiner Bedürfnisse ermöglichen, um das Prädikat ‚nachhaltig' zu verdienen. Auch auf lange Frist betrachtet muss ein solches Entwicklungsmodell ‚auf Dauer' angelegt sein." (Lipietz 2000a: 21f.) Zu den Kontroversen um den Begriff der nachhaltigen Entwicklung vgl. Rogall 2009: 37ff.

tischen, bürokratischen und technokratischen Fassung in Frage gestellt“ (Lipietz 1998a: 158) werde.

Die kapitalistische Produktionsweise steht für Lipietz hingegen nicht zur Disposition, weil sie „zum ‚unüberwindlichen Horizont unserer Zeit‘ geworden“ (Lipietz 1998b: 35) sei. Zwar enthält das Ziel einer sozialökologischen Entwicklung von Beginn an „ein starkes Element der Kritik am ökonomischen Liberalismus“ (Lipietz 2000a: 23). Aber da „die Menschheit“ den „Traum einer nicht-kapitalistischen Entwicklung vorläufig aufgegeben“ (Lipietz 1991b: 99) habe, stellt sich für Lipietz nur die Frage: „Was für ein Kapitalismus?“ (ebd.: 79)[436] Lipietz plädiert daher für eine Kombination von Markt- und dezentraler staatlicher Planwirtschaft.[437]

Die Grundvoraussetzung für die gesellschaftliche Erfindung eines „besseren“ sozialökologischen kapitalistischen Entwicklungsmodells ist die politische Durchsetzung neuer Kompromisse zwischen den politischen Kräften auf verschiedenen räumlichen Ebenen[438] und in allen Instanzen der Gesellschaft – in der Ökonomie, der Politik, der Ideologie sowie der Kultur (vgl. Lipietz 1992a: 24f./40/59ff. und Lipietz 1998b: 18f.). Unabhängig davon, welcher Kompromiss sich durchsetzt, ist für Lipietz klar, dass zur Lösung der Krise alle Kräfte Opfer für die Lösung der Krise bringen müssten (vgl. Lipietz 2012: 73).

---

436 Diese Positionierung zur Frage der Aufhebung der kapitalistischen Produktionsweise durchzieht das gesamte Werk Lipietz spätestens seit Beginn der 1980er-Jahre (vgl. Lipietz 1984a: 43 und Lipietz 2012: 63).

437 Lipietz hat diese „Perspektive“ bereits 1992 in *Towards a New Economic Order* formuliert (vgl. Lipietz 1992a 76/105/146) und später wiederholt (vgl. Lipietz 1993c: 6). Ohne seine Forderung ideologisch zu verklären, wirbt er für „a step forward in the conflictual reconciliation of initiative and solidarity“ (Lipietz 1992a: 146). Im Vorwort zur französischen Übersetzung von Giovanni Arrighis letzter großer Publikation *Adam Smith in Beijing* (Arrighi 2008) bekräftigte Lipietz diese Position ausdrücklich noch einmal mit Bezug auf die Herausbildung eines neuen globalen und „grünen“ Entwicklungsmodells unter Beteiligung Chinas (vgl. Lipietz 2009a: 3/6). Er bezeichnet diese Variante der Ökonomie als Kommunitarismus.

438 Da Lipietz bis zum gegenwärtigen Zeitpunkt an seiner Argumentation festhält, dass die nationale Ebene die entscheidende für die Herstellung sozialer Kompromisse sei, wird in diesem Kapitel der vorliegenden Arbeit vorrangig auf die Einrichtung eines neuen nationalen Entwicklungsmodells eingegangen. Lipietz weist aber darauf hin, dass zum Beispiel die Durchsetzung einer „fortschrittlicheren“ Produktions-, Konsumtions- und Lebensweise innerhalb der Europäischen Union (EU) kaum langfristig ohne die EU zu realisieren sei. Zudem seien, so Lipietz, die nationalen Entwicklungsmodelle und ihre Fähigkeit, sich ökonomisch und politisch zu entwickeln, von der internationalen Konfiguration der nationalen Entwicklungsmodelle in zunehmenden Maße abhängig, so dass ein nationales Entwicklungsmodell im Kern international verankert sein müsse.

Der „radikale Block“, der eine Änderung der Entwicklungsweise anstrebt, muss sich aber für eine fortschrittlichere Entwicklung mit seinem Projekt eines neuen Kompromisses gegen den „modernistischen“, den „konservativen“ und den „reaktionären Block“ (Lipietz 1998b: 173f.) durchsetzen (vgl. Lipietz 1998b: 32/96). Dies ist für Lipietz grundlegend eine politische Frage (vgl. Lipietz 1992a: 24). Er würde „sogar so weit gehen zu sagen, dass der Kompromiss zwischen den gesellschaftlichen Kräften die Art und Weise determiniert, wie die sozialen Verhältnisse wirken“ (Lipietz 1998b: 17).

Die neuen Kompromisse, die den Liberalen Produktivismus transzendieren sollen, müssen „à la fois sociaux et écologistes“ (Lipietz 2012: 180, vgl. ebd.: 107) sein, da „le nœud ‚humanité/nature‘ est au cœur du problème, et cette fois de manière structurelle“ (ebd.: 179) (vgl. Lipietz 2010a: 1 und Lipietz 2012: 5). Darüber hinaus muss „une nouvelle donne entre les classe sociales, et cette fois au niveau mondial“ (ebd.: 61) berücksichtigt werden. Zum ersten Mal sei es Lipietz zufolge außerdem „ecologically indispensable“ (Lipietz 1992a: 146), dass ein zukünftiges Entwicklungsmodell „une dimension matérielle, et pas purement économique“ (Lipietz 2012: 105) besitze (vgl. ebd.: 179), um zum Beispiel die Nahrungsmittelkrise und die Klimakrise regulieren zu können, auch wenn es „ein angebbares Niveau von Umweltverschmutzung gibt, das für die menschliche Gattung akzeptabel ist“ (Lipietz 2000a: 68). Da dieses neue Entwicklungsmodell im Sinne der „Menschheit“ und des „Planeten“ (Lipietz 1998a: 158) sein soll, erfordere, so Lipietz, seine Etablierung das politische Engagement aller Menschen (vgl. Lipietz 1992a: 55).

Trotz dieser neuen Elemente, die eine fortschrittliche Entwicklung nach dem Liberalen Produktivismus von den Modellen zur Lösung des Fordismus unterscheiden, basiert auch ein neues kapitalistisches Entwicklungsmodell auf den vier zentralen Kompromissen, die jedes kapitalistische Entwicklungsmodell im Sinne der Regulationstheorie auszeichnen: einem technologischen Paradigma, einem Akkumulationsregime, einer Regulationsweise und schließlich einer internationalen Konfiguration.[439] Der sozialökologische gesellschaftliche Kompromiss der Zukunft ist also „inter-classist, international and inter-generational“ (Lipietz 2002a: 4) und soll „a further step in the humanization of economic relations“ (Lipietz 1992a: 106) sein (vgl. Lipietz 2012: 32). Seinen Vorschlag für das politische Projekt eines sozialökologischen kapitalistischen Entwicklungsmodells zur Aufhebung des Liberalen Produktivismus nennt Lipietz den „Green Deal“ (ebd.: 59).

439 Vgl. Lipietz 1984c: 38, Lipietz 2002a: 4, Lipietz 2010a: 13, Lipietz 2011b: 21 und Lipietz 2012: 179f.

Die Strategie des radikalen Blocks, der das Ziel eines fortschrittlicheren kapitalistischen Entwicklungsmodells verfolgt, bezeichnet Lipietz als „radikalen Reformismus“ (Lipietz 1998b: 73 und Lipietz 2000a: 63) (vgl. Lipietz 1996: 120 und Lipietz 2008: 192). „Le ‚réformisme radical‘ (comme ‚l’utopie concrète‘, ou toute autre formulation de ce genre) est l’une des caractéristiques les plus importantes du positionnement politique de l’écologie.“ (Lipietz 2010b: 1) Sie erstreckt sich nicht nur auf die Ökonomie und die Politik, sondern auch auf den Kampf um die Hegemonie. Um diesen zu gewinnen, zählt Lipietz explizit eine Kulturrevolution zu den Instrumenten des Kampfes.

Die radikal reformerische Strategie basiert im Wesentlichen auf einer Kritik des Widerspruchs zwischen den beiden klassischen Strategiekonzepten einer reformistischen und einer revolutionären Umgestaltung der Gesellschaft. Lipietz zufolge lasse sich eine dichotome Gegenüberstellung dieser beiden Wege nicht länger aufrecht erhalten.[440] Die Geschichte schreitet weder „on the principle of all or nothing“ (Lipietz 1992a: 69) voran (vgl. Lipietz 2000a: 64 und Lipietz 2010b: 3) noch können sich die Politischen Ökologen auf die Rolle einer korrigierenden Kraft verlassen, deren Politik zwangsläufig einen kontinuierlichen und friedlichen Prozess zu einem besseren Entwicklungsmodell hervorbringt. Die Hoffnung und das Warten auf eine „‚all or nothing‘“-Entscheidung (Lipietz 2008: 192) könne man sich laut Lipietz heute nicht erlauben (vgl. Lipietz 1998b: 73 und Lipietz 2010b: 2), weil die gegenwärtige „Gesellschaft uns […] in die Katastrophe führt“ (Lipietz 2000a: 64) und jedes Zögern im Hier und jetzt einem „Luxus“ (ebd.: 101) gleichkomme.[441]

5.6.1 Die Strategie des radikalen Blocks: der radikale Reformismus

Als Alternative zu diesen beiden konträren Strategien schlägt Lipietz den Politischen Ökologen vor, die Widersprüche der kapitalistischen Entwicklungsmodelle „Schritt für Schritt zu ‚reduzieren‘“ (Lipietz 1998b: 26), um einen „Schritt zur Vermenschlichung der Gattung“ (Lipietz 1991c: 686) zu machen. Dazu müssen im gegenwärtigen Entwicklungsmodell einerseits alternative Strukturen aufgebaut werden. Andererseits muss dafür gekämpft

440 Vgl. Lipietz 1984c: 156f., Lipietz 1998a: 46, Lipietz 1998b: 73 und Lipietz 2000b: 8.

441 Auch wenn Lipietz grundsätzlich die klassische reformistische Position kritisiert, ist in seiner Werkentwicklung eine Dominanz der Kritik an der klassischen linken Vorstellung eines einmaligen revolutionären Bruchs sowie eine Hinwendung zu einer traditionellen reformistischen Position erkennbar.

werden, dem System Reformen aufzuerlegen, „which will make it work better, but which may eventually jeopardize it“ (Lipietz 1992a: 73). Die verschiedenen politischen Projekte innerhalb der Politischen Ökologie unterscheiden sich anhand der Radikalität der Reformvorschläge und der Schritte zum Aufbau realer Strukturen, die sich von denen des Liberalen Produktivismus unterscheiden und als lebensfähig erweisen (vgl. Lipietz 1991c: 685 und Lipietz 2009b: 2).

Die verschiedenen Strategien der Politischen Ökologie wollen über diesen Weg an die Wurzel der Probleme gehen, die die kapitalistischen Entwicklungsmodelle aufwerfen. Daher erstrecken sie sich auch nicht nur auf die Produktion und den Staat (vgl. Lipietz 1998a: 46), sondern auf das gesamte materielle Leben, die Produktionsweise, die Konsumtionsweise und den Modus „de partager la vie de la communauté“ (Lipietz 2010b: 1).

5.6.2 Träger der sozialökologischen Transformation

> „Es gibt keinen wirksamen Kampf für eine *nachhaltige Entwicklung*, […] keine Versöhnung zwischen ‚Umwelt und Entwicklung‘ (….), wenn diese Rechte nicht *organisiert* werden, um Voraussetzungen für ihre möglichst direkte Konfrontation zu schaffen.“
> (*Grün – Die Zukunft der politischen Ökologie*, Lipietz 1998a: 34, Herv. i.O.)
> Alain Lipietz

Die Träger eines radikal-reformerischen Projekts lassen sich nicht nur von den Trägern des konservativen, des modernistischen und des reaktionären Blocks unterscheiden, sondern auch von der klassischen Linken, wie Lipietz sie skizziert.

Da die Politische Ökologie eines kapitalistischen Entwicklungsmodells sich nicht auf die Produktionsweise – und dementsprechend auf die in der Produktion agierenden Akteure – begrenzen lässt, sind die Akteure der politischen Ökologie potentiell alle, die ein Teil von ihr sind und den (Liberalen) Produktivismus ablehnen. Eine unmittelbare Ableitung der Akteure gesellschaftlicher Transformation aus den sozialen Verhältnissen in einer Produktionsweise oder eines möglichen historischen Entwicklungswegs verwirft Lipietz (vgl. Lipietz 1992a: 63 und Lipietz 2008: 194).

Stattdessen müsse sich die Politische Ökologie seinem Verständnis zufolge „eine *vielfache* soziale Basis konstruieren“ (Lipietz 1998b: 73, Herv.i.O.). Das bedeutet, das Proletariat insbesondere Chinas und Indiens, das Kapital

vor allem der westlichen Hemisphäre (vgl. Lipietz 1996: 147ff.)[442], die Marginalisierten im globalen Süden, Stadtteilbewegungen im Norden und Umweltaktivisten der sogenannten Dritten Welt müssten allesamt als möglicher Teil einer Transformation der Politischen Ökologie betrachtet werden, auch wenn die Unterdrückten und Ausgebeuteten nach Möglichkeit deren Kern bilden sollen.[443]

Wer zum gegenwärtigen Zeitpunkt zur „mouvement pour la transition" (Lipietz 2012: 121) gezählt werden kann, entscheidet sich vor allem in den zahlreichen konkreten, vielschichtigen und vielfältigen alltäglichen sozialökologischen Kämpfen. Aus diesen geht ein objektiver „nouvel associationnisme" (ebd.: 97) hervor, der von alternativen, produktiven, autonomen, demokratischen und freiwilligen Bewegungen konstituiert wird (vgl. Lipietz 1991c: 685 und Lipietz 1992a: xiii/68). Diese bilden in Abgrenzung zu den linken Projekten, die laut Lipietz den Produktivismus unterstützten (Stalinismus und Sozialdemokratie), „une troisième alliance possible, pour une troisième gauche" (Lipietz 1984c: 354) beziehungsweise eine „rainbow-coalition" (Lipietz 1992a: 62). Die umrissene Organisationsform des Bündnisses progressiver sozialer Bewegungen bezeichnet Lipietz als „‚capillaire'" (Lipietz 2012: 122) (vgl. Lipietz 1998b: 74). Solch einem kapillaren Bündnis der Bündnisse „kommt die historische (oder Jahrtausend-?) Verantwortung zu, die Schlacht von Armageddon zu schlagen, die gestern ‚Sozialismus oder Barbarei' hieß und heute ‚Ökologie oder Tod' heißt" (Lipietz 1998a: 41).

Dieser Kampf lasse sich Lipietz zufolge aber weder dadurch gewinnen, dass man die Staatsmacht erobere (vgl. ebd.: 46), noch, dadurch dass man als Bewegung einer großen Weigerung auftrete (vgl. Lipietz 1992a: xiii, Lipietz 1996: 329 und Lipietz 2012: 164/166). Das alternative Projekt der Politischen Ökologie muss ausgearbeitet werden und an Einfluss durch Beteiligung und Politik gewinnen, bevor die Machtfrage im Staat gestellt wird (vgl. Lipietz 1984c: 84). Dafür und um die Errungenschaften der Basisbewegungen von unten zu festigen und zu fördern, kann es sinnvoll sein, Veränderungen an der Spitze des politischen Systems, das heißt des Staates, zu fordern (vgl. Lipietz 1991c: 692). Um jedoch eine Alternative zum (Liberalen) Produktivismus zu konstruieren, bedarf es eines Projektes, hinter dessen positiven und realisti-

442 Lipietz bricht mit der klassischen Gegenüberstellung von Proletariat und Kapital und der Vorstellung, das Proletariat sei die einzige oder die führende Kraft einer gesellschaftlichen Transformation (vgl. Lipietz 1998b: 72). Lipietz geht sogar noch weiter, indem er die These vertritt, dass das Proletariat und das Kapital nicht nur ein gemeinsames Interesse am Produktivismus besäßen, sondern dass sie auch historisch dahingehend agiert hätten (vgl. Lipietz 1998b: 42 und die Fußnoten 345 und 401 der vorliegenden Arbeit).

443 Vgl. Lipietz 1984c: 355, Lipietz 1991c: 686/692, Lipietz 1992a: 76, Lipietz 1996: 179f./280, Lipietz 2000a: 98 und Lipietz 2012: 96f.

schen Forderungen sich Aktivisten sammeln und handlungsfähig werden können (vgl. Lipietz 1992a: xii und Lipietz 2010b: 2.

5.6.3 Das strategische Projekt: der Green Deal

Seinen am weitesten entwickelten Vorschlag zur Lösung sozialökologischer Probleme und der sozialökologischen Krisen des Liberalen Produktivismus hat Lipietz in seinem jüngsten Buch *Green Deal* ausführlich entwickelt.

Im Kern basiert er auf einer regulationstheoretischen Analyse der gegenwärtigen globalen Krise der politischen Ökologie des liberalen Produktivismus, aus der hervorgeht, dass die gegenwärtige Krise des Liberalen Produktivismus strukturell sowohl soziale (Unterkonsumtion) als auch ökologische Ursachen (zum Beispiel Nahrungsmittel-/Ernährungskrise) besitzt (Lipietz 2010a: 13) (vgl. Kapitel 5.5.3). Das radikal reformerische Projekt des radikalen Blocks soll daher für einen keynesianischen „compromis vert“ (Lipietz 2012: 61) zwischen den verschiedenen sozialen Kräften auf nationaler, kontinentale und globaler Ebene eintreten, der auch beide Ursachen berücksichtigt (vgl. ebd.: 104).

Ein nationaler „New Deal“ zwischen Kapital und Arbeit, wie ihn einst die US-Administrationen unter Franklin Delano Roosevelt in den 1930er-Jahren beschloss und damit dem US-Fordismus den Weg bahnte, reiche laut Lipietz nicht aus, um die derzeitige Krise des liberal-produktivistischen Entwicklungsmodells zu überwinden. Erstens haben die nationalen Entwicklungsmodelle weitflächige internationale Interpendenzen ausgebildet, die bei der Lösung der gegenwärtigen Krise nicht übergangen werden können. Zweitens müssen die ökologischen Probleme bearbeitet werden. Folglich wird „a *Green Deal*, both ecological and social, at global level“ (Lipietz 2011b: 2, Herv.i.O.) „entre le Nord et le Sud“ (Lipietz 2012: 89) benötigt, der zwar dem ursprünglichen New Deal ähnelt, aber in den beiden genannten Punkten über ihn hinausgeht und damit ein völlig neues Entwicklungsmodell begründet (vgl. Lipietz 2010a: 13 und Lipietz 2011b: 4/11/19).[444] Eine Rückkehr zum Fordismus ist dementsprechend ausdrücklich ausgeschlossen (vgl. ebd.: 21 und Lipietz 2012: 179).

444 Zur konkreten politischen Orientierung beschreibt Lipietz die möglichen Ziele des Green Deal wie folgt: „A ‚Super Wagner Act‘“, „a Super Tennessee Valley Authority“, „a Super Marshall Plan, at the world level“ (Lipietz 2011b: 4).

In den folgenden Unterkapiteln werden nun Lipietz' konkrete Vorschläge des Green Deals für neue Kompromisse in den jeweiligen Bereichen des kapitalistischen Entwicklungsmodells dargestellt.[445]

5.6.4 Mit einer sozialökologischen Kulturrevolution zur kulturellen Hegemonie

Um die Auseinandersetzung mit den anderen Blöcken um ein zukünftiges kapitalistisches Entwicklungsmodell zu gewinnen, muss der radikale Block der Politischen Ökologie nicht nur um neue Kompromisse in der Ökonomie und der Politik, sondern auch um die „hégémonie culturelle" (ebd.: 169) kämpfen (vgl. Lipietz 1998b: 17 und Lipietz 2012: 121). Um eine neue kulturelle Hegemonie zu verwirklichen, sind die Politischen Ökologen gezwungen, nicht nur relevante politische Kräfte im Staat, sondern auch die Zivilbevölkerung von ihren Vorstellungen zu überzeugen und in einen Konsens einzubeziehen. Gelingt es ihnen, eine Mehrheit der Gesellschaft hinter ihrem Projekt zu versammeln, besteht die Möglichkeit, dass der Green Deal umgesetzt werden kann (vgl. Lipietz 1996: 174 und Lipietz 2012: 172).

Daher befürworten „les écologistes les plus radicaux" als ersten Schritt zu einem Green Deal „a cultural revolution in which certain former practices are ‚delegitimised', stigmatised by consumers, neighbours, the press, competitors and lastly by governments" (Lipietz 1999: 146) (vgl. Lipietz 1993c: 5, Lipietz 2000a: 70 und Lipietz 2002b: 21). Die Kritik der Politischen Ökologen richtet sich dementsprechend vorrangig gegen die verschiedenen Varianten der Fortschrittsideologie (vgl. Kapitel 5.3.2.1 und 5.4), die Rechtfertigung der Naturdestruktionen im Namen des (Liberalen) Produktivismus usw. mit dem Ziel, eine neuen Begriff und ein neues Verständnis von Fortschritt zu konstruieren, die sich signifikant von ihren Vorgängern unterscheiden (vgl. Lipietz 1987: 194f.).

Um einen neuen hegemonialen Block zu konstruieren, muss in einem zweiten Schritt eine kulturelle Revolution der Ethik und Kultur stattfinden (vgl. Lipietz 1984c: 355). Dafür schlägt Lipietz vor, im Rahmen des Green Deal Werte wie Solidarität, Autonomie und Verantwortlichkeit gegenüber der Natur und zukünftigen Generationen sowie einen „neuen Bürgersinn" (Lipietz 2000a: 89) in den Mittelpunkt der gesellschaftlichen Diskurse über zu-

445 Für eine Übersicht der Vorschläge, die Lipietz zur Ablösung des Liberalen Produktivismus durch ein fortschrittlicheres Entwicklungsmodell unterbreitet vgl. Lipietz 1996: 9f., Lipietz 1998b: 182f., Lipietz 2011b: 18ff. und Lipietz 2012: 169ff. Anhand dieser Vorschläge lässt sich auch sehr eindrucksvoll die Entwicklung der Lipietz'schen Analyse des Liberalen Produktivismus erkennen, die immer differenzierter wird.

künftige Entwicklungswege zu rücken.[446] Diese Werte sollen im Sinne kantianischer kategorischer Imperative in allen Bereichen eines neuen „grünen" Entwicklungsmodells zur Geltung kommen (vgl. Lipietz 1996: 115, Lipietz 1999: 145 und Lipietz 2000a: 24).

Der Kampf um die kulturelle Hegemonie wird allerdings nicht nur um moralische Prinzipien geführt, sondern auch im Diskurs um die Vorschläge für die politische und ökonomische Entwicklung.[447] Lipietz' Anregungen zu diesen Themenfeldern werden in den folgenden Kapiteln dargelegt.

5.6.5 Das „grüne" technologische Paradigma

„L'économie écologiste, c'est d'abord une autre façon de travailler." (Lipietz 1992d: 155) Darunter fallen vor allem ein alternatives technologisches Paradigma, ein ebenso alternatives Akkumulationsregime und Teile einer „grünen" Regulationsweise. Lipietz unterbreitet bereits seit Anbeginn seiner wissenschaftlichen Arbeit Vorschläge für ein alternatives „potentially progressive" (Lipietz 1987: 137) technologisches Paradigma. Einige seiner Ideen hat er bis heute aufrecht erhalten. Diese sind in Kombination mit anderen Elementen auch in den Empfehlungen für ein technologisches Paradigma des Green Deal eingeflossen.

Wie in jedem kapitalistischen Entwicklungsmodell ist für Lipietz das technologische Paradigma „die Grundlage für alles" (Lipietz 1998a: 58). Der repressive Taylorismus soll im Rahmen eines alternativen Kompromisses zwischen Kapital und Arbeit im Arbeitsprozess beendet und durch eine „mobilisation négociée de la ressource humaine" (Lipietz 1992d: 155) ersetzt werden.[448] „Cette ‚implication négociée' des producteurs est la base de tout." (Ebd.: 156) Die Produktivitätssteigerungen, die auf diesem Wege erreicht würden, seien Lipietz zufolge bereits in der Geschichte in Japan und der alten westdeutschen Bundesrepublik demonstriert worden (vgl. Lipietz 1992a: 66 und Lipietz 1993a: 27). Seiner Meinung nach sei es „*selbst vom kapitalistischen Standpunkt* der bessere Weg" (Lipietz 1991c: 684, Herv.i.O.).

Zu diesem neuen technologischen Paradigma gehört, dass die „produzierenden Werktätigen" (Lipietz 1998a: 58) als Kollektive mitsamt ihrer Erfah-

446 Vgl. Lipietz 1991c: 691, Lipietz 1992a: 60/76/92, Lipietz 1993c: 8 und Lipietz 1993d: 112.

447 Für einen Überblick über das gesamte Paket der aktuellen Forderungen, die Lipietz in den Diskurs über eine nachhaltige Entwicklung einbringt, vgl. Lipietz 2012: 169ff.

448 Für diese „révolution anti-taylorienne" (Lipietz 1996: 183, vgl. Lipietz 1992a: 67) plädiere Lipietz laut eigener Aussage bereits seit neunzehn Jahren (vgl. Lipietz 1991c: 687/693, Lipietz 1992a: 78, Lipietz 1992d: 156, Lipietz 1993a: 14, Lipietz 1996: 137/328, Lipietz 1997a: 166, Lipietz 1998a: 51/57f./163, Lipietz 2008: 195 und Lipietz 2012: 81f./179).

rungen, Intelligenz und ihrer Vorstellungskraft über Aushandlungsprozesse in den Arbeitsprozess einbezogen werden. Das bedeutet einerseits, dass die Entscheidungs- und Kompetenzhierarchien in den Unternehmen abgebaut und die Arbeiter an den jeweiligen Ausbildungs-, Entwicklungs- und Entscheidungsprozessen über Verhandlungen beteiligt werden. Für die gesteigerte Beteiligung müssen die Kapitalisten den Lohnarbeitern auch weitreichende soziale Zugeständnisse wie langfristige ArbeitsverträZur auszuhandelnden Einbindung (vgl. Lipietz/Leborgne 1991: 35f., Lipietz 1993a: 25ff. und Lipietz 1998a: 51/58/60f.ge machen. Andererseits versteht Lipietz unter der auszuhandelnden Einbindung auch, dass auf allen räumlichen Ebenen Kooperationen von Arbeitsgemeinschaften organisiert werden (vgl. Lipietz 1991c: 684, Lipietz 1992d: 155 und Lipietz 1998a: 58), die unterschiedliche rechtliche Formen besitzen können.[449]

Um die Arbeiter aber nicht nur selektiv und in kleinen Gruppen einzubinden, sondern kollektiv, ist es ferner erforderlich, ihre Qualifikation signifikant zu verbessern. Dafür muss die Qualität und Quantität der Ausbildung massiv ausgebaut und diversifiziert werden – insbesondere mit Blick auf die wissensbasierten Teile der Produktion und Distribution (vgl. Lipietz 2011b: 10 und Lipietz 2012: 85/87). „À la révolution industrielle succéderait une ‚révolution industrieuse'." (Ebd.: 84)

Statt Produktivitätsgewinne durch die Entwicklung weiterer Maschinen und auf Kosten der menschlichen Arbeitskräfte zu erzielen, sollen darüber hinaus arbeitsintensive Methoden der Produktion eingeführt werden (vgl. Lipietz 2011b: 10 und Lipietz 2012: 87). Ebenso wie die auszuhandelnde Einbindung basieren auch die arbeitsintensiven Produktionsmethoden auf einer radikalen Verkürzung der Arbeitszeit – Lipietz schlägt für Frankreich eine Reduktion auf 30 bis 35 Stunden bei einer Kürzung des Lohns um 20 bis 25 Prozentpunkte vor – und einer dementsprechenden Vergrößerung der „Freizeit".[450]

Da jedes neue technologische Paradigma zudem „nachhaltig" sein soll, muss auch der Naturdurchsatz – insbesondere der Energieverbrauch in der Produktion – reduziert werden (vgl. Lipietz 1991b: 95, Lipietz 1999: 140 und Lipietz 2011b: 10). Dafür müssen nachhaltige, vorrangig energieeffiziente Technologien die energieintensiven ablösen. Um diese modernen und hochentwickelten Technologien anwenden zu können, werden wiederum qualifi-

449 Für eine ausführlichere Darstellung des Übergangs vom Geld zum Kapital als im *Kapital* können der Urtext *Zur Kritik der politischen Ökonomie* (vgl. Marx 1970: 871-947) und die entsprechenden Passagen der *Grundrisse* (vgl. Marx 1970: 149-161) herangezogen werden (vgl. Wolf 2007c).

450 Vgl. Lipietz 1984c: 285ff., Lipietz 1992a: 86, Lipietz 1996: 144ff. und Lipietz 2000a: 66.

zierte Arbeitskräfte benötigt (vgl. Lipietz 1992a: 84f. und Lipietz 1996: 139). Auf diese Weise bedingen und stützen sich die verschiedenen Elemente des Arbeitsprozesses in einem „nachhaltigen“ Entwicklungsmodell gegenseitig.

Das technologische Paradigma des Green Deal ist also „économe en ressources, intensif en emplois, fondé sur des formes de travail industrieuses, qualifiés, avec une implication négociée des travailleurs“ (Lipietz 2012: 179f.).[451]

5.6.6 Das „grüne“ Akkumulationsregime

Wie jedes Akkumulationsregime muss auch ein Akkumulationsregime des Green Deal erstens ein stabiles ökonomisches Wachstums gewährleisten, das heißt, die Beziehungen zwischen Kapital und Arbeit müssen buchstäblich gewinnbringend sein. Zweitens muss sich das Akkumulationsregime als konkurrenzfähig zum gegenwärtigen und zu anderen potentiellen Akkumulationsregimen erweisen. Und drittens müssen Angebot und Nachfrage zumindest temporär und innerhalb eines geographischen Raumes – in diesem Fall global – in Einklang gebracht werden (vgl. Lipietz 1991b: 97). Die ökonomisch gerechte und sinnvolle Verteilung der Produktivitätsgewinne sei, so Lipietz, „la base matérielle pour une forme de paix sociale“ (Lipietz 2012: 34f.) und zugleich „lo primero que tenemos que buscar“ (Lipietz 2011a: 12). Die Erfüllung dieser drei grundlegenden Anforderungen will Lipietz zudem sozial gerecht und nachhaltig gestalten.

Dazu soll erstens für das Lohnverhältnis ein neuer Kompromiss zwischen Kapital und Arbeit gefunden werden, über den die Produktivitätssteigerung wieder in größerem Maße den Lohnarbeitern zugute kommt und der zugleich ökologisch nachhaltig ist (vgl. Lipietz 1991b: 95 und Lipietz 1991c: 685). „Un rééquilibrage de la distribution des revenues s’impose donc (nous disent les keynésiens) en faveur des salariés, dans l’intérêt même de la stabilité du capitalisme.“ (Lipietz 2012: 77f.) Ein solcher Kompromiss muss auf globaler Ebene gefunden werden, so dass auch insbesondere die chinesische, die indische und andere Arbeiterklassen des Südens mit einbezogen werden. Lipietz fordert in diesem Zusammenhang bereits seit über 30 Jahren mit zunehmender Vehemenz prioritär eine Arbeitszeitverkürzung als Vergütung für die steigende Produktivität anstatt höherer Löhne.[452] Diese muss unterschiedliche

451 Vgl. Lipietz 1992a: 61, Lipietz 1993a: 14, Lipietz 2010a: 13 und Lipietz 2011b: 21.

452 Vgl. Lipietz 1984c: 284, Lipietz 1991b: 95, Lipietz 1991c: 687, Lipietz 1992a: 78/88, Lipietz 1997a: 170, Lipietz 1998a: 60, Lipietz 2011b: 9 und Lipietz 2012: 79ff.

Formen auf der Welt annehmen (vgl. Lipietz 2010a: 10/13, Lipietz 2011b: 9 und Lipietz 2012: 78).

Zusammen genommen soll durch das grüne Akkumulationsregime neues Kapital freigesetzt werden, das in die Anstellung neuer Arbeiter, die Entwicklung sowie den Ankauf ökologisch effizienterer Technologien und in den Aufbau neuer nachhaltiger Industrien investiert werden kann (vgl. Lipietz 1991b: 95 und Lipietz 1996: 157/229). Damit respektiere der Vorschlag für einen Green Deal laut Lipietz nicht nur die Interessen der Arbeiter, sondern – wie es ein Kompromiss mit sich bringt – auch die Interessen der Unternehmer. Denn „il n'y a pas de trésor caché chez les capitalistes" (Lipietz 1984c: 245).

Aber „la réduction de la durée du travail n'est pas une panacée, *donc* il faut la faire, *et* faire aussi autre chose" (Lipietz 1996: 226). Die zweite wesentliche Säule eines „grünen" Akkumulationsregimes, das stabil, wettbewerbsfähig, sozialökologisch gerecht und nachhaltig ist, besteht in der halböffentlichen Nachfrage nach grünen Investitionen und der Förderung vom Gemeingütern (vgl. Lipietz 2010a: 7f., Lipietz 2011b: 9/10 und Lipietz 2012: 81). Mittels dieser Mechanismen solle Lipietz zufolge „a green-investment pulled model of development" (Lipietz 2011b: 9) entstehen (vgl. Lipietz 2010a: 11), das vergleichbar mit der Förderung der Autoindustrie im Fordismus wäre.

Das Akkumulationsregime des Green Deal verteilt also die „gains de productivité plus généreusement aux salariés, en priorité sous la forme de temps libre, et ‚tiré' par la demande semi-publique d'investissement verts et de promotion des biens communs" (Lipietz 2012: 179f., vgl. Lipietz 1992a: 61 und Lipietz 2011b: 21), um ein qualitatives Wachstum zu ermöglichen, das „grüne" Entwicklungsmodell konkurrenzfähig zu machen sowie die Nachfrage und das Angebot global aufeinander abzustimmen.

Das technologische Paradigma und das Akkumulationsregime, wie sie von Lipietz im Rahmen seines Green Deal vorgeschlagen werden, bilden das ökonomische Rückgrat eines sozialökologischen kapitalistischen Entwicklungsmodells.

5.6.7 Die „grüne" Regulationsweise

Die entsprechend politische Regulationsweise des Green Deal ist ebenso wie das technologische Paradigma und das Akkumulationsregime ein Bündel an Maßnahmen, durch das in diesem Fall ein Kompromiss zwischen verschiedenen politischen Kräften hergestellt werden soll. Laut Lipietz fuße die grüne

Regulationsweise auf möglichst stabilen Kompromissen zwischen Kapital und Arbeit durch das „grüne“ technologische Paradigma und das sozial gerechte und nachhaltige Akkumulationsregime (vgl. Lipietz 1992a: 61, Lipietz 2011b: 21 und Lipietz 2012: 179f.). Damit ein Green Deal aber ein global und temporär stabiles Entwicklungsmodell hervorbringen kann, müssen auch zusätzlich Maßnahmen vorrangig durch staatliche Politiken umgesetzt werden, um eine gesellschaftliche Regulation zu ermöglichen.

Der erste Pfeiler der „grünen“ Regulationsweise soll ein staatlich geförderter „third sector of ecological and social utility“ (Lipietz 1997a: 171) sein – vorrangig in den Bereichen der Pflege, der sozialen Unterstützung, der Kultur und der ökologischen Nachhaltigkeit.[453] Der „dritte“ Sektor – zwischen dem privaten und dem staatlichen Sektor angesiedelt – bestehe laut Lipietz aus kleinen staatlich subventionierten und teilweise von Steuern befreiten Kooperativen (vgl. Lipietz 1992a: 100, Lipietz 1996: 182f./236/266 und Lipietz 2011b: 10f.), die von wenigen Mitarbeitern getragen würden, deren staatliche garantierter Mindestlohn ebenfalls durch staatliche Zuschüsse aufgebessert werde (vgl. Lipietz 1984c: 287, Lipietz 1992a: 83/99f. und Lipietz 1996: 182f./274ff.). Die Kooperativen schließen Versorgungsverträge einerseits mit staatlichen und andererseits direkt mit den Kunden und fungieren dementsprechend als Vermittler (vgl. Lipietz 1991c: 690 und Lipietz 1992a: 107ff.). Lipietz plädiert dafür, dass diese soziale und solidarische Ökonomie „un rôle permanent“ und „un rôle croissant et non résiduel dans le modèle de développement futur“ (Lipietz 2012: 101) spielen solle. Nichtsdestotrotz „the socially useful third sector needs to be strictly limited, otherwise it may destabilize everything else“ (Lipietz 1992a: 100, vgl. Lipietz 1996: 267).

Die zweite Säule einer potentiellen „grünen“ Regulationsweise ist eine nationale und internationale Umweltplanung, insbesondere mithilfe von Ökosteuern (vgl. Lipietz 2012: 146) und des Handels mit CO_2-Emissionszertifikaten (vgl. ebd.: 89/141ff.). Um die Umweltverschmutzung „auf ein ‚nachhaltiges‘ Maß einzuschränken“ (Lipietz 2000a: 68) und eine globale „Umweltregulation“ (ebd.: 67) einzurichten (Lipietz 2002b: 20), gibt es verschiedene Wege, die er alle gleichzeitig beschreiten will.[454] Die erste Bedingung ist die demokratische und gesellschaftliche Planung einer ökologisch nachhaltigen

453 Vgl. Lipietz 1984c: 350f., Lipietz 1991c: 689f., Lipietz 1992a: 100, Lipietz 1996: 266, Lipietz 2011b: 10f. und Lipietz 2012: 100.

454 Lipietz unterscheidet drei Mechanismen einer ökologischen Regulation durch den Staat: erstens eine reglementierende Regulierung (Gesetze und Normen), zweitens wirtschaftliche Verfahren (Steuern, Lizenzen usw.) und drittens freiwillige Selbstverpflichtungen, Verhaltenskodizen usw. (vgl. Lipietz 2000a: 69). Mit diesen könne entweder eine „zielorientierte“ oder eine „instrumentelle“ (Lipietz 2000a: 76f.) Politik betrieben werden (vgl. Lipietz 1999: 146ff.).

Agenda und eines konkreten Zeitplans für deren Umsetzung (vgl. Lipietz 2012a: 145/148). Diesen Pakt soll der Staat mit den privaten Akteuren aushandeln (vgl. ebd.: 147) und er soll bestenfalls von einer neuen Institution überwacht und durchgesetzt werden. Die Umweltplanung sein laut Lipietz ein Mittelweg zwischen einer staatlich-dirigistischen und einer marktliberalen Steuerung (vgl. ebd.: 144). Diese Form von Planung muss sukzessive auf internationaler Ebene nach dem Muster anderer internationaler Umweltabkommen etabliert werden (vgl. Lipietz 1992a: 124ff. und Lipietz 1999: 149f.).

Um die beiden gravierendsten Ursachen der ökologischen Krise des Liberalen Produktivismus – die Energie- und die Klimakrise – in den Griff zu bekommen, befürwortet Lipietz zusätzlich die Einführung von Ökosteuern auf Energieverbrauch und die Kohlenwasserstoffabgase (Lipietz 1998b: 204f.), die von den Konsumenten und nicht von den Erzeugern getragen würden (vgl. Lipietz 1996: 242, Lipietz 1998a: 69 und Lipietz 2012: 141ff.). Diese muss – zumindest auf EU-Ebene – regional eingeführt und harmonisiert werden (vgl. ebd.: 77), damit die soziale Spaltung zwischen den Klassen und den Staaten nicht verstärkt wird (vgl. Lipietz 1984c: 343f. und Lipietz 2000a: 83f.). Zudem soll ein internationaler Handel mit CO_2-Emissionszertifikaten etabliert werden. Dieser dient Lipietz zufolge insbesondere dazu, „dezentrale Entscheidungsprozesse zu steuern“ (Lipietz 2012: 83), eine Konversion zu nachhaltigen und Effizienzsteigerung der Technologien voranzutreiben (vgl. Lipietz 1996: 235 und Lipietz 1999: 157) und den Ausstoß der Treibhausgase langsam zu verringern, dadurch dass die Sparsamsten monetär belohnt werden (vgl. Lipietz 1999: 159).

Die dritte Stütze des Lipietz'schen Vorschlags für eine „grüne“ Regulationsweise fußt erstens auf einer sozialökologischen Steuerreform[455], in deren Zentrum die Finanzierung des Sozialstaats über die Mehrwertsteuer steht. Zweitens gründet sie auf der Generierung von Krediten für sozialökologische Investitionen bei gleichzeitiger Steigerung der Kontrollen von Finanzspekulationen und einem Schuldenschnitt für die am stärksten verschuldeten Staaten.

Eine grundsätzliche Steuerreform ist für einen Green Deal sozial und ökologisch erforderlich. Zum einen beabsichtigt Lipietz, Kapital in den Unternehmen für Investitionen in „grüne“ Technologien freizusetzen und steuerliche Anreize zur Umschichtung von Kapital in ökologisch nachhaltige und soziale Bereiche zu schaffen. Zum anderen will er den Wohlfahrtsstaat dadurch

455 Da in der vorliegenden Arbeit nicht die gesamte Bandbreite der Lipietz'schen Steuerpläne ausgebreitet werden kann, vgl. für nähere Ausführungen etwa Lipietz 1992d: 160 und Lipietz 1998a: 69.

erhalten, ihn zugleich reformieren und die Umstellung auf ein arbeitsintensives technologisches Paradigma begünstigen. Die beiden zentralen Maßnahmen, die er dafür vorschlägt, sind folgende: die Erhöhung der Mehrwertsteuer auf Luxus- und unökologische Waren und die Aufstockung der allgemeinen Mehrwert- sowie der Einkommenssteuer (vgl. Lipietz 1984c: 340, Lipietz 1992d: 160 und Lipietz 1998a: 69/243f.). Im Gegenzug werden Firmengewinne nicht mehr besteuert und die Lohnnebenkosten für Unternehmen weitgehend reduziert (vgl. Lipietz 1996: 244, Lipietz 1998a: 69 und Lipietz 1998b: 204f.). Der steuerfinanzierte Wohlfahrtsstaat wandele sich, folgt man Lipietz, dadurch von einem „accord ‚capital-travail' (compris de 1945) à un accord national entre citoyens" (Lipietz 1996: 307).

Außerdem befürwortet Lipietz als Reaktion auf die Staatsschulden-, die Finanz- und die Nahrungsmittelkrise kurzfristig eine Annullierung eines Teils der Staatsschulden und die Finanzierung eines anderen Teils durch eine internationale Konferenz der Schuldner- und Geberstaaten. Dafür sollen die Zentralbanken mit neu gedrucktem Geld die Schulden aufkaufen, einen Teil der Schuldtitel entwerten, einen Teil des neu ausgegebenen Geldes einfrieren, um eine Inflation zu vermeiden, und die Staaten dazu verpflichten, einen wesentlichen Betrag des neuen Geldes zur Förderung grüner Technologien und sozial notwendiger Dienstleistungen einzusetzen (vgl. Lipietz 2012: 92). Um der Finanz- und Staatsschuldenkrise mittel- und langfristig Herr zu werden und damit insbesondere den ärmsten Staaten eine sozialökologische Entwicklung zu ermöglichen, will Lipietz ein internationales Kreditgeldsystem mit dem IWF und der Weltbank als globaler Zentralbank einführen[456], unabhängige öffentliche Überwachungsagenturen für Geschäfte mit geliehenem Kapital, zum Beispiel Universitäten, schaffen, Depot- und Geschäftsbanken strikt voneinander trennen (vgl. ebd.: 64) und Steueroasen austrocknen (vgl. Lipietz 2011b: 9 und Lipietz 2012: 77).

Der „debt contracting and lending processes will have to be strictly oriented to the social and ecological goals of investment" (Lipietz 2011b: 10). Das probate Mittel dafür sind die Vergabe von Krediten mit besonders niedrigen Zinsen für Investitionen in ökologisch nachhaltige oder soziale Projekte (vgl. Lipietz 2012: 73) und die Gründung einer „grünen" Investitionsbank (vgl. ebd.: 83). Die Regulationsweise, wie sie Lipietz mit dem Green Deal vorschlägt, basiert also zusammengefasst „sur des relations plus stables capital-travail et le développement de l'économie sociale et solidaire, avec une planification environnementale incitative, à travers les écotaxes, les permis négociable, et une création de monnaie directement dédiés aux

456 Diesen Vorschlag hat Lipietz bereits zu Beginn der 1990er-Jahre vertreten und ihn bis heute aufrechterhalten (vgl. Lipietz 1992a: 116ff. und Lipietz 2012: 92f.).

investissement vertes“ (ebd.: 179f.) (vgl. Lipietz 1992a: 61, Lipietz 2010a: 13 und Lipietz 2011b: 21).

5.6.8 Die „grüne“ internationale Konfiguration

Bislang waren alle Entwicklungsmodelle, mit denen sich die Regulationstheorie befasst hat, immer vorrangig Ergebnis nationaler Kompromisse (vgl. Lipietz 1984c: 7/94). Daran werde sich laut Lipietz auch in Zukunft nichts ändern. Dennoch ist die Bedeutung der internationalen Konfiguration, in die alle nationalen Konfigurationen eingebunden sind, insbesondere in den letzten Jahren des Liberalen Produktivismus gestiegen. Die Hauptgründe dafür sind einerseits die zunehmenden politischen, ökonomischen und zum Teil auch ideologischen Verflechtungen der nationalen Entwicklungsmodelle und andererseits die Nationalstaaten übergreifenden Probleme, wie zum Beispiel der Klimawandel. Daher müsse laut Lipietz jede politische Strategie „within a supranational, or at least European, framework“ (Lipietz 2008: 192) entwickelt werden (vgl. Lipietz 2009c: 6). Dies wurde bereits an einigen Ausführungen zum technologischen Paradigma, zum Akkumulationsregime und zur Regulationsweise im vorliegenden Kapitel deutlich.

Für Lipietz ist die Europäische Union seit mindestens 20 Jahren der Ausgangspunkt für die Einrichtung einer ökologisch nachhaltigen und sozial gerechten Weltordnung. Bereits 1993 schrieb er, dass die EU „ihren technologischen und ökonomischen Vorsprung gegenüber den USA nutzen [könnte; C.S.], um der entwickelten Welt einen neuen ‚sozialöko-demokratischen‘ Kompromiß vorzuschlagen. Europa würde damit den ‚doppelten Erfolg‘ des *New Deal* Roosevelts neu auflegen.“ (Lipietz 1993a: 93, Herv.i.O.) Mittlerweile geht Lipietz davon aus, dass der Green Deal auf globaler Ebene maßgeblich zwischen kontinentalen Zusammenschlüssen von Nationalstaaten ausgehandelt werden muss (vgl. Lipietz 2012: 180).

Für die EU schlägt er einen europäischen Solidarpakt vor. Der soll zum Beispiel einen Fonds für vorrangig „grüne“ Investitionen in finanzschwache Regionen (vgl. Lipietz 2012: 76) und ein föderales Budget der EU umfassen, aus dem ein regelmäßiger Länderfinanzausgleich bezahlt wird (vgl. ebd.: 75). Zudem soll er moderate Abweichungen von den Maastrichtkriterien erlauben und eine reale finanzpolitische Union schaffen (vgl. ebd.: 76). Ferner könne die EU Lipietz zufolge eine zentrale Rolle bei der Umstellung des technologischen Paradigmas auf arbeitsintensive Methoden spielen, indem sie die Arbeitszeitverkürzungen gegenfinanziere (vgl. Lipietz 1998b: 203), und auch eine sozialökologische Regulationsweise durch die „Entwicklung eines drit-

ten Sektors mit sozialer und ökologischer Nützlichkeit“ (ebd.: 206) begünstige. Kurzfristig sollen analog zu den Vorschlägen zur Bewältigung der globalen Finanzkrise die Schulden der ärmsten und am höchsten verschuldeten Staaten von der Europäischen Zentralbank aufgekauft und ein Teilschuldenschnitt beschlossen werden. Die beiden maßgeblichen Institutionen zur Realisierung dieser Maßnahmen sind der Europäische Fiskalpakt und die Europäische Investitionsbank (vgl. Lipietz 2012: 92f.).

Auf internationaler Ebene plädiert Lipietz für einen „super-plan Marshall au niveau mondial“ (ebd.: 32) und befürwortet trotz seiner pessimistischen Einschätzung einen internationalen Wagner-Act, der von den Nationalstaaten ausgehandelt und getragen wird (vgl. ebd.: 90). Dieser keynesianische Plan zur Stimulierung der internationalen Nachfrage und zum Reichtumsausgleich zwischen den Staaten muss unbedingt die chinesische und die indische Arbeiterklasse einschließen (vgl. Lipietz 2010a: 6) und soll über internationale Konferenzen ausgehandelt werden.

Ohne zum nationalen Protektionismus zurückkehren zu wollen, will Lipietz zum Beispiel den internationalen Handel aufgrund des sozialen und ökologischen Dumpings einschränken und in Zukunft Handelsverträge immer mit sozialen und ökologischen Klauseln über Mindeststandards ausstatten lassen (vgl. Lipietz 2012: 90f.). Es handelt sich bei dem Green Deal auf Weltniveau um einen „protectionnisme ‚universaliste‘“ (ebd.: 157). Außerdem müssten sich die Staaten Lipietz zufolge auf die Gründung einer internationalen Zentralbank verständigen, die als letzter Kreditgeber auftreten kann. Der IWF könnte diese Aufgabe beispielsweise übernehmen (vgl. ebd.: 94). Zudem bedarf es eines „neutral supra-national referee (which could be the International Labour Office and the Commission on Sustainable Development working to the UN Secretary-General)“, der die Einhaltung des internationalen Pakts überwacht und seine Einhaltung gewährleistet, da es noch keine Weltregierung gibt (vgl. ebd.: 157).

Lipietz schlägt also vor, eine „configuration internationale“ mithilfe der Kooperation zwischen den alten Mächten (USA, EU) und den neuen aufstrebenden Regionalmächten (China, Indien) einzurichten und diese durch soziale und ökologisch nachhaltige Regeln im Rahmen eines „‚plan Marshall vert‘ en faveur des pays moins avancés“ (ebd.: 179f.) nach dem Modell der EU auszugestalten (vgl. Lipietz 2010a: 13, Lipietz 2011b: 21 und Lipietz 2012: 179f.).

Mit Lipietz’ Vorschlägen für eine nachhaltige gesellschaftliche Entwicklung treten gleich mehrere Mängel seiner Politischen Ökologie zu Tage.

Erstens schließt er in erster Linie aus politischen – und nicht aus wissenschaftlich-theoretischen – Gründen eine nicht-kapitalistische gesellschaftli-

che Entwicklung aus: „n'y a pas de ‚candidat' alternatif" (ebd.: 63). Damit kapituliert auch seine Wissenschaft von der Politischen Ökologie vor der derzeitigen politischen Ohnmacht eines antikapitalistischen Projekts. Lipietz degradiert folglich seine Wissenschaft auf ein politisches (diskursives Legitimations- und Interventions-)Instrument. Damit nimmt er ihr jeglichen Herrschaft und Ausbeutung transzendierenden, also jeden *kritischen* Charakter und verpflichtet sie letztlich auf die gemeinsame Grundlage von Ausbeutung und Klassenherrschaft in den Varianten verschiedener kapitalistischer Entwicklungsmodelle sowie auf die darin inbegriffenen Bündnisse von Herrschern und Untertanen. Bernd Röttgers Beobachtung, dass die Bestimmung der gesellschaftlichen Formen der kapitalistischen Produktionsweise „der [regulationstheoretischen; C.S.] Analyse zunehmend" (Röttger 2004: 18) entgleite, trifft auf Lipietz' (vor allem jüngere) Variante der Regulationstheorie vollkommen zu. Eines der zentralen Defizite Lipietz'scher Theoriebildung – die unterlassene Untersuchung des Verhältnisses zwischen Natur und kapitalistischen Produktionsverhältnissen – führt Lipietz dazu, dass er letztlich sozialdemokratisch-keynesianische und reformistische Gegenentwürfe zum derzeitigen kapitalistischen Entwicklungsmodell entwickelt.

Die logische Folge aus dieser theoretischen Inkonsequenz ist Lipietz' Suche nach Möglichkeiten der Verbesserungen für die Marginalisierten und die arbeitende Bevölkerung innerhalb der kapitalistischen Formbestimmungen sozialer Verhältnisse.[457] Diese „fortschrittlichere" Ausgestaltung des Kapitalismus basiert vorrangig auf politischen Kompromissen, die zwischen allen kämpfenden Kräften gefunden werden müssen. Angesichts der Erfahrungen mit dem jüngsten kapitalistischen Entwicklungsmodell, dem Liberalen Produktivismus, sowie angesichts der Rolle, die zum Beispiel die EU darin gespielt hat, und der Erkenntnisse der Marx'schen Kritik der politischen Ökonomie stellen sich zwei Fragen. Erstens: Haben die herrschenden Klassen überhaupt ein Interesse an einem solchen Kompromiss (vgl. ebd.: 18) oder haben sie nicht durch ihren einseitigen Kampf im Liberalen Produktivismus bessere ökonomische und politische Ergebnisse für sich geschaffen? Und zweitens: Handelt es sich wirklich um einen politischen oder nicht doch um einen politisch-ökonomischen Kompromiss? Lipietz' Politizismus – ein Grundproblem seiner Theoriebildung, das auch in seinem Vorschlag für ein Alternativprojekt auftaucht – führt dazu, dass er die ökonomische Seite des

457 Diese Suche ist nicht per se zu verurteilen. Auch eine revolutionäre Realpolitik im Sinne Rosa Luxemburgs (vgl. Luxemburg GW 1.2: 373) wäre auf sie angewiesen. Nur werden Reformen in einem strategischen Entwurf revolutionärer Realpolitik nicht nur um ihrer selbst willen angestrebt. Das Hinwirken auf Reformen dient auch als politisches Mittel zur Kritik der kapitalistischen Produktionsweise – das Ziel bleibt deren revolutionäre Überwindung.

grünen Kompromisses und deren Nachteile für die Ausgebeuteten und Marginalisierten einerseits und die Natur andererseits unterschlägt. Die Fortsetzung des kapitalistischen Wachstums, auf das auch ein „grünes Akkumulationsregime“ mit effizienter „grüner“ Technologie ausgerichtet ist, ist gleichbedeutend mit einer exorbitanten Zunahme der Naturzerstörung (vgl. die Kapitel 6.3.2 und 6.3.3).

Lipietz’ spezifische Klassenblindheit – ein weiterer zentraler Mangel seiner Politischen Ökologie – tritt ebenfalls in seinem Projektentwurf für einen fortschrittlichere Entwicklung zu Tage. Er unterstellt, dass es gemeinsame sozialökologische Interessen über die Klasseninteressen hinweg gäbe, auf die sich „die Menschheit“ einigen könnte und müsste, um „den Planeten“ zu erhalten. Dabei unterschlägt er, dass es der herrschenden Klasse auch möglich wäre, die Natur weiter zu zerstören, die dabei auftretenden Folgen auf die arbeitenden und marginalisierten Klassen abzuwälzen und gleichzeitig die zur ökonomischen Reproduktion des Kapitalverhältnisses notwendigen Produktionsbedingungen, die keineswegs den gesamten Planeten umfassen aufrechtzuerhalten. Die herrschenden Klassen wären bei einem solchen Entwicklungsweg weder auf einen sozialen und intergenerationalen noch auf einen ökologischen Kompromiss angewiesen. Der Hinweis darauf, dass die Klassenbündnisse in anderen kapitalistischen Formationen auch trotz und wegen der sozialen Widersprüche durch soziale Kämpfe als „intervention de l’Histoire“ (Lipietz 2012: 59) zustande gekommen sind, ist insofern unberechtigt, als dass damit auch ein antikapitalistischer Entwicklungsweg gerechtfertigt werden könnte, der aber von Lipietz kategorisch ausgeschlossen wird.

Lipietz’ ideologische Initiative für einen Green Deal setzt beim Besitzverhältnis beziehungsweise dem technologischen Paradigma an, das heißt beim Kompromiss zwischen Kapital und Arbeit im Arbeitsprozess. Das Eigentums- oder Warenverhältnis (institutionalisiert in den Verträgen zwischen Arbeitern und Kapitalisten einerseits und im Geld andererseits) tastet er nicht an. Dementsprechend stehen die Warenproduktion und auch einzelne ihrer Elemente (wie etwa die Banken oder gesellschaftlich relevante Teile der Produktion wie die Strom- oder Industriebetriebe) nicht zur Disposition, so dass die größten Naturdestruktionen nicht eingeschränkt werden können, weil sie den „normalen“ Regeln kapitalistischer Produktion und Akkumulation weiterhin unterliegen. Dieses vierte Problem der Lipietz’schen Vorschläge für eine neue Politischen Ökologie bekommt dadurch eine besondere Bedeutung, dass Lipietz im Kern einer anderen Produktivkraftentwicklung und mit seiner Strategie des radikalen Reformismus’ einem evolutionären Fortschrittsglauben das Wort redet. Der Unterschied zwischen Lipietz’ Idee und den Vorstel-

lungen, die er per se traditionellen Marxisten zuschreibt (vgl. Kapitel 5.3.3.1), besteht lediglich darin, dass Lipietz die sozialen Produktivkräfte entwickeln will, während traditionelle Marxisten die Entwicklung der technologischen – das heißt der vergegenständlichten sozialen – Produktivkräfte befürwortet haben. Beide Positionen treffen sich allerdings in drei entscheidenden Punkten: erstens setzen beide vorrangig auf die Entwicklung der Produktivkräfte, um einen sozialen Fortschritt zu erreichen. Zweitens tun sie dies unter den Bedingungen kapitalistischer Produktionsverhältnisse und drittens ist die jeweilige Entwicklung der Produktivkräfte die Basis für einen evolutionären Fortschritt. Die Entwicklung der sozialen Produktivkräfte befähigt das Proletariat aber weder politisch noch ökonomisch qualitativ „besser", als dies durch die Entwicklung der Maschinen (große Industrie, Computertechnologie) geschehen ist. Ob die Produktivkraftentwicklung zur Verbesserung oder Verschlechterung der Lebens- und Arbeitsbedingungen der Mehrheit der Bevölkerung dient, ist immer abhängig von den Produktionsverhältnissen einer Gesellschaftsformation und dem sich daraus ableitenden Zweck der Anwendung und Entwicklung neuer Produktivkräfte.

Die „révolution industrieuse" (ebd.: 84) entwickelt zum Beispiel die sozialen Produktivkräfte ebenso im Interesse des Kapitals wie die Maschinen bis dato zur Steigerung des relativen Mehrwerts und unter Abstraktion von ökologischen Kosten entwickelt worden sind. Die dem Kapitalismus inhärente Entfremdung von der eigenen Arbeit, der gesellschaftlichen Arbeit und vom Arbeitsprodukt (der produzierten Ware) wird nach Lipietz' Ideen zusätzlich zur körperlichen Arbeit auf den Bereich der sozialen Kooperation, der Kreativität, des Denkens, der Imagination, der Pflege usw. ausgedehnt und dem Kapital zur Verfügung gestellt. Mit anderen Worten: Während Lipietz traditionelle Marxisten dafür kritisiert, dass sie die Maschinen entwickeln wollten, um durch die Entwicklung der Produktivkräfte letztlich die Produktionsverhältnisse zu sprengen, vertritt er im Kern dieselbe produktivistische Ideologie. Der Unterschied besteht darin, dass er die sozialen Beziehungen im kapitalistischen Arbeitsprozess „fortschrittlicher" gestalten will.

Dass Lipietz über die Entwicklung des technologischen Paradigmas auch „Schritt für Schritt" (Lipietz 1998b: 26) gesellschaftlichen Fortschritt zu erzeugen beabsichtigt, macht seine Kritik am Produktivismus und am Fortschrittsglauben obsolet. Dieser moderne sozialökologische Reformismus kehrt sich gegen sein eigenes politisches Projekt einer neuen Politischen Ökologie und der Kritik der bestehenden, indem Lipietz den Glauben an den Fortschritt im Kapitalismus und die Produktivkraftentwicklung (im Sinne kapitalistischer Akkumulation) letztlich affirmiert.

Lipietz unterschlägt zudem in den jüngeren Werken, dass er bereits Ende der 1980er- und zu Beginn der 1990er-Jahre die These vertreten hat, dass die auszuhandelnde Einbindung und Mobilisierung menschlicher Arbeitskraft in anderen Modellen, die dem repressiven Taylorismus stark ähnelten, auch ökonomisch überlegen gewesen sei und sich auch zum Teil in einigen Ländern durchgesetzt hätten. Diese Behauptungen sind durch die Geschichte, auch wie Lipietz sie theoretisiert, widerlegt worden. Sein Optimismus in die Entwicklung der sozialen Produktivkräfte ist dadurch im Kern konterkariert worden. Eine selbstkritische Auseinandersetzung mit den Ursachen für die Durchsetzung des repressiven Taylorismus' gegenüber seinem Vorschlag für ein „grünes" technologisches Paradigma hat Lipietz ebenso wenig vorgenommen wie eine Untersuchung, was dies für die ökonomische Tragfähigkeit und die politisch-kulturelle Überzeugungskraft bedeutet.

Lipietz' Vorschlag für ein grünes Akkumulationsregime schließt an seine Vorstellung von einem „grünen" technologischen Paradigma an. Auch das „grüne" Akkumulationsregime soll qua Definition stabiles „Wachstum" generieren und zwar nicht unter Einbindung der Profite des Kapitals, die durch die liberal-produktivistischen Beziehungen zwischen Kapital und Arbeit erzeugt worden sind, sondern einerseits durch die Steuerfinanzierung des Sozialstaates, grüner technologischer Innovationen und der Betriebe sowie andererseits durch die Steigerung der internationalen Nachfrage durch die Schaffung von Arbeitsplätzen (im Süden und Norden) und durch Arbeitszeitverkürzung (vor allem im Norden). Wenn man berücksichtigt, dass sich laut Lipietz die Arbeitszeitverkürzung selbst finanziere, bedeutet dieser Vorschlag zusammengefasst, dass das kapitalistische Wachstum durch die Löhne bezahlt werden soll, aus denen die Steuern maßgeblich generiert werden. Die Steuern wiederum bilden die Einnahmen, mit denen Betriebe und grüne Technologieentwicklung subventioniert werden sollen. Lipietz befürwortet also einen Anstieg der Steuerbelastungen für die arbeitende Bevölkerung durch die von ihm propagierte Steuerpolitik. Während die Unternehmen explizit von Steuern und Sozialbeiträge befreit werden sollen, um Kapital freizusetzen (ein Imperativ der neoliberalen Angebotspolitik), beabsichtigt er, die Reste des Wohlfahrtsstaates, die nicht in einen privatisierten dritten Sektor ausgelagert werden, über die Mehrwertsteuer und neue Ökosteuern von der Mehrheit der Steuerzahler, das heißt der arbeitenden Bevölkerung, finanzieren zu lassen. Der Sozialstaat wird dadurch nicht, wie Lipietz behauptet, zu einem Kompromiss zwischen Bürgern, sondern zu einem nahezu gänzlich aus den Löhnen finanzierter Staat, der maximal die Grundsicherung der Arbeiter gewährleistet, während die Kapitalisten durch die weiter steigenden Revenuen problemlos ihre soziale Absicherung privat finanzieren können.

Während einige der Lipietz'schen Ideen für eine „grüne" internationale Konfiguration einen fortschrittlichen Charakter besitzen, zum Beispiel der sofortige Schuldenschnitt für die hochverschuldeten Staaten, ist seine Bezugnahme auf die sozialökologische Politik der EU unkritisch. Anstatt die politisch-ökonomischen Hintergründe der EU-Energie- und Klimapolitik zu analysieren und sie in den Konkurrenzkampf zwischen den verschiedenen kontinentalen Blöcken einzuordnen, begrüßt er die bisherige Politik der EU ohne jegliche empirisch untermauerte Beurteilung ihrer wirklichen Geschichte. Obwohl Lipietz in früheren Arbeiten ausführlich die Fehlentwicklungen der EU dargelegt hat und Kenntnis, zum Beispiel über die verheerenden Folgen des EU-Vertrags für eine progressive sozialökologische Entwicklung, besitzt (Militarisierung der EU, Zementierung des antidemokratischen institutionellen Aufbaus der EU usw.), preist er die ökologische EU-Politik als Vorbild für den Rest der Welt.

Ein Green New Deal, wie Lipietz ihn vorschlägt, haucht den kapitalistischen sozialen Verhältnissen neues Leben ein, indem er riesige neue Anlagemöglichkeiten für Kapital bietet (vgl. Müller/Kaufmann 2009 und Unmüßig/Sachs/Fatheuer 2012: 58ff.), neue bislang nicht dem Diktat des Kapitals unterworfene Teile der Gesellschaft dem Prozess der ursprünglichen Akkumulation unterwirft, die Ausbeutung der arbeitenden Bevölkerung durch die personifizierten Vertreter des Kapitals vor allem im Bereich des Arbeitsprozesses weiterentwickelt und in der Politik neu gestaltet.

Politisch wird durch einen möglichen Green Deal ein Teil des herrschenden bürgerlichen Blocks durch neue Kräfte ersetzt und ergänzt, die für die „Begrünung" der kapitalistischen Produktionsweise eintreten. Die *bürgerliche* Hegemonie wird aber ebenso durch eine evolutionäre Transformation hindurch erhalten wie die kapitalistische Vergesellschaftung und die bürgerliche Form der Politik inklusive des Staates.

Der Green Deal rettet den Kapitalismus möglicherweise in ein neues Modell kapitalistischer Entwicklung, beseitigt aber nicht die Ursachen der sozialen und ökologischen Widersprüche der kapitalistischen Produktionsweise. Der katastrophistische Impetus der Lipietz'schen Projektierung – jedes Zögern im Hier und jetzt sei ein „Luxus" (Lipietz 2000a: 101) – dient in dieser argumentatorischen und begrifflichen Konstellation dazu, die politisch-ökonomischen Akteure unter Druck zu setzen und zur Erneuerung der kapitalistischen Produktionsweise zu drängen – anstatt daraus abzuleiten, dass der „ökologischen Krise" nur ernsthaft begegnet werden kann, wenn ihr der Kampf für ein versöhntes Verhältnis von Gesellschaft und Natur entgegengestellt wird.

5.7 Fazit

Im vorangegangenen Kapitel ist versucht worden, Alain Lipietz' Politische Ökologie, wie er sie seit den 1990er-Jahren entwickelt hat, darzustellen und und entlang der Darstellung ihre immanenten Verkürzungen, Widersprüche und Auslassungen zu kritisieren.

Dabei hat sich herausgestellt, dass Lipietz zeitgenössische Probleme in der Beziehung zwischen Natur und kapitalistischer Gesellschaft mit seinen Arbeiten aufgegriffen, gesellschaftstheoretisch aufgearbeitet und wesentliche Einsichten für eine Theorie des Verhältnisses der kapitalistischen Gesellschaft zur Natur aufbereitet hat. Dazu zählen unter anderem die zentrale Kritik der Ideologie sozialen Fortschritts über die Produktivkraftentwicklung, die Öffnung gesellschaftstheoretischer Theoriebildung für das Verhältnis zwischen der Gesellschaft und der Natur und die prononcierte Abgrenzung der Politischen Ökologie zu anderen Ansätzen.

Die entfalteten Kritiken sind jedoch zu schwerwiegend, um Lipietz' Politische Ökologie als Ausgangspunkt für eine Theorie des Verhältnisses der kapitalistischen Gesellschaft zur Natur zu adaptieren.

Lipietz wirft nicht die Frage auf, in welcher Beziehung die sozialen Verhältnisse der kapitalistischen Gesellschaft zur Natur stehen und welche Konsequenzen sich daraus auch für die Untersuchung der konkreten kapitalistischen Entwicklungsmodelle ergeben. Es wird zudem nicht deutlich, ob ein Widerspruch zwischen kapitalistischer Gesellschaft und der Natur besteht.

5.7.1 Defizite in den theoretischen Prämissen und der Methodik der Politischen Ökologie

In den theoretischen Prämissen und ihrer Methodik weist Lipietz' Politische Ökologische folgende Defizite auf:

1. Lipietz trennt unter Bezug auf Althussers Marx-Interpretation Besitz- und Eigentumsverhältnisse in der kapitalistischen Produktionsweise, verselbstständigt erstere und bricht somit mit der Marx'schen Darstellung in der Kritik der politischen Ökonomie.
2. Der Begriff der Produktionsverhältnisse wird dadurch vereinseitigt als Beziehungen zwischen Kapital und Arbeit im konkreten Arbeitsprozess begriffen – das kapitalistische Eigentumsverhältnis wird weitgehend ausgeblendet und spielt für die Theorie keine Rolle.

3. Die daran anschließende Unterteilung verschiedener kapitalistischer Gesellschaften ist defizitär beziehungsweise reduktionistisch.
4. Der Hauptwiderspruch im Lipietz'schen Denken wird dementsprechend innerhalb des Kapitalismus und zwischen verschiedenen Varianten der kapitalistischen Produktionsweise angesiedelt.
5. Lipietz' Kritik der Produktivkräfte hypostasiert die sozialen Beziehungen (Besitz- beziehungsweise Produktionsverhältnisse) gegenüber den vergegenständlichten Produkten der sozialen Beziehungen im Arbeitsprozess.
6. In Anschluss daran besitzt er einen reduktionistischen Begriff der Produktivkraftentwicklung, der letztlich nur auf dem Besitzverhältnis basiert und die vielfältigen Möglichkeiten der kapitalistischen Produktivkraftsteigerung ignoriert.
7. Die Trias Politik, Ökonomie und Ideologie, die für Lipietz die relativ autonomen Instanzen innerhalb einer kapitalistischen Gesellschaft bilden, wird nicht begründet oder theoretisch hergeleitet. Sie bildet demzufolge Lipietz' nicht fundierte gesellschaftstheoretische Ontologie.
8. Eine Theorie des Politischen oder Ideologischen als soziale Verhältnisse hat Lipietz trotz aller Bezüge auf Gramsci, Poulantzas und Althusser und trotz des Insistierens auf der relativen Autonomie von Ideologie und Politik gegenüber der Ökonomie nicht vorgelegt.
9. Lipietz adaptiert den positiven, transhistorischen Ideologiebegriff Althussers, der philosophisch relativistisch ist, weil er Ideologie mit Denken überhaupt gleichsetzt und dementsprechend den Erkenntnisgewinn des Marx'schen Ideologiebegriffs (vgl. Kapitel 2) rückgängig macht.
10. Im Lipietz'schen Denken existiert Mao Tse-Tungs philosophische Ontologie des Widerspruchs in allen sozialen Verhältnissen fort.
11. In der Konsequenz entwickelt er eine geschichtsphilosophisch-systemtheoretische Teleologie, die keine Vorstellung einer befreiten Gesellschaft zulässt.
12. Er verklärt ferner die Politik, wie sie bisher in der Geschichte der Menschheit praktiziert worden ist, zum transhistorischen Prinzip gesellschaftlicher Organisation.
13. Lipietz führt letztlich alle wesentlichen gesellschaftlichen Entwicklungen auf die Politik zurück (Monokausalität und Politizismus) und
14. vereinseitigt die Dialektik von Struktur und Handlung letztlich zugunsten der Handlung.
15. Lipietz' staatstheoretische Ausführungen sind politizistisch, weil die kapitalistische Ökonomie in der Bestimmung des Staates keine wesentliche Rolle mehr spielt und aus der relativen eine absolute Autonomie der Politik gemacht wird.

16. In Lipietz' Prämissen steckt ein methodologischer Nationalismus und ein methodologisch unbegründetes philosophisches Primat des inneren Widerspruchs sozialer Verhältnisse gegenüber äußeren Widersprüchen anderer konkreter sozialer Verhältnisse.

5.7.2 Probleme der gesellschaftstheoretischen Bestimmungen Politischer Ökologien

Wie bereits in der kritischen Theorie der Regulation gesellschaftlicher Naturverhältnisse setzen sich die theoretischen Probleme der philosophischen Prämissen und der Methodik in der konkreten Konzeptionierung der Entwicklung kapitalistischer Gesellschaften fort. Beispielsweise bleibt die Untersuchung des gesellschaftlichen Naturverhältnisses in den konkreten kapitalistischen Entwicklungsmodellen untertheoretisiert und dem Rest der regulationstheoretisch dominierten Konzepte äußerlich. Es treten allerdings auch neue Defizite auf. Insgesamt handelt es sich um folgende Kritiken:

1. Der Unterschied zwischen der Entwicklung kapitalistischer Gesellschaften und der Entwicklung der Politischen Ökologie ist untertheoretisiert.
2. Die Beziehungen zwischen der Natur einerseits und der Gesellschaft sowie den Individuen andererseits bleibt der Lipietz'schen Theorie äußerlich, unter anderem weil die Beziehungen nicht systematisch theoretisiert werden.
3. In der Politischen Ökologie werden die Probleme im gesellschaftlichen Umgang mit der Natur auf die Überschreitung der Tragfähigkeit ökologischer Systeme reduziert, anstatt das Herrschafts- und Ausbeutungsverhältnis zwischen (kapitalistischer) Gesellschaft und Natur zum Gegenstand zu machen.
4. Lipietz knüpft an malthusianische Bevölkerungstheorie an, ohne jedoch die an ihr geleisteten Kritiken, wie zum Beispiel die von Marx und Engels, zu berücksichtigen, denen zufolge soziale und nicht bevölkerungspolitische Widersprüche den sozialen und ökologischen Problemen in einer kapitalistischen Gesellschaft zugrunde liegen.
5. Lipietz besitzt in der Konzeptionierung der Beziehung zwischen Natur und Gesellschaft einen spezifischen klassentheoretischen Blindfleck.
6. Er präsentiert die Politische Ökologie als neue umfassende Wissenschaft, ohne jedoch deutlich oder kenntlich zu machen, wie deren Verhältnis zu anderen Vorläuferprojekten, etwa zu dem von Marx und Engels, aussieht.
7. Der Begriff der Politischen Ökologie ist untertheoretisiert, so dass der Terminus eher als Container funktioniert, als dass er Klarheit schafft.

8. Lipietz' Begriffe des Wachstums, des Fortschritts und des Produktivismus sind unterbestimmt und ungenau – insbesondere in ihrem Bezug zur kapitalistischen Entwicklung.
9. Lipietz' Kritik an der technischen Produktivkraftentwicklung ist reduktionistisch, weil sie sich nur gegen eine ihrer Formen richtet.
10. Die Natur verliert letztlich in Lipietz' Politischer Ökologie ihre relative Autonomie, wird in die Gesellschaft integriert und damit auch theoretisch der Naturbeherrschung unterworfen.
11. Lipietz' Bestimmung des Produktivismus als gesellschaftlichem Hauptwiderspruch ist wissenschaftlich undifferenziert und unhistorisch.
12. Die Widersprüche bei der Definition des liberal-produktivistischen Entwicklungsmodells in den Lipietz'schen Arbeiten zeugen von Problemen, den Liberalen Produktivismus überhaupt als kohärentes Entwicklungsmodell bestimmen zu können.
13. Die Analyse der sich herausbildenden internationalen Regulierungen von Umweltproblemen ist ausschließlich politologisch. Sie bezieht die internationalen politischen Institutionen und Regulierungen nicht in eine historisch-materialistische Staatstheorie ein, so dass auch die ihnen innewohnenden Limitierungen nicht deutlich werden.
14. Die wissenschaftlich-analytische Unterscheidung zwischen kapitalistischen Entwicklungsmodellen und Politischer Ökologie wird nicht herausgearbeitet.
15. Lipietz' zentrale Kritiken am Verhältnis zwischen Natur und Gesellschaft konzentrieren sich trotz der empirisch belegbaren Verursachung von Umweltproblemen durch die kapitalistische Produktion auf die individuelle Konsumtion.
16. Der Begriff der Krise der politischen Ökologie ist diffus, weil er undifferenziert soziale und ökologische Probleme subsumiert. Es wird nicht deutlich, in welchem Verhältnis ökologische und soziale Krisen zueinander stehen.
17. Die demographischen Erklärungen für gegenwärtige Krisen sind infolge der enormen Möglichkeiten der real existierenden Ökonomie nicht haltbar.
18. Kapitalistische Krisen ausschließlich auf die Verteilung der Einkommen und nicht auf die Eigentumsverhältnisse zurückzuführen, ist weder mit Lipietz' Begriff der kapitalistischen Produktionsweise noch mit der Wirklichkeit kapitalistischer Produktion in Einklang zu bringen.
19. Lipietz' Wissenschaft der Politischen Ökologie schließt apodiktisch eine nicht-kapitalistische Entwicklung aus.

20. Er sucht mit ihr lediglich nach Verbesserungen innerhalb der kapitalistischen Produktionsweise.
21. Lipietz ignoriert die historischen Entwicklungen im Liberalen Produktivismus, in dem der herrschende Block soziale Kompromisse einseitig zugunsten des ökonomischen Erfolges für die herrschende Klasse über den Haufen geworfen hat.
22. Zur Lösung sozialökologischer Probleme setzt Lipietz auf ein klassenübergreifendes Projekt, das die politisch-ökonomischen Wurzeln der meisten Probleme ignoriert.
23. Seine Kritik am Marxismus ist verkürzt und in keiner Weise zeitgemäß beziehungsweise verschiedenen marxistischen Strömungen mitsamt ihrer Denktradition Rechnung tragend.
24. Lipietz befürwortet die soziale Produktivkraftentwicklung (im Unterschied zur technischen) als zentralen Weg gesellschaftlichen Fortschritts und übergeht damit seine eigene Fortschritts- und Produktivkraftkritik.
25. Er heißt damit die Ausweitung der Produktivkraftentwicklung – auch im Sinne des Kapitals – gut.
26. Er will den Markt als Regulationsinstanz insbesondere zur Lösung ökologischer Probleme wie des Klimawandels stärken, beispielsweise durch die Inwertsetzung von CO_2-Emission und den Handeln mit ihnen.
27. Letztlich will Lipietz den Kapitalismus mit einigen ausgewählten ökologischen Reformen wiederbeleben. Damit stärkt er genau die sozialen Verhältnisse, die die Ursache für die sozialen und ökologischen Probleme in der gegenwärtigen Gesellschaftsformation sind.

5.7.3 Resümee für das Anliegen der vorliegenden Arbeit

Lipietz' Kritik an der Fokussierung der Produktivkraftentwicklung als zentraler Hebel zur gesellschaftlichen Entwicklung ist für eine Theorie des Verhältnisses der kapitalistischen Gesellschaft zur Natur unverzichtbar. Allerdings gilt dies für alle Produktivkräfte innerhalb der kapitalistischen Produktionsweise, also auch für die sozialen.

Die Defizite der Lipietz'schen Theorie verweisen unter anderem auch auf die Notwendigkeit, eine historisch-materialistische Theorie der bürgerlichen Politik und der bürgerlichen Denkformen und ihrer Beziehungen zur Natur zu entwerfen, die an eine historisch-materialistische Darstellung der kapitalistischen Ökonomie und ihres Verhältnisses zur Natur anschließt. Nur auf diese Weise kann ein Gesamtbild und eine Kritik der Beziehungen zwischen kapitalistischer Gesellschaft und der Natur entworfen werden. Dabei muss aber

entgegen der Lipietz'schen Theorie und Motive berücksichtigt werden, dass die Politik in der kapitalistischen Gesellschaft neben der Ökonomie die Entwicklung bestimmt und nicht allein die letztlich bestimmende Instanz bildet.

Seine mangelnde Kritik an der kapitalistischen Produktionsweise als solcher, seine Definition des Hauptwiderspruchs „Produktivismus", die Klassenblindheit seiner Analyse, die defizitäre Bestimmung der Politischen Ökologie, seine politischen Vorschläge zur Entwicklung eines sozialökologischen kapitalistischen Entwicklungsmodells und einige andere oben genannte Kritikpunkte führen letztlich zu der Schlussfolgerung, dass Lipietz' Konzept der Politischen Ökologie für eine kritische Theorie des Verhältnisses zwischen kapitalistischen Gesellschaften und der Natur zwar in Teilen hilfreich – als Grundlage jedoch nicht brauchbar ist.

6 Das Verhältnis der kapitalistischen Gesellschaft zur Natur

> „Die Anschauung, welche unter der Herrschaft des Privateigentums und des Geldes von der Natur gewonnen wird, ist, die wirkliche Verachtung, die praktische Herabwürdigung der Natur."
> (*Zur Judenfrage*, MEW 1: 375)
> Karl Marx

Die unter im weitesten Sinne ökomarxistischen Autoren geteilte Einschätzung (vgl. Immler/Schmied-Kowarzik 1984/2011: 8, O'Connor 1998: 199, Brand 2000: 138, Lipietz 2007a: 3), dass Marx und Engels sich nicht ausdrücklich einer systematischen Analyse des gesellschaftlichen Naturverhältnisses im Kapitalismus oder einer sonstigen Gesellschaftsformation gewidmet hätten, ist zutreffend. Dennoch wäre es falsch, daraus den Schluss zu ziehen, dass sie sich gar nicht mit dieser Beziehung befasst hätten. Erst recht wäre es falsch zu unterstellen, Marx' und Engels' Schriften böten zur Untersuchung des Verhältnisses der kapitalistischen Gesellschaft zur Natur keine Anhaltspunkte und Erklärungen, oder zu behaupten, sie seien ungeeignet für ein solches Unterfangen.[458]

Das Verhältnis der kapitalistischen Gesellschaft zur Natur ist im gesamten Marx'schen Werk – von den noch philosophisch geprägten Frühschriften über die journalistischen Artikel bis zu den späten ökonomietheoretischen Arbeiten – ein wiederkehrendes Motiv. Allerdings wird es immer unter der Prämisse abgehandelt, andere Gegenstände darzustellen, zu analysieren und zu kritisieren.

Marx behandelt, zum Beispiel im *Kapital*, die Entwicklung der Produktivkräfte mit Blick auf die Steigerung des relativen Mehrwerts und damit auch gleichzeitig das Verhältnis zwischen Natur und kapitalistisch verfasster Gesellschaft, um am Ende dieses Teils seiner Untersuchung zu der instruktiven Schlussfolgerung zu kommen, dass die kapitalistische Produktion die Produktivkräfte der Arbeit nur entwickelt, „indem sie zugleich die Springquellen alles Reichtums untergräbt: die Erde und den Arbeiter" (MEW 23: 530).[459]

458 Zur Entgegnung voreiliger und zum Teil überzogener, ökologisch motivierter Marx-Kritik vgl. etwa Haug 2008.

459 Marx verwendet den Begriff der „Erde" gleichbedeutend für alles, was in der kapitalistischen Produktionsweise ökonomisch unter „Natur" gefasst wird. Vgl.: „Der Vollständigkeit wegen ist zu bemerken, daß hier unter Grund und Boden auch Wasser etc. verstanden wird […]." (MEW 25: 628) Und im *Kapital* heißt es: „Man sah ferner, daß selbst bei gegebner Größe des funktionierenden Kapitals die ihm einverleibte Arbeitskraft, Wissenschaft und Erde (worunter ökonomisch alle ohne Zutat des Menschen von Natur vorhandnen Arbeits-

Als ein weiteres Beispiel bietet sich Marx' *Kritik des Gothaer Programms* (MEW 19: 13-32) an, mit der er einerseits eine scharfe Polemik gegen die zeitgenössische Sozialdemokratie formuliert und andererseits dabei herausstellt, dass die Natur neben der Arbeit die zweite Quelle des Reichtums darstelle. Marx weist also darauf hin, dass die Natur sehr wohl als Produzentin von Gebrauchswerten erhalten werden müsse, weil allein die menschliche Arbeit nichts produzieren könne (vgl. MEW 19: 15f.).

Bereits in frühen Zeitungsartikeln aus dem Jahr 1842, die zu Beginn von Marx' journalistischer Tätigkeit in der *Neuen Rheinischen Zeitung* erschienen und laut Engels (vgl. MEW 39: 466) und Marx' eigenen Worten (vgl. MEW 13: 7f.) seinen Weg zur Beschäftigung mit der Politischen Ökonomie geebnet hätten, befasste sich Marx etwa vor dem Hintergrund der *Debatten über das Holzdiebstahlgesetz* im damaligen rheinischen Landtag unter anderem mit der Relation zwischen der bürgerlichen Gesellschaft und der Natur. In jenem Artikel beschreibt Marx – terminologisch noch unentwickelt im Vergleich zu seinem ökonomiekritischen Spätwerk –, dass die Klasse, die nichts außer ihrer Arbeitskraft besitzt und „von allem andern Eigentum ausgeschlossen ist […] in der bürgerlichen Gesellschaft dieselbe Stellung einnimmt wie jene Gegenstände in der Natur" (MEW 1: 118). Und in seinem Essay *Zur Judenfrage* antizipiert Marx – theoretisch noch nicht untermauert – bereits einen wesentlichen Aspekt des gesellschaftlichen Naturverhältnisses im Kapitalismus, wenn er schreibt, dass das Geld „die ganze Welt, die Menschenwelt wie die Natur, ihres eigentümlichen Wertes beraubt" (ebd.: 375) habe.

Ausgehend von den *Ökonomisch-philosophischen Manuskripten* und *Die Deutsche Ideologie* über Arbeiten wie die *Randglossen zu Adolph Wagners „Lehrbuch der politischen Ökonomie"* (MEW 19: 355-383) und den Rohentwurf der *Grundrisse der Kritik der politischen Ökonomie* (Marx 1853) bis hin zum *Kapital* – in allen großen Schriften von Marx lassen sich Elemente einer gesellschaftstheoretisch angeleiteten Kritik des gesellschaftlichen Naturverhältnisses in kapitalistischen Gesellschaften finden. Systematisiert haben aber weder Marx noch Engels ihre Überlegungen.

Sie haben allerdings schon früh erkannt, dass die kapitalistischen Produktionsverhältnisse nicht nur die Beziehungen zwischen den Menschen radikal verändern, sondern dass sie auch das Verhältnis der Gesellschaft zur Natur affizieren.

Marx hat sich deswegen umfassende Kenntnisse der zeitgenössischen naturwissenschaftlichen Forschung angeeignet, wie zum Beispiel die Arbeiten

gegenstände zu verstehn sind) elastische Potenzen desselben bilden, die ihm innerhalb gewisser Grenzen einen von seiner eignen Größe unabhängigen Spielraum gestatten." (MEW 23: 636)

von Justus Liebig oder Charles Darwin, ohne sie jedoch unkritisch zu adaptieren.[460] Im Gegenteil: Er hat sie für seine eigenen Untersuchungen fruchtbar gemacht, wenn er etwa die Folgen der wissenschaftlichen Entwicklung in der Chemie für die Bodenfruchtbarkeit und die Bodenrente analysiert (vgl. MEW EB 1: 498, MEW 4: 172 und MEW 25: 632).

Marx und Engels haben auch bereits früh – zum Beispiel in *Die Deutsche Ideologie* – erkannt, dass die Produktionsweisen einer Generation und deren Folgen für Mensch und Natur mit den Entwicklungspotenzialen nachfolgender Generationen in Beziehung stehen – ein Gedanke, der nahezu allen heutigen Nachhaltigkeitskonzeptionen zugrunde liegt (vgl. MEW 3: 43/45/72/423). Dass die Menschen auf die Natur – und entsprechend auch auf ihren Erhalt – angewiesen sind, war für sie vollkommen selbstverständlich: „Der Arbeiter kann nichts schaffen ohne die *Natur*, ohne die *sinnliche Außenwelt*." (MEW EB 1: 512, Herv.i.O.) Entsprechend scharf fielen ihre Kritiken auch an Jenen aus, die dieses factum brutum zu leugnen wagten.

Allen Unkenrufen und Kritiken zum Trotz haben Marx und Engels auch von Anbeginn ihrer theoretischen Arbeit auf den kontradiktorischen Charakter der Produktivkräfte hingewiesen, die „unter dem Privateigentum eine nur einseitige Entwicklung" annähmen und „für die Mehrzahl zu Destruktivkräften" würden, während zahlreiche Produktivkräfte „im Privateigentum gar nicht zur Anwendung kommen" (MEW 3: 60). Entsprechend konsequent kritisierten sie beispielsweise die amerikanische Bodenreformbewegung für ihren „Industrialismus" (MEW 4: 8).

Schon zu Beginn ihrer wissenschaftlichen und politischen Arbeit haben Marx und Engels gesehen, dass die Naturzerstörungen Resultat der systemimmanenten Bewegungsgesetze der kapitalistischen Produktionsweise sind, weil „die Erde ebenso zum Schacherwert herabsinkt wie der Mensch" (MEW EB 1: 507). Im *Kapital* benennt Marx am Beispiel der Landwirtschaft die „Moral von der Geschichte […], daß das kapitalistische System einer rationellen Agrikultur widerstrebt oder die rationelle Agrikultur unverträglich ist mit dem kapitalistischen System" (MEW 25: 131).

460 Marx' und Engels' kritischer Umgang mit naturwissenschaftlichen Erkenntnissen wird zum Beispiel durch ihre Gedanken zu Darwin dokumentiert, die man zahlreichen Briefen oder auch *Herrn Eugen Dühring's Umwälzung der Wissenschaft* (MEW 20: 1-303) entnehmen kann (vgl. MEW 20: 64f., MEW 30: 249, MEW 32: 53/685f. und MEW 34: 169f.). In seinem erst post mortem veröffentlichten Skript zur *Dialektik der Natur* kritisiert Engels beispielsweise ausdrücklich das „Modewerden des Darwinismus" (MEW 20: 472) sowie die „Anmaßung, die Naturtheorien auf die Gesellschaft anzuwenden" (ebd.: 472). Entsprechend plädiert er auch dafür, Darwins Theorie „streng zu beschränken auf die durch pflanzliche und tierische *Übervölkerung* hervorgerufenen Kämpfe, die auf gewissen pflanzlichen und niedrigen tierischen Stufen in der Tat vorkommen" (ebd.: 563f., Herv.i.O.).

Entsprechend war Engels und Marx ebenfalls schon früh bewusst, dass eine befreite Gesellschaft auch ein anderes Verhältnis zwischen Natur und Gesellschaft hervorbringen muss. Während Marx in den *Ökonomisch-philosophischen Manuskripten* dieses noch ein wenig mystisch-philosophisch als „*wahrhafte* Auflösung des Widerstreites zwischen dem Menschen mit der Natur und mit dem Menschen" (MEW EB 1: 536, Herv.i.O.) bezeichnet, spricht er im dritten Band des *Kapital* präziser aus, was nötig ist: Der „vergesellschaftete Mensch, die assoziierten Produzenten" müssten „diesen ihren Stoffwechsel mit der Natur rationell regeln, unter ihre gemeinschaftliche Kontrolle bringen, statt von ihm als von einer blinden Macht beherrscht zu werden" (MEW 25: 828) (vgl. Kapitel 6.6).

Zahlreiche wiederkehrende Motive ökologischen Denkens sind also von Marx und Engels schon im Rahmen ihrer sich entfaltenden Gesellschaftskritik formuliert worden, als es die Ökologie als eigenständige Wissenschaft offiziell noch gar nicht gab beziehungsweise parallel zu ihrer historischen Genese. Da sie gleichzeitig auch Kritik an der sukzessiven Zerstörung der Natur durch die Ökonomie übten und Argumente anführten, warum diese sowohl für die Natur als auch für die Menschen schädlich sei, ist es keineswegs unberechtigt, Marx und Engels als geistige Wegbereiter der progressiven Ökologiebewegung zu bezeichnen.

In der Marx'schen Ökonomietheorie wie in seinem Gesamtwerk steht das Verhältnis von Gesellschaft und Natur[461] nicht im Zentrum. Das ist weder verwunderlich noch notwendig erforderlich angesichts der Zielsetzung, die Marx mit seinen Arbeiten verfolgte. Er wollte schließlich „das Bewegungsgesetz der modernen Gesellschaft" (MEW 23: 15f.) enthüllen und nicht das Verhältnis zwischen Gesellschaft und Natur erforschen und darstellen (vgl. Kapitel

461 Um epistemologisch-philosophischen Missverständnissen vorzubeugen, soll hervorgehoben werden, dass Marx keinen ontologisch-philosophischen Naturbegriff verwendet. Gleich in mehreren Arbeiten weist er auf die Tatsache hin, dass eine „ursprüngliche Natur" historisch obsolet sei. Exemplarisch für Marx' und Engels' Naturbegriff kann hier auf einen Absatz aus *Die Deutsche Ideologie* verwiesen werden: Es bleibe „die Priorität der äußeren Natur bestehen, und allerdings hat dies Alles keine Anwendung auf die ursprünglichen, durch generatio aequivoca erzeugten Menschen; aber diese Unterscheidung [zwischen Natur und Gesellschaft; C.S.] hat nur insofern Sinn, als man den Menschen als von der Natur unterschieden betrachtet. Übrigens ist diese der menschlichen Geschichte vorhergehende Natur ja nicht die Natur, in der Feuerbach lebt, nicht die Natur, die heutzutage, ausgenommen etwa auf einzelnen australischen Koralleninseln neueren Ursprungs, nirgends mehr existiert, also auch für Feuerbach nicht existiert" (MEW 3: 44, vgl. MEW EB 1: 587/3 und MEW 23: 196). Erkenntnistheoretisch könnte man in Anschluss an Schmidt 1962/1993 und andere schlussfolgern, dass Marx einen historisch-materialistischen, über die historisch besondere gesellschaftliche Form der Praxis (Arbeit) vermittelten Naturbegriff gebraucht (vgl. Fußnote 512 der vorliegenden Arbeit).

6.1). Allerdings ist die Beziehung zwischen der Natur und der kapitalistischen Gesellschaft auch kein randständiges Phänomen in seiner Kritik der Politischen Ökonomie.

„Denn das Ganze dieser Beziehungen, worin sich die Träger dieser Produktion zur Natur und zueinander befinden, worin sie produzieren, dies Ganze ist eben die Gesellschaft, nach ihrer ökonomischen Struktur betrachtet." (MEW 25: 826f., vgl. MEW 3: 36/38.) Diese Relationen gehen die Menschen in ihrer alltäglichen Praxis, über die sie sich als Individuen, ihren gesellschaftlichen Zusammenhang und ihr Verhältnis zur Natur reproduzieren, unweigerlich ein. Die für jede Gesellschaftsformation historisch und gesellschaftlich zu unterscheidende Form der gesellschaftlichen Arbeit beinhaltet also transhistorisch immer ein Verhältnis der Gesellschaft zur Natur. Die gesellschaftliche Arbeit ist die Vermittlerin zwischen beiden (vgl. Wolf 2007b: 75).

Damit ist aber noch nicht mehr gesagt, als dass die Menschen in einen Stoffwechsel mit der Natur treten, um zu überleben (vgl. Marx 1970: 621 und MEW 23: 192-200). Eine Analyse des gegenwärtigen Verhältnisses von Natur und Gesellschaft, die sich folglich auf diese abstrakte Bestimmung allein stützt, ist nicht nur fehlerhaft, sondern schlicht unbrauchbar, weil sie nichts darüber aussagt, wie der Arbeitsprozess in der kapitalistischen Gesellschaftsformation konkret funktioniert. Marx bemerkt:

> „So wenig man dem Weizen anschmeckt, wer ihn gebaut hat, so wenig sieht man diesem Prozeß an, unter welchen Bedingungen er vorgeht, ob unter der brutalen Peitsche des Sklavenaufsehers oder unter dem ängstlichen Auge des Kapitalisten, ob Cincinnatus ihn verrichtet in der Bestellung seiner paar jugera oder der Wilde, der mit einem Stein eine Bestie erlegt." (MEW 23: 199)

Soll also bestimmt werden, wie genau dieser Austauschprozess gestaltet wird, ist es notwendig, die historisch und gesellschaftlich spezifische Form der gesellschaftlichen Arbeit unter die Lupe zu nehmen.[462] Und dies unternimmt Marx, indem er die *kapitalistische* Form der gesellschaftlichen Arbeit im *Kapital* mittels theoretischer Reproduktion der Wirklichkeit (positiv) darstellt und dadurch gleichzeitig kritisiert. (Zum Verhältnis von Wirklichkeit und Darstellung sowie zur Einheit von Darstellung und Kritik (vgl. Kapitel 6.1.2).

Mit dem *Kapital* wird das gesellschaftliche Naturverhältnis entsprechend seiner Bedeutung und Funktion innerhalb der kapitalistischen Produktionsweise richtig dargestellt und sein Platz innerhalb der kritischen Theorie der

462 An diesem Punkt kollidiert zum Beispiel die Analyse Horkheimers und Adornos in der *Dialektik der Aufklärung* mit der Marx'schen Auffassung. Ebenso kommen an diesem Punkt philosophische ökomarxistische Darstellungen wie etwa von Schmied-Kowarzik (vgl. Schmied-Kowarzik 1984) oder Alfred Schmidt (vgl. Schmidt 1962/1993) an ihre Grenzen.

Gesellschaft zutreffend bestimmt. Der Stoffwechsel zwischen Menschen und Natur – der sogenannte Arbeitsprozess – geht als Teil des historisch und gesellschaftlich bestimmten Produktionsprozesses in die Darstellung des „innere[n] Getriebe[s] des kapitalistischen Produktionsprozesses“ (MEW 24: 218) ein.

Das gesellschaftliche Naturverhältnis werde laut Marx also im Kapitalismus in der gesellschaftlichen Praxis, in der Produktion durch die unabhängig voneinander agierenden Produzenten hergestellt. In diesem Verhältnis ist der direkte Austausch mit der Natur, den im Kapitalismus die Arbeiter für das Kapital und in dessen Dienst unterhalten, vermittelt über die jeweils historisch-gesellschaftlich „bestimmte Stufe der Entwicklung der Produktivkräfte“ (Marx 1970: 395) (vgl. ebd.: 439/592f.). „Die Technologie enthüllt das aktive Verhalten des Menschen zur Natur, den unmittelbaren Produktionsprozeß seines Lebens, damit auch seiner gesellschaftlichen Lebensverhältnisse und der ihnen entquellenden geistigen Vorstellungen.“ (MEW 23: 393, Fußnote 89)[463]

463 Die Kritik an der Naturalisierung der gegenwärtigen gesellschaftlichen Verhältnisse, also die Kritik bürgerlicher Ideologien, ist anders als zum Beispiel in der Kritischen Theorie der Regulation gesellschaftlicher Naturverhältnisse (vgl. Kapitel 4) nicht originär Teil des Theoretisierung des gesellschaftlichen Naturverhältnisses kapitalistischer Gesellschaften. Es hat aber in der Geschichte der Gesellschaftstheorie kaum eine vergleichbar pointierte Wiederlegung systemimmanenter Weltanschauungen gegeben als durch Marx und Engels. Ihre ideologiekritischen Eingriffe in die wissenschaftlichen und politischen Diskurse ihrer Zeit sind nicht nur von Beginn an Teil ihrer theoretischen Arbeit, sondern auch unabdingbare Voraussetzung für ihre positive Wissenschaft vom Wert (vgl. Kapitel 6). Erst durch die immanente Kritik der die kapitalistische Gesellschaftsformation verklärenden und naturalisierenden Gedankengebäude von Hegel und seinen junghegelianischen Adepten/Epigonen, der anarchistisch-verklärenden Vorstellungen Proudhons, an Malthus und seiner – bis heute auch unter den Ökologen sich hartnäckig haltenden – Populationstheorie und schließlich der „apologetischen Flausen der Vulgärökonomie“ (MEW 23: 562) gelangen Marx und Engels zur Erkenntnis der „Anatomie der bürgerlichen Gesellschaft“ (MEW 13: 8). Marx sah in seiner mit Engels gemeinsam ausgeführten Auseinandersetzung mit Hegel, der Hegel’schen Philosophie und der damit verbundenen Ausarbeitung einer eigenen wissenschaftlichen Position „gegen die ideologische der deutschen Philosophie“ auch den Zweck, „in der Tat mit unserm ehemaligen philosophischen Gewissen abzurechnen“ (MEW 13: 10). Und in der Auseinandersetzung mit Ricardo kritisierte Marx diesen bereits in *Zur Kritik der politischen Ökonomie* (MEW 13: 3-160) dafür, dass er „die bürgerliche Form der Arbeit als die ewige Naturform der gesellschaftlichen Arbeit“ (MEW 13: 46) betrachte (vgl. MEW 13: 618f. und MEW 19: 366). Darüber hinaus findet die Naturalisierungskritik bei Marx ihre höchste Form im historisch-materialistischen Nachweis für die Entstehung der dem Kapitalverhältnis inhärenten Fetischformen aus den historisch spezifischen kapitalistischen Produktionsverhältnissen. Erstaunlicherweise bis heute nahezu unbeachtet liefert Marx zudem die historisch-materialistische Erklärung für die beständige Reproduktion des ideologischen und abstrakten Widerspruchs zwischen Natur und Geist in kapitalistischen Gesellschaftsformationen und damit auch für die Fortexistenz der Ideologien in Philosophie, Wissenschaften und Alltagsbewusstsein (vgl. Kapitel 7, bei Marx MEW 3: 39 und ins-

Im Zuge der Marx'schen Entwicklung der verschiedenen Formen, die die gesellschaftliche Arbeit im Kapitalismus annimmt, zeigt sich nicht nur, dass die vergegenständlichten Formen gesellschaftlicher Beziehungen „kein Atom Naturstoff" (ebd.: 62) enthalten und der Natur völlig äußerlich sind. Es wird zudem auch verdeutlicht, dass die gesellschaftlichen Produktionsverhältnisse die Beziehung, die die Gesellschaft vermittelt über die konkrete Arbeit im Produktionsprozess zur Natur eingeht, erstens bestimmen. Zweitens stellt sich heraus, dass das Kapital als „die alles beherrschende ökonomische Macht der bürgerlichen Gesellschaft" (MEW 13: 638) die Natur – wie die Arbeiterklasse – in beständig wachsendem Maße ausbeutet und ausbeuten muss, wenn es sich selbst erhalten will. Die spezifische Differenz zwischen der Ausbeutung von Natur und Arbeiterklasse besteht darin, dass die Arbeiter formal als juristisch Gleiche anerkannt werden, ihre Arbeitskraft als Ware vom Kapital gekauft werden muss und dass sie das Kapital (re-)produzieren, während die Natur mit bloßer Gewalt angeeignet wird. Drittens ergibt sich aus Marx' Darstellung, dass das gesellschaftliche Gesamtkapital in seinem Reproduktionsprozess von den verschiedenen eigenständigen Prozessen und Qualitäten der Natur abstrahiert und somit die Naturzerstörung nicht nur exorbitant potenziert, sondern dass diese für das Kapital schlicht nicht von Interesse ist, solange seine Fortexistenz nicht bedroht ist.

Ausgehend von diesem ersten Überblick wird in den folgenden Kapiteln anhand von Marx' logisch-systematischer Darstellung der kapitalistischen Produktionsweise in *Das Kapital – Zur Kritik der politischen Ökonomie* (vgl. Kapitel 6.1) eingehend untersucht, welche Beziehung die kapitalistische Gesellschaft zur (äußeren) Natur eingeht. Da Marx im *Kapital* die kapitalistische Produktionsweise „in ihrem idealen Durchschnitt" (MEW 25: 839) darstellt, bilden die darin dargelegten sozialen und sozialökologischen Beziehungen die Grundlage *aller* kapitalistischen Gesellschaften, auch wenn sie historisch und gesellschaftlich variieren und demzufolge unterschiedlich ausgeprägt sein können. Das ist auch der Grund, warum in der vorliegenden Arbeit von Marx' ökonomischer Gesellschaftstheorie alternativ zu den durch immanente Kritik verworfenen Theorien zur Beschreibung des gesellschaftlichen Naturverhältnisses in kapitalistischen Gesellschaftsformationen ausgegangen wird, um das gegenwärtige gesellschaftliche Naturverhältnis historisch-materialistisch zu retheoretisieren.

Entsprechend wird von allen – historischen und gesellschaftlichen – institutionalistischen Konkretisierungen beziehungsweise Einbettungen (vgl. Polanyi 1978) kapitalistischer Entwicklungsmodelle abgesehen, die in der

besondere Wolf 2007a, Wolf 2012a und Wolf 2013b).

Regel als wechselseitiges historisch-gesellschaftliches Zusammenspiel von Ökonomie einerseits und Politik sowie Gedankenformen andererseits betrachtet werden, wie zum Beispiel in der Regulationstheorie (vgl. dazu die Kapitel 4 und 5 in dieser Arbeit sowie Hirsch 1995 und Hirsch/Roth 1986), in der Weltsystemtheorie (vgl. Wallerstein 1986-2012, Arrighi 1994 und Arrighi 2008), in der Theorie des Hightech-Kapitalismus (vgl. Haug 2003 und Haug 2012), im Variety of Capitalism-Ansatz (vgl. Hall/Soskice 2001 und Streek 2010) oder Theorien leninistischer Provenienz (vgl. Foster et al. 2011 und Baran/Sweezy 1967). Es wäre erst der zweite Schritt, ausgehend von den Erkenntnissen aus der Untersuchung des gesellschaftlichen Naturverhältnisses in Marx' Arbeiten die Tragfähigkeit der genannten Marx-Adaptionen erstens auf ihren Gehalt als Anknüpfung an die Marx'sche Kapitalismustheorie und dann zweitens auf ihre Aussagekraft mit Blick auf das Verhältnis von Natur und Gesellschaft unter kapitalistischen Produktionsverhältnissen zu prüfen.

Eingedenk der Tatsache, dass Marx' *Kapital* sich nach der inneren Struktur der kapitalistischen Produktionsweise richtet und demzufolge nicht nach den Erfordernissen einer Analyse des gesellschaftlichen Naturverhältnisses, wird der Aufbau der Marx'schen Darstellung bei der Rekonstruktion des Kapitalismus beibehalten. Entsprechend der jeweiligen Abstraktionsstufe wird ausgeführt, wie sich die jeweils beschriebenen ökonomisch-gesellschaftlichen Verhältnisse auf die Relation der Gesellschaft zur Natur auswirken und wie die Natur, sofern sie es tut, wiederum auf diese zurückwirkt.

Bei der Destillation der Marx'schen Aussagen zur Relation zwischen kapitalistischer Gesellschaftsformation und der Natur ist darauf zu achten, die Marx'schen Naturanalogien, insbesondere in Verbindung mit den Begriffen der „Naturwüchsigkeit" und der „Naturbasis", seine erkenntnistheoretischen Einlassungen zur Natur, seine unablässige Kritik der Naturalisierungen gesellschaftlicher Beziehungen sowie seine eigenen naturwissenschaftlichen Überlegungen von den Untersuchungen zu trennen, die er über das kapitalistische Naturverhältnis anstellt.

Sofern im folgenden Abschnitt der vorliegenden Arbeit auch Argumente oder Überlegungen von Marx und Engels aus anderen Arbeiten der beiden angeführt werden als aus dem *Kapital*, ist damit beabsichtigt, die vorgenommene Interpretation des Hauptwerks zu verdeutlichen, zu vertiefen oder zu akzentuieren.

Indem weitestgehend auf Aussagen von Marx aus anderen Werken verzichtet wird, wird erstens ausgeschlossen, dass die Kategorien der Marx'schen Ökonomiekritik mit den Begriffen seiner Philosophie vermengt werden (und dadurch inhaltliche Ungenauigkeiten oder Widersprüche entstehen). Zweitens wird vermieden, dass zu Marx' Gunsten oder Ungunsten sein

Porträt der bürgerlichen Gesellschaft nachträglich korrigiert wird, um etwaige Probleme zu kaschieren oder mehr in es hineininterpretieren zu können, als es wirklich enthält. Darüber hinaus können durch dieses Vorgehen Diskussionen vermieden werden, die durch den zum Teil unvollendeten Zustand einzelner Arbeiten der beiden Autoren entstehen.

Engels' Schriften, in denen er Gedanken, Positionen und theoretische Reflexionen zum gesellschaftlichen Naturverhältnis, zur Natur und Naturerkenntnis ausführt, wie zum Beispiel die *Dialektik der Natur*, und seine Arbeiten zu anderen Themen, in denen das gesellschaftliche Naturverhältnis in verschiedenen Formen besprochen wird, wie etwa *Ludwig Feuerbach und der Ausgang der klassischen deutschen Philosophie* (MEW 21: 259-307) oder *Die Entwicklung des Sozialismus von der Utopie zur Wissenschaft* (MEW 19: 177-228), werden in der vorliegenden Arbeit nur dann berücksichtigt, wenn sie der von Marx' Untersuchungen im *Kapital* angeleiteten Darstellung folgen beziehungsweise an die darin enthaltenen Argumente logisch anknüpfen.

Dadurch wird vermieden, Widersprüche zwischen den Überlegungen von Marx und Engels diskutieren zu müssen, die mit dem Thema der vorliegenden Arbeit direkt nichts zu tun haben. Ferner wird auf diese Weise Einwänden zuvorgekommen, die aus der Auffassung entstehen, Engels' Spätschriften, insbesondere die nach Marx' Tod entstandenen, widersprächen Marx' Positionen grundsätzlich.[464] Und schließlich wird damit drittens auch dem unvollendeten Charakter von einigen Ausführungen Engels', insbesondere der *Dialektik der Natur*, Rechnung getragen.

Bevor aber zur Untersuchung des gesellschaftlichen Naturverhältnisses in der kapitalistischen Gesellschaftsformation anhand von Karl Marx' *Kapital* übergegangen wird, soll kurz umrissen werden, wie Marx in seinem Hauptwerk vorgeht. Einerseits soll dadurch Kritiken vorbeugend entgegnet werden, die auch von ökologisch motivierten Wissenschaftlern gegen Marx und seine Theorie vorgebracht werden. Andererseits dienen die Erklärungen zur Marx'schen Methode dazu, die an sie anschließende Untersuchung des *Kapital* mit Blick auf das gesellschaftliche Naturverhältnis nachvollziehbarer zu machen.

464 Vgl. zur Kritik an Engels Schmidt 1962/1993 und zur Antikritik der Position Schmidts und daran anschließender Autoren Krätke 2007 und Gerns 2011.

6.1 Marx' Methode im *Kapital*

> „Das ganze Werk erscheint in 3 Bänden. […] Es ist sicher das furchtbarste Missile, das den Bürgern (Grundeigentümer eingeschlossen) noch an den Kopf geschleudert worden ist."
> (*Marx an Becker*, 17. April 1867, MEW 31: 541)
> Karl Marx

Marx hat nicht zusammenhängend verschriftlicht dargelegt, wie er seine für die Darstellung im *Kapital* verwendete Methode versteht. Dennoch gibt es in einigen Schriften Aussagen von Marx zu seinem Vorgehen, insbesondere im Vorwort zu seinem Hauptwerk. Aus diesen Quellen lässt sich rekonstruieren, wie Marx sein Methodik verstand. In der vorliegenden Arbeit wird dabei der *Kapital*-Interpretation von Dieter Wolf gefolgt, weil er das *Kapital* als logisch systematische Entwicklung des dialektischen Widerspruchs von Gebrauchswert und Wert bis zum Kapitalverhältnis versteht, strukturalistische oder voluntaristische Vereinseitigungen vermeidet, die Differenz zwischen gedanklicher Darstellung und Wirklichkeit und den Doppelcharakter des *Kapital*, zugleich Darstellung und Kritik der kapitalistischen Produktionsweise zu sein, berücksichtigt.[465]

6.1.1 Das Verhältnis von logischer Systematik und Historie

Die Debatte, ob – so die beiden sich widersprechenden Positionen – Marx' Methode im *Kapital* logisch-systematischer Natur ist oder ob Marx eine historische Entwicklung nachzeichnet, ist insbesondere seit der Entstehung der sogenannten Neuen Marx-Lektüre in den 1960er-Jahren ausführlich und kontrovers geführt worden. Dabei gelang es weder den Vertretern der einen Position, Marx zeichne im *Kapital* die historische Entstehung des Kapitalismus nach, die Vertreter der anderen Position, Marx entwickele im *Kapital* in logischer Systematik die Bewegungsgesetze und dazugehörigen Begriffe der kapitalistischen Produktionsweise, zu überzeugen noch konnte dies vice versa gelingen. Im Folgenden wird nicht diese gesamte Diskussion rekapituliert, sondern anhand von Marx' eigenen Ausführungen eine Position formuliert.

Bereits in der *Einleitung* zu der Schrift *Zur Kritik der Politischen Ökonomie* grenzt Marx zwei Verfahrensweisen voneinander ab. Entweder man ver-

465 Zur Abgrenzung von Dieter Wolfs Interpretation des Marx'schen Werkes und insbesondere des *Kapital*, zum Beispiel zu der Wolfgang Fritz Haugs (vgl. Haug 2003 und Haug 2006) und Michael Heinrichs (vgl. Heinrich 1991 und Heinrich 2004) Ansätzen – um nur zwei prominente zu nennen (vgl. Wolf 2008).

folgt „den geschichtlichen Entwicklungsprozeß in seinen verschiednen Phasen“ (MEW 13: 616) oder man erkläre im Vorfeld, „daß wir es mit einer bestimmten historischen Epoche zu tun haben“ (ebd.: 616f.). Marx optiert eindeutig für letzteres, wenn er schreibt, dass die moderne kapitalistische Produktion „in der Tat unser eigentliches Thema ist“ (MEW 13: 617, vgl. Marx 1970: 6f.) und er es „mit der gewordnen, auf ihrer eignen Grundlage sich bewegenden bürgerlichen Gesellschaft zu tun“ (ebd.: 164) habe (vgl. MEW 25: 885). Zudem teilt er in einem Brief an Engels vom 31. Juli 1865 mit, dass die ersten drei Bücher – gemeint sind die drei Bände des *Kapital* – den „theoretischen Teil“ seiner Arbeit bilden sollten, während das geplante vierte Buch, womit für gewöhnlich die Theorien zum Mehrwert bezeichnet werden (vgl. MEW 26.1-3), „das historisch-literarische“ (MEW 31: 132) werden sollte (vgl. MEW 29: 551).

Nun könnte eingewandt werden, dass man auch eine einzige historische Epoche der Ökonomie in ihrer historischen Genese theoretisch darstellen könne. Marx verweist aber an diversen Stellen des *Kapital* und in anderen Schriften darauf, dass seine eigenen Ausführungen der historischen Entwicklung teils widersprechen und sich nur teilweise mit ihr decken. Bereits diese Kontradiktionen von Darstellung und Historie unterminieren die These, Marx lege im *Kapital* die geschichtliche Entwicklung des Kapitalismus dar.

In den *Grundrissen* schreibt Marx, dass „[i]nnerhalb des Systems der bürgerlichen Gesellschaft […] auf den Wert unmittelbar das Kapital“ folge, während „*[i]n der Geschichte […] andre Systeme*“ vorgingen, „die die materielle Grundlage der unvollkommnern Wertentwicklung bilden“ (Marx 1970: 163, Herv.i.O).

Im *Kapital* stellt er dann gleich mehrfach die Abweichung seiner Darstellung von der historischen Entwicklung fest. Die Entfaltung des produktiven Kapitals vor dem kommerziellen und dem zinstragenden Kapital im *Kapital* stimmt zum Beispiel nicht mit der historischen Genese überein. Wenn sie dies täte, müssten die beiden letzteren vor dem produktiven Kapital entwickelt werden. Denn:

> „Das zinstragende Kapital, oder wie wir es in seiner altertümlichen Form bezeichnen können, das Wucherkapital, gehört mit seinem Zwillingsbruder, dem kaufmännischen Kapital, zu den antediluvianischen Formen des Kapitals, die der kapitalistischen Produktionsweise lange vorhergehn und sich in den verschiedensten ökonomischen Gesellschaftsformationen vorfinden.“ (MEW 25: 607, vgl. ebd.: 389.)

Marx entwickelt das zinstragende und das kommerzielle Kapital in der *Kritik der politischen Ökonomie* aber nach dem produktiven Kapital, also entgegen der Reihenfolge in der geschichtlichen Entstehung dieser verschiedenen Kapitalformen.

Auch die Analyse des Einflusses des Kaufmannskapitals auf die Bildung der allgemeinen Profitrate stellt Marx hintenan, obgleich sich diese Sache laut seiner Aussage im „Gang der historischen Entwicklung […] geradezu umgekehrt“ (ebd.: 298) verhalten habe. Dasselbe gilt für die Auswirkungen des Kredits auf die Kapitalzirkulation, die er im zweiten Band mit Verweis auf die logische Entwicklung des Kredits aus dem zinstragenden Kapital noch nicht herleitet (vgl. MEW 24: 116).

Marx macht außerdem ausdrücklich darauf aufmerksam, wenn in seiner Darstellung ausnahmsweise historische und logische Entwicklung zusammenfallen, so zum Beispiel, wenn er die Genese der Produktivkräfte zur Generierung des relativen Mehrwerts betrachtet. Zu Beginn des elften Kapitels des *Kapital* heißt es: „Das Wirken einer größern Arbeiteranzahl zur selben Zeit, in demselben Raum (oder, wenn man will, auf demselben Arbeitsfeld), zur Produktion derselben Warensorte, unter dem Kommando desselben Kapitalisten, bildet historisch und begrifflich den Ausgangspunkt der kapitalistischen Produktion.“ (MEW 23: 341) Wären historische und logisch-systematische Entwicklung der kapitalistischen Produktionsweise in Marx’ Darstellung identisch, müsste er nicht Ausnahmen als solche kennzeichnen.[466]

Marx hat sich auch noch weitaus deutlicher zur Frage seiner Methodik geäußert. In den Teilen der *Grundrisse*, in denen er die ausführlichsten Aussagen im gesamten Werk über sein Vorgehen trifft, schreibt er ausdrücklich über die Entwicklung der Darstellung der Kritik der politischen Ökonomie, dass es „[k]eineswegs […] der Entstehungsprozeß des Konkreten selbst“ (Marx 1970: 22) sei, der beschrieben werde.

In der *Einleitung [zur Kritik der Politischen Ökonomie]* (MEW 13: 615-641), die auch zu den Vorarbeiten zum *Kapital* zählt, aber nicht veröffentlicht wurde[467], spricht er sich ebenso wie in den *Grundrissen* (vgl. Marx 1970: 28) eindeutig gegen eine historisierende Darstellung der Politischen Ökonomie kapitalistischer Gesellschaftsformationen aus:

---

466 Marx erwähnt in einem Brief an Engels zwei weitere Beispiele für solche Ausnahmen: den Übergang von Kapital zum Grundeigentum und den Übergang des Grundeigentums in die Lohnarbeit (vgl. MEW 29: 312). In Kapital 1.1 – *Resultate des unmittelbaren Produktionsprozesses. Sechstes Kapitel des ersten Bandes des „Kapitals“ (Entwurf)* (Marx 2009) verweist Marx außerdem auf die historische Herausbildung des Warenaustauschs, der analog zur Darstellung im *Kapital* vor der kapitalistischen Produktion entstanden ist (vgl. Marx 2009: 20).

467 Marx schreibt im Vorwort zu *Zur Kritik der politischen Ökonomie*, dass er die Einleitung wieder herausgenommen habe, „weil mir bei näherem Nachdenken jede Vorwegnahme erst zu beweisender Resultate störend scheint, und der Leser, der mir überhaupt folgen will, sich entschließen muß, von dem einzelnen zum allgemeinen aufzusteigen“ (MEW 13: 7).

„Es wäre […] untubar und falsch, die ökonomischen Kategorien in der Folge aufeinander folgen zu lassen, in der sie historisch die bestimmenden waren. Vielmehr ist ihre Reihenfolge bestimmt durch die Beziehung, die sie in der modernen bürgerlichen Gesellschaft aufeinander haben, und die genau das umgekehrte von dem ist, was als ihre naturgemäße erscheint oder der Reihe der historischen Entwicklung entspricht. Es handelt sich nicht um das Verhältnis, das die ökonomischen Verhältnisse in der Aufeinanderfolge verschiedener Gesellschaftsformen historisch einnehmen." (MEW 13: 638)

Marx hatte also einer historischen Interpretation des *Kapital* eigenständig eine Absage erteilt, noch bevor es überhaupt niedergeschrieben worden ist. In Marx' Hauptwerk, darin ist Dieter Wolf vorbehaltlos zuzustimmen, geht es also nicht um die historische Genese des Kapitalismus.

Das *Kapital* handelt auch nicht, wie dessen Autor im Vorwort zu seiner zentralen ökonomietheoretischen Schrift betont, vom „höheren oder niedrigeren Entwicklungsgrad der gesellschaftlichen Antagonismen, welche aus den Naturgesetzen der kapitalistischen Produktion entspringen" (MEW 23: 12). Damit wird deutlich, dass Marx nicht die verschiedenen konkreten historischen Varianten kapitalistischer Entwicklung untersucht und dass zu deren Analyse auch über die konkrete historisch gesellschaftliche Formation der ökonomisch-gesellschaftlichen Verhältnisse hinausgegangen werden muss.[468]

Statt der historischen Genese will Marx „die kapitalistische Produktionsweise und die ihr entsprechenden Produktions- und Verkehrsverhältnisse" (MEW 23: 12) darlegen, um „das ökonomische Bewegungsgesetz der modernen Gesellschaft zu enthüllen" (ebd.: 15f.). „Es handelt sich um die Gesetze selbst, um diese mit eherner Notwendigkeit wirkenden und sich durchsetzenden Tendenzen" (ebd.: 12), um die „Gliederung innerhalb der modernen bürgerlichen Gesellschaft" (MEW 13: 638, vgl. MEW 25: 324f.), die er beschreiben will. Dies sei, so Marx im Vorwort des *Kapital*, „der letzte Endzweck dieses Werks" (MEW 23: 15). Wir hätten, so heißt es nicht nur zu Beginn, sondern auch zum Schluss der *Kritik der politischen Ökonomie*, „die innere Organisation der kapitalistischen Produktionsweise, sozusagen in ihrem idealen Durchschnitt, darzustellen" (MEW 25: 839). In seinem Hauptwerk, darin kann Dieter Wolf ebenfalls beigepflichtet werden, geht es Marx also von der ersten bis zur letzten Zeile um die logisch-systematische Darstellung der historisch spezifischen Form der gesellschaftlichen Arbeit als der Bezie-

468 Schon aus diesen Gründen gehen die Vorwürfe gegen Marx und seine Arbeit, sie sei „ökonomistisch", an der Sache vorbei. Weitere Argumente gegen diese Anschuldigungen ergeben sich aus der näheren Untersuchung der Marx'schen Methode. Außerdem, dies sei hier angemerkt, sind selbstverständlich die Gesetzmäßigkeiten der kapitalistischen Produktionsweise in ihren historisch spezifischen Formen die Grundlage für das Verständnis konkreter geschichtlicher Entwicklungen und Klassenkämpfe in kapitalistischen Gesellschaftsformationen.

hungen der Menschen zueinander und zur Natur in der kapitalistischen Produktionsweise. Und dafür, so Marx, sei es „nicht nötig, […] die *wirkliche Geschichte der Produktionsverhältnisse* zu schreiben“ (Marx 1970: 364, Herv.i.O.).

Die von Marx vorgelegte „innere Gliederung der kapitalistischen Produktionsweise“ (MEW 25: 623) ermöglicht zusätzlich zum Verständnis der kapitalistischen Gesellschaftsformation zweierlei: Erstens „zeigt unsre Methode die Punkte, wo die historische Betrachtung hereintreten muß“ (Marx 1970: 364) und zweitens ist die „*logische* Entwicklung“ der Besonderheit der bürgerlichen Produktionsweise (vgl. die Erläuterungen zur dialektischen Methode in Kapitel 6.1.3) der „Schlüssel zum Verständnis der *historischen*“ (ebd.: 565, Herv.i.O.) Gesellschaftsformationen.[469]

6.1.2 Das Verhältnis von ökonomisch-gesellschaftlicher Wirklichkeit und ihrer Darstellung im *Kapital*

Die Grundlage für die Marx’sche Darstellung im *Kapital* ist die reale Praxis der Akteure in der kapitalistischen Gesellschaft, die klar zu unterscheiden ist von ihrer theoretisch-geistigen Reproduktion. Die konkrete Wirklichkeit der ökonomisch-gesellschaftlichen Beziehungen, wie sie von den Akteuren durch ihre Praxis hervorgebracht werden, erscheint im Marx’schen Werk zwar als „Zusammenfassung, als Resultat, nicht als Ausgangspunkt“, ist – entsprechend des Marx’schen historischen Materialismus – aber „der wirkliche Ausgangspunkt und daher auch der Ausgangspunkt der Anschauung und der Vorstellung“ (Marx 1970: 21) (vgl. MEW EB 1: 452/552, MEW 13: 637 und Marx 1970: 25: 405). „Wenn in der Theorie der Begriff des Werts dem des Kapitals vorhergeht, andrerseits aber zu seiner reinen Entwicklung wieder eine auf das Kapital gegründete Produktionsweise unterstellt, so findet dasselbe in der Praxis statt.“ (Ebd.: 163) Marx geht also „von einem national-

469 Vgl.: „Die bürgerliche Gesellschaft ist die entwickeltste und mannigfaltigste historische Organisation der Produktion. Die Kategorien, die ihre Verhältnisse ausdrücken, das Verständnis ihrer Gliederung, gewährt daher zugleich Einsicht in die Gliederung und die Produktionsverhältnisse aller der untergegangnen Gesellschaftsformen, mit deren Trümmern und Elementen sie sich aufgebaut, von denen teils noch unüberwundne Reste sich in ihr fortschleppen, bloße Andeutungen sich zu ausgebildeten Bedeutungen entwickelt haben etc. In der Anatomie des Menschen ist ein Schlüssel zur Anatomie des Affen. Die Andeutungen auf Höhres in den untergeordneten Tierarten können dagegen nur verstanden werden, wenn das Höhere selbst schon bekannt ist. Die bürgerliche Ökonomie liefert so den Schlüssel zur antiken etc.“ (MEW 13: 636, vgl. Marx 1970: 25f.)

ökonomischen, gegenwärtigen Faktum aus“ (MEW EB 1: 511): „der ökonomisch gegebnen Gesellschaftsperiode (MEW 19: 371).[470]

Entsprechend richtet sich die gedankliche Reproduktion nach der konkreten Bewegungsform der ökonomisch-gesellschaftlichen Verhältnisse in der Wirklichkeit – der „Logik der Sache“ (MEW 1: 216, vgl. ebd.: 452). Marx greift „die eigentümliche Logik des eigentümlichen Gegenstandes“ (ebd.: 296) – der kapitalistischen Gesellschaftsformation – auf und macht diese Logik zur Methode seiner Darstellung (vgl. die Ausführungen zur dialektischen Methode in Kapitel 6.1.3), ohne dabei den Unterschied zwischen theoretisch-gedanklicher Reproduktion und der Wirklichkeit gesellschaftlicher Praxis zu unterschlagen. Die „konkrete Totalität als Gedankentotalität, als ein Gedankenkonkretum,“ die dargestellte kapitalistische Produktionsweise ist „in fact ein Produkt des Denkens, des Begreifens“ (MEW 13: 632)[471] und die dazu verwendeten Kategorien „nur der theoretische Ausdruck“ (MEW 4: 126) der gesellschaftlichen Produktionsverhältnisse (vgl. ebd.: 130 und Marx 1970: 388). Marx geht es also nicht darum, die ökonomisch-gesellschaftlichen Verhältnisse der kapitalistischen Produktionsweise so zu schildern, wie sie sein *sollen*[472] oder wie man sie mit und aus Begriffen konstruieren kann. Er beschreibt sie hingegen, wie sie sind.[473]

---

470 Vgl.: Die „Wertbestimmung selbst hat also zu ihrer Voraussetzung eine gegebne historische Stufe der gesellschaftlichen Produktionsweise und ist selbst ein mit derselben gegebnes, also historisches Verhältnis.“ (Marx 1970: 163, vgl. ebd.: 26f.)

471 Vgl.: „Das Ganze, wie es im Kopfe als Gedankenganzes erscheint, ist ein Produkt des denkenden Kopfes, der sich die Welt in der ihm einzig möglichen Weise aneignet, einer Weise, die verschieden ist von der künstlerischen, religiösen, praktisch-geistigen Aneignung dieser Welt. Das reale Subjekt bleibt nach wie vor außerhalb des Kopfes in seiner Selbständigkeit bestehn; solange sich der Kopf nämlich nur spekulativ verhält, nur theoretisch. Auch bei der theoretischen Methode daher muß das Subjekt, die Gesellschaft, als Voraussetzung stets der Vorstellung vorschweben.“ (MEW 13: 632f., vgl. Marx 1970: 22.)

472 Entsprechend ist Marx auch der Auffassung, „daß wir nicht dogmatisch die Welt antizipieren, sondern erst aus der Kritik der alten Welt die neue finden wollen“ (MEW 1: 343f.). Gegen die Utopisten gerichtet schreibt er: „Ich bin daher nicht dafür, daß wir eine dogmatische Fahne aufpflanzen, im Gegenteil.“ (Ebd.: 344) Und weiter heißt es bei Marx: „Es hindert uns also nichts, unsre Kritik an die Kritik der Politik, an die Parteinahme in der Politik, also an *wirkliche* Kämpfe anzuknüpfen und mit ihnen zu identifizieren. Wir treten dann nicht der Welt doktrinär mit einem neuen Prinzip entgegen: Hier ist die Wahrheit, hier kniee nieder! Wir entwickeln der Welt aus den Prinzipien der Welt neue Prinzipien. Wir sagen ihr nicht: Laß ab von deinen Kämpfen, sie sind dummes Zeug; wir wollen dir die wahre Parole des Kampfes zuschrein. Wir zeigen ihr nur, warum sie eigentlich kämpft, und das Bewußtsein ist eine Sache, die sie sich aneignen *muß*, wenn sie auch nicht will.“ (Ebd.: 345, Herv.i.O.)

473 Dass es sich bei der Darstellung im *Kapital* allerdings auch nicht um einen reinen Spiegelungsprozess im Sinne des Realismus handelt, gesteht Marx freilich ein, wenn er festhält: „Aber in der Theorie wird vorausgesetzt, daß die Gesetze der kapitalistischen Produktions-

Demzufolge richtet er erstens sein Denken, seine Kategorien und sein Vorgehen nicht nach eigenen Ideen oder Vorstellungen, wie etwa Hegel (vgl. MEW 1: 213) oder zeitgenössische Ökonomen es taten.[474] Er entwickelt sie vielmehr aus der inneren Beschaffenheit des Gegenstands. Zweitens legt er die den Gegenstand charakterisierenden ökonomisch-gesellschaftlichen Verhältnisse schonungslos dar, mit allen Abstraktionen, etwa von der Natur oder der Hausarbeit, wie sie sie mit sich bringen.

Analog zu Marx' Verteidigung von Hegels Darstellung des Wesens des modernen Staates, der diesen porträtiert, wie er ist (vgl. ebd.: 266), muss Marx' Darstellung der „innren Gesetze des Kapitals" (Marx 1970: 638) gegen Kritiker in Schutz genommen werden, die sein Vorgehen nicht verstehen und Marx unterstellen, er erkenne beispielsweise die Hausarbeit nicht gleichberechtigt zur Lohnarbeit als Arbeit an oder setze mit seiner Darstellung der Lohnarbeit einen an ihr orientierten Arbeitsbegriff. Mit Bezug auf Ricardos Arbeiten schreibt Marx: „Gewiß, die Sprache Ricardos ist so zynisch wie nur etwas. […] Aber man schreie nicht zu sehr über den Zynismus. Der Zynismus liegt in der Sache und nicht in den Worten, welche die Sache bezeichnen." (MEW 4: 82) Selbiges gilt ohne Abstriche für Marx' Darstellung im *Kapital*.

Aus dem beschriebenen Entsprechungsverhältnis von Darstellung und Wirklichkeit lässt sich schlussfolgern, dass die Marx'sche Methode und ihre Begriffe ebenso historisch kontingent sind, wie es ihr Gegenstand ist. Es ist also keine historische Notwendigkeit, dass sich die Gesellschaft in dialektischen Widersprüchen bewegt, wie Marx es für die kapitalistischen zeigt (vgl. Kapitel 6.3.1). Ebenso wenig sind die Marx'schen ökonomischen Begriffe überhistorisch wahr zur Beschreibung der ökonomisch-gesellschaftlichen Verhältnisse. Marx sagt vielmehr, „daß sie nur so lange Wahrheiten sind, wie diese Verhältnisse bestehen" (ebd.: 552, vgl. MEW 27: 457).

---

weise sich rein entwickeln. In der Wirklichkeit besteht immer nur Annäherung; aber diese Annäherung ist um so größer, je mehr die kapitalistische Produktionsweise entwickelt und je mehr ihre Verunreinigung und Verquickung mit Resten früherer ökonomischer Zustände beseitigt ist." (MEW 25: 184)

474 Marx kritisiert diese Variante der Wissenschaft sehr scharf in seinen *Randglossen zu Adolph Wagners „Lehrbuch der politischen Ökonomie"* wie folgt: „Es ist ‚das natürliche Bestreben' eines deutschen Ökonomieprofessors, die ökonomische Kategorie ‚Wert' aus einem ‚*Begriff*' abzuleiten." (MEW 19: 364, Herv.i.O.) Bei einem solchen, zu kritisierenden Vorgehen handele es sich, so Marx, um eine Form der „professoraldeutschen Begriffsanknüpfungs-Methode" (ebd.: 371). „De prime abord gehe ich nicht aus von ‚Begriffen', also auch nicht vom ‚Wertbegriff', und habe diesen daher auch in keiner Weise ‚einzuteilen'. Wovon ich ausgehe, ist die einfachste gesellschaftliche Form, worin sich das Arbeitsprodukt in der jetzigen Gesellschaft darstellt, und dies ist die ‚Ware'." (Ebd.: 369f., Herv. i.O.)

6.1.3 Die Entwicklung des dialektischen Widerspruchs, seine historischen Voraussetzungen und die Grenzen der Darstellung

> „Die Wissenschaft besteht eben darin, zu entwickeln, *wie* das Wertgesetz sich durchsetzt."
> (*Marx an Kugelmann*, 11. Juli 1868, MEW 32: 553, Herv.i.O.)
> Karl Marx

Die logische Systematik der Darstellung im *Kapital* folgt der Entfaltung der Bewegungsformen des „der Ware immanente[n] Gegensatz[es] von Gebrauchswert und Wert" (MEW 23: 128). Diese Bewegungsformen sind verschiedene Formen der gesellschaftlichen Arbeit, durch die der dialektische Widerspruch[475] von Gebrauchswert und Wert fortschreitend auf immer höheren Stufen gleichzeitig gelöst und neu gesetzt wird (vgl. MEW 13: 69/71ff. und Marx 1970: 313f.).[476] Marx beschreibt auf jeder Stufe der Widerspruchsentwicklung die ökonomisch-gesellschaftlichen Verhältnisse in der kapitalistischen Produktionsweise. Er geht dabei vom gesellschaftlichen Verhältnis aus, durch das der Eigenschaft des Arbeitsprodukts, Wert zu sein, eine gesellschaftliche Bedeutung verliehen wird. Dieses erste ökonomisch-gesellschaftliche Verhältnis erzeugt die erste Erscheinungsform des Werts – den Tauschwert der Ware. Ebenso wie die folgenden Formen des Werts vergegenständlicht und verselbstständigt sich der Tauschwert gegen die handelnden Akteure, die die Wertformen durch ihr Handeln hervorbringen.[477] Die „Entwicklung der Wertform" ist „das An-sich der ganzen bürgerlichen Schmiere" (MEW 31: 308, vgl. MEW 31: 306).[478]

---

475 Bei den „die Grundstruktur des dialektischen Widerspruchs auszeichnenden Gemeinsamkeiten handelt es sich 1. um die ‚innre Notwendigkeit des Zusammengehörigen und seine gleichgültige selbständige Existenz gegeneinander' (Marx 1970: 318), welche Marx in den ‚Grundrissen' als die ‚Grundlage von Widersprüchen' bezeichnet; 2. um das Lösen der Widersprüche, welches dadurch gekennzeichnet ist, dass diese nicht im Sinne eines praktischen Verschwindens aufgehoben werden, sondern eine Form geschaffen wird, ‚worin sie sich bewegen können' (MEW 23: 118)" (Wolf 2002: 30).

476 Vgl.: „Daß Widersprüche im Kapital enthalten sind, sind wir die letzten zu leugnen. Unser Zweck ist vielmehr, sie völlig zu entwickeln." (Marx 1970: 257)

477 Vgl.: „Um den Begriff des Kapitals zu entwickeln, ist es nötig, nicht von der Arbeit, sondern vom Wert auszugehn, und zwar von dem schon in der Bewegung der Zirkulation entwickelten Tauschwert. Es ist ebenso unmöglich, direkt von der Arbeit zum Kapital überzugehen als von den verschiednen Menschenracen direkt zum Bankier oder von der Natur zur Dampfmaschine." (Marx 1970: 170) „Der Begriff von Wert" sei, so formulierte es Marx in den *Grundrissen*, „der abstrakteste Ausdruck des Kapitals selbst und der auf ihm ruhenden Produktion". „Im Wertbegriff" habe es „sein Geheimnis verraten." (Ebd.: 662)

Der der Ware „immanente Widerspruch erhält in den Gegensätzen der Warenmetamorphose seine entwickelten Bewegungsformen“ (MEW 23: 128).[479] Beginnend mit der Ware und der „Verdopplung der Ware in Ware und Geld“ (MEW 24: 355) schreitet der „lebendige Prozeß dieses doppelseitig polarischen Gegensatzes“ (MEW 13: 116) immer weiter voran bis zum „Setzen der gesellschaftlichen Arbeit in der Form des Gegensatzes von Kapital und Lohnarbeit“ als „letzte Entwicklung des *Wertverhältnisses* und der auf dem Wert beruhenden Produktion“ (Marx 1970: 592, Herv.i.O.).

Es ist also für Marx vollkommen selbstverständlich, „daß schon in der einfachen Bestimmung des Tauschwerts und des Geldes der Gegensatz von Arbeitslohn und Kapital etc. latent enthalten ist“ (ebd.: 159) (vgl. MEW EB 1: 510 und Marx 1970: 226). Aus der Entfaltung des Widerspruchs zwischen Gebrauchswert und Wert der Ware entwickelt sich mit innerer logischer Notwendigkeit der Widerspruch zwischen den Klassen des Kapitals und der Lohnarbeit.[480] Da dessen historische Existenz, wie oben erläutert, die Voraussetzung der Marx’schen Vorgehensweise bildet, ist es zutreffend, dass das Kapital als „die alles beherrschende ökonomische Macht der bürgerlichen Gesellschaft“ den „Ausgangspunkt wie Endpunkt“ (MEW 13: 638, vgl. Marx 1970: 27) der Darstellung bildet.

In dieser schreitet „die ganze dialektische Entwicklungsmethode“ (MEW 31: 311f.) mit jedem Schritt „vom Abstrakten zum Konkreten“ (Marx 1970: 22) hinauf (vgl. MEW EB 1: 521 und MEW 13: 632). Es ist dies „die Art für das Denken […], sich das Konkrete anzueignen, es als ein geistig Konkretes zu reproduzieren“ (Marx 1970: 22).

Die von Marx beschriebenen sozialen Beziehungen, wie sie zu Beginn des *Kapital* entwickelt werden, sind aber keineswegs abstrakt oder Abstraktionen. Sie sind ebenso konkret wie in der Einheit des Mannigfaltigen. Die Abstraktion ist nicht Gegenstand der Analyse, sondern Teil der Methode. Die

478 „Wir fanden […] auf den verschiednen Stufen der Entwicklung der ökonomischen Verhältnisse den Tauschwert und Gebrauchswert in verschiednen Verhältnissen bestimmt, und diese Bestimmtheit selbst als verschiedne Bestimmung des Werts als solchen erscheinend.“ (Marx 1970: 540, vgl. ebd.: 237, MEW 25: 203 und MEW 31: 306.)

479 Vgl. MEW 13: 139f., MEW 19: 370f., Marx 1970: 908, MEW 29: 315 und MEW 31: 306. Für eine detaillierte und instruktive Darstellung der Widerspruchsentwicklung in den ersten vier Kapiteln des *Kapital* (vgl. Wolf 2002 und Wolf 2007c. (Darüber hinaus (vgl. Wolf 2008).

480 Vgl.: „Dieser dialektische Entstehungsprozeß ist nur der ideale Ausdruck der wirklichen Bewegung, worin das Kapital wird. Die späteren Beziehungen sind als Entwicklung aus diesem Keim heraus zu betrachten.“ (Marx 1970: 217, vgl. Marx 1970: 917 und MEW 29: 463.) Entsprechend zugespitzt formuliert Marx in einem Brief an Victor Schily: „Ohne Einsicht in die Natur des Werts haben die Entwicklungen über den Arbeitstag etc., kurz die Fabrikgesetze, keine Basis.“ (MEW 31: 573)

verschiedenen sozialen Verhältnisse werden aus der konkreten Einheit des Mannigfaltigen, in denen die unterschiedlichen Beziehungen der Menschen zueinander gleichzeitig nebeneinander und nacheinander existieren, bei „der Analyse der ökonomischen Formen“ unter Einsatz der „Abstraktionskraft“ (MEW 23: 12) geschieden, um sie in ihrem logischen Aufbau ausgehend von der einfachsten ökonomisch-gesellschaftlichen Form nacheinander Schritt für Schritt wieder zusammenzuführen. „Die Gestaltungen des Kapitals, wie wir sie in diesem Buch entwickeln“, so formuliert es Marx zu Beginn des dritten *Kapital*-Bandes, „nähern sich also schrittweis der Form, worin sie auf der Oberfläche der Gesellschaft, in der Aktion der verschiedenen Kapitale aufeinander, der Konkurrenz, und im gewöhnlichen Bewußtsein der Produktionsagenten selbst auftreten.“ (MEW 25: 33) So „führen die abstrakten Bestimmungen zur Reproduktion des Konkreten im Weg des Denkens“ (Marx 1970: 21).[481] „Das Konkrete“ sei dann „konkret, weil es die Zusammenfassung vieler Bestimmungen ist, also Einheit des Mannigfaltigen“, eine „Totalität von vielen Bestimmungen und Beziehungen“ (ebd.: 21).

Und diese Einheit der Mannigfaltigkeit wird im *Kapital* ausgehend von der Elementarform der kapitalistischen Produktionsweise, der Ware, und dem in ihr hausenden Widerspruch zwischen Gebrauchswert und Wert durch die Entwicklung der sukzessive durch diesen Widerspruch erzeugten ökonomisch-gesellschaftlichen Verhältnisse wieder ideell hergestellt. Dieses Vorgehen bezeichnet Marx als „offenbar die wissenschaftlich richtige Methode“ (ebd.: 21, vgl. MEW 13: 632).[482]

Als in der beschriebenen Form „dialektisch Gegliedertes“ ist Marx’ *Kapital* „ein artistisches Ganzes“ (MEW 31: 132), in dem jede Stufe der logischen Entwicklung ihren Platz erhält. Alle Entwicklungsschritte von der Elementar-

481 David Harvey bedient sich zur Veranschaulichung dieser Methode des Aufsteigens vom Abstrakten zum Konkreten des Bildes einer Zwiebel. Diese zeichne sich ihm zufolge ebenso wie die von Marx beschriebenen ökonomisch-gesellschaftlichen Verhältnisse und die sie beschreibenden Kategorien dadurch aus, dass sie als konkretes Ganzes von innen nach außen aus aufeinander aufbauenden Ringen bestehe, von denen jeder nur seinen Platz innehabe, weil sie in einem inneren Zusammenhang zueinander stünden (vgl. Harvey 2011: 18f.). Folgende Passage aus den *Grundrissen* bestätigt Harveys Analogie: „Indes bliebe dann immer soviel, daß die einfachen Kategorien Ausdrücke von Verhältnissen sind, in denen das unentwickeltere Konkrete sich realisiert haben mag, ohne noch die vielseitigre Beziehung oder Verhältnis, das in der konkretern Kategorie geistig ausgedrückt ist, gesetzt zu haben; während das entwickeltere Konkrete dieselbe Kategorie als ein untergeordnetes Verhältnis beibehält.“ (Marx 1970: 23)

482 Die Methode, die andersherum verfährt, verwirft Marx: „Es scheint das richtige zu sein, mit dem Realen und Konkreten, der wirklichen Voraussetzung zu beginnen, also zum Beispiel in der Ökonomie mit der Bevölkerung, die die Grundlage und das Subjekt des ganzen gesellschaftlichen Produktionsakts ist. Indes zeigt sich dies bei näherer Betrachtung [als] falsch.“ (Marx 1970: 21)

form bis zu den entwickelten Oberflächenphänomenen hängen miteinander zusammen und bauen aufeinander auf. „Wenn im vollendeten bürgerlichen System jedes ökonomische Verhältnis das andre in der bürgerlich-ökonomischen Form voraussetzt und so jedes Gesetzte zugleich Voraussetzung ist, so ist das mit jedem organischen System der Fall." In diesem Sinne ist ein solches organisches System eine „Totalität" (Marx 1970: 189).

Marx' „dialektische Methode" (MEW 32: 686) unterscheidet sich wesentlich von der dialektischen Methode, derer sich Hegel in seiner Philosophie bedient hat (vgl. Hegel W 3, Hegel W 5, Hegel W 6 und Wolf 1979) „Meine dialektische Methode", schreibt Marx im Vorwort des *Kapital*,

> „ist der Grundlage nach von der Hegelschen nicht nur verschieden, sondern ihr direktes Gegenteil. Für Hegel ist der Denkprozeß, den er sogar unter dem Namen Idee in ein selbständiges Subjekt verwandelt, der Demiurg des Wirklichen, das nur seine äußere Erscheinung bildet. Bei mir ist umgekehrt das Ideelle nichts andres als das im Menschenkopf umgesetzte und übersetzte Materielle." (MEW 23: 27)

Hegel sei zwar laut Marx der erste, der die „allgemeinen Bewegungsformen zuerst in umfassender und bewußter Weise dargestellt hat" (ebd.: MEW 23: 27) und dessen Dialektik „die Grundform aller Dialektik" (MEW 32: 538) sei. Aber: Bei Hegel stehe sie „auf dem Kopf. Man muß sie umstülpen, um den rationellen Kern in der mystischen Hülle zu entdecken." (MEW 23: 27) Nur insofern, das heißt „nur *nach* Abstreifung ihrer mystischen Form" (MEW 32: 538), nehmen Marx und Engels „den toten Hund Hegel au sérieux" und wenden seine Methode in einer „kritischen Weise" (ebd.: 686) an. „In ihrer mystifizierenden Form", so Marx, „ward die Dialektik deutsche Mode, weil sie das Bestehende zu verklären schien. In ihrer rationellen Gestalt ist sie dem Bürgertum und seinen doktrinären Wortführern ein Ärgernis und ein Greuel, weil sie […] ihrem Wesen nach kritisch und revolutionär ist." (MEW 23: 28)

Anders als Hegel entwickelt Marx aber keine die Menschheitsgeschichte umfassende Dialektik, sondern er entwickelt die Dialektik der gesellschaftlichen Bewegung aus den konkreten Bewegungen der historisch spezifischen *kapitalistischen* Form der gesellschaftlichen Arbeit. Dies beinhaltet, dass die Darstellung an bestimmten Punkten an ihre Grenzen stößt. Am deutlichsten formuliert Marx diese ihm bewusste Einschränkung seiner Methode in den *Grundrissen*. Dort heißt es, dass „die dialektische Form der Darstellung nur richtig ist, wenn sie ihre Grenzen kennt" (Marx 1970: 945).

Damit ist gemeint, dass die Methodik im *Kapital* auf spezifischen gesellschaftlichen und historischen Voraussetzungen beruht, ohne die „das innere Getriebe des kapitalistischen Produktionsprozesses" (MEW 24: 218) gar nicht logisch-systematisch dargestellt werden könnte. Marx veranschaulicht

dies am Übergang vom Geld zum Kapital. Damit aus der Warenzirkulation das Kapital entwickelt werden kann, ist die Existenz des doppelt freien Lohnarbeiters und des die Produktionsmittel besitzenden Kapitalisten vorausgesetzt. Denn ohne diese historische Bedingung wäre es gar nicht möglich, dass der Kapitalist die besondere Ware kaufen kann, durch deren Gebrauch er aus seinem Geld mehr Geld schaffen lassen kann. Marx erklärt an dieser Stelle des *Kapital* zwar nicht, wie es dazu kommen konnte, dass sich diese beiden in der Warenzirkulation als Käufer und Verkäufer gegenüberstehen.[483] Er kann dies aber unterstellen, weil das Kapitalverhältnis in der historischen und gesellschaftlichen Wirklichkeit bereits als Voraussetzung der dialektischen Darstellung existiert.[484] Dieter Wolf kommentiert: „Die Anerkennung der bloßen Faktizität, dass es das Kapitalverhältnis gibt, ist die erste und notwendige Bedingung für die Rechtfertigung des besonderen wissenschaftlichen Charakters der Darstellung und ihres Anspruchs, den kapitalistischen Gesamtreproduktionsprozess aus sich heraus zu verstehen." (Wolf 2007c: 98, vgl. Marx 1970: 905/907.) Der Übergang von der einfachen Waren- zur Kapitalzirkulation beziehungsweise des Gelds zum Kapital ist also nur *notwendig* innerhalb der Darstellung der kapitalistischen Produktionsweise, nicht aber in der wirklichen Geschichte.[485]

---

483 Marx löst dieses Problem im *Kapital* im Kapitel über die sogenannte ursprüngliche Akkumulation: „Der Boden der Warenproduktion kann die Produktion auf großer Stufenleiter nur in kapitalistischer Form tragen. Eine gewisse Akkumulation von Kapital in den Händen individueller Warenproduzenten bildet daher die Voraussetzung der spezifisch kapitalistischen Produktionsweise. Wir mußten sie deshalb unterstellen bei dem Übergang aus dem Handwerk in den kapitalistischen Betrieb. Sie mag die ursprüngliche Akkumulation heißen, weil sie statt historisches Resultat historische Grundlage der spezifisch kapitalistischen Produktion ist." (MEW 23: 652, vgl. MEW 19: 108, Marx 1970: 363 und MEW 25: 630.)

484 Vgl.: „Aus der Betrachtung der einfachen Zirkulation ergibt sich *uns* der allgemeine Begriff des Kapitals, weil innerhalb der bürgerlichen Produktionsweise die einfache Zirkulation selbst nur als Voraussetzung des Kapitals und es voraussetzend existiert. Das Ergeben derselben macht das Kapital nicht zur Inkarnation einer ewigen Idee; sondern zeigt es, wie es in der Wirklichkeit erst, nur als *notwendige* Form, in die Tauschwertsetzende Arbeit, auf dem Tauschwert beruhnde Produktion münden muß." (Marx 1970: 945f., Herv.i.O.)

485 Ein weiterer Punkt, an dem die historische Kontingenz der Marx'schen Darstellungsmethode erkennbar wird, ist die Bestimmung der besonderen Geldware. Marx kann nicht logisch-systematisch aus dem Widerspruch zwischen Gebrauchswert und Wert herleiten, welcher Gebrauchswert als Geldware funktioniert und warum Gold die Stelle der Geldware einnimmt. Diese Entscheidungen unterliegen historischen Prozessen und können entsprechend historisch und gesellschaftlich voneinander abweichen. In den *Grundrissen* schreibt Marx: „Die Frage, daher, warum Gold und Silber statt andrer Waren zum Material des Geldes dienen, fällt jenseits der Grenzen des bürgerlichen Systems." (Marx 1970: 895)

6.1.4 Zur Einheit von positiver Darstellung und Kritik im *Kapital*

Marx macht im *Kapital* zweierlei: Zum einen stellt er die ökonomisch-gesellschaftlichen Verhältnisse der kapitalistischen Produktionsweise ausgehend vom Wert und dessen Widerspruch zum Gebrauchswert dar. Zum anderen leistet er durch diese Darstellung der bestehenden ökonomisch-gesellschaftlichen Verhältnisse sowohl eine Kritik an diesen als auch eine Kritik an der zeitgenössischen politischen Ökonomie und ihren Thesen.

Das *Kapital*, so heißt es in einem Brief von Marx an Lassalle vom 22. Februar 1858, sei „zugleich Darstellung des Systems und durch die Darstellung Kritik desselben“ (MEW 29: 550). Es werde „das System der bürgerlichen Ökonomie kritisch dargestellt“, um es richtig verstehen zu können und um dadurch eine „Kritik der ökonomischen Kategorien“ (ebd.: 550) vorzunehmen, wie sie damals im politisch-ökonomischen Diskurs existierten (vgl. bei Engels MEW 16: 226). „Nur dadurch, daß man an die Stelle der conflicting dogmas die conflicting facts und die realen Gegensätze stellt, die ihren verborgnen Hintergrund bilden, kann man die politische Ökonomie in eine positive Wissenschaft verwandeln.“ (MEW 32: 181, vgl. MEW EB 1: 510.) Die Wissenschaft schaffe wiederum, so Marx, mit „dem positiven Verständnis des Bestehenden zugleich auch das Verständnis seiner Negation, seines notwendigen Untergangs“ (MEW 23: 28).

Marx beschreibt die Einheit von Darstellung und Kritik leicht poetisch mit folgendem Satz: Man „muß diese versteinerten Verhältnisse dadurch zum Tanzen zwingen, daß man ihnen ihre eigne Melodie vorsingt!“ (MEW 1: 381)[486] Diese Form der Kritik kann man als immanente Kritik bezeichnen. Ihrer bedient sich Marx – in unterschiedlicher Ausprägung – in seinem gesamten Werk, insbesondere in seinen größeren Werken in der Auseinandersetzung mit Hegel, Proudhon und im *Kapital*. In diesem Sinne gehört „die rücksichtslose Kritik alles Bestehenden“ (MEW 1: 344)[487] als Kritik der politischen Ökonomie zur Methode im *Kapital*. Ihr Zweck liegt auf der Hand: „Die

486 Marx bediente sich desselben Vorgehens auch in seiner Verteidigungsrede anlässlich des ersten Prozesses gegen die *Neue Rheinische Zeitung*, in der diese Rede am 14. Februar 1849 abgedruckt wurde. Vor Gericht sagte er: „Wir, meine Herren, sind nicht konstitutionell, wir stellen uns aber auf den Standpunkt der Herren, die uns anklagen, um sie auf ihrem eigenen Terrain mit ihren eigenen Waffen zu schlagen. Wir berufen uns daher auf den konstitutionellen Usus.“ (MEW 6: 224) Engels teilte dieses Kritikverständnis (vgl. MEW 2: 514).

487 „Rücksichtslos“ meint hier „rücksichtslos sowohl in dem Sinne, daß die Kritik sich nicht vor ihren Resultaten fürchtet und ebensowenig vor dem Konflikte mit den vorhandenen Mächten“ (MEW 1: 344).

Kritik hat die imaginären Blumen an der Kette zerpflückt, nicht damit der Mensch die phantasielose, trostlose Kette trage, sondern damit er die Kette abwerfe und die lebendige Blume breche.“ (Ebd.: 379)[488] Mit weniger blumigen Worten: „Mit der Einsicht in den Zusammenhang stürzt, vor dem praktischen Zusammensturz, aller theoretische Glauben in die permanente Notwendigkeit der bestehenden Zustände.“ (MEW 32: 553f.)

Nach dieser kurzen Verständigung über Marx’ dialektische Methode in seinem ökonomietheoretischen Hauptwerk ist nun deutlich, wie Marx die kapitalistische Produktionsweise darstellt, wie er dabei vorgeht und in welchem Verhältnis diese theoretische Darstellung zur Wirklichkeit steht. Anhand dieser Interpretation wird im Folgenden Marx’ Entfaltung der verschiedenen Formen der gesellschaftlichen Arbeit im *Kapital* rekonstruiert. Auf jeder Abstraktionsstufe werden beim Aufstieg vom Abstrakten zum Konkreten mit jedem Entwicklungsschritt die gesellschaftlichen Verhältnisse auf ihre Wechselwirkungen mit der Natur untersucht. Sukzessive werden sich dadurch die verschiedenen Elemente des gesellschaftlichen Naturverhältnisses in kapitalistischen Gesellschaftsformationen zusammenfügen.

6.2 Die Natur und die kapitalistische Zirkulation (I): von der Ware zum Kapital

> „Es war der letzte Schritt zur Selbstverschacherung, die Erde zu verschachern, die unser Eins und Alles, die erste Bedingung unserer Existenz ist; es war und ist bis auf den heutigen Tag eine Unsittlichkeit, die nur von der Unsittlichkeit der Selbstveräußerung übertroffen wird.“
> (*Umrisse zu einer Kritik der Nationalökonomie*, MEW 1: 510f.)
> Friedrich Engels

488 In diesem Sinne ist die Kritik auch immer „Kritik im Handgemenge“ (MEW 1: 381), das heißt Kritik in den konkreten historisch spezifischen Klassenauseinandersetzungen. Engels greift dieses Kritikverständnis auf und erläutert dessen Bedeutung in einer Rezension des *Kapital* für die *Düsseldorfer Zeitung* mit folgenden Worten: Der Leser erfahre, „wie die Dinge nicht sein sollen, und zwar wird ihm dies mit einer sehr deutlichen Derbheit und auf 784 Seiten auseinandergesetzt, und wer Augen hat zu sehen, der sieht hier die Forderung einer sozialen Revolution klar genug gestellt. Hier handelt es sich um […] die *Abschaffung des Kapitals* überhaupt.“ (MEW 16: 216, Herv.i.O.) Marx’ Formulierung aus dem Vorwort zum *Kapital* stimmt mit Engels’ Aussage überein: „Soweit solche Kritik überhaupt eine Klasse vertritt, kann sie nur die Klasse vertreten, deren geschichtlicher Beruf die Umwälzung der kapitalistischen Produktionsweise und die schließliche Abschaffung der Klassen ist – das Proletariat.“ (MEW 23: 22)

6.2.1 Die Natur der Ware

Im ersten Satz des *Kapital* bestimmt Marx, dass der „Reichtum der Gesellschaften, in welchen kapitalistische Produktionsweise herrscht", „als eine ‚ungeheure Warensammlung'" erscheine und die einzelne Ware als ihre „Elementarform" (MEW 23: 49). Demzufolge beginnt er seine Darstellung auf der höchsten Abstraktionsstufe mit der Analyse der Ware. Waren sind immer doppelt bestimmt. Zum einem sind sie (Tausch-)Werte und zum anderen Gebrauchswerte.

Die Waren haben einen Wert aufgrund ihrer Eigenschaft, Produkt menschlicher Arbeit, „bloße Gallerte unterschiedsloser menschlicher Arbeit" (ebd.: 52) zu sein.[489] „Ein Gebrauchswert oder Gut hat also nur einen Wert, weil abstrakt-menschliche Arbeit in ihm vergegenständlicht oder materialisiert ist." (ebd.: 53) Die Waren besitzen ihre „Wertgegenständlichkeit […], sofern sie Ausdrücke derselben gesellschaftlichen Einheit, menschlicher Arbeit" sind. Ihre Wertgegenständlichkeit ist „also rein gesellschaftlich" (ebd.: 62). Entsprechend gehe in sie, so lautet eine erste bekannte Schlussfolgerung von Marx, nach der Seite des Werts betrachtet „kein Atom Naturstoff" (ebd.: 62) ein.[490]

Der Wert der Waren stellt sich in ihrem Austausch in einer anderen „notwendigen Ausdrucksweise oder Erscheinungsform" (ebd.: 53), im Tauschwert, dar. Der Tauschwert ist also die erste Form des Werts, die sich in den Waren vergegenständlicht, wenn sie von Menschen aufeinander bezogen werden.[491] Das gesellschaftliche Verhältnis, das Menschen bereits im einfachen Warentausch, der einfachsten Form der Zirkulation, miteinander eingehen, ist die Bedingung dafür, dass der Wert als Tauschwert eine gesellschaftliche Bedeutung erlangt, die Waren einen Tauschwert bekommen[492] und sich die verschiedenen weiteren Wertformen entwickeln können.

---

489 Diese Eigenschaft besitzen Arbeitsprodukte, solange es menschliche Produktion gibt. Der Unterschied zwischen der kapitalistischen und den vorhergehenden nicht-kapitalistischen Produktionsweisen besteht darin, dass diese Eigenschaft in ersterer eine gesellschaftliche Bedeutung für die Organisation der gesellschaftlichen Arbeit erhält, während sie in letzteren diese Bedeutung nicht besitzt (vgl. Wolf 2002: 45-102).

490 Vgl.: „Ich […] sage vielmehr, daß die Tauschwerte […] was ‚von ihren Gebrauchswerten' […] ganz unabhängig, nämlich den ‚*Wert*'" (MEW 19: 358, Herv.i.O.) darstellen. „Ein Produkt, als Tauschwert gesetzt, ist wesentlich nicht mehr als einfaches bestimmt; es ist in einer von seiner natürlichen Qualität verschiednen gesetzt." (Marx 1970: 119, vgl. MEW EB 1: 526.)

491 „Der Tauschwert kann überhaupt nur die Ausdrucksweise, die ‚Erscheinungsform' eines von ihm unterscheidbaren Gehalts [des Werts; C.S.] sein." (MEW 23: 51)

492 Vgl.: „*Tauschwert* ohne wenigstens deren 2 existiert nicht." (MEW 19: 358, Herv.i.O.)

Die Wertgröße einer Ware bemisst sich durch das Quantum der in ihr „enthaltenen ‚wertbildenden Substanz', der Arbeit". Entscheidend für die Größe des Tauschwerts ist aber nicht die individuell verausgabte, sondern die „gesellschaftlich notwendige Arbeitszeit" (ebd.: 53).[493] Die Tauschwerte der Waren unterscheiden sich demzufolge nur quantitativ durch ihre verschiedenen Wertgrößen voneinander und nicht qualitativ. Sie „enthalten also kein Atom Gebrauchswert" (ebd.: 52).

Waren sind aber nicht nur Tauschwerte. Sie sind zugleich auch Gebrauchswerte, Dinge, die durch ihre spezifischen Eigenschaften menschliche Bedürfnisse irgendeiner Art befriedigen. „Die Nützlichkeit eines Dings macht es zum Gebrauchswert." (Ebd.: 50) Die Gebrauchswerte „bilden den stofflichen Inhalt des Reichtums, welches immer seine gesellschaftliche Form sei" (ebd.: 50).

Als Gebrauchswerte sind die Waren Produkt konkreter „nützlicher Arbeit" (ebd.: 56). „In dieser Arbeit der Formung selbst wird er [der Mensch; C.S.] beständig unterstützt von Naturkräften. Arbeit ist also nicht die einzige Quelle der von ihr produzierten Gebrauchswerte. Die Arbeit ist sein Vater, wie William Petty sagt, und die Erde seine Mutter." (Ebd.: 57f., vgl. MEW 13: 23.) Gebrauchswerte seien also laut Marx „Verbindungen von zwei Elementen, Naturstoff und Arbeit" (MEW 23: 57), „ein durch Formveränderung menschlichen Bedürfnissen angeeigneter Naturstoff" (ebd.: 195, vgl. MEW EB 1: 493).[494]

Marx weist bereits in der *Kritik des Gothaer Programms* unmissverständlich darauf hin, dass die Natur als Co-Produzentin der Gebrauchswerte nicht unterschlagen werden kann. Er schreibt:

„Die Arbeit ist *nicht die Quelle* alles Reichtums. Die *Natur* ist ebensosehr die Quelle der Gebrauchswerte (und aus solchen besteht doch wohl der sachliche Reichtum!) als die Arbeit, die selbst nur die Äußerung einer Naturkraft ist, der menschlichen Arbeitskraft. Jene Phrase findet sich in allen Kinderfibeln und ist insofern richtig, als *unterstellt* wird, daß die Arbeit mit den dazugehörigen Gegenständen und Mitteln vorgeht. Ein sozialistisches Programm darf aber solchen bürgerlichen Redensarten nicht erlauben, die *Bedingungen* zu verschweigen, die ihnen allein einen Sinn geben. Nur soweit der Mensch sich von vornherein als Eigentümer zur Natur, der ersten Quelle aller Arbeitsmittel und -gegenstände, verhält, sie als ihm gehörig behandelt, wird seine Arbeit Quelle von Gebrauchswerten, also auch von Reichtum." (MEW 19: 15, Herv.i.O.)

493 „Es ist also nur das Quantum gesellschaftlich notwendiger Arbeit oder die zur Herstellung eines Gebrauchswerts gesellschaftlich notwendige Arbeitszeit, welche seine Wertgröße bestimmt." (MEW 23: 54)

494 Das „Dasein der Ware als Gebrauchswert und ihre natürliche handgreifliche Existenz" (MEW 13: 15) können auch zusammenfallen. Das ist aber auf dem heutigen Entwicklungsstand der Produktivkräfte und Produktionsverhältnisse der extreme Ausnahmefall, der die Regel bestätigt.

Wenn man also von den Gebrauchswerten alle konkret-nützliche Arbeit abzieht, bleibt „ein materielles Substrat zurück, das ohne Zutun des Menschen von Natur vorhanden ist“ (MEW 23: 57), das folglich von der Natur selbst produziert worden ist (vgl. MEW 13: 23). „In verschiedenen Gebrauchswerten ist die Proportion zwischen Arbeit und Naturstoff sehr verschieden, aber stets enthält der Gebrauchswert ein natürliches Substrat.“ (Ebd.: 23) Die Natur ist dementsprechend immer Teil des Gebrauchswerts und als solcher ebenfalls der Waren.

Die Gebrauchswerte unterscheiden sich im Gegensatz zu den Tauschwerten voneinander durch ihre jeweiligen konkreten Besonderheiten, die sie als Produkte konkret-nützlicher Arbeit erhalten, das heißt durch ihre verschiedenen Qualitäten und nicht durch divergierende Quantitäten.

Die Gebrauchswerte sind in der kapitalistischen Produktionsweise zugleich „die stofflichen Träger des – Tauschwerts“ (MEW 23: 50). Ohne einen Gebrauchswert kann ein Tauschwert nicht existieren, nicht produziert und auch nicht getauscht werden. Es „kann kein Ding Wert sein, ohne Gebrauchsgegenstand zu sein“ (ebd.: 55). Er ist „die stoffliche Basis, worin sich ein bestimmtes ökonomisches Verhältnis darstellt“ (Marx 1970: 763). „Welcher Gebrauchswert ihn trägt, ist dem Wert gleichgültig, aber ein Gebrauchswert muß ihn tragen.“ (MEW 23: 203)[495]

Sobald ein Produkt durch konkret-nützliche Arbeit in einer kapitalistischen Gesellschaftsformation „für andre“ (ebd.: 55) hergestellt wird, erhält es einen Wert, weil gleichzeitig menschliche Arbeitskraft zu seiner Produktion verausgabt worden ist (vgl. Marx 1970: 763). Die warenproduzierende Arbeit besitzt also eine „zwieschlächtige Natur“, einen „Doppelcharakter“ (MEW 23: 56), der sich an ihrem Resultat zeigt.[496] Waren sind immer eine Einheit von Gebrauchs- und Tauschwerten. Sie haben als Gebrauchswerte eine „Naturalform“ und als Vergegenständlichung abstrakt-menschlicher Arbeit eine „Wertform“ (ebd.: 62).[497] Letztere hat „mit ihrer physischen Natur und den daraus entspringenden dinglichen Beziehungen absolut nichts zu schaffen“ (ebd.: 86). „Der Gebrauchswert drückt als solcher zunächst Beziehung des

495 Im dritten Band des *Kapital*, wenn Marx schon von entwickelteren Bestimmungen der kapitalistischen Produktionsweise ausgehen kann, schreibt er noch weitgehender, dass der Gebrauchswert der Ware „Voraussetzung ihres Tauschwerts und damit ihres Wertes“ (MEW 25: 649) sei.

496 Zur Frage, warum Marx im Doppelcharakter der Waren den „Springpunkt der politischen Ökonomie“ (MEW 23: 56) ausmacht, vgl. Wolf 2002.

497 Vgl.: „Schneiderarbeit z.B in ihrer stofflichen Bestimmtheit als besondere produktive Tätigkeit, produziert den Rock, aber nicht den Tauschwert des Rocks. Letztern produziert sie nicht als Schneiderarbeit, sondern als abstrakt allgemeine Arbeit, und diese gehört einem Gesellschaftszusammenhang, den der Schneider nicht eingefädelt hat.“ (MEW 13: 24)

Individuums zur Natur aus; der Tauschwert […] seine soziale Beziehung.“ (Marx 1970: 899)

Bereits nach der Untersuchung der „allgemeinsten und unentwickeltsten Form der bürgerlichen Produktion“, „der Warenform“ (MEW 23: 97), lassen sich erste Anhaltspunkte für das Verhältnis der kapitalistischen Gesellschaft zur Natur formulieren, die im Laufe der weiteren Darstellung vertieft und konkretisiert werden.

Die Natur produziert Gebrauchswerte und keine Werte beziehungsweise Tauschwerte. Sie kann auch nicht einen ökonomisch-gesellschaftlichen (Tausch-)Wert besitzen beziehungsweise erhalten. Sie ist, wie Marx in den *Grundrissen* festhält, „wertlose Naturmaterie“ (Marx 1970: 416). Vielmehr bildet die Natur einen Bestandteil des Gebrauchswerts der Ware – ob nun durch konkret-nützliche Arbeit verändert oder nicht – und steht somit ebenso wie die konkret-nützliche Arbeit im Widerspruch zur durch die gesellschaftlichen Beziehungen bestimmten Seite der Ware, dem Wert beziehungsweise Tauschwert.

Der Wert beziehungsweise Tauschwert der Ware ist unabhängig von der Natur des Gebrauchswerts und von den spezifischen Formen des Zusammenwirkens von Natur und konkret-nützlicher Arbeit. Für die Eigenschaft der Ware, Wert zu sein, und für den Tauschwert sind entsprechend die qualitativen Differenzen der Gebrauchswerte – ob es sich zum Beispiel um ein riesiges Säugetier handelt, das über die Fähigkeit zu leiden verfügt, oder um einen Stein, Leinwand oder Rock – vollkommen belanglos, solange ein Interesse an den Gebrauchswerten besteht. „Obst, Wein, Fisch, Wild usw.“ (MEW 34: 374) sind schlicht unterschiedliche Verkörperungen des Tauschwerts. In den *Grundrissen* schreibt Marx: „[D]er Wert schließt keinen Gebrauchswert aus; also keine besondre Art der Konsumtion etc., des Verkehrs etc. als absolute Bedingung ein.“ (Marx 1970: 440)

Die Gebrauchswerte müssen, in welcher Form auch immer, lediglich als Träger des Tauschwerts fungieren, ein Bedürfnis eines Menschen erfüllen, der nicht ihr Produzent ist, und ausgetauscht werden, damit sie ihre ökonomisch-gesellschaftliche Funktion als Teil der Ware erfüllen. Bereits die ersten Bestimmungen der Ware zeigen also eine Gleichgültigkeit der gesellschaftlichen Form gegenüber der natürlichen und konkret-nützlichen Arbeit entspringenden Form.

6.2.2 Die Warenzirkulation, das Geld und die Natur

> „Das Geld ist der Scheißhaufen des Teufels."
> (*Leben, um davon zu erzählen*, García Márquez 2004: 55)
> Tranquiliana Igurán Cotes

Bei der Analyse der Ware hat Marx in seiner Darstellung den einfachen Warentausch vorausgesetzt. Dieser besteht darin, dass die individuellen Warenproduzenten ihre Waren miteinander austauschen. Das bestimmende Motiv, das sie zum Austausch veranlasst, besteht für sie in ihren unterschiedlichen Bedürfnissen, die durch den Tausch ihrer Ware mit anderen Waren befriedigt werden sollen (vgl. Marx 1970: 154).

In der Warenzirkulation tritt das Geld als Vermittler zwischen die voneinander unabhängigen Warenbesitzer. Statt Arbeitsprodukte beziehungsweise Waren direkt miteinander auszutauschen, verkaufen die Warenbesitzer ihre produzierte Ware und erhalten dafür Geld. Das Geld können sie wiederum für den Kauf einer anderen Ware, die ihr spezifisches Bedürfnis befriedigt, veräußern.

Das Geld, Vermittler zwischen den beiden Waren, leitet Marx mittels aufeinander aufbauender Schritte in der „Entwicklung der *Wertform der Ware"* (MEW 19: 370, Herv.i.O.) her. Der Widerspruch zwischen Gebrauchswert und Wert in der einzelnen Ware treibt zu seiner Lösungsbewegung im „einfachsten Wertverhältnis […] einer Ware zu einer einzigen verschiedenartigen Ware" (MEW 23: 62), in dem der Wert der einen Ware im Gebrauchswert der anderen Ware ausgedrückt wird. Diese „einfache, einzelne oder zufällig Wertform" (ebd.: 63) führt über Vermittlungsetappen zuerst zur „totalen oder entfalteten Wertform" (MEW 23: 77), in der der Wert einer Ware in zahlreichen Gebrauchswerten anderer Waren dargestellt wird. Die entfaltete Wertform wird entwickelt zur „allgemeinen Wertform" (ebd.: 79), in der der Gebrauchswert einer Ware den Wert vieler Waren zum Ausdruck bringt, und schließlich zur „Geldform" (ebd.: 84). Die Geldform unterscheidet sich von der allgemeinen Wertform nur noch dadurch, dass „eine bestimmte Ware historisch" die Position der allgemeinen Wertform „erobert" (ebd.).[498]

„Der Geldkristall ist ein notwendiges Produkt des Austauschprozesses, worin verschiedenartige Arbeitsprodukte einander tatsächlich gleichgesetzt und daher tatsächlich in Waren verwandelt werden. Die historische Ausweitung und Vertiefung des Austausches entwickelt den in der Warennatur schlummernden Gegensatz von Gebrauchswert und Wert. Das Bedürfnis, diesen Gegensatz für den Verkehr äußerlich darzustellen, treibt zu einer selbständi-

498 Für eine ausführliche und instruktive Darlegung der Entwicklung des dialektischen Widerspruchs vom Gebrauchswert und Wert bis zur preisbestimmten Ware und dem Geld vgl. Wolf 2002: 103-358, Wolf 2007c sowie – wesentlich kürzer – Sommer 2007.

gen Form des Warenwerts und ruht und rastet nicht, bis sie endgültig erzielt ist durch die Verdopplung von Ware in Ware und Geld.“ (MEW 23: 101f.)

Das Geld ist also „nur der an einer Ware festhaftende Reflex der Beziehungen aller andren Waren“ (ebd.: 105). Der Gebrauchswert der Geldware entspringt „aus ihren spezifischen gesellschaftlichen Funktionen“ (ebd.: 104), Maß der Werte, Maßstab der Preise, Zirkulationsmittel, Wertzeichen, Schatz, Zahlungsmittel und Weltgeld zu sein (vgl. MEW 13: 105).

Die Geld*ware* muss nur zwei stoffliche Voraussetzungen erfüllen. Zum einen muss sie „eine Materie sein, deren sämtliche Exemplare dieselbe gleichförmige Qualität besitzen“. Zum anderen „muß die Geldware rein quantitativer Unterschiede fähig, also nach Willkür teilbar und aus ihren Teilen wieder zusammensetzbar sein“ (MEW 23: 104, vgl. MEW 13: 35).

Als „gesellschaftliche Inkarnation der menschlichen Arbeit“ (MEW 23: 113) kann das Geld den Wert aller anderen Waren zum Ausdruck bringen und als feststehende Größe kann es durch einen konkreten Maßstab die Waren bepreisen und messen. „Als Vermittler der Warenzirkulation“, die sich durch viele einander verschlingende Warenmetamorphosen gemäß der Formel W – G – W (Ware – Geld – Ware) in ebenso vielen Kreisläufen bewegt, „erhält das Geld die Funktion des Zirkulationsmittels“ (ebd.: 128). Als Wertzeichen, in der Regel in Form der Papierscheine und Münzen, scheidet es sich von der Wertsubstanz der eigentlichen Geldware und repräsentiert nur noch die Geldware. Das Geld als Geld funktioniert schließlich als Schatz, indem es außerhalb der Zirkulation angehäuft wird, und als Zahlungsmittel, wenn die beiden Metamorphosen W – G und G – W auseinanderfallen und die erste Metamorphose zu einem späteren Zeitpunkt vollzogen wird. Als Weltgeld funktioniert die Geldware global „als allgemeines Zahlungsmittel, allgemeines Kaufmittel und absolut gesellschaftliche Materiatur des Reichtums überhaupt“ (ebd.: 157).

Das Geld entbindet den Warenbesitzer vom direkten Tausch mit einem anderen Warenbesitzer und ermöglicht es, alle Gebrauchswerte zu verkaufen, sofern ein Bedürfnis nach einem Gebrauchswert besteht, und es erlaubt, alle Gebrauchswerte zu kaufen, sofern Geld in ausreichender Quantität vorhanden ist.

„Da dem Geld nicht anzusehn, was in es verwandelt ist, verwandelt sich alles, Ware oder nicht, in Geld. Alles wird verkäuflich und kaufbar. Die Zirkulation wird die große gesellschaftliche Retorte, worin alles hineinfliegt, um als Geldkristall wieder herauszukommen. Dieser Alchimie widerstehn nicht einmal Heiligenknochen und noch viel weniger minder grobe res sacrosanctae, extra commercium hominum. Wie im Geld aller qualitative Unterschied der Waren ausgelöscht ist, löscht es seinerseits als radikaler Leveller alle Unterschiede aus.“ (Ebd.: 146f., vgl. MEW EB 1: 455 und Marx 1970: 59f.)

Auf der Abstraktionsstufe der preisbestimmten Ware und des Geldes in der Warenzirkulation können die oben genannten Bestimmungen zum gesellschaftlichen Naturverhältnis ausdifferenziert und ergänzt werden.

Im Austauschprozess und in der Warenzirkulation ist erstens der Gebrauchswert das „stoffliche Motiv der Zirkulation“ (Marx 1970: 925). Zweitens produzieren die Warenbesitzer nicht für den eigenen Gebrauch, nicht für die eigene individuelle Konsumtion, sondern dafür, dass die Ware – im Falle des einfachen Warentausches – gegen eine andere Ware eingetauscht oder – im Falle der Warenzirkulation – gegen Geld verkauft beziehungsweise gekauft wird.

Daraus folgt, dass bereits den einfachen Warenbesitzer an der Ware, über die er verfügt, in erster Linie interessiert, dass sie letztlich verkauft werden kann, und nicht welches konkrete Bedürfnis mit ihr befriedigt wird. Es ist allerdings unumgänglich, dass sie zur Befriedigung eines Bedürfnisses einem zahlungsfähigen Dritten nützlich ist. Die zur Produktion der Ware nötige Arbeit „ist gleichgültig gegen ihre Besonderheit und nimmt jede Form an, die zum Zweck dient; sie ist erfinderisch im Schaffen neuer Gegenstände für das gesellschaftliche Bedürfnis etc.“ (ebd.: 135). Die Form des Gebrauchswerts, die Folgen der Bedürfnisbefriedigung oder gar die Voraussetzung zur Produktion eben jener Ware, die das Bedürfnis befriedigen soll, sind für den Tausch der Waren ebenso unbedeutend wie für den Verkauf in der Warenzirkulation, solange die Ware verkauft wird und dadurch ihren Tauschwert realisiert.

„Ferner, indem das Geld selbst nur ist in der Zirkulation und sich wieder gegen Genüsse etc. austauscht – gegen Werte – die sich schließlich alle auflösen können in rein individuelle Genüsse, ist alles nur wertvoll, soweit es für das Individuum ist.“ (Ebd.: 723) Die durch Warentausch beziehungsweise durch den Kauf mit Geld praktisch zum Ausdruck gebrachten Bedürfnisse der einzelnen Individuen bestimmen also darüber, welche Tauschwerte sich realisieren, das heißt, welche bereits produzierten Waren sich tauschen beziehungsweise verkaufen lassen. Eine gesellschaftliche Koordination, Abstimmung oder gar geplante Organisation, die über die voneinander unabhängigen Käufe und Verkäufe hinausgeht, existiert nicht. Dies beinhaltet, dass Waren, so schädlich ihre Produktion, ihre Zirkulation und ihr Konsum für die Natur und die Menschen auch sein mögen, verkauft werden, solange ihre Werte monetär realisiert werden (können).

Im Geld als ökonomisch-gesellschaftlicher Form ist zudem die „besondre natürliche Verschiedenheit, die in der Ware lag, […] ausgelöscht und wird beständig durch die Zirkulation ausgelöscht“ (ebd.: 914, vgl. ebd.: 931f.). Der Gebrauchswert der besonderen Geldware – laut Marx das Gold – ist zwar nicht gänzlich aus der Welt geschafft. Aber er ist überlagert von den gesell-

schaftlichen Funktionen, die das Geld als Geld erfüllt. „In der Verselbständigung des Tauschwerts im Geld ist in der Tat nur gesetzt seine Gleichgültigkeit gegen den besondren Gebrauchswert, worin er sich inkorporiert." (Ebd.: 932)

Mit der Entwicklung des Geldes als „Materiatur abstrakter und daher gleicher menschlicher Arbeit" (MEW 23: 104) ist es potentiell möglich, alle Gegenstände als Waren zu verkaufen und zu kaufen. Das Geld hat „die ganze Welt, die Menschenwelt wie die Natur, ihres eigentümlichen Wertes beraubt" (MEW 1: 375). Es „ist ja grade die Form, worin der Unterschied der Waren als Gebrauchswerte ausgelöscht ist" (MEW 25: 406).

Alle Waren können unabhängig von ihrer speziellen Beschaffenheit, von ihren Eigenschaften, von den Folgen ihrer individuellen Konsumtion – und damit auch unabhängig von ihrer Bedeutung zum Beispiel für das gesellschaftliche Naturverhältnis – verkauft und gekauft werden. „Indem das Geld das *allgemeine Äquivalent, die general power of purchasing*, ist alles käuflich, alles in Geld verwandelbar. Aber es kann nur in Geld verwandelt werden, indem es alieniert wird, indem der Besitzer sich seiner entäußert. Everything is therefore alienable oder gleichgültig für das Individuum, ihm äußerlich." (Marx 1970: 722, Herv.i.O.) So ist es auch möglich, dass, wie Marx es nennt, „die Schändlichkeit, die in der *Verschacherung der Erde* liegt" (MEW EB 1: 505, Herv.i.O.), geschehen kann. Das Geld erlaubt es prinzipiell, auch die Erde bzw. alle Formen der Natur als Ware zu handeln, unabhängig davon, was dies für die Erde und ihre Nutzung bedeutet.

In der Zirkulation gelte, so hält es Marx in den *Grundrissen* fest, „daß das Geld *non olet*. Ob der Taler, den einer in der Hand hat, den Preis von Mist oder Seide realisiert hat, ist ihm absolut nicht anzumerken und aller individuelle Unterschied, soweit der Taler als Taler funktioniert, ist in der Hand seines Besitzers ausgelöscht." (Marx 1970: 913, Herv.i.O.) Entscheidend ist lediglich die Frage der Quantität des Geldes, der vorhandenen Menge an Kaufmitteln bei den jeweiligen Käufern und der Wert beziehungsweise später der Preis der Waren, und nicht die Qualität der verkauften oder gekauften Gebrauchswerte.

„Der selbständige Wert der Dinge, außer insofern er in ihrem bloßen Sein für andres, ihrer Relativität, Austauschbarkeit besteht, der absolute Wert aller Dinge und Verhältnisse wird damit aufgelöst. Alles geopfert dem egoistischen Genuß. Denn, wie alles alienierbar gegen Geld, ist aber auch alles erwerbbar durch Geld. Alles ist zu haben für ‚bar Geld', das selbst als etwas äußerlich Existierendes von dem Individuum is to be catched by fraud, violence etc. Es ist also alles aneigenbar durch alle, und es hängt vom Zufall ab, was das Individuum sich aneignen kann oder nicht, da es abhängt von dem Geld in seinem Besitz. Damit ist das Individuum an sich als Herr von allem gesetzt. Es gibt keine absoluten Werte, da dem

Geld der Wert als solcher relativ. Es gibt nichts Unveräußerliches, da alles gegen Geld veräußerlich. Es gibt nichts Höhres, Heiliges etc., da alles durch Geld aneigenbar.“ (Ebd.: 723)

Die Preisform der Waren, die mit dem Geld und der Warenzirkulation entsteht, hält noch die Besonderheit bereit, dass sie auch auf Dinge übertragen werden kann, die keinen Wert haben, wie etwa auf die Gene eines Tieres oder die ausgestoßene Menge CO_2. Zudem „kann auch die imaginäre Preisform, wie zum Beispiel der Preis des unkultivierten Bodens, der keinen Wert hat, weil keine menschliche Arbeit in ihm vergegenständlicht ist, ein wirkliches Wertverhältnis oder von ihm abgeleitete Beziehung beherbergen“ (MEW 23: 117). Dieser besondere Aspekt des kapitalistischen Naturverhältnisses wird in der vorliegenden Arbeit im Kapitel über das Grundeigentum (vgl. Kapitel 6.5.5) noch genauer besprochen.

In der Warenzirkulation tritt also das Geld zwischen die einzelnen voneinander unabhängigen Warenbesitzer. Die Warenmetamorphosen, der die Warenbesitzer zur Bedürfnisbefriedigung nachgehen, werden durch es vermittelt. Welche Waren zirkulieren, ist aber genauso zweitrangig wie die zirkulierenden Warenmengen, solange das erforderliche Geld vorhanden ist, um ihren Preis zu realisieren. Der spezifische Charakter des Geldes verleiht ihm „die allgemeine Herrschaft über die Gesellschaft, über die ganze Welt der Genüsse, Arbeiten etc.“ (Marx 1970: 133). Welche Gebrauchswerte wie konsumiert werden, welche Rückwirkungen ihre Konsumtion auf den Käufer, die Natur oder andere Dritte hat, ist für die Zirkulation nicht von Bedeutung.

6.2.3 Vom Geld zum Kapital

Die Kapitalzirkulation, die aus der Warenzirkulation entspringt, unterscheidet sich von der „unmittelbaren Form der Warenzirkulation“ (MEW 23: 162) durch eine Formänderung, die sich bei genauerer Betrachtung als neuer Inhalt der Zirkulation entpuppt.[499]

Die Warenzirkulation beschreibt den Stellenwechsel der Waren W – G – W, „Verwandlung von Ware in Geld und Rückverwandlung von Geld in Ware, verkaufen, um zu kaufen“ (ebd.: 162). Die zu verkaufende und die gekaufte Ware bilden Ausgangs- und Endpunkt der Zirkulation. Entsprechend ist der Gebrauchswert und damit die Bedürfnisbefriedigung durch individuel-

499 Für eine ausführlichere Darstellung des Übergangs vom Geld zum Kapital als im *Kapital* können der Urtext *Zur Kritik der politischen Ökonomie* (Marx 1970: 871-947) und die entsprechenden Passagen der *Grundrisse* (Marx 1970: 149-161) herangezogen werden. Vgl. außerdem Wolf 2007c.

le Konsumtion Sinn und Zweck der Warenzirkulation (vgl. ebd.: 163 und Marx 1970: 925). Das Geld vermittelt den Stellenwechsel der Waren.

Bei der einfachsten Form der Kapitalzirkulation bilden hingegen konkrete Quantitäten der Geldware den Anfangs- und den Schlusspunkt der Zirkulation. Sie vollzieht die Bewegung: G – W – G. Die Ware dient nur dazu, das Geld zu vermitteln, während das „treibende Motiv und bestimmender Zweck“ dieses Kreislaufs „der Tauschwert selbst“ (MEW 23: 164) ist. Es wird gekauft, um zu verkaufen.

Während sich in der Warenzirkulation die Qualität der beiden Gebrauchswerte voneinander unterscheiden, besteht zwischen dem Geld vor dem Kauf und nach dem Verkauf der Ware keine qualitative Differenz. Die Verschiedenheit kann nur quantitativ sein. „Die vollständige Form“ (ebd.: 165) der Kapitalzirkulation ist hier entsprechend G – W – G', wobei G' = G + ΔG ist, das heißt, die Geldsumme G vor dem Warenkauf ist nach dem Verkauf der Ware um die Summe ΔG, der Marx den Namen „Mehrwert“ gibt, größer. „Der ursprüngliche vorgeschoßne Wert erhält sich daher nicht nur in der Zirkulation, sondern in ihr verändert er seine Wertgröße, setzt einen Mehrwert zu oder verwertet sich.“ (Ebd.: 165)

Während die Warenzirkulation mit der Konsumtion der Ware endet, ist die Kapitalzirkulation „endlos“, weil die „Verwertung des Werts“, der zuerst in der Geldform auftritt, ihr Zweck ist und dieser nur realisiert werden kann durch die beständige Wiederholung desselben Kreislaufs. Jede Geldsumme hat das Ziel, „sich dem Reichtum schlechthin durch Größenausdehnung anzunähern“ (ebd.: 166). „Die Bewegung des Kapitals ist daher maßlos.“ (Ebd.: 167)

Innerhalb dieser Bewegung sind die den Stellenwechsel der beiden Geldsummen vermittelnde Ware und die Geldsummen nur „verschiedne Existenzweisen des Werts selbst“ (ebd.: 168, vgl. MEW 6: 408). Tatsächlich wird der Wert in der Kapitalzirkulation „das Subjekt eines Prozesses, worin er unter dem beständigen Wechsel der Formen von Geld und Ware seine Größe selbst verändert, sich als Mehrwert von sich selbst als ursprünglichem Wert abstößt, sich selbst verwertet. Denn die Bewegung, worin er Mehrwert zusetzt, ist seine eigne Bewegung, seine Selbstverwertung.“ (MEW 23: 169) Als „sich verwertende[r] Wert“ (ebd.), der ständig seine Form wechselt und den Kapitalkreislauf stetig von Neuem durchläuft, wird das Kapital zum von Marx so genannten „automatischen Subjekt“ (ebd.).[500]

Das Geld, das „letzte Produkt der Warenzirkulation“, welches die Bewegung G – W – G durchläuft, ist also „die erste Erscheinungsform des Kapitals“ (ebd.: 161). „Geld als Geld und Geld als Kapital unterscheiden sich zu-

500 Weiterführend zum „automatischen Subjekt“ vgl. vor allem Wolf/Sommer 2008: 48-85.

nächst nur durch ihre verschiedne Zirkulationsform.“ (Ebd.) Damit aber das Geld als Kapital funktioniert, muss es sich quantitativ vergrößern und die Vergrößerung beständig wiederholen. „Der Wert wird also prozessierender Wert, prozessierendes Geld und als solches Kapital.“ (Ebd.: 170) „In der Tat also ist G – W – G' die allgemeine Formel des Kapitals, wie es unmittelbar in der Zirkulationssphäre erscheint.“ (Ebd.)

Der Warenbesitzer erhält in und durch die Bewegung, die sein Geld verrichtet, ein neues Gesicht. „Als bewußter Träger“ der Kapitalbewegung wird er „Kapitalist“. „Der objektive Inhalt“ der Kapitalzirkulation „ist sein subjektiver Zweck“ (ebd.: 167). Indem sie als „wachsende Aneignung des abstrakten Reichtums das allein treibende Motiv seiner Operationen“ wird, „funktioniert er als Kapitalist oder personifiziertes, mit Willen und Bewußtsein begabtes Kapital“ (ebd.: 167f.).

Allerdings ergibt sich aus dem bereits Entwickelten ein Problem: Der Mehrwert kann nicht aus der Zirkulation hervorgehen, in der Äquivalente ausgetauscht beziehungsweise verkauft und gekauft werden. Die „Zirkulation oder der Warentausch schafft kein Wert“ (ebd.: 178). Zugleich jedoch ist das Kapital, das einen wachsenden Mehrwert enthält, als Resultat der Zirkulation „auf Grundlage dem Warentausch immanenter Gesetze“ (ebd.: 180) entwickelt worden. „Kapital kann also nicht aus der Zirkulation entspringen, und es kann ebensowenig aus der Zirkulation nicht entspringen. Es muß zugleich in ihr und nicht in ihr entspringen.“ (Ebd.)

In der Bewegung der allgemeinen Form des Kapitals ist der Gebrauchswert nicht wie noch auf den vorangegangenen Abstraktionsstufen Sinn und Zweck der Zirkulation. Ohne dass die Gebrauchswerte Bedürfnisse Dritter befriedigen, ist zwar auch die Kapitalzirkulation nicht möglich. Doch dem Gebrauchswert wird in ihr ein neuer Platz zugewiesen. Die Gebrauchswerte sind ihrerseits nur die Vermittler der Kapitalbewegung. Der Kauf von Waren hat nur den Zweck, sie wieder zu verkaufen, um auf diese Weise eine größere Menge Kapital in Geldform zurückzuerhalten. In dieser Konstellation sind die Gebrauchswerte Mittel zum Zweck und nicht der Zweck der Zirkulation. Diese Funktion ist in der einzelnen Ware bereits angelegt, deren Gebrauchswert, wie oben gezeigt, nur der Träger des Tauschwerts ist. Die Natur beziehungsweise die natürlichen Bestandteile der Ware werden in der Konsequenz ebenfalls zum Mittel herabgesetzt.

Im Unterschied zur Rolle des Gebrauchswerts in der Warenzirkulation wird in der Kapitalzirkulation also deutlich, dass die Besonderheit des spezifischen Gebrauchswerts bereits für diese rudimentär entwickelte Form des Kapitals vollkommen bedeutungslos ist. In welcher Form, unter welchen Bedingungen und mit welchen Folgen Arbeit und Natur zusammengebracht

worden sind, um ein nützliches Ding zu bilden, spielt keine Rolle, solange der Gebrauchswert in der Zirkulation realisiert, also irgendein Bedürfnis damit befriedigt und er verkauft werden kann. Wie es für den Tauschwert belanglos war, ob er von einem Stück Tierfleisch, einem SUV mit enormen Benzinverbrauch und exorbitanter CO_2-Produktion oder von aus Teersand gewonnenem Öl getragen wurde, so belanglos ist es für das als Kapital funktionierende Geld. „Die einzige Nützlichkeit, die ein Gegenstand überhaupt für das Kapital haben kann“, so formuliert es Marx in den *Grundrissen*, „kann nur sein, es zu erhalten oder zu vermehren.“ (Marx 1970: 181) Das Geld als Kapital „degradiert die anderen Waren“ (ebd.: 890) und schließlich entqualifiziert es sie. Die Gebrauchswerte der Waren sind für das Kapital lediglich Durchgangsstationen seiner Bewegung.

In der Bewegung G – W – G' ist nicht nur der später weiter zu entwickelnde Wachstumszwang des gesellschaftlichen Gesamtkapitals bereits angelegt, sondern auch die sukzessive Naturzerstörung durch dessen Reproduktion.[501] Wenn das Kapital, um sich selbst zu erhalten und sich seiner quantitativen Beschränkung zu entledigen, nach ständiger Vermehrung trachtet, ist dafür auch eine absolut wachsende Menge an stofflichen Trägern von Nöten, die den Selbstverwertungsprozess vermitteln. So werden immer mehr Gebrauchswerte in die Zirkulation eingespeist, damit das Kapital sich vermehren kann. Die Produzenten dieser Gebrauchswerte, die Natur und die Arbeiter geraten in Widerspruch zur Kapitalbewegung, da diese dazu tendiert, von den spezifischen Eigenschaften ihrer menschlichen und natürlichen Voraussetzungen (Arbeitskraft und Natur) zu abstrahieren. Die Kapitalbewegung kennt bereits in ihrer Keimform keine Grenzen. Sie ist schrankenlos, während sowohl die Arbeitskräfte als auch die Naturstoffe, welche die die Kapitalbewegung vermittelnden Gebrauchswerte konstituieren, solche Grenzen aufgrund ihrer eigenen, vom Kapital unabhängigen Konstitution und Reproduktionskreisläufe haben.[502] Das Kapital verlangt dennoch beständig nach mehr Arbeit und Natur, um sich ebenso stetig zu verwerten.

Dadurch dass das Kapital das Subjekt der Zirkulation wird, wird auch die Regellosigkeit der Zirkulation, wie sie schon als dem Warentausch und der Warenzirkulation eigen beschrieben wurde, potenziert. Während im einfa-

501 Eigentlich kann dies schon über den Wert gesagt werden – wie in den Kapiteln 6.1.1 und 6.1.2 bereits entwickelt wurde –, sofern historisch davon ausgegangen werden kann, dass in einer Gesellschaft bereits die kapitalistischen Produktionsverhältnisse die dominanten sind. Mit dem ersten Begriff des Kapitals (Marx entwickelt ihn im Laufe seiner Darstellung weiter) kann aber die Maß- und Grenzenlosigkeit der Kapitalbewegung das erste Mal theoretisch hergeleitet und dargestellt werden.

502 Wie das Kapital danach trachtet, die von ihm unabhängigen Grenzen der Arbeitskraft zu überwinden, wird in Kapitel 6.3.2 weiter ausgeführt.

chen Warentausch die Warenbesitzer darauf angewiesen sind, direkt für die Bedürfnisse Anderer zu produzieren und damit noch ein Mindestmaß an gegenseitiger Abhängigkeit der Warenbesitzer und an sinnvoller Verteilung des produzierten Gesamtprodukts erlaubt ist, ist dieses durch die Entwicklung des Geldes passé. In der Kapitalzirkulation ist die Warenzirkulation ihr Nebenprodukt. Eine Garantie der Bedürfnisbefriedigung aller Warenproduzenten ist dadurch ebenso wenig gegeben wie die Produktion der Waren, die alle Menschen zu ihrer Reproduktion benötigen, und wie die Verteilung der produzierten Waren in ausreichendem Maße an alle Mitglieder einer Gesellschaft. Ebenso wenig wird sichergestellt, dass die verbrauchten Naturstoffe sich reproduzieren können oder dass die produzierten Waren nicht der Reproduktion der Natur schaden oder ihr die ihr eigenen Qualitäten rauben beziehungsweise endgültig auslöschen. Solche Maßstäbe sind dem Kapital und seiner Zirkulation äußerlich.

6.2.4 Zwischenfazit

Die Rekonstruktion der Marx'schen Darstellung der Ware, der Warenzirkulation samt Geld und preisbestimmter Ware und des Übergangs vom Geld zum Kapital – den ersten Bestimmungen der kapitalistischen Zirkulation – sowie die Analyse hinsichtlich des Verhältnisses der durch sie dargestellten Gegenstände zur Natur offenbaren die ersten Grundzüge des Verhältnisses der kapitalistischen Gesellschaft zur Natur. Die Resultate der Untersuchung auf den höchsten Abstraktionsstufen des Marx'schen *Kapital* – und damit dem Kern der kapitalistischen Produktionsweise –, gelten sowohl für die weiterentwickelten Formen der gesellschaftlichen Arbeit als auch für die Verhältnisse, die die Formen der gesellschaftlichen Arbeit auf niedrigeren Abstraktionsstufen zur Natur einnehmen.

1. In der Zirkulationssphäre, das kann schon an diesem Punkt der vorliegenden Arbeit festgehalten werden, nimmt die bürgerliche Gesellschaft kein direktes *gesellschaftliches* Verhältnis zur Natur im strengen Sinn des Wortes ein. Die menschlichen Individuen unterhalten auf der Basis des an späterer Stelle zu entwickelnden Kapitalverhältnisses in der Zirkulation über den Kauf und Verkauf mit einander ein gesellschaftliches Verhältnis. Sie verhalten sich als voneinander unabhängige Privatpersonen vermittelt über vergegenständlichte Formen gesellschaftlicher Arbeit zueinander. Die einzelnen voneinander unabhängigen Warenproduzenten treten zwar zur Herstellung der Waren mit der Natur in Beziehung. Diese Verhältnisse gehören aber nicht originär zur Warenzirkulation.

2. Die Natur geht gemeinsam mit der konkret-nützlichen Arbeit in die Waren ein, indem beide deren Gebrauchswert bilden. Der Gebrauchswert ist aber lediglich Träger einer in den Waren vergegenständlichten Form der gesellschaftlichen Arbeit, des Tauschwerts. Die spezifische Form des Gebrauchswerts, seine Qualität, ist für die gesellschaftliche Form der Ware, die sich lediglich quantitativ bestimmen lässt, nicht von Belang. Als Teil des qualitativ bestimmten Gebrauchswerts steht die Natur zusammen mit der konkret-nützlichen Arbeit im Widerspruch zur quantitativ bestimmten Wertform.
3. Die spezifische Form des Gebrauchswerts ist für die kapitalistische Zirkulation nur insofern von Bedeutung, als dass der Gebrauchswert den Tauschwert beziehungsweise das Kapital durch Verkauf realisieren soll. Die Herstellungsbedingungen der Gebrauchswerte sowie Folgen der Produktion, der Zirkulation und der individuellen Konsumtion für Menschen und Natur sind für die Realisierung des Werts belanglos, sofern diese durch jene nicht beeinträchtigt wird.
4. Die Wertformen selbst sind rein gesellschaftliche Formen. Der Gebrauchswert ihres Trägers ist für sie nicht von Bedeutung. Sie ermöglichen zugleich, sofern genügend Geld vorhanden ist, den Kauf aller Waren – ebenfalls unter Abstraktion von allen Folgen der Produktion und Konsumtion von Warenmassen und -qualitäten für Menschen und Natur.
5. Intrinsische oder über die Zirkulation hinausgehende Werte von Gegenständen, zum Beispiel ästhetische, werden in der Zirkulation ausgemerzt. Die Gebrauchswerte der Waren werden entqualifiziert.
6. Zweck der Zirkulation ist die Verwertung des Werts. Diesem Zweck wird der Verkauf und Kauf von Waren als Gebrauchswerten untergeordnet. Dies schließt nicht nur die unter 3. genannten Bestimmungen mit ein. Da das Kapital versucht, sich seiner qualitativen Schrankenlosigkeit quantitativ anzunähern, ist für die beständige Wiederholung des Kapitalkreislaufs eine stetig wachsende Masse an Waren erforderlich. In seinem Trieb nach Mehrwert treibt das Kapital über die Grenzen der Natur und der konkret-nützlichen Arbeit tendenziell hinaus.
7. In der Zirkulation wird nicht darüber entschieden, welche Ware produziert wird, geschweige denn welche Ware von wirklichem gesellschaftlichen Nutzen ist. Vielmehr entscheiden die vielen vereinzelten Käufe und Verkäufe lediglich darüber, erstens welche der produzierten Gebrauchswerte sich wirklich verkaufen lassen und zweitens ob dies in einem Maße geschieht, durch das das zu ihrer Produktion vorgeschossene Kapital samt Mehrwert reproduziert werden kann. Die Verkäufe und Käufe geben zudem Auskunft darüber, ob es bei einzelnen Individuen oder einer Masse

an Individuen ein Bedürfnis nach einem bestimmten Gebrauchswert gibt oder nicht. Bei der Vielzahl von Verkäufen und Käufen handelt es sich nicht um eine politische, demokratische oder geplante Entscheidung. Entsprechend kann die Zirkulation weder eine sozial noch eine ökologisch vernünftige Verteilung, Konsumtion oder Produktion der Waren garantieren.

8. Die Praxis der Individuen in der kapitalistischen Zirkulation wirkt sich zwar auf das Verhältnis kapitalistischer Gesellschaften zur Natur aus, wie man zum Beispiel an der breiten Nutzung von Autos sehen kann. Die Auswirkungen der Praxis der vereinzelten Individuen in der Konsumtion auf die Natur können aber nur historisch erfasst werden.

6.3 Natur in der kapitalistischen Produktion

> „Die wirkliche Wissenschaft der modernen Ökonomie beginnt erst, wo die theoretische Betrachtung vom Zirkulationsprozeß zum Produktionsprozeß übergeht."
> (*Das Kapital*, Band 3, MEW 25: 349)
> Karl Marx

> „Es entspricht übrigens dem bürgerlichen Horizont, wo das Geschäftchenmachen den ganzen Kopf einnimmt, nicht im Charakter der Produktionsweise die Grundlage der ihr entsprechenden Verkehrsweise zu sehn, sondern umgekehrt."
> (*Das Kapital*, Band 2, MEW 24: 120)
> Karl Marx

Indem Marx das Kapital vom Geld in der Zirkulationssphäre ableitet, wird deutlich, dass der Mehrwert, der am Ende der Bewegung G – W – G' vorhanden ist, nicht in der Zirkulation entsteht und doch zugleich dort realisiert wird. Er muss irgendwie zwischen dem Geld G, mit dem in der Zirkulation eine Ware W gekauft wird, und dem Geld G', das man für den Verkauf der Ware erhält, geschaffen werden. Es müsse daher, so Marx, eine Ware geben, bei deren Konsumtion neuer Wert entsteht.

Wie man bereits aus der Untersuchung der Ware weiß, kann nur menschliche Arbeit Wert schaffen. Die Verausgabung menschlicher Arbeit in Form einer konkret-nützlichen Arbeit, das heißt, die Arbeit ist keine Ware. Die Fähigkeit, eine bestimmte Arbeit zu verrichten, das heißt die Arbeitskraft, kann hingegen Warenform annehmen. Und die Anwendung dieser Fähigkeit, ihre Konsumtion, schafft Wert. Die Ware, die man kaufen kann und die in ihrer

Verwendung neue Werte schafft, ist also die menschliche Arbeitskraft.[503] Ihr Wert wird bestimmt durch die Summe der Werte, die die Lebensmittel verkörpern, die zur Reproduktion der Ware Arbeitskraft notwendig sind.

An diesem Punkt der logisch-systematischen Darstellung ist Marx, wie oben erwähnt, gezwungen, auf die historischen Bedingungen der kapitalistischen Produktionsweise zu verweisen, aufgrund derer die Arbeitskraft zur Ware geworden ist. Denn in der Zirkulation, so Marx bisher unterstellte Annahme, treten sich einerseits „ebenbürtige Warenbesitzer" als „juristisch gleiche Personen" (MEW 23: 182) gegenüber. Obgleich sie aber formaljuristisch gleichgestellt sind, treten sich andererseits de facto auf der einen Seite Geldbeziehungsweise Kapitalbesitzer und auf der anderen Arbeiter gegenüber, die ihre Arbeitskraft an den Mann bringen müssen, wenn sie nicht ihren eigenen physischen Untergang riskieren wollen.

Dass die Arbeiter ihre Arbeitskraft auf dem Markt als Ware verkaufen müssen, setzt aber zweierlei voraus. Zum einen müssen die Arbeitskraftbesitzer politisch frei sein, das heißt keinem direkten politischen Abhängigkeitsverhältnis unterworfen sein. Zum anderen dürfen sie über keine weiteren Produktionsmittel verfügen als über ihr eigenes Arbeitsvermögen. Nur wenn die Geldbesitzer den

> „freien Arbeiter auf dem Warenmarkt vorfinden, frei in dem Doppelsinn, daß er als freie Person über seine Arbeitskraft als seine Ware verfügt, daß er andrerseits andre Waren nicht zu verkaufen hat, los und ledig, frei ist von allen zur Verwirklichung seiner Arbeitskräfte nötigen Sachen" (ebd.: 183),

können sie aus Geld mehr Geld machen.[504] Wie dieser Prozess der Kapitalvermehrung durch die Produktion von Ware und Mehrwert vonstattengeht, kann aus der Zirkulationssphäre nicht hergeleitet werden. Die Produktion von Ware und Mehrwert „vollzieht sich außerhalb des Marktes" (ebd.: 189) in der Produktionssphäre.

---

503 Marx' Bestimmung der Arbeitskraft lautet: „Unter Arbeitskraft oder Arbeitsvermögen verstehen wir den Inbegriff der physischen und geistigen Fähigkeiten, die in der Leiblichkeit, der lebendigen Persönlichkeit eines Menschen existieren und die er in Bewegung setzt, sooft er Gebrauchswerte irgendeiner Art produziert." (MEW 23: 181)

504 Vgl.: „Was also die kapitalistische Epoche charakterisiert, ist, daß die Arbeitskraft für den Arbeiter selbst die Form einer ihm gehörigen Ware, seine Arbeit daher die Form der Lohnarbeit erhält. Andrerseits verallgemeinert sich erst von diesem Augenblick die Warenform der Arbeitsprodukte." (MEW 23: 184) Das Kapital „entsteht nur, wo der Besitzer von Produktions- und Lebensmitteln den freien Arbeiter als Verkäufer seiner Arbeitskraft auf dem Markt vorfindet, und diese eine historische Bedingung umschließt eine Weltgeschichte" (MEW 23: 184, vgl. MEW 25: 51). Sowohl auf die Entstehung des Kapitalverhältnisses als auch auf dessen Reproduktion auf erweiterter Stufenleiter wird im Verlaufe der vorliegenden Arbeiter noch mehrfach eingegangen (vgl. Kapitel 6.3.3 und 6.3.4).

Beim Übergang vom Geld ins Kapital wandelt sich also nicht nur die „Physiognomie unsrer dramatis personae“ (ebd.: 191) vom „Geldbesitzer“ zum „Kapitalisten“ und vom Warenbesitzer zum „Arbeiter“, sondern auch der Ort der Handlung – von der Zirkulation zur Produktion.

6.3.1 Der Arbeitsprozess – Stoffwechsel zwischen Mensch und Natur

Bevor Marx den kapitalistischen Produktionsprozess in seiner differencia specifica entwickelt, stellt er die „einfachen und abstrakten Momente“ (ebd.: 198) des Arbeitsprozesses „unabhängig von seinen geschichtlichen Formen“ (ebd.: 531) dar.[505] „[A]lle Epochen der Produktion haben gewisse Merkmale gemein, gemeinsame Bestimmungen.“ (Marx 1970: 7) Diese lassen sich „in der Tat aber, wie wir sehn werden, auf einige sehr einfache Bestimmungen“ (ebd.: 8) reduzieren. Mit ihnen lässt sich allerdings noch „keine wirkliche geschichtliche Produktionsstufe“ (MEW 13: 620) angemessen begreifen.

Die Menschen beginnen keineswegs damit, sich theoretisch zu verhalten. In den *Randglossen zu Adolph Wagners „Lehrbuch der politischen Ökonomie“* schreibt Marx im Gegenteil: „Sie fangen, wie jedes Tier, damit an, *zu essen, zu trinken* etc., also nicht in einem Verhältnis zu ‚stehen‘, sondern *sich aktiv zu verhalten*.“ (MEW 19: 362, Herv.i.O.) Im Arbeitsprozess treten sie vermittelt über ihre Arbeit in einen praktischen, gesellschaftlichen, wechselseitigen Austauschprozess mit der Natur, indem sie mithilfe eines Arbeitsmittels auf einen Arbeitsgegenstand einwirken, um Gebrauchswerte zur Befriedigung ihrer „notwendigen Bedürfnisse“ (Marx 1970: 426), „vor Allem Essen und Trinken, Wohnung, Kleidung und noch einiges Andere“ (MEW 3: 28, vgl. bei Engels MEW 19: 103), zu produzieren.[506]

6.3.1.1 Arbeit

Die zwischen Natur und Menschen vermittelnde geistige und körperliche Tätigkeit (vgl. MEW 23: 531), die Arbeit, ist

505 Vgl. zum Beispiel Marx’ Hinweis darauf, was nach einer Abstraktion vom Kapital, also der historisch spezifischen Form der Produktion, vom Produktionsprozess übrig bliebe: „Vom Kapital getrennt, ist aber der Produktionsprozeß Arbeitsprozeß überhaupt.“ (MEW 25: 395, vgl. Marx 1970: 10/212 und MEW 25: 890f.)

506 Vgl. MEW EB 1: 578, MEW 3: 18, 20f./36, MEW 13: 617/620, MEW 16: 286 (Engels), MEW 19: 375 und Marx 1970: 169/266/398/621.

„zunächst ein Prozeß zwischen Mensch und Natur, ein Prozeß, worin der Mensch seinen Stoffwechsel mit der Natur durch seine eigne Tat vermittelt, regelt und kontrolliert. Er tritt dem Naturstoff selbst als eine Naturmacht gegenüber. Die seiner Leiblichkeit angehörigen Naturkräfte, Arme und Beine, Kopf und Hand, setzt er in Bewegung, um sich den Naturstoff in einer für sein eignes Leben brauchbaren Form anzueignen. Indem er durch diese Bewegung auf die Natur außer ihm wirkt und sie verändert, verändert er zugleich seine eigne Natur. Er entwickelt die in ihr schlummernden Potenzen und unterwirft das Spiel ihrer Kräfte seiner eignen Botmäßigkeit.“ (Ebd.: 192, vgl. MEW 19: 15 und MEW 23: 531.)

Dieser Arbeitsprozess als „zweckmäßige Tätigkeit zur Herstellung von Gebrauchswerten, Aneignung des Natürlichen für menschliche Bedürfnisse“, sei Marx zufolge die „allgemeine Bedingung des Stoffwechsels zwischen Mensch und Natur, ewige Naturbedingung des menschlichen Lebens und daher unabhängig von jeder Form dieses Lebens, vielmehr allen seinen Gesellschaftsformen gleich gemeinsam“ (ebd.: 198).[507]

Im Austausch mit der Natur, das heißt auch bei ihrer Veränderung, Umformung usw. können die Produzenten grundsätzlich „nur verfahren, wie die Natur selbst, das heißt nur die Formen der Stoffe ändern“ (ebd.: 57, vgl. Marx 1970: 235). Die „Naturgesetze können überhaupt nicht aufgehoben werden“ (MEW 32: 552f.), schreibt Marx ergänzend in einem Brief an Kugelmann vom 11. Juli 1868.

6.3.1.2 Die Natur und der Arbeitsprozess

Die Natur ist im Arbeitsprozess erstens Natur- oder Produktionsbedingung, Produktionsmittel und Produktivkraft, zweitens Arbeitsgegenstand und schließlich drittens als Teil des Arbeitsproduktes Resultat des Arbeitsprozesses. Sie ist demzufolge die „Quelle aller Produktion und allen Daseins“ (Marx 1970: 27), das „Urinstrument“ (ebd.: 398) der Arbeit.

6.3.1.3 Naturbedingungen des Arbeitsprozesses

Unter den „von den Menschen vorgefundenden Naturbedingungen“ befänden sich, wie Marx und Engels in *Die Deutsche Ideologie* schreiben, „die geologischen, orohydrographischen, klimatischen und anderen Verhältnisse“ (MEW 3: 21). „Die wirkliche *Aneignung* durch den Prozeß der Arbeit geschieht unter diesen *Voraussetzungen*, die selbst nicht Produkt der Arbeit sind.“ (Marx 1970: 376, Herv. i.O.) Sie bilden den Rahmen und die Bedingung jedweder Produktion. „Der Arbeiter kann nichts schaffen ohne die *Na-*

507 Vgl. MEW 13: 23f., MEW 19: 377, MEW 23: 57 und MEW 32: 552f.

tur, ohne die *sinnliche Außenwelt*." (MEW EB 1: 512f., Herv. i.O.)[508] Ökonomisch zerfallen die äußeren Naturbedingungen „in zwei große Klassen, natürlichen Reichtum an Lebensmitteln, also Bodenfruchtbarkeit, fischreiche Gewässer usw., und natürlichen Reichtum an Arbeitsmitteln, wie lebendige Wassergefälle, schiffbare Flüsse, Holz, Metalle, Kohle usw." (MEW 23: 535).

Zu den natürlichen Produktionsbedingungen zähle neben der äußeren Natur, so führt Marx in den *Grundrissen* aus, der menschliche Leib:

„Die ursprünglichen Bedingungen der Produktion erscheinen als Naturvoraussetzungen, *natürliche Existenzbedingungen des Produzenten*, ganz so wie sein lebendiger Leib, sosehr er ihn reproduziert und entwickelt, ursprünglich nicht gesetzt ist von ihm selbst, als die Voraussetzung seiner selbst erscheint; sein eignes Dasein (leibliches) ist eine natürliche Voraussetzung, die er nicht gesetzt hat. Diese *natürlichen Existenzbedingungen*, zu denen er sich als zu ihm selbst gehörigem, unorganischem Leib verhält, sind selbst doppelt: 1. subjektiver und 2. objektiver Natur." (Marx 1970: 389, Herv.i.O.)[509]

Darüber hinaus gehören bis heute „auch die Tiere" zu den „fertigen Früchten der Erde" (ebd.: 392), die die Menschen vorfinden und mit denen sie bis dato machen, was sie wollen.

Insgesamt sind die Naturbedingungen, wie Marx es in einem seiner ersten Zeitungsartikel als junger Autor zu Papier bringt, „Almosen der Natur" (MEW 1: 119), die aber, anders als er noch in seinem Artikel *Verhandlungen des 6. rheinischen Landtags – Debatten über das Holzdiebstahlgesetz* (ebd.: 109-147) unterstellt, je nach historischer Produktionsweise vorrangig einer bestimmten Klasse zufallen.

Was zu den Naturbedingungen der Arbeit gezählt werden muss, variiert je nach Entwicklung der gesellschaftlichen Verhältnisse und Klassenkämpfe. Der Sklave wurde in früheren Gesellschaftsformationen zum Beispiel noch gemeinsam mit den Tieren und dem Rest der Natur als Teil der Produktionsbedingungen behandelt. „Im Leibeigenschaftsverhältnis erscheint er als Moment des Grundeigentums selbst, ist Zubehör der Erde, ganz wie das Arbeits-

508 Engels äußert sich dazu bereits relativ früh ähnlich wie Marx: „Die Materie selbst hat der Mensch nicht geschaffen. Er schafft sogar jede Fähigkeit der Materie nur unter der Voraussetzung der Materie." (MEW 2: 49)

509 Ähnlich heißt es bereits in den *Ökonomisch-philosophischen Manuskripten*: „Der *Mensch* ist unmittelbar *Naturwesen*. Als Naturwesen und als lebendiges Naturwesen ist er teils mit *natürlichen Kräften*, mit *Lebenskräften* ausgerüstet, ein *tätiges* Naturwesen; diese Kräfte existieren in ihm als Anlagen und Fähigkeiten, als *Triebe*; teils ist er als natürliches, leibliches, sinnliches, gegenständliches Wesen ein *leidendes*, bedingtes und beschränktes Wesen, wie es auch das Tier und die Pflanze ist." (MEW EB 1: 578, Herv.i.O., vgl. ebd.: 544, MEW EB 2: 190, MEW 3: 237, Marx 1970: 568 und MEW 23: 217.) Engels spricht vergleichbar zu Marx in einem relativ frühen Essay schon davon, dass man „zwei Elemente der Produktion, die Natur und den Menschen" (MEW 1: 509) ausmachen könne (vgl. bei Engels MEW 20: 33).

vieh. Im Sklavenverhältnis ist der Arbeiter nichts als lebendige Arbeitsmaschine, die daher einen Wert hat für andre oder vielmehr ein Wert ist.“ (Marx 1970: 368, vgl. MEW 19: 15 und Marx 1970: 389/395.) Was diese historisch-gesellschaftliche Einschränkung zu bedeuten hat, wird sich in der weiteren Darstellung des kapitalistischen Arbeitsprozesses zeigen.

6.3.1.4 Natur als Produktionsmittel

Als „Produktionsinstrument“ (MEW 25: 789) ist die Natur die „ursprüngliche Proviantkammer“ und zugleich das „ursprüngliche Arsenal von Arbeitsmitteln“ (MEW 23: 194), „das sowohl das Arbeitsmittel wie das Arbeitsmaterial liefert wie den Sitz, die *Basis* des Gemeinwesens“ (Marx 1970: 376, Herv. i.O.) (vgl. MEW 23: 195). Sie stellt mit „Erde, Wind, Wasser, dem Eisen in der Erzader, dem Holze des Urwaldes usw.“ (ebd.: 218) die wichtigsten Mittel, um überhaupt andere Gebrauchswerte zu schaffen.

Die Natur produziert ebenfalls Gebrauchswerte, die Menschen sich direkt aneignen können. „Die Erde ist z.B. als Produktionsagent bei der Herstellung eines Gebrauchswerts, eines materiellen Produkts, des Weizens, tätig.“ (MEW 25: 824) „In der Agrikultur ist die Erde in ihrem chemischen etc. Wirken selbst schon eine Maschine, die die unmittelbare Arbeit produktiver macht und daher eher ein Surplus gibt, weil hier eher mit Maschine, nämlich einer natürlichen gearbeitet wird.“ (Marx 1970: 482) Auch die Metalle stellt die Natur von sich aus bereit: „Einerseits stellt die Natur selbst es in gediegener kristallinischer Form dar, individualisiert, chemisch unverbunden mit andern Körpern, oder wie die Alchimisten sagten, in jungfräulichem Zustand; andrerseits übernimmt die Natur selbst in den großen Goldwäschereien der Flüsse das Werk der Technologie.“ (MEW 13: 131)[510]

Die Natur hat als „natürliche Technologie“ (MEW 23: 393, Fußnote 89, vgl. MEW 13: 131) mit ihrer eigenen Herstellung von nützlichen Dingen und Werkzeugen auch den Menschen in der Historie die Zeit gegeben, „neben der Arbeit, die die Aneignung der von Natur vorhandnen Lebensmittel kostet, andre Naturprodukte in Produktionsmittel, Bogen, Steinmesser, Boot etc. zu verwandeln“ (MEW 25: 856).

510 Engels weist – um ein weiteres Beispiel für die Natur als Produktionsmittel zu nennen, in seinem Artikel *Die Mark* (MEW 19: 315-330) zu Recht darauf hin, dass die zeitgenössische Landwirtschaft auf einen „von der Natur selbst urbar gemachten und auf eine lange Reihe von Jahren gedüngten Boden“ (ebd.: 330) zurückgreifen könnte und dadurch gegenüber den europäischen Konkurrenten im Vorteil sei (vgl. Marx 1970: 95f.).

6.3.1.5 Die natürlichen Produktivkräfte

Das „Reich der Naturkräfte“ (ebd.: 833) stellt den Menschen nicht nur Arbeits- und Lebensmittel zur Verfügung. Es unterstützt oder behindert, je nach „Naturverhältnissen“ (MEW 23: 54, vgl. MEW 13: 25), auch die Produktivkraft der Arbeit. „Man bedenke z.B. den bloßen Einfluß der Jahreszeiten, wovon die Menge des größten Teils aller Rohstoffe abhängt, Erschöpfung von Waldungen, Kohlen- und Eisenbergwerken etc.“ (MEW 25: 270)

„Von der mehr oder minder entwickelten Gestalt der gesellschaftlichen Produktion abgesehn, bleibt die Produktivität der Arbeit an Naturbedingungen gebunden. Sie sind alle rückführbar auf die Natur des Menschen selbst, wie Race usw., und die ihn umgebende Natur.“ (MEW 23: 535, vgl. MEW 16: 127.) Die Natur war in ihren diversen Formen die erste Produktivkraft, die den Menschen zur Verfügung stand. Eine hervorgehobene Rolle nahmen über viele Jahrhunderte Tiere ein (vgl. MEW 23: 392/395/396/403). Die von „den ungeheuren Naturkräften“ (ebd.: 446) verrichtete Arbeit ist ein „Gratisdienst“ (ebd.: 635), den die Menschen einstreichen. Die Menschen können diese Kräfte lediglich von sich aus fördern oder hemmen.[511]

Insbesondere in einigen Produktionszweigen wie „der Agrikultur und der extraktiven Industrie“ ist die Produktivität der menschlichen Arbeit bedingt – heute muss man sagen: eingeschränkt – durch „unkontrollierbare Naturverhältnisse“ (MEW 13: 25). Die „Entwicklung der Produktivkraft der Erde“ (Marx 1970: 190) zur „Anwendung von Naturkräften im Dienst der Produktion“ (MEW 6: 415) *kann* durchaus im Interesse der Menschen liegen.

511 Marx macht bereits in *Elend der Philosophie. Antwort auf Proudhons „Philosophie des Elends“* (MEW 4: 63-182, im Folgenden abgekürzt *Elend der Philosophie*) darauf aufmerksam, dass „die Fruchtbarkeit [des Bodens; C.S.] nicht eine so bloß natürliche Eigenschaft, wie man wohl glauben könnte: sie steht in engem Zusammenhang mit den jeweiligen gesellschaftlichen Verhältnissen“ (MEW 4: 172), sowohl im Hinblick auf die Nutzung des Bodens als auch in Bezug auf die Möglichkeiten, die natürliche Produktivkraft zu unterstützen.

6.3.1.6 Natur als Arbeitsgegenstand

Die Natur bildet auch den ersten Arbeitsgegenstand, den die Menschen – bis heute, wenn auch historisch-gesellschaftlich verformt und umgeformt[512] – vorfinden.

„Die Erde (worunter ökonomisch auch das Wasser einbegriffen), wie sie den Menschen ursprünglich mit Proviant, fertigen Lebensmitteln ausrüstet, findet sich ohne sein Zutun als der allgemeine Gegenstand der menschlichen Arbeit vor. Alle Dinge, welche die Arbeit nur von ihrem unmittelbaren Zusammenhang mit dem Erdganzen loslöst, sind von Natur vorgefundne Arbeitsgegenstände." (MEW 23: 193)

Die Erde ist also „das ursprüngliche Beschäftigungsfeld der Arbeit […] das vorgefundne Arsenal aller Arbeitsgegenstände" (MEW 25: 833).

6.3.1.7 Natur als Teil des Rohmaterials, Hilfsstoffs und des Gebrauchswerts

Natur ist nicht nur Voraussetzung des Arbeitsprozesses oder Produktionsmittel im Arbeitsprozess, sondern auch Teil seines Resultats. Wenn sie zum Beispiel als Erz aus einer Mine gewonnen wird, ist bereits für ihre Beschaffung Arbeitskraft aufgewendet worden. Im gewonnen Erz ist Arbeit vergegenständlicht worden. Der Naturstoff Erz ist dann Rohmaterial für die weitere Produktion. „Alles Rohmaterial ist Arbeitsgegenstand, aber nicht jeder Arbeitsgegenstand ist Rohmaterial. Rohmaterial ist der Arbeitsgegenstand nur,

512 Marx verweist darauf, dass im Prinzip alle Gegenstände, die uns heute als Natur gegenübertreten, nicht mehr Natur im Sinne einer unberührten, ontologisch gegebenen Natur seien – auch nicht „die ‚innere Natur' der Menschen" (MEW 3: 468). Sie seien bereits gesellschaftlich verformt worden: „Tiere und Pflanzen, die man als Naturprodukte zu betrachten pflegt, sind nicht nur Produkte vielleicht der Arbeit vom vorigen Jahr, sondern, in ihren jetzigen Formen, Produkte einer durch viele Generationen unter menschlicher Kontrolle, vermittelst menschlicher Arbeit, fortgesetzten Umwandlung." (MEW 23: 196) Bereits in *Die Deutsche Ideologie* schreibt Marx, dass zwar die „Priorität der äußeren Natur" bestehen bleibe. Die „der menschlichen Geschichte vorhergehende Natur" sei jedoch nicht die Natur, in der wir leben. Diese existiere „heutzutage, ausgenommen etwa auf einzelnen australischen Koralleninseln neueren Ursprungs, nirgends mehr" (MEW 3: 44, vgl. Fußnote 483). Auch „die Natur, abstrakt genommen, für sich, in der Trennung vom Menschen fixiert", so schreibt Marx zudem in den *Ökonomisch-philosophischen Schriften*, „ist für den Menschen *nichts*" (MEW EB 1: 587, Herv.i.O.), obgleich sie natürlich „unabhängig von aller Philosophie" (MEW 21: 272) existiere, wie Engels festhält, und zum Beispiel „der Denkprozeß […] selbst ein *Naturprozeß* ist" (MEW 32: 553, Herv.i.O.). Dennoch sind Marx und Engels sich zweifellos darüber einig, dass die Natur eigene Bewegungs- und Entwicklungsformen und entsprechend eine eigene „Naturgeschichte" (MEW 23: 393, Fußnote 89) besitzt (vgl. MEW 3: 18 oder für Engels MEW 20: 63 und MEW 21: 206/279/295f.).

sobald er bereits eine durch Arbeit vermittelte Veränderung erfahren hat." (MEW 23: 193, vgl. Marx 1970: 207.)

Die Form des Hilfsstoffs kann die Natur als natürliches Arbeitsmittel, als Rohstoff oder als fertiger Gebrauchswert annehmen. Ein Hilfsstoff zeichnet sich dadurch aus, dass er in der Produktion stofflich vollkommen in dem produzierten Produkt aufgeht. Als Ingredienz des Gebrauchswerts in Abgrenzung zu natürlichen Gebrauchswerten ist die Natur gemeinhin durch Arbeit behandelt worden, wie im Abschnitt zum Gebrauchswert der Ware bereits dargestellt (vgl. Kapitel 6.2.1).

„Ob ein Gebrauchswert als Rohmaterial, Arbeitsmittel oder Produkt erscheint, hängt ganz und gar ab von seiner bestimmten Funktion im Arbeitsprozesse, von der Stelle, die er in ihm einnimmt, und mit dem Wechsel dieser Stelle wechseln jene Bestimmungen." (MEW 23: 197)

6.3.2 Die Einheit von Arbeits- und Verwertungsprozess, die formelle und reelle Subsumtion der Arbeit und der Natur unter das Kapital

> „Welche freche Flachheit gehört überhaupt dazu, zu behaupten, der Agrikultur seien die Grundeigentumsverhältnisse gleichgültig, mit andern Worten, der Produktion seien die gesellschaftlichen Verhältnisse gleichgültig, innerhalb deren produziert wird?"
> (*Thiers' Rede über Hypothekenbank***,** MEW 5: 425f.)
> Karl Marx

> „Après moi le déluge! ist der Wahlruf jedes Kapitalisten und jeder Kapitalistennation."
> (*Das Kapital*, Band 1, MEW 23: 285)
> Karl Marx

Mit der Betrachtung des abstrakten Arbeitsprozesses ist noch nichts über einen besonderen Arbeitsprozess innerhalb einer historisch spezifischen Gesellschaftsformation gesagt, also auch noch nichts besonderes über die kapitalistische Produktion. „Die Bestimmungen, die für die Produktion überhaupt gelten", so schreibt Marx in der *Einleitung* zur Kritik der politischen Ökonomie, müssten „grade gesondert werden, damit über der Einheit [der verschiedenen Produktionsweisen; C.S.] – die schon daraus hervorgeht, daß das Subjekt, die Menschheit, und das Objekt, die Natur, dieselben – die wesentliche Verschiedenheit nicht vergessen wird" (MEW 13: 617, vgl. Marx 1970: 7).[513]

513 Vgl.: „Nicht die *Einheit* der lebenden und tätigen Menschen mit den natürlichen, unorganischen Bedingungen ihres Stoffwechsels mit der Natur und daher ihre Aneignung der Natur

Als „gesellschaftliches Tier“ (MEW 23: 346)[514] löst sich der Mensch von der Natur, ohne sich vom Austausch mit der Natur trennen zu können. Er entwickelt die gesellschaftlichen Produktionsverhältnisse und Produktivkräfte. Die Menschen gehen untereinander historisch spezifische Verhältnisse ein, über die ihr Verhältnis zur Natur bestimmt wird. In *Lohnarbeit und Kapital* schreibt Marx:

„In der Produktion beziehen sich die Menschen nicht allein auf die Natur. Sie produzieren nur, indem sie auf eine bestimmte Weise zusammenwirken und ihre Tätigkeiten gegeneinander austauschen. Um zu produzieren, treten sie in bestimmte Beziehungen und Verhältnisse zueinander, und nur innerhalb dieser gesellschaftlichen Beziehungen und Verhältnisse findet ihre Beziehung zur Natur, findet die Produktion statt.“ (MEW 6: 407)[515]

Jede Gesellschaftsformation zeichnet sich folglich durch „ein historisch geschaffenes Verhältnis zur Natur und der Individuen zueinander“ (MEW 3: 38) aus (vgl. Marx 1970: 395/592f. und MEW 24: 42). Das gesellschaftliche Naturverhältnis, wie es jede Gesellschaft herstellt, wird von Marx entsprechend historisch-gesellschaftlich und wechselseitig gefasst: Das „Verhalten zur Natur ist bedingt durch die Gesellschaftsform und umgekehrt“ (MEW 3: 31). Das „wirkliche, durch die Industrie und die Naturwissenschaft gegebene Verhältnis […] zur Natur“ (ebd.: 169, vgl. MEW EB 1: 543) hat „von jeher“ und „in jeder Epoche je nach der geringeren oder größeren Entwicklung der Industrie anders bestanden“ (MEW 3: 43, vgl. Marx 1970: 439).

In der kapitalistischen Produktionsweise erhält die Produktion ihren geschichtlich und gesellschaftlich besonderen Charakter dadurch, dass sie nicht nur Arbeits-, sondern auch Wertbildungs- und Verwertungsprozess des Kapitals ist. Zudem findet der Arbeitsprozess, der zugleich der Konsumtionsprozess der Ware Arbeitskraft ist, die der Kapitalist in der Zirkulation gekauft hat, unter dessen Ägide statt: der „Arbeiter arbeitet unter der Kontrolle des Kapitalisten“ (MEW 23: 199). Und das Produkt des Arbeitsprozesses „ist Eigentum des Kapitalisten, nicht des unmittelbaren Produzenten, des Arbeiters“ (ebd.: 200).

Im kapitalistischen Produktionsprozess werden Waren produziert, das heißt konkret-nützliche Dinge, die einen Tauschwert besitzen. „Wie die Ware

– bedarf der Erklärung oder ist Resultat eines historischen Prozesses, sondern die *Trennung* zwischen diesen unorganischen Bedingungen des menschlichen Daseins und diesem tätigen Dasein, eine Trennung, wie sie vollständig erst gesetzt ist im Verhältnis von Lohnarbeit und Kapital.“ (Marx 1970: 389, Herv.i.O.)

514 Vgl. MEW EB 1: 537, MEW 5: 251, MEW 13: 616 und Marx 1970: 6.

515 Vgl.: „Alle Produktion ist Aneignung der Natur von seiten des Individuums innerhalb und vermittelst einer bestimmten Gesellschaftsform.“ (Marx 1970: 9, vgl. MEW 13: 619, MEW 19: 362 und bei Engels MEW 21: 280f.)

selbst Einheit von Gebrauchswert und Wert, muß ihr Produktionsprozeß Einheit von Arbeitsprozeß und Wertbildungsprozeß sein.“ (Ebd.: 201)

Im Wertbildungsprozess wird nicht per se Mehrwert erzeugt. Erst wenn die produktive Konsumtion der Arbeitskraft länger dauert, als zu deren Reproduktion notwendig ist, und dadurch zusätzlich neuer Wert durch den Arbeiter geschaffen wird, wird Mehrwert gebildet. „Der Wert der Arbeitskraft und ihre Verwertung im Arbeitsprozeß sind also zwei verschiedene Größen. Diese Wertdifferenz hatte der Kapitalist im Auge, als er die Arbeitskraft kaufte.“ (Ebd.: 208)

Der Wertbildungsprozess wird Verwertungsprozess, sobald ersterer über den Punkt hinaus andauert, an dem der Wert der Arbeitskraft reproduziert ist. „Als Einheit von Arbeitsprozeß und Wertbildungsprozeß ist der Produktionsprozeß Produktionsprozeß von Waren; als Einheit von Arbeitsprozeß und Verwertungsprozeß ist er kapitalistischer Produktionsprozeß, kapitalistische Form der Warenproduktion.“ (Ebd.: 211)

Unter dieser Voraussetzung besteht die Arbeit nicht nur und auch nicht vorrangig in der zweckgerichteten Herstellung von qualitativ unterschiedlichen Gebrauchswerten. Vielmehr liegt ihr Zweck in der an der gesellschaftlich notwendigen Arbeitszeit zur Produktion einer Ware gemessenen möglichst schnellen Produktion einer rein quantitativ umfangreichen Warenmenge als Trägerin von Tauschwerten, deren Wert größer ist als die zum Ankauf von Produktionsmitteln und Arbeitskräften aufgebrachte Wertsumme. Das Mehrprodukt, in dem die Mehrarbeit der Arbeiter vergegenständlicht ist, fällt ebenso wie der Gebrauch der Arbeitskraft in die Hände des Kapitalisten, der nun über ein Mehr an Wert verfügt, wenn auch in Warenform, als vor dem Produktionsprozess.

„Das Kunststück ist endlich gelungen. Geld ist in Kapital verwandelt. Alle Bedingungen des Problems“, dass der Wert beziehungsweise Mehrwert in der Zirkulation und zugleich nicht in ihr entsteht, „sind gelöst und die Gesetze des Warenaustausches in keiner Weise verletzt“ (ebd.: 209).

„Indem der Kapitalist Geld in Waren verwandelt, die als Stoffbildner eines neuen Produkts oder als Faktoren des Arbeitsprozesses dienen, indem er ihrer toten Gegenständlichkeit lebendige Arbeitskraft einverleibt, verwandelt er Wert, vergangne, vergegenständlichte, tote Arbeit in Kapital, sich selbst verwertenden Wert, ein beseeltes Ungeheuer, das zu ‚arbeiten‘ beginnt, als hätt’ es Lieb’ im Leibe.“ (Ebd.)

Die unterschiedlichen Faktoren, die im Produktionsprozess einer Ware eine Rolle spielen, gehen nicht in gleichem Maße in die Bildung des neuen Warenwerts ein. Die Produktionsmittel, sofern sie ebenfalls Produkt menschlicher Arbeit sind, übertragen im Produktionsprozess immer nur einen Anteil ihres eigenen Wertes auf die Ware. Sie verändern ihre eigene Wertgröße also

nicht und sind daher konstantes Kapital. Der Arbeiter bildet in der Anwendung seiner Arbeitskraft, „soweit sie abstrakte, gesellschaftliche Arbeit überhaupt“ (ebd.: 215) ist, immer neue Werte von einer bestimmten quantifizierbaren Wertgröße. Der Wert der Arbeitskraft verändert sich im Produktionsprozess. Die Arbeiter reproduzieren den Wert ihrer Arbeitskraft und darüber hinaus schaffen sie neue Werte. Die Arbeitskraft ist daher variables Kapital. „Dieselben Kapitalbestandteile, die sich vom Standpunkt des Arbeitsprozesses als objektive und subjektive Faktoren, als Produktionsmittel und Arbeitskraft unterscheiden, unterscheiden sich vom Standpunkt des Verwertungsprozesses als konstantes Kapital und variables Kapital.“ (Ebd.: 224)

Die Natur geht in den Wertbildungsprozess überhaupt nicht mit ein, unabhängig davon, welche der oben bereits erwähnten Rollen sie im Arbeitsprozess verkörpert. Sie ist „Bildner von Gebrauchswert, ohne als Bildner von Tauschwert zu dienen“ (ebd.: 218). Der Mehrwert, der nach der Produktion dem Kapitalisten zufällt, „bildet den Überschuß des Produktenwerts über den Wert der verzehrten Produktbildner, d.h. der Produktionsmittel und der Arbeitskraft“ (ebd.: 223) hinaus. Der Wert der produzierten Ware setzt sich – zusammengefasst – aus dem durch menschliche Arbeit übertragenen Wertanteil der Produktionsmittel (c), dem Wert der zu seiner Produktion notwendigen Arbeitskraft (v) und dem produzierten Mehrwert (m) zusammen. Das Verhältnis von Mehrwert zum variablen Kapital bestimmt die Rate des Mehrwerts und ist damit „der exakte Ausdruck für den Exploitationsgrad der Arbeitskraft durch das Kapital oder des Arbeiters durch den Kapitalisten“ (ebd.: 232).

Es bleibt festzuhalten, dass laut Marx menschliche Gesellschaften in der Produktion vermittelt über die diversen gesellschaftlichen und natürlichen Produktivkräfte ein Verhältnis zur Natur eingingen und bereits eingegangen seien, bevor dieses Verhältnis überhaupt Gegenstand systematischer, das heißt theoretischer Reflexion geworden ist.

Das jeweils historisch spezifische gesellschaftliche Naturverhältnis, das im geschichtlich und gesellschaftlich besonderen konkreten Arbeitsprozess eingegangen wird, ist über die historisch spezifische Form der gesellschaftlichen Arbeit vermittelt, das heißt nicht nur über die Produktivkräfte, sondern zugleich über die Verhältnisse, die die Menschen zueinander in den Produktionsverhältnissen unterhalten. Die Natur ist nicht nur Gegenstand, Arbeitsmittel usw. im Arbeitsprozess. Sie wird zugleich in der kapitalistischen Produktionsweise in einen vom Verwertungsprozess bestimmten Arbeitsprozess inkorporiert, der der Natur und den Arbeitern eine bestimmte Form und eine spezifische Stellung verleiht.

Marx kritisiert die kapitalistische Produktion bereits auf dieser Abstraktionsstufe dafür, dass der spezifische Gebrauchswert nicht Zweck der Produktion ist: „Der Gebrauchswert ist überhaupt nicht das Ding qu'on aime pour lui-même in der Warenproduktion. Gebrauchswerte werden hier überhaupt nur produziert, weil und sofern sie materielles Substrat, Träger des Tauschwerts sind." (Ebd.: 201) „Der Wert ist gleichgültig dagegen, ob er in Garn, Spindel oder Baumwolle erscheint." (Ebd.: 202) Das Ergebnis der einzelnen besonderen konkret-nützlichen und natürlichen Arbeit verliert also seinen (qualitativen) Eigenwert, weil es im kapitalistischen Produktionsprozess in erster Linie um die Herstellung von Tauschwerten geht. „Die einzige Nützlichkeit", schreibt Marx in den *Grundrissen* lapidar, „die ein Gegenstand überhaupt für das Kapital haben kann, kann nur sein, es zu erhalten oder zu vermehren." (Marx 1970: 181) „Welcher Gebrauchswert ihn trägt, ist dem Wert gleichgültig, aber ein Gebrauchswert muß ihn tragen." (MEW 23: 203) Die Entqualifizierung der Natur und die Abstraktion von der Natur, wie sie bereits für die kapitalistische Zirkulation entwickelt wurden, werden in der Produktionssphäre fortgesetzt und gesteigert. In diesem Punkt besteht also völlige Übereinstimmung zwischen der Zirkulations- und der Produktionssphäre hinsichtlich des gesellschaftlichen Naturverhältnisses – mit dem Unterschied, dass in der Zirkulation die Ware ver- und gekauft, also distribuiert wird, während sie in der Produktion durch den direkten Zugriff auf die Natur hergestellt wird. Da in der Zirkulation nur ver- und gekauft werden kann, was in der Produktion hergestellt worden ist und die unabhängig voneinander agierenden Privatproduzenten die Zirkulation nicht (gänzlich) kontrollieren, wiegt die Abstraktion und Entqualifizierung der Natur in der Produktionssphäre aber schwerer als in der Zirkulation. Denn in der Produktion findet die praktische Zerstörung der Natur durch den Eingriff in sie statt, etwa in Form der Entnahme von Erdöl, des Verbrauchs von Wasser oder durch die Ermordung von Tieren. Während die Kapitalisten einen konkreten Arbeitsprozess initiieren, ist dieser für sie gleichzeitig insofern belanglos, als dass das Ziel die optimale Verwertung des Kapitals und nicht der für Arbeiter und Natur verträgliche Arbeitsprozess ist.

Es zeigt sich, dass sowohl die Produktion als auch die Verteilung der produzierten Güter in der kapitalistischen Produktionsweise von den gesellschaftlichen Formen bestimmt sind. Sie entqualifizieren die Natur und bringen eine Abstraktion vom gesellschaftlichen Verhältnis zu ihr sowie von ihren Qualitäten mit sich, wie zum Beispiel der Empfindungs- und Leidensfähigkeit der meisten Tiere. Dazu gehört auch, dass es für die Produktion von Wert und Mehrwert keine Rolle spielt, wie die Natur genutzt wird beziehungsweise welche Folgen aus der Produktion für die natürlichen Lebens-

grundlagen, aber auch für die Menschen und Tiere entstehen, solange sie nicht negativ beeinflusst wird. Engels beschreibt daher in seinen Manuskripten zur *Dialektik der Natur*: „Alle bisherigen Produktionsweisen sind nur auf Erzielung des nächsten, unmittelbarsten Nutzeffekts der Arbeit ausgegangen. Die weiteren erst in späterer Zeit eintretenden, durch allmähliche Wiederholung und Anhäufung wirksam werdenden Folgen blieben gänzlich vernachlässigt." (MEW 20: 454) Auch in diesem zweiten Sinn abstrahiert die kapitalistische Produktion von der Natur und vom Verhältnis zur ihr. Den kapitalistischen Produzenten gehen die Folgen des Produktionsprozesses nichts an, weil sie keine Rolle für den Verwertungsprozess spielen. Gleichwohl weist Marx später im *Kapital* darauf hin, dass die Natur die „naturwüchsige Basis der Mehrarbeit überhaupt, das heißt eine Naturbedingung, ohne welche sie nicht möglich ist", bereitstellt, „indem sie die nötigen Unterhaltsmittel gewährt bei Anwendung einer Arbeitszeit, die nicht den ganzen Arbeitstag verschlingt. Diese naturwüchsige Produktivität der agrikolen Arbeit […] ist die Basis aller Mehrarbeit." (MEW 25: 645)

Die Entqualifizierung der und mehrfache Abstraktion von der Natur in kapitalistischen Gesellschaftsformationen wird insbesondere vor dem Hintergrund entscheidend, dass das Ziel im Produktionsprozess für die Kapitalisten, die Verwandlung von Geld in Kapital beziehungsweise Verwertung des vorgeschossenen Werts, nur darin besteht, eine möglichst große Wertsumme von den Arbeitskräften produzieren zu lassen. Die Herstellung einer quantitativ gestiegenen Wertsumme im Vergleich zum in Produktionsmittel und Arbeitskräfte investierten Kapital ist, das kann bereits an diesem Punkt der Darstellung festgehalten werden, gleichbedeutend mit einer wachsenden Menge Gebrauchswerte und demzufolge auch identisch mit einem höheren Grad an Naturverbrauch. Dieser Form der Naturnutzung steht nicht einmal eine dem gesellschaftlichen Zusammenhang immanente Grenze im Weg, da die Natur von ihm exkludiert ist.

„Es handelt sich" in der kapitalistischen Warenproduktion, so ergänzt Marx im *Kapital*, „nicht mehr um die Qualität, die Beschaffenheit und den Inhalt der Arbeit, sondern nur noch um ihre Quantität" (MEW 23: 203). Ebenso geht es nicht um die Qualität des gesellschaftlichen Naturverhältnisses, sondern lediglich um die Quantität der Nutzbarmachung der Natur für den kapitalistischen Produktionsprozess. „Wie die Arbeit selbst, so erscheint hier auch Rohmaterial und Produkt in einem ganz anderen Licht als vom Standpunkt des eigentlichen Arbeitsprozesses. […] Sie sind nur noch Materiatur von einer Stunde, zwei Stunden, einem Tag gesellschaftlicher Arbeit." (Ebd.: 204)

Indem die Arbeiter gezwungen sind, in der Zirkulation ihre Arbeitskraft zu verkaufen und in der Produktion im Grunde alles zu produzieren, was ihnen abverlangt wird, entfremden sie sich erstens von ihrer eigenen Arbeit, zweitens vom Arbeitsgegenstand, drittens vom Resultat ihrer Arbeit und viertens vom gesellschaftlichen Zusammenhang und der natürlichen Umwelt, in denen sie produzieren.[516] Ihre Lohnarbeit ist nur Mittel zum Zweck – für die Kapitalisten – zur Erzeugung von Mehrwert und – für sie selbst – zur Reproduktion ihrer eigenen Arbeitskraft. „[V]or dem Kapital", so bringt Marx den Zynismus der Mehrwertproduktion, in der alle Arbeiten nur als Verkörperung der gesellschaftlichen, Wert schaffenden Arbeit gelten, auf den Begriff, seien „alle Menschen gleich" (ebd.: 269). Alle gesellschaftlichen Beziehungen, die die Arbeiter im kapitalistischen Produktionsprozess eingehen, sind ihnen äußerlich, werden ihnen oktroyiert und können nicht von ihnen innerhalb der Produktionsverhältnisse grundlegend verändert werden. Entsprechend treten sie auch den Qualitäten der Natur als Bestandteil des Arbeitsgegenstandes und der natürlichen Lebensgrundlagen im Arbeitsprozess weitgehend gleichgültig gegenüber.

Obgleich die Natur im *Arbeits*prozess grundsätzlich ähnliche Funktionen erfüllt wie die menschliche Arbeitskraft, erhalten beide im Verwertungsprozess des Kapitals vollkommen verschiedene gesellschaftliche Formen und stehen dem Kapital beziehungsweise dem Kapitalisten unterschiedlich gegenüber. Während die Arbeitskraft als Quelle von Wert und Mehrwert behandelt wird, werden die natürlichen Komponenten der Gebrauchswertproduktion „von der Natur gratis geschenkt" (ebd.: 630). Die Arbeit der Natur, welche Gestalt sie auch haben mag, findet daher keine Anerkennung in den ökonomisch-gesellschaftlichen Beziehungen der Menschen.

Außerdem müssen die Kapitalisten das Arbeitsvermögen zumindest als Ware in der Zirkulation kaufen und ihre Träger formaljuristisch und politisch als gleiche Vertragspartner anerkennen und behandeln. Dies schließt gleichzeitig ein, dass sich auf der einen Seite das Kapital zu einem „Zwangsverhältnis" (ebd.: 328) zwischen Kapitalisten und Arbeitern und zum „Kommando über die Arbeit, d.h. über die sich betätigende Arbeitskraft oder den Arbeiter"

516 Anders als für gewöhnlich unterstellt wird, ist mit Entfremdung bei Marx nicht die Abkehr der Menschen von einer natürlichen oder ursprünglichen Ordnung oder des Menschseins gemeint. Vielmehr bezeichnet die Entfremdung die qualitative Differenz der Vergesellschaftung menschlicher Individuen, die durch eine jeweils historisch und gesellschaftlich spezifische Form der gesellschaftlichen Arbeit erzeugt wird, die auf Klassen- und Ausbeutungsverhältnissen beruht, zur Erfüllung der Menschen durch die gesellschaftliche Arbeit in einer kommunistischen Gesellschaftsformation. Zum Entfremdungsbegriff bei Marx vgl. MEW EB 1: 445-463/505-569, Marx 1970: 414/716, MEW 23: 455 und MEW 25: 95.

(ebd.: 328) im Arbeitsprozess weiterentwickelt. Auf der anderen Seite muss man

„gestehn, daß unser Arbeiter anders aus dem Produktionsprozeß herauskommt als er in ihn eintrat. Auf dem Markt trat er als Besitzer der Ware ‚Arbeitskraft' andren Warenbesitzern gegenüber, Warenbesitzer dem Warenbesitzer. Der Kontrakt, wodurch er dem Kapitalisten seine Arbeitskraft verkaufte, bewies sozusagen schwarz auf weiß, daß er frei über sich selbst verfügt. Nach geschlossenem Handel wird entdeckt, daß er ‚kein freier Agent' war, daß die Zeit, wofür es ihm freisteht, seine Arbeitskraft zu verkaufen, die Zeit ist, wofür er gezwungen ist, sie zu verkaufen, daß in der Tat sein Sauger nicht losläßt, ‚solange noch ein Muskel, eine Sehne, ein Tropfen Bluts auszubeuten'." (Ebd.: 319f.)

Die Natur können die Kapitalisten, sofern sie als Produktionsmittel, Arbeitsgegenstand usw. von Menschen unbearbeitet vorliegt, nicht nur kostenlos, sondern auch ohne Rücksicht auf gesellschaftlich gesetzte Grenzen in jeder Hinsicht (extensiv wie intensiv) mittels der jeweils historisch und gesellschaftlich besonderen Produktivkräfte von den von ihnen bezahlten Arbeitskräften aneignen lassen. Eine politische Anerkennung der Natur analog zu der der Arbeitskräfte ist weder notwendig noch durch Klassenkampf erkämpft worden. Die Natur ist lediglich verfügbares Material der Unterjochung, welcher keine objektiven, der kapitalistischen Produktionsweise immanenten Grenzen gesetzt sind und die im Zuge der Produktion beständig ausgeweitet wird.

Während es sich also bei der Beziehung zwischen Kapitalisten und Arbeitskräften um ein – im weiteren Verlauf noch näher zu bestimmendes – Ausbeutungs- und Herrschaftsverhältnis der Arbeit selbst bei formaljuristischer Gleichstellung handelt, ist das Verhältnis des Kapitals beziehungsweise der Kapitalisten zur Natur ein direktes Ausbeutungs- und Herrschaftsverhältnis. Die objektiv gesellschaftlichen Grenzen der Ausbeutung der Natur durch den Kapitalisten entspringen nur der Verwertung des Wertes. Nur wenn beispielsweise die Extraktion von Kohle ausreichend Mehrwert liefert, wird sie betrieben.

Die gewaltsame und grenzenlose Ausbeutung der Natur geschieht nicht losgelöst vom Kapitalverhältnis in der – bis zu diesem Punkt der Darstellung – noch unentwickelten Form. Die Arbeiter sind – unter der Leitung beziehungsweise Oberaufsicht des Kapitalisten – im Arbeitsprozess die Exekutoren der Mehrwertproduktion und entsprechend ein vermittelndes Glied in der Ausbeutung und Unterdrückung der Natur. Greifbar wird dies etwa in Schlachthöfen. Dort muss nicht nur die Entfremdung der Arbeiter vom Arbeitsgegenstand, von sich selbst und der Natur in einem extremen Maß bestehen, damit sie in der Lage sind, anderen leidensfähigen Wesen industriell und systematisch das Leben zu nehmen. Die Arbeiter befinden sich gegenüber

den Bedingungen der Verwirklichung ihrer Arbeit in einem Zustand der „vollständigen Gleichgültigkeit, Äußerlichkeit und Entfremdung“ (MEW 25: 95). Gleichzeitig sind die Arbeiter vom Kapital angeheuerte Arbeitskräfte, die aus den Tieren allerlei Waren machen, um damit das Kapital zu vermehren, welches die Kapitalisten einerseits in ihrer Arbeitskraft, andererseits in den Produktionsmitteln angelegt haben.

Wenn „die Produktion von Mehrwert der bestimmende Zweck der kapitalistischen Produktion“ (MEW 23: 243) ist und das Kapital nur „einen einzigen Lebenstrieb [hat; C.S.], den Trieb sich zu verwerten, Mehrwert zu schaffen, mit seinem konstanten Teil, den Produktionsmitteln, die größtmögliche Masse Mehrarbeit einzusaugen“ (ebd.: 247), haben die Kapitalisten im Grunde zwei Möglichkeiten: Sie können entweder versuchen, den Arbeitstag – die „Summe der notwendigen Arbeit und der Mehrarbeit“ (ebd.: 244) – zu verlängern und damit den „absoluten Mehrwert“ (ebd.: 334) zu steigern. Die Produktion des absoluten Mehrwerts unterstellt „eine spezifisch kapitalistische Produktionsweise, die mit ihren Methoden, Mitteln und Bedingungen selbst erst auf Grundlage der formellen Subsumtion der Arbeit unter das Kapital naturwüchsig entsteht und ausgebildet wird“ (ebd.: 533). Oder die Kapitalisten verringern die gesellschaftlich notwendige Arbeitszeit zur Produktion einer Ware, lassen die Arbeiter aber weiterhin dieselbe Zeit für sich arbeiten, so dass die Mehrarbeit im Verhältnis zur notwendigen Arbeit und damit der „relative Mehrwert“ (ebd.: 334) zunimmt (vgl. Marx 1970: 244f.). Die Erzeugung des relativen Mehrwerts erfordert eine Veränderung der Produktivkräfte im Sinne des Kapitals. „An die Stelle der formellen tritt die reelle Subsumtion der Arbeit unter das Kapital.“ (MEW 23: 533)

Die Maximalgrenze des Arbeitstags und damit der Produktion des absoluten Mehrwerts ist grundsätzlich der gesamte Tag, wobei die physisch-natürliche Schranke des Arbeiters und eine gesellschaftlich ausgehandelte moralische Schranke den Arbeitstag auf unter 24 Stunden einschränken. Aber „in seinem maßlos blinden Trieb, seinem Werwolfs-Heißhunger nach Mehrarbeit, überrennt das Kapital nicht nur die moralischen, sondern auch die rein physischen Maximalschranken des Arbeitstags. Es usurpiert die Zeit für Wachstum, Entwicklung und gesunde Erhaltung des Körpers.“ (Ebd.: 280)

Aus der Natur des Warenaustausches ergebe sich, so Marx, „keine Grenze des Arbeitstags, also keine Grenze der Mehrarbeit“ (ebd.: 249). Arbeiter und Kapitalist pochen dementsprechend beide auf ihr Recht, der eine als Käufer des Arbeitsvermögens, es so lange zu nutzen, wie es ihm beliebt; der andere als Verkäufer, indem er den Arbeitstag einhegen will.

„Zwischen gleichen Rechten entscheidet die Gewalt. Und so stellt sich in der Geschichte der kapitalistischen Produktion die Normierung des Arbeitstags als Kampf um die Schranken des Arbeitstags dar – ein Kampf zwischen dem Gesamtkapitalisten, d.h. der Klasse der Kapitalisten, und dem Gesamtarbeiter, oder der Arbeiterklasse." (Ebd.: 249)

Auch wenn also der Arbeitstag „keine konstante, sondern eine variable Größe ist" (ebd.: 246), gelingt es in der Geschichte durch Klassenkämpfe, entsprechend der jeweiligen Klassenkräfte dem „zivilisierte[n] Greuel der Mehrarbeit" (ebd.: 250) eine absolute Schranke zu setzen.[517]

Innerhalb der historisch spezifischen Schranke der täglichen Arbeitszeit streben die Kapitalisten weiterhin danach, ihren in Marx' Worten „Vampyrdurst nach lebendigem Arbeitsblut" (ebd.: 271) zu stillen und die Mehrarbeit trotz historischer Einhegung des Arbeitstages zu steigern. Dies gelingt nur, indem das Verhältnis von notwendiger zur Mehrarbeitszeit zugunsten der letzteren verschoben wird. Eine solche Verlagerung ist die Folge einer Reduktion des Werts der Arbeitskraft und damit der notwendigen Arbeitszeit.[518] Der Wert des Arbeitsvermögens sinkt, wenn der Wert der Waren verringert wird, die zur Reproduktion der Arbeitsfähigkeit nötig sind (vgl. ebd.: 334).[519] Und dies geschieht mit einer „Erhöhung der Produktivkraft der Arbeit" (ebd.: 333). „Es ist daher der immanente Trieb und die beständige Tendenz des Kapitals, die Produktivkraft der Arbeit zu steigern, um die Ware und durch die Verwohlfeilerung der Ware den Arbeiter selbst zu verwohlfeilern." (Ebd.: 338)

„Während also bei der Produktion des Mehrwerts in der bisher betrachteten Form die Produktionsweise als gegeben unterstellt war, genügt es für die Produktion von Mehrwert durch Verwandlung notwendiger Arbeit in Mehrarbeit keineswegs, daß das Kapital sich des Arbeitsprozesses in seiner historisch überlieferten oder vorhandnen Gestalt bemächtigt und nur seine Dauer verlängert. Es muß die technischen und gesellschaftlichen Bedingungen des Arbeitsprozesses, also die Produktionsweise selbst umwälzen, um die Produktivkraft

517 Vgl.: „Die Festsetzung des Arbeitstags ist das Resultat eines vielhundertjährigen Kampfes zwischen Arbeiter und Kapitalist." (MEW 23: 286) Und: „Die Schöpfung eines Normalarbeitstags ist daher das Produkt eines langwierigen, mehr oder minder versteckten Bürgerkriegs zwischen der Kapitalistenklasse und der Arbeiterklasse." (Ebd.: 316)

518 Vgl.: Die „Ökonomie der Arbeit durch Entwicklung der Produktivkraft der Arbeit bezweckt in der kapitalistischen Produktion also durchaus nicht Verkürzung des Arbeitstags. Sie bezweckt nur Verkürzung der für Produktion eines bestimmten Warenquantums notwendigen Arbeitszeit." (MEW 23: 339) Vgl. auch: „Die Entwicklung der Produktivkraft der Arbeit, innerhalb der kapitalistischen Produktion, bezweckt, den Teil des Arbeitstags, den der Arbeiter für sich selbst arbeiten muß, zu verkürzen, um grade dadurch den andren Teil des Arbeitstags, den er für den Kapitalisten umsonst arbeiten kann, zu verlängern." (Ebd.: 340)

519 Vgl.: „Der Wert der Waren steht in umgekehrten Verhältnis zur Produktivkraft der Arbeit. […] Dagegen steht der relative Mehrwert in direktem Verhältnis zur Produktivkraft der Arbeit." (MEW 23: 338)

der Arbeit zu erhöhn, durch die Erhöhung der Produktivkraft der Arbeit den Wert der Arbeitskraft zu senken und so den zur Reproduktion dieses Werts notwendigen Teil des Arbeitstags zu verkürzen." (Ebd.: 333f.)

Der relative Mehrwert kann mittels mannigfaltiger Veränderungen des Produktionsprozesses gesteigert werden. Marx entwickelt einen logischen Dreiklang, der sich mit der historischen Entwicklung deckt.[520] Der erste Schritt besteht in der Bildung einer Kooperation, das heißt in der Zusammenführung vieler Arbeiter „in demselben Produktionsprozeß oder in verschiednen, aber zusammenhängenden Produktionsprozessen", damit sie „planmäßig neben- und miteinander arbeiten" (ebd.: 344). Auf Basis der Kooperation entwickeln sich die Teilung der Arbeit und die Manufaktur. Manufakturen sind Kooperationen, in denen die Arbeit geteilt wird. Entweder werden in einer Manufaktur verschiedene Versatzstücke zu einer Ware zusammengesetzt oder eine Ware wird in einer Serie von aufeinander gründenden Handlungsschritten angefertigt. Die letzte Stufe der Produktivkraftentwicklung, wie Marx sie darstellt, bilden die Maschinerie und die große Industrie. Die Produktionsmittel werden zur „entwickelte[n] Maschinerie" bestehend aus „drei wesentlich verschiednen Teilen, der Bewegungsmaschine, dem Transmissionsmechanismus, endlich der Werkzeugmaschine oder Arbeitsmaschine" (MEW 23: 393). Ein gegliedertes System von Arbeitsmaschinen bildet schließlich „die entwickelste Gestalt" (ebd.: 402) des Maschinenbetriebs, der die große Industrie auszeichnet.[521]

Jede besondere historische Form des Arbeitsprozesses „entwickelt weiter die materiellen Grundlagen und gesellschaftlichen Formen desselben" (MEW 25: 891). Mit der Entwicklung der Produktivkräfte – „sowohl Anwendung von Naturkräften, Maschinerie, als der Naturkräfte der gesellschaftlichen Arbeit" (Marx 1970: 417, vgl. MEW 16: 127) – in der kapitalistischen Gesellschaftsformation werden die Grundzüge der kapitalistischen Produktion, soweit sie das gesellschaftliche Naturverhältnis und das Kapitalverhältnis betreffen, ei-

520 Es ist hier aufgrund der Textfülle unmöglich und aufgrund des inhaltlichen Anliegens der Arbeit nicht nötig, die Entwicklung der Produktivkräfte, wie Marx sie darstellt, en détail nachzuvollziehen. Gleichwohl ist die Lektüre äußerst instruktiv (vgl. MEW 23: 341-541).

521 Engels benennt den Dreiklang der Produktivkraftentwicklung noch unentwickelt und leicht abweichend von Marx' Darstellung im *Kapital* bereits relativ früh: „Die Teilung der Arbeit, die Benutzung der Wasser- und besonders der Dampfkraft und der Mechanismus der Maschinerie – das sind die drei großen Hebel, mit denen die Industrie seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts daran arbeitet, die Welt aus ihren Fugen zu heben." (MEW 2: 254) Die Entwicklung der computergesteuerten Industrie legt die Vermutung nahe, dass Marx' dreistufige Darlegung um eine neue Etappe erweitert werden muss. Dies hier zu erörtern ist für die dargelegte Argumentation aber nicht erforderlich.

nerseits verstärkt und weiterentwickelt, andererseits um weitere Elemente ergänzt.

Das Verhältnis, das Marx' Darstellung zufolge die Arbeitskräfte und Kapitalisten aus beiderseitiger, aber unterschiedlich gelagerter Notwendigkeit eingehen, entwickelt sich mit der reellen Subsumtion der Arbeit unter das Kapital über Zwischenschritte zu einer „direkt[en], unverhüllte[n] Herrschaft" (MEW 23: 526) des Kapitals über die Arbeit und – so muss man hinzufügen – über die Natur.

„Mit der Kooperation vieler Lohnarbeiter entwickelt sich das Kommando des Kapitals zum Erheischnis für Ausführung des Arbeitsprozesses selbst, zu einer wirklichen Produktionsbedingung." (Ebd.: 350)[522] Die Leitung im Produktionsprozess wird „der Form nach despotisch" (ebd.: 351). Durch die Manufaktur entsteht eine „Hierarchie der Arbeitskräfte, der eine Stufenleiter der Arbeitslöhne entspricht" (ebd.: 370, vgl. ebd.: 381f.). Gleichzeitig beginnt auf dieser Stufe der Produktivkraftentwicklung die Verstümmelung der Fähigkeiten des Arbeiters und dessen Degradierung zum „Teilarbeiter" (ebd.: 382). „Was die Teilarbeiter verlieren, konzentriert sich ihnen gegenüber im Kapital." (Ebd.) Die Entwicklung der Maschinerie und der großen Industrie ersetzt schließlich nicht nur den Arbeiter durch einen Mechanismus (vgl. ebd.: 396). Die Arbeit wird soweit vereinfacht, dass alle Nicht-Kapitalisten potentielle Arbeitskräfte werden und in den Produktionsprozess hineingezogen werden, wodurch die Kapitalisten einen geringen Preis für die Arbeitskraft bezahlen können. Der Arbeitstag kann über die physischen Grenzen der Arbeitskräfte hinaus verlängert werden, weil die Maschinen nicht rasten müssen und es auch nicht dürfen, da Pausenzeit mit Wertverlust identisch ist. Die Maschinerie und große Industrie intensivieren die Arbeit und rauben den Arbeitern zugleich ihre letzten individuellen Fertigkeiten, die auf die Maschine übergehen. In der Fabrik entfaltet sich „die Tendenz der Gleichmachung oder Nivellierung der Arbeiten" (ebd.: 442).

522 Marx weist darauf hin, dass es falsch wäre, den Widerspruch von Kapital und Arbeit im Arbeitsprozess lediglich als einen innerbetrieblichen zwischen Chef und Untergebenen zu verstehen. Dieser wird er nur aufgrund der *gesellschaftlichen* Beziehungen zwischen Kapital und Arbeit: „Die Leitung des Kapitalisten ist nicht nur eine aus der Natur des gesellschaftlichen Arbeitsprozesses entspringende und ihm angehörige besondre Funktion, sie ist zugleich Funktion der Ausbeutung eines gesellschaftlichen Arbeitsprozesses und daher bedingt durch den unvermeidlichen Antagonismus zwischen dem Ausbeuter und dem Rohmaterial seiner Ausbeutung." (MEW 23: 350) Vgl. auch: „Der Kapitalist ist nicht Kapitalist, weil er industrieller Leiter ist, sondern er wird industrieller Befehlshaber, weil er Kapitalist ist. Der Oberbefehl in der Industrie wird Attribut des Kapitals, wie zur Feudalzeit der Oberbefehl in Krieg und Gericht Attribut des Grundeigentums war." (Ebd.: 352)

„Aller kapitalistischen Produktion, soweit sie nicht nur Arbeitsprozeß, sondern zugleich Verwertungsprozeß des Kapitals, ist es gemeinsam, daß nicht der Arbeiter die Arbeitsbedingung, sondern umgekehrt die Arbeitsbedingung den Arbeiter anwendet, aber erst mit der Maschinerie erhält diese Verkehrung technisch handgreifliche Wirklichkeit." (Ebd.: 446)[523]

„Die verselbständigte und entfremdete Gestalt", so schlussfolgert Marx, „welche die kapitalistische Produktionsweise überhaupt den Arbeitsbedingungen und dem Arbeitsprodukt gegenüber dem Arbeiter gibt, entwickelt sich also mit der Maschinerie zum vollständigen Gegensatz." (Ebd.: 455) Die oben bereits beschriebene Entfremdung der Arbeiter und ihre Folgen für das gesellschaftliche Naturverhältnis – die Komplizenschaft der Arbeiter bei der sukzessiven Ausbeutung der Natur – wird auf dieser Stufe der reellen Subsumtion der Arbeit unter das Kapital institutionalisiert.

Die kapitalistische Entwicklung der Produktivkräfte im Zuge der reellen Subsumtion der Arbeit unter das Kapital führt außerdem nicht nur zur bedingungslosen Naturausbeutung und ihrer schrittweisen Potenzierung – dazu weiter unten –, sondern auch zur rücksichtslosen Ausbeutung der (inneren) Natur der Arbeitskraft. Das Kapital beansprucht im Produktionsprozess die Leiber der Arbeiter und übergeht, falls nötig, deren natürlichen Grenzen – im Extremfall nimmt es auch den Tod der Arbeiter in Kauf –, wenn dies nicht durch die aktive Gegenwehr der arbeitenden Klasse unterbunden wird und sofern die Zahl der Arbeitskräfte für das Kapital nicht soweit gedrückt wird, dass der Preis der Arbeitskraft ansteigt.

„Das Kapital fragt nicht nach der Lebensdauer der Arbeitskraft. Was es interessiert, ist einzig und allein das Maximum von Arbeitskraft, das in einem Arbeitstag flüssig gemacht werden kann. Es erreicht dies Ziel durch Verkürzung der Dauer der Arbeitskraft, wie ein habgieriger Landwirt gesteigerten Bodenertrag durch Beraubung der Bodenfruchtbarkeit erreicht." (Ebd.: 280f., vgl. ebd.: 285/310/506.)[524]

Dementsprechend verfügen die Kapitalisten über die Arbeitskräfte je nach eigenem Bedarf. Sie lassen sie länger, als es gesund für sie wäre, und unter widrigen Bedingungen arbeiten. Sie stellen ein und entlassen, wie es für die

523 Vgl.: „Das entwickelte Prinzip des Kapitals ist grade, das besondre Geschick überflüssig zu machen und die Handarbeit, die unmittelbar körperliche Arbeit überhaupt als geschickte Arbeit sowohl, wie als Muskelanstrengung überflüssig zu machen; das Geschick vielmehr in die toten Naturkräfte zu legen." (Marx 1970: 482)

524 Vgl.: „Die Ökonomisierung der gesellschaftlichen Produktionsmittel, erst im Fabriksystem treibhausmäßig gereift, wird in der Hand des Kapitals zugleich zum systematischen Raub an den Lebensbedingungen des Arbeiters während der Arbeit, an Raum, Luft, Licht, und an persönlichen Schutzmitteln wider lebensgefährliche oder gesundheitswidrige Umstände des Produktionsprozesses, von Vorrichtungen zur Bequemlichkeit des Arbeiters gar nicht zu sprechen." (MEW 23: 449f.)

Verwertung des Kapitals geboten ist und nicht in Abhängigkeit von den (natürlichen) Bedürfnissen der Arbeitskräfte.

Die Entwicklung der Produktivkräfte höhlt aber nicht nur die intellektuellen und körperlichen Fähigkeiten der Arbeiter aus. Sie ist zugleich das Mittel, mit dem die Kapitalisten die Ausbeutung der Natur nahezu perfektionieren.

Mit der Produktivkraftentwicklung wächst erstens das konstante Kapital, das in Produktionsmitteln vergegenständlicht ist. Mit „jedem Fortschritt des Maschinenwesens“, so Marx, nehme „der konstante, aus Maschinerie, Rohmaterial usw. bestehende Kapitalteil“ (ebd.: 473) zu. Zur Herstellung einer anwachsenden Masse an Produktionsmitteln ist die „Einverleibung ungeheurer Naturkräfte“ (MEW 23: 408) ebenfalls in steigendem Maße unabdingbar.

Zweitens vergegenständlicht sich das produzierte Wertprodukt bei Zunahme der Produktivkräfte der Arbeit in einem gegebenen Zeitraum in einer stetig ansteigenden Masse an Gebrauchswerten. Auch diese müssen im Dienste des Kapitals von Arbeitern aus der Natur gewonnen und durch Arbeit hergestellt werden. Bereits durch die Teilung der Arbeit steigt nicht nur die Zahl der Arbeiter – das variable Kapital –, sondern „neben dem Umfang der gemeinsamen Produktionsbedingungen, wie Baulichkeiten, Öfen usw., namentlich auch und viel rascher als die Arbeiteranzahl, das Rohmaterial. Seine Masse, verzehrt in gegebner Zeit durch gegebnes Arbeitsquantum, nimmt in demselben Verhältnis zu wie die Produktivkraft der Arbeit infolge ihrer Teilung“ (ebd.: 380) (vgl. ebd.: 650). Die Entwicklung der Maschinerie bewirkt ebenso „direkte Vermehrung des Rohmaterials“ (ebd.: 474). „Der produktiv ausgebeutete Naturstoff […], Erde, Meer, Erze, Waldungen usw., wird mit größrer Spannung derselben Anzahl von Arbeitskräften intensiv oder extensiv stärker ausgebeutet, ohne vermehrten Vorschuß von Geldkapital.“ (MEW 24: 355) Durch den Einsatz von Maschinen konnte nicht nur zum Beispiel mehr Kohle in derselben Zeit, sondern auch in tiefer liegenden Erdschichten gefördert werden.

Drittens wird die Natur in wachsendem Maße auch als Produktivkraft und Produktionsmittel in Anspruch genommen. „Von der mehr oder minder entwickelten Gestalt der gesellschaftlichen Produktion abgesehn, bleibt die Produktivität der Arbeit an Naturbedingungen gebunden.“ (MEW 23: 535) Allerdings liefert die „Gunst der Naturbedingungen […] immer nur die Möglichkeit, niemals die Wirklichkeit der Mehrarbeit, also des Mehrwerts oder des Mehrprodukts“ (ebd.: 537). Die Natur stellt dem Kapital „elastische Potenzen, […] die ihm innerhalb gewisser Grenzen einen von seiner eignen Größe unabhängigen Spielraum gestatten“ (ebd.: 636).

Deshalb müssen die natürlichen Produktivkräfte zur Steigerung der Produktivität menschlicher Arbeit funktionalisiert werden. Nur dann können die

Naturkräfte „als Agenten dem Produktionsprozeß mit stärkrer oder schwächrer Wirksamkeit einverleibt werden“ (MEW 24: 356, vgl. MEW 13: 25). Unter dieser Bedingung kann die Produktivkraft der Natur, insbesondere des Bodens in der Landwirtschaft, die Mehrarbeit potentiell vergrößern (vgl. MEW 10: 126 und MEW 23: 536).[525] Die Entwicklung der gesellschaftlichen Produktivkräfte ermöglicht die Inanspruchnahme der natürlichen Produktivkräfte und sie entbindet zugleich auch die Mehrarbeit schrittweise von ihrer Naturschranke. „In demselben Maß, worin die Industrie vortritt, weicht diese Naturschranke zurück.“ (Ebd.: 537)

Die historisch-empirische Erscheinung, dass die Entwicklung der Produktivkräfte zu Einsparungen, zum Beispiel beim Rohmaterial, oder zur Wiederverwertung von Abfällen (Recycling) führt, ist im Vergleich zur Entfaltung der ungeheuren Destruktionen im Zuge der Produktivkraftentwicklung zu vernachlässigen. „Grüne“ Produktivkräfte erfüllen sowohl durch effizienteren Verbrauch von Naturstoffen als auch durch die weitere Verwendung von Abfallprodukten dieselbe Funktion für das Kapital wie die Produktivkraftentwicklung allgemein: Sie verringern die notwendige Arbeitszeit und erhöhen damit den relativen Mehrwert (vgl. Marx 1970: 658 und bei Engels MEW 16: 264). Daraus lässt sich nicht schlussfolgern, dass die nicht-„grünen“ Produktivkräfte durch diese einfach ersetzt werden können. Zumal das durch Effizienzgewinne oder Kostenreduktionen infolge von Wiederverwertung oder Weiterverwertung frei gewordene Kapital zur Erweiterung der Produktion genutzt wird und somit dieselben Effekte entstehen, wie sie in diesem Kapitel als Folge der Produktivkraftentwicklung konstatiert werden.[526]

Mit der Entwicklung der Produktivkräfte wird deutlich, dass die Ausbeutung der Natur mit der Ausbeutung der Arbeitskräfte Hand in Hand geht.

Eine erste Gemeinsamkeit besteht darin, dass

> „die aus Kooperation und Teilung der Arbeit entspringenden Produktivkräfte dem Kapital nichts kosten. Sie sind Naturkräfte der gesellschaftlichen Arbeit. Naturkräfte, wie Dampf, Wasser usw., die zu produktiven Prozessen angeeignet werden, kosten ebenfalls nichts. […] Wie mit den Naturkräften verhält es sich mit der Wissenschaft.“ (MEW 23: 407, vgl. Marx 1970: 269 und MEW 23: 409.)

Die Kapitalisten profitieren also doppelt von der Steigerung der gesellschaftlichen und natürlichen Produktivkräfte –, weil sie die Mehrarbeit und da-

525 In der Geschichte der Produktivkräfte, so heißt es bei Marx, spiele die „Notwendigkeit, eine Naturkraft gesellschaftlich zu kontrollieren, damit hauszuhalten, sie durch Werke von Menschenhand auf großem Maßstab erst anzueignen oder zu zähmen […] die entscheidendste Rolle“ (MEW 23: 537).

526 Zu dem für gewöhnlich als Jevons-Paradox bezeichneten Phänomen und zum Rebound-Effekt vgl. zum Beispiel von Weizäcker et al. 2010: 289ff. und Foster et al. 2011: 161-181.

durch den produzierten Mehrwert steigern und weil die Steigerungen der natürlichen Produktivkräfte für das Kapital gratis sind (vgl. ebd.: 263).

Eine zweite Gemeinsamkeit in der Ausbeutung der Arbeiter und der Natur besteht darin, dass „die naturbedingten Produktivkräfte der Arbeit“ ebenso „als Produktivkräfte des Kapitals, dem sie einverleibt wird“, erscheinen wie „die geschichtlich entwickelten, gesellschaftlichen“ (MEW 23: 538) (vgl. Marx 1970: 269/270, MEW 23: 633f. und MEW 25: 753f.). Da das Kapital sie entwickelt und die Früchte der Produktivkraftentwicklung erntet, hat es den Anschein, als ob beide der kapitalistischen Produktionsweise angehören. Gleichwohl ist das nicht der Fall. Die gesellschaftlichen und natürlichen Produktivkräfte könnten durchaus auch in anderen Gesellschaftsformationen genutzt werden, wenn auch nicht alle und auch nicht zwangsläufig in derselben Form.

Die dritte zentrale Gemeinsamkeit zwischen der Ausbeutung von Arbeitskräften und Natur infolge der Produktivkraftsteigerung ist folgende: „[V]orteilhaftere und massenhaftere Ausbeutung der Naturkräfte“ (MEW 6: 417) sowie auch der Arbeiter geschieht ausschließlich im Interesse der Produktion des (relativen) Mehrwerts für das Kapital und ohne Rücksicht auf die Qualitäten, Grenzen oder den Eigenwert der natürlichen Lebensgrundlagen sowie die Arbeitskräfte. „Die kapitalistische Produktion entwickelt daher nur die Technik und Kombination des gesellschaftlichen Produktionsprozesses, indem sie zugleich die Springquellen alles Reichtums untergräbt: die Erde und den Arbeiter.“ (MEW 23: 529f.) „Dieselbe blinde Raubgier, die in dem einen Fall die Erde erschöpft, hatte in dem andren die Lebenskraft der Nation an der Wurzel ergriffen.“ (Ebd.: 253) Darin bestehe, so Engels, die „Krone der kapitalistischen Produktionsweise“ (MEW 16: 286).

Auf Seiten der Arbeiter nimmt das Kapital nur durch den Klassenkampf und auch nur temporär Rücksicht auf ihre „physische Grenze“ (ebd.: 148) und die Gesundheit der Arbeitskraft. Auf der Seite der Natur ziehen die unabhängig voneinander agierenden Einzelkapitalisten weder die Fähigkeiten der Natur – inklusive der „natürlichen Schranken“ (Marx 1970: 443) – noch besondere Qualitäten, wie zum Beispiel die Leidensfähigkeit von Tieren, oder die Spätfolgen der Naturzerstörung bei der Entwicklung der Produktivkräfte in Betracht, es sei denn, es lassen sich durch die Inkorporation der Natur und ihrer Grenzen auch wieder Profite erwirtschaften.[527]

Marx kann am Modell der Landwirtschaft folgende Erkenntnis konstatieren, die übertragbar auf andere Bereiche der kapitalistischen Produktion und die dort stattfindende Ausbeutung der Natur ist: „[J]eder Fortschritt der kapitalistischen Agrikultur ist nicht nur ein Fortschritt in der Kunst, den Arbeiter,

527 Ein aktuelles Beispiel dafür ist die Klimaveränderung infolge des CO_2-Ausstoßes.

sondern zugleich in der Kunst, den Boden zu berauben, jeder Fortschritt in Steigerung seiner Fruchtbarkeit für eine gegebne Zeitfrist zugleich ein Fortschritt im Ruin der dauernden Quellen dieser Fruchtbarkeit.“ (MEW 23: 529)

Engels warnte ebenfalls aufgrund solcher Beobachtungen ausdrücklich in den Manuskripten der *Dialektik der Natur*:

„Schmeicheln wir uns indes nicht zu sehr mit unsern menschlichen Siegen über die Natur. Für jeden solchen Sieg rächt sie sich an uns. Jeder hat in erster Linie zwar die Folgen, auf die wir gerechnet, aber in zweiter und dritter Linie hat er ganz andre, unvorhergesehene Wirkungen, die nur zu oft jene ersten Folgen wieder aufheben.“ (MEW 20: 452f.)

Wenn man darüber hinaus berücksichtigt, dass die Klasse der Kapitalisten, wie Marx und Engels schon im *Manifest der Kommunistischen Partei* festhalten, „in ihrer kaum hundertjährigen Klassenherrschaft massenhaftere und kolossalere Produktionskräfte geschaffen [hat] als alle vergangenen Generationen zusammen“ (MEW 4: 467)[528], wird deutlich, wie es zu dem uns heute bekannten Ausmaß an Naturzerstörung kommen konnte. Ferner wird auch offenbar, dass die Entwicklung von Produktivkräften innerhalb kapitalistischer Produktionsverhältnisse immer Konsequenzen haben kann, die bei ihrer Indienststellung nicht berücksichtigt worden sind.

Die unvorhergesehenen Auswirkungen der Produktivkraftentwicklung und der mit ihr verbundenen intensivierten Naturausbeutung erinnerten uns laut Engels daran,

„daß wir keineswegs die Natur beherrschen, wie ein Eroberer ein fremdes Volk beherrscht, wie jemand, der außer der Natur steht – sondern daß wir mit Fleisch und Blut und Hirn ihr angehören und mitten in ihr stehn, und daß unsre ganze Herrschaft über sie darin besteht, im Vorzug vor allen andern Geschöpfen ihre Gesetze erkennen und richtig anwenden zu können“ (MEW 20: 453).

Da es der Zweck des Kapitals ist, Kapital zu vermehren, und die Produktivkraftentwicklung der zentrale Hebel für das ökonomische Wachstum ist, verfährt das Kapital „beständig revolutionierend, alle Schranken niederreißend, die die Entwicklung der Produktivkräfte, die Erweiterung der Bedürfnisse, die Mannigfaltigkeit der Produktion und die Exploitation und den Austausch der Natur- und Geisteskräfte hemmen“ (Marx 1970: 313). Die Entwicklung der Produktivkräfte findet in der kapitalistischen Produktionsweise kein Ende. Die beschriebenen Konsequenzen der Produktivkraftentwicklung wer-

528 Marx und Engels führen eine Auswahl der entwickelten Produktivkräfte auf: „Unterjochung der Naturkräfte, Maschinerie, Anwendung der Chemie auf Industrie und Ackerbau, Dampfschifffahrt, Eisenbahnen, elektrische Telegraphen, Urbarmachung ganzer Weltteile, Schiffbarmachung der Flüsse, ganze aus dem Boden hervorgestampfte Bevölkerungen“ (MEW 4: 467).

den von Arbeitern, Kapitalisten und der Natur nicht nur zu ungleichen Anteilen getragen, sondern sie werden sukzessive verschärft. Da Marx und Engels bereits vor den ersten bekannten Ökologen erkannt haben, dass „die verschiedenen Generationen von Individuen, die miteinander in Verhältnisse treten, einen Zusammenhang unter sich haben, daß die Späteren in ihrer physischen Existenz durch ihre Vorgänger bedingt sind“ (MEW 3: 423), ist ihnen klar gewesen, dass die Generationen auch die gesellschaftlichen und natürlichen Probleme einer Produktionsweise einander vererben.

Resümierend kann man über die Entwicklung der Produktivkräfte zur Steigerung der Mehrwertproduktion in kapitalistischen Gesellschaftsformationen sagen, dass die Produktivkräfte „unter dem Privateigentum eine nur einseitige Entwicklung“ annehmen und für die Natur und die Arbeiter „zu Destruktivkräften“ werden, während andere Produktivkräfte „im Privateigentum gar nicht zur Anwendung kommen“ (MEW 3: 60) (vgl. Marx 1970: 593f. und MEW 23: 465).

„Wie also die auf das Kapital gegründete Produktion einerseits die universelle Industrie schafft – d.h. Surplusarbeit, wertschaffende Arbeit –, so anderseits ein System der allgemeinen Exploitation der natürlichen und menschlichen Eigenschaften, ein System der allgemeinen Nützlichkeit, als dessen Träger die Wissenschaft selbst so gut erscheint wie alle physischen und geistigen Eigenschaften, während nichts als *An-sich-Höheres*, Für-sich-selbst-Berechtigtes, außer diesem Zirkel der gesellschaftlichen Produktion und Austauschs erscheint. So schafft das Kapital erst die bürgerliche Gesellschaft und die universelle Aneignung der Natur wie des gesellschaftlichen Zusammenhangs selbst durch die Glieder der Gesellschaft.“ (Marx 1970: 313)

6.3.3 Akkumulation, (erweiterte) Reproduktion und die Natur

„Wir haben in den fortgeschrittensten Industrieländern die Naturkräfte gebändigt und in den Dienst der Menschen gepreßt; wir haben damit die Produktion ins unendliche vervielfacht, so daß ein Kind jetzt mehr erzeugt als früher hundert Erwachsene. Und was ist die Folge? Steigende Überarbeit und steigendes Elend der Massen und alle zehn Jahre ein großer Krach.“
(*Dialektik der Natur*, MEW 20: 324f.)
Friedrich Engels

„Sobald die Arbeiter in Proletarier, ihre Arbeitsbedingungen in Kapital verwandelt sind, sobald die kapitalistische Produktionsweise auf eignen Füßen steht, gewinnt die weitere Vergesellschaftung der Arbeit und weitere Verwandlung der Erde und andern Produktionsmittel […] eine neue Form.“
(*Dialektik der Natur*, ebd.: 123f.)
Friedrich Engels

Ist einmal in der Produktion ein Mehrwert erzeugt und in einer Warenmenge vergegenständlicht worden, müssen die produzierten Waren in der Zirkulation verkauft werden, damit das Kapital inklusive Mehrwert wieder Geldform annehmen kann. Dieses Geld wird erneut als Kapital in Arbeitskräften und Produktionsmitteln verausgabt, so dass der Prozess von Produktion und Zirkulation von vorne beginnt. „Dieser immer dieselben sukzessiven Phasen durchmachende Kreislauf bildet die Zirkulation des Kapitals." (MEW 23: 589)

Grundsätzlich kann keine Gesellschaft „fortwährend produzieren, d.h. reproduzieren, ohne fortwährend einen Teil ihrer Produkte in Produktionsmittel oder Elemente der Neuproduktion rückzuverwandeln" (ebd.: 591). Die in der Produktion verbrauchten Arbeitskräfte und Produktionsmittel müssen wieder ersetzt werden. Die Reproduktion nimmt dabei immer den Charakter der Produktion an. Wenn also die Produktion kapitalistisch ist, „so die Reproduktion. Wie in der kapitalistischen Produktionsweise der Arbeitsprozeß nur als ein Mittel für den Verwertungsprozeß erscheint, so die Reproduktion nur als ein Mittel, den vorgeschoßnen Wert als Kapital zu reproduzieren, d.h. als sich verwertenden Wert." (Ebd.: 591)

Der durch den Verkauf der Waren erzielte Mehrwert erhält als „periodische Frucht des prozessierenden Kapitals […] die Form einer aus dem Kapital entspringenden Revenue" (ebd.: 592). Wird diese Revenue vollständig für die individuelle Konsumtion der Kapitalisten ausgegeben, spricht Marx von der „einfachen Reproduktion" oder Reproduktion „auf derselben Stufenleiter" (ebd.: 592). Die in der Produktion verausgabten Elemente der Produktion werden lediglich ersetzt werden. Wird der Mehrwert allerdings teilweise oder vollständig wieder für frische Arbeitskräfte und Produktionsmittel verausgabt, „löst sich die Akkumulation auf in Reproduktion des Kapitals auf progressiver Stufenleiter. Der Kreislauf der einfachen Reproduktion verändert sich und verwandelt sich […] in eine Spirale." (Ebd.: 608) Diese „Anwendung von Mehrwert als Kapital oder Rückverwandlung von Mehrwert in Kapital" nennt Marx die „Akkumulation des Kapitals" (ebd.: 605). Sie ist als Fortentwicklung der Verwertung des Werts der Zweck der kapitalistischen Produktionsweise.

Die Akkumulation des Kapitals ist in kapitalistischen Produktionsverhältnissen gleichbedeutend mit der „Eroberung der Welt des gesellschaftlichen Reichtums. Sie dehnt mit der Masse des exploitierten Menschenmaterials zugleich die direkte und indirekte Herrschaft des Kapitalisten aus." (Ebd.: 619) Die Akkumulation des Kapitals und die kapitalistische Produktionsweise produzieren zudem in wechselseitiger Abhängigkeit voneinander eine Änderung des Verhältnisses zwischen variablem und konstantem Kapital im Produkti-

onsprozess, durch die „der variable Bestandteil immer kleiner und kleiner wird, verglichen mit dem konstanten“ (ebd.: 652f.).

Die Konsequenzen, die die formelle und reelle Subsumtion der Arbeit unter das Kapital und damit die Entwicklung der Produktivkräfte in der kapitalistischen Produktionsweise für Arbeiter und die Zerstörung der Natur haben, werden – in unterschiedlicher Form – durch die Akkumulation und die erweiterte Reproduktion potenziert und um einige Aspekte erweitert.

Zuvorderst verwandelt der Produktionsprozess durch seine Wiederholung und seine beständige Ausdehnung „fortwährend den stofflichen Reichtum in Kapital, in Verwertungs- und Genußmittel für den Kapitalisten“ (ebd.: 595).

Da Kapital stetig in größerem Umfang produziert, realisiert und rekapitalisiert wird, steigt dadurch erstens die Menge des in Produktionsmitteln vergegenständlichten konstanten und in Arbeitskräften angelegten variablen Kapitals. Dabei nimmt das konstante Kapital infolge der Produktivkraftentwicklung stärker zu als das variable (vgl. ebd.: 651). Dieser relative Zuwachs erfordert natürlich auch ein Mehr an Naturstoff.

Zweitens steht für Marx zweifellos fest, dass „mit der kapitalistischen Produktion die Masse des Gesamtprodukts wächst“ (MEW 24: 145). Wiederholte sich die kapitalistische Produktion nur auf einfacher Stufenleiter, würde dies bereits ausreichen, damit sich das Warenprodukt und die zu dessen Herstellung notwendige Masse an Rohstoffen und Hilfsmaterialien usw. vermehrte.[529] Findet Reproduktion auf erweiterter Stufenleiter statt, nimmt automatisch auch die Menge der zur Produktion benötigten stofflichen Voraussetzungen zu. „Mit der Stufenleiter der Produktion und der Steigerung der Produktivkraft der Arbeit durch Kooperation, Teilung, Maschinerie usw. wächst die Masse des Rohmaterials, der Hilfsstoffe etc., die in den täglichen Reproduktionsprozeß eingehn.“ (Ebd.: 143, vgl. MEW 23: 630.) Es „wächst notwendig in jedem besondren Produktionszweig die Produktmasse, die sich als Ware auf dem Markt befindet oder nach Absatz sucht“ (MEW 24: 145f.).

Drittens schließlich leisten die Naturkräfte denselben „Gratisdienst“ (MEW 23: 635) in der Produktion, wenn sie von der lebendigen Arbeit ergriffen und beseelt worden sind, in beständig größerem Umfang mit der wachsenden Stufenleiter der Akkumulation.

Die Produktivkraftentwicklung und die forcierte Ausbeutung der Natur erlauben den Kapitalisten also auf erweiterter Stufenleiter – der Wiederholung und Ausdehnung der bereits erreichten Stufe der Ausbeutung von Arbei-

529 Einfache Reproduktion von Einzelkapitalen und des gesellschaftlichen Gesamtkapitals kann in der kapitalistischen Produktionsweise nur vorübergehend stattfinden. Als Dauerzustand wäre sie gleichbedeutend mit einer ökonomischen Stagnation und schließlich de facto mit einer Krise.

tern und Natur –, die Summe des akkumulierten Kapitals zu vergrößern. Es ist einerseits „wieder direkte Wirkung des Menschen auf die Natur, welche zur unmittelbaren Quelle gesteigerter Akkumulation wird“ (ebd.: 630). Andererseits handelt es sich um vermehrte „Ausbeutung des Naturreichtums durch bloß höhere Spannung der Arbeitskraft“ (ebd.: 632):

„Indem das Kapital sich die beiden Urbildner des Reichtums, Arbeitskraft und Erde, einverleibt, erwirbt es eine Expansionskraft, die ihm erlaubt, die Elemente seiner Akkumulation auszudehnen jenseits der scheinbar durch seine eigne Größe gesteckten Grenzen, gesteckt durch den Wert und die Masse der bereits produzierten Produktionsmittel, in denen es sein Dasein hat.“ (Ebd.: 630f.)

Die Produktivkraftsteigerung werde, so Marx, „der mächtigste Hebel der Akkumulation“ (ebd.: 650). Insgesamt verschärft die Reproduktion des Kapitals auf erweiterter Stufenleiter in Kombination mit der Produktivkraftentwicklung der gesellschaftlichen Arbeit die bereits bei der Betrachtung des formellen und reellen Subsumtion der Arbeit unter das Kapital diagnostizierte „planmäßige Ausbeutung der Erde“ (ebd.: 790).[530]

Sowohl die Reproduktion der Natur als auch die der Arbeiter als ursprüngliche „Produktbildner, daher auch […] Bildner der stofflichen Elemente des Kapitals“ (ebd.: 630) finden außerhalb der Reproduktion des Kapitals statt. Weder die Einzelkapitalisten noch das gesellschaftliche Gesamtkapital tragen Sorge für den Ersatz der verbrauchten Arbeitskräfte oder für die Erneuerung des angeeigneten Naturmaterials. Beide Prozesse müssen von den zwei Quellen des Reichtums selbstständig bewerkstelligt werden. Man kann in diesem Zusammenhang von einer durch die Produktionsweise bedingten Gleichgültigkeit des Kapitals sprechen.

Dabei unterscheiden sich selbstverständlich die Geschwindigkeiten der Reproduktion und auch die Möglichkeit zur Reproduktion. Die Wiederherstellung von Kohle oder Öl beispielsweise erfolgt in einem anderen Tempo als die der täglich aufgewandten Arbeitskraft. Und bestimmte Tierarten zum Beispiel, die ein für alle Mal als Folge der Naturaneignung ausgerottet wurden, lassen sich nicht mehr reproduzieren. Das Kapital abstrahiert dementsprechend auch von diesen der Natur und den Arbeitskräften eigenen qualitativen Reproduktionsprozessen. Die Reproduktionsprozesse sind wie der Gebrauchswert für den Wert und der Arbeits- für den Verwertungsprozess nur Mittel zum Zweck. Mit sarkastischem Ernst konstatiert Marx daher: „Akku-

530 Marx schreibt, dass neben der planmäßigen Ausbeutung der Erde zum Beispiel die Ökonomisierung aller Produktionsmittel, „die Verschlingung aller Völker in das Netz des Weltmarkts und damit der internationale Charakter des kapitalistischen Regimes“ (MEW 23: 790) zwingend aus der erweiterten Reproduktion des Kapitals folgten.

muliert, Akkumuliert! Das ist Moses und die Propheten!“ (Ebd.: 621, vgl. ebd.: 647.)[531]

Anders als die Natur finden die Arbeiter die Mittel zur Reproduktion ihrer Fähigkeiten nicht einfach so vor. Sie sind gezwungen, sie auf dem Markt den Kapitalisten abzukaufen. Folglich produziert die Arbeiterklasse nicht nur den Reichtum der Kapitalistenklasse, sondern selbst ihr Reproduktionsprozess ist „Zubehör des Kapitals“, weil ihre individuelle Konsumtion „innerhalb gewisser Grenzen nur ein Moment des Reproduktionsprozesses des Kapitals“ (ebd.: 598f.) darstellt (vgl. Marx 1970: 568/629). Denn sie realisieren durch den Kauf der produzierten Ware das Kapital und den Mehrwert für die Kapitalisten.

Für die Akkumulation des Kapitals beziehungsweise die Reproduktion auf erweiterter Stufenleiter sind die produzierten Gebrauchswerte zwar auch Mittel zum Zweck. Aber sie spielen insofern eine andere Rolle im Vergleich zur einfachen Reproduktion, als dass es für die Kapitalisten darauf ankommt, alle Gebrauchswerte in der Zirkulation verkaufen zu müssen, um die Werte der Waren und damit auch den Mehrwert vollständig realisieren und abschöpfen zu können. Demzufolge ist das monetär unterfütterte Bedürfnis nach der entsprechenden Ware eine Bedingung für die Akkumulation des Kapitals. Allerdings ist diese Bedingung nicht gleichbedeutend mit der verbreiteten Verbraucherideologie, derzufolge die Nachfrage das Angebot bestimme. Wie aus der bisherigen Darstellung hervorgegangen ist, entscheiden die Kapitalisten darüber, was produziert und am Markt feilgeboten wird: „Der Umfang der von der kapitalistischen Produktion erzeugten Warenmassen“, so schreibt Marx, „wird bestimmt durch die Stufenleiter dieser Produktion und das Bedürfnis der beständigen Ausdehnung dieser letztren, nicht durch einen prädestinierten Kreis von Nachfrage und Angebot, von zu befriedigenden Bedürfnissen.“ (MEW 24: 80) Folglich wird mit der Entwicklung der kapitalistischen Produktionsweise

> „die Stufenleiter der Produktion in stets geringrem Grad durch die unmittelbare Nachfrage nach dem Produkt bestimmt, und in stets größrem durch den Umfang des Kapitals, worüber der individuelle Kapitalist verfügt, durch den Verwertungstrieb seines Kapitals und die Notwendigkeit der Kontinuität und der Ausdehnung seines Produktionsprozesses“ (ebd.: 145).

Dem Kapitalverhältnis, das bis zum diesem Punkt der Darstellung noch als Zufall und aus beiderseitiger individueller Notwendigkeit eingegangen worden ist, widerfährt durch die Reproduktion des Kapitals eine nachhaltige Ver-

531 Joel Kovel hat diesen Ausspruch wie folgt zugespitzt: „For capital, it must always be ‚Grow or Die!‘“ (Kovel 2002: 6)

änderung. Im Zuge der einfachen Wiederholung des Produktionsprozesses wird der Ausgangspunkt des kapitalistischen Produktionsprozesses – die „Scheidung zwischen dem Arbeitsprodukt und der Arbeit selbst, zwischen den objektiven Arbeitsbedingungen und der subjektiven Arbeitskraft“ – „stets aufs neue produziert und verewigt als eignes Resultat der kapitalistischen Produktion“ (MEW 23: 595).[532] Das heißt: „Der kapitalistische Produktionsprozeß, im Zusammenhang betrachtet oder als Reproduktionsprozeß, produziert also nicht nur Ware, nicht nur Mehrwert, er produziert und reproduziert das Kapitalverhältnis selbst, auf der einen Seite den Kapitalisten, auf der andren den Lohnarbeiter.“ (Ebd.: 604) Während also der römische Sklave durch Ketten an seinen Herren gebunden wurde, ist der Lohnarbeiter durch unsichtbare Fäden an den Kapitalisten gefesselt, weil er immer von neuem seine Arbeitskraft verkaufen muss, auch wenn sich der Käufer verändert (vgl. ebd.: 599/641f.).[533]

Zudem schlägt nach einigen Reproduktionskreisläufen

„offenbar das auf Warenproduktion und Warenzirkulation beruhende Gesetz der Aneignung oder Gesetz des Privateigentums durch seine eigne, innere, unvermeidliche Dialektik in sein direktes Gegenteil um. […] Der beständige Kauf und Verkauf der Arbeitskraft ist die Form. Der Inhalt ist, daß der Kapitalist einen Teil der bereits vergegenständlichten fremden Arbeit, die er sich unaufhörlich ohne Äquivalent aneignet, stets wieder gegen größeres Quantum lebendiger fremder Arbeit umsetzt. Ursprünglich erschien uns das Eigentumsrecht gegründet auf eigne Arbeit. […] Eigentum erscheint jetzt auf Seite des Kapitalisten als das Recht, fremde unbezahlte Arbeit oder ihr Produkt, auf Seite des Arbeiters als Unmöglichkeit, sich sein eignes Produkt anzueignen. Die Scheidung zwischen Eigentum und Arbeit wird zur notwendigen Konsequenz eines Gesetzes, das scheinbar von ihrer Identität ausging.“ (Ebd.: 609f., vgl. Marx 2009: 147ff.)

Die Kapitalisten eignen sich also beständig unbezahlte Arbeit in wachsendem Umfang an. Aus dem Pool angehäuften Kapitals bestreiten sie nicht nur ihre individuelle Konsumtion, sondern auch die weitere Produktion neuen Mehrwerts durch die Aneignung fremder Arbeit. Diese wird zwar über den (Ver-)Kauf von Arbeitskraft und Produktionsmitteln vermittelt. Aber letztlich verschafft die Arbeiterklasse in der Produktion der Kapitalistenklasse den

532 Vgl.: „Diese beständige Reproduktion oder Verewigung des Arbeiters ist das sine qua non der kapitalistischen Produktion.“ (MEW 23: 596)

533 Vgl.: „Es ist nicht mehr der Zufall, welcher Kapitalist und Arbeiter als Käufer und Verkäufer einander auf dem Warenmarkt gegenüberstellt. Es ist die Zwickmühle des Prozesses selbst, die den einen stets als Verkäufer seiner Arbeitskraft auf den Warenmarkt zurückschleudert und sein eignes Produkt stets in das Kaufmittel des andren verwandelt. In der Tat gehört der Arbeiter dem Kapital, bevor er sich dem Kapitalisten verkauft. Seine ökonomische Hörigkeit ist zugleich vermittelt und zugleich versteckt durch die periodische Erneuerung seines Selbstverkaufs, den Wechsel seiner individuellen Lohnherrn und die Oszillation im Marktpreise der Arbeit.“ (MEW 23: 603, vgl. ebd.: 641f.)

Reichtum und damit auch die Herrschaftsmittel, während sie selbst besitzlos bleibt. Die Eigentumsgesetze der Warenproduktion schlagen in Gesetze der kapitalistischen Aneignung um.

„Damit *zerrinnt* der *Schein* des bloßen Verhältnisses von Warenbesitzern. Dieser beständige Kauf und Verkauf von Arbeitsvermögen und das beständige Gegenübertreten der von dem Arbeiter selbst produzierten Ware als Käufer seines Arbeitsvermögens und als konstantes Kapital erscheint nur als *vermittelnde Form* seiner Unterjochung unter das Kapital […]." (Marx 2009: 149, Herv.i.O.)

Zusätzlich zur allmählichen Aneignung fremder Arbeit auf Seiten der Kapitalisten bringt die Akkumulation des Kapitals aber auch auf Seiten der Arbeiter „die Mittel ihrer eignen relativen Überzähligmachung" (ebd.: 661) hervor. Die Arbeiter erzeugen also nicht nur stetig wachsende Berge Kapital für die Kapitalisten, ihre eigene Trennung von den Produktionsmitteln und eine wachsende Anzahl Arbeiter, sondern auch noch ihre eigene Armut. Alle

„Methoden zur Produktion des Mehrwerts sind", so Marx, „zugleich Methoden der Akkumulation, und jede Ausdehnung der Akkumulation wird umgekehrt Mittel zur Entwicklung jener Methoden. Es folgt daher, daß im Maße wie Kapital akkumuliert, die Lage des Arbeiters, welches immer seine Zahlung, hoch oder niedrig, sich verschlechtern muß." (Ebd.: 674f.)

6.3.4 Die ursprünglichen Akkumulationen – Inwertsetzung von Arbeitskraft und Natur

Bereits relativ früh in seiner Darstellung des ökonomischen Bewegungsgesetzes der modernen Gesellschaft verweist Marx darauf, dass die logisch-systematische Entfaltung der kapitalistischen Produktionsweise historische Grenzen hat. Auf eine dieser Grenzen trifft man beim Übergang vom Geld zum Kapital. Der mit Geld ausgestattete Kapitalist findet in der Warenzirkulation nur dann Arbeitskraftbesitzer (in ausreichendem Maße) vor, die ihr Arbeitsvermögen verkaufen müssen, wenn diese schon von ihren Produktionsmitteln getrennt worden sind (vgl. ebd.: 181ff.). Das Problem vervielfältigt sich, wenn Kapital akkumuliert werden soll. Denn die Anhäufung von Kapital setze „das Vorhandensein größerer Massen von Kapital und Arbeitskraft in den Händen von Warenproduzenten voraus" (ebd.: 741). Marx karikiert verschiedentlich die zeitgenössischen politischen Ökonomen, die für die Separation von Kapital und Arbeit zum Beispiel „auf der einen Seite eine fleißige, intelligente und vor allem sparsame Elite und auf der andren faulenzende, ihr alles und mehr verjubelnde Lumpen" (ebd.) verantwortlich machten. Er stellt hingegen dar, wie es dazu kommt, dass auf der einen Seite Kapitalisten und

auf der anderen Arbeiter sich gegenüber treten. Dadurch kann er einerseits die wirklichen Ursachen darlegen und andererseits die bürgerlichen Mythen widerlegen.

Die ursprüngliche Akkumulation von Kapital, wie sie Marx im *Kapital* für den englischen Kapitalismus darstellt, ist im Wesentlichen ein jeweils geschichtlich und gesellschaftlich besonderer „Scheidungsprozeß zwischen Arbeitern und Arbeitsbedingungen" (ebd.: 787). Durch diesen wird „die natürliche Einheit der Arbeit mit ihren sachlichen Voraussetzungen" (Marx 1970: 375) zerschlagen, wie sie in vorkapitalistischen Produktionsweisen bestanden hat.[534]

„Historisch epochemachend in der Geschichte der ursprünglichen Akkumulation sind alle Umwälzungen, die der sich bildenden Kapitalistenklasse als Hebel dienen; vor allem aber die Momente, worin große Menschenmassen plötzlich und gewaltsam von ihren Subsistenzmitteln losgerissen und als vogelfreie Proletarier auf den Arbeitsmarkt geschleudert werden. Die Expropriation des ländlichen Produzenten, des Bauern, von Grund und Boden bildet die Grundlage des ganzen Prozesses. Ihre Geschichte nimmt in verschiedenen Ländern verschiedene Färbung an und durchläuft die verschiedenen Phasen in verschiedener Reihenfolge und in verschiedenen Geschichtsepochen." (MEW 23: 744)

Dieser Prozess der ursprünglichen Akkumulation hat zur Folge, dass „auf dem einen Pol die gesellschaftlichen Produktions- und Lebensmittel in Kapital" verwandelt werden und „auf dem Gegenpol die Volksmasse in Lohnarbeiter, in freie ‚arbeitende Arme'" transformiert wird. Das Kapitalverhältnis, so Marx, komme in diesem Prozess als „Kunstprodukt der modernen Geschichte […] von Kopf bis Zeh, aus allen Poren, blut- und schmutztriefend" (ebd.: 787f.) auf die Welt. Die sogenannte ursprüngliche Akkumulation ist „also nichts als der historische Scheidungsprozeß von Produzent und Produktionsmittel" (ebd.: 742) und damit der „Ausgangspunkt" (ebd.: 741) der kapitalistischen Produktionsweise – die „Vorgeschichte" (ebd.: 790) und Geburtsstunde des Kapitalverhältnisses.

534 Es handelt sich um einen „historischen Prozeß, der die verschiednen Formen auflöst, in denen der Arbeiter Eigentümer ist oder der Eigentümer arbeitet. Also vor allem 1. *Auflösen* des Verhaltens zur Erde – Grund und Boden – als natürlicher Produktionsbedingung –, zu der er sich als seinem eignen unorganischen Dasein verhält; dem Laboratorium seiner Kräfte und der Domäne seines Willens. […] 2. *Auflösen der Verhältnisse*, worin er als *Eigentümer des Instruments* erscheint. […] 3. Einbegriffen in beidem, daß er die Konsumtionsmittel vor der Produktion im Besitz hat, nötig, um als Produzent – also während seiner Produktion, *vor* der Vollendung derselben – zu leben. […] 4. *Auflösung* andrerseits ebensosehr der Verhältnisse, worin die *Arbeiter selbst*, die *lebendigen Arbeitsvermögen* selbst noch *unmittelbar unter die objektiven Produktionsbedingungen gehören* und als solche angeeignet werden – also Sklaven oder Leibeigne sind." (Herv. i.O., Marx 1970: 396f., vgl. ebd.: 384f.)

„Sobald die kapitalistische Produktion einmal auf eignen Füßen steht, erhält sie nicht nur jene Scheidung, sondern reproduziert sie auf stets wachsender Stufenleiter.“ (Ebd.: 742) An die Stelle der gewalttätigen Enteignung tritt „der stumme Zwang der ökonomischen Verhältnisse“ (ebd.: 765) – „das Spiel der immanenten Gesetze der kapitalistischen Produktion selbst“ (ebd.: 790) – und besiegelt „die Herrschaft des Kapitalisten über den Arbeiter“ (ebd.: 765) sowie „die planmäßige Ausbeutung der Erde“ (ebd.: 790), wie sie oben bereits beschrieben worden ist.

Durch die Trennung von Kapital und Arbeit schafft die ursprüngliche Akkumulation zugleich den „inneren Markt“ (ebd.: 775), auf dem die Kapitalisten ihr Kapital in Warenform losschlagen können, während die Arbeiter dort die verlustig gegangenen Lebensmittel als Waren kaufen müssen (vgl. ebd.: 773ff.).

Für die vorliegende Arbeit ist an der ursprünglichen Akkumulation nicht entscheidend, wie genau historisch das Kapitalverhältnis und das Herrschaftsverhältnis zwischen Kapital und Natur hergestellt wird – dies variiert historisch sowie gesellschaftlich und geographisch. Von Bedeutung ist, *dass* die sozialen Verhältnisse hergestellt werden, die kapitalistischen Produktionsweisen zugrunde liegen.

Bei der Untersuchung und Darstellung der sogenannten ursprünglichen Akkumulation wird in der Regel nicht nur vergessen oder unterschlagen, dass es sich dabei um einen Prozess handelt, der sich im Laufe der historischen Reproduktion der kapitalistischen Produktionsweise wiederholt.[535] Auch ein für das gesellschaftliche Naturverhältnis im Kapitalismus wesentlicher Aspekt kommt in Adaptionen zu kurz, die unter der ursprünglichen Akkumu-

535 Diese Interpretation des *Kapital* basiert im Wesentlichen auf einer logisch-systematischen Lesart des Marx'schen Hauptwerks, während idealtypisch eine historisierende Deutung der Marx'schen Darstellung dazu führt, die sogenannte ursprüngliche Akkumulation als einmaliges historisches Ereignis abzuqualifizieren (vgl. Harvey 2005: 136-178 und Harvey 2011: 327-348). Allerdings ist in diesem Zusammenhang ein Unterschied zu Harveys Deutung hervorzuheben. Hier wird erstens keine Aussage über die historische Bedeutungsveränderung der ursprünglichen Akkumulation getroffen. Und zweitens besteht eine leichte Differenz in der Herleitung der ursprünglichen Akkumulation als wiederkehrendes Moment kapitalistischer Produktionsweisen zu Harvey und Luxemburg (Luxemburg GS 5: 5-411), auf die sich Harvey bezieht. In der vorliegenden Arbeit wird die ursprüngliche Akkumulation als Konsequenz aus und als Voraussetzung der Reproduktion auf erweiterter Stufenleiter verstanden. Bei Harvey und – noch stärker – bei Luxemburg wird sie vor allem als Krisenlösungsstrategie interpretiert. Das ist historisch durchaus möglich und steht nicht grundsätzlich im Widerspruch zur hier vertretenen theoretischen Auffassung. Die Theoretisierung des Phänomens ist aber verschieden, zumal Harvey Marx zu Unrecht unterstellt, er behandele die ursprüngliche Akkumulation als „ein abgeschlossenes Kapitel der Vorgeschichte des Kapitalismus“ (Harvey 2011: 339).

lation „lediglich“ die Trennung der einstigen Produktionsmittelbesitzer von ihren Produktionsmitteln und – in der Folge – die Etablierung des Kapitalverhältnisses verstehen.[536]

Wie Marx im 24. Kapitel des *Kapital* eingehend darlegt, verwandeln sich die Rohmaterialien, die Böden usw., entsprechend ihrer Stellung im kapitalistischen Produktionsprozess in unterschiedliche Formen von Kapital, wenn ihre ursprünglichen Besitzer und Nutzer von ihnen getrennt und von den Kapitalisten mittels historisch verschiedener Methoden, unter denen physische Gewalt eine entscheidende Rolle spielt (vgl. ebd.: 742/760f.), angeeignet werden.

„Mit dem freigesetzten Teil des Landvolks werden […] auch seine frühern Nahrungsmittel freigesetzt. Sie verwandeln sich jetzt in stoffliches Element des variablen Kapitals. Der an die Luft gesetzte Bauer muß ihren Wert von seinem neuen Herrn, dem industriellen Kapitalisten, in der Form des Arbeitslohns erkaufen. Wie mit den Lebensmitteln verhielt es sich mit dem heimischen agrikolen Rohmaterial der Industrie. Es verwandelte sich in ein Element des konstanten Kapitals.“ (Ebd.: 773f., vgl. Marx 1970: 375.)[537]

Wenn die ursprüngliche Akkumulation die präkapitalistischen Produktionsverhältnisse in Breite und Tiefe erfasst und zerstört hat[538] und die kapitalistischen Produktionsverhältnisse etabliert sind – die Arbeitskraft verkauft wer-

536 Andere wesentliche Elemente der ursprünglichen Akkumulation, die einerseits auf die Komplexität der Geschichte sowie andererseits auf den theoretischen Charakter der Darstellung des Marx’schen *Kapital* hinweisen, sind die Ergänzung der ökonomischen Praxis durch die der Staaten (nach innen und außen), die Rolle der Gewalt nach innen und außen, des Rechts und der neu entstehenden Ideologien (vgl. MEW 23: 742ff.).

537 Anders als in einigen Ausführungen zur Inwertsetzung der Natur oder Landnahme besitzt die Verrechtlichung der enteigneten Produktionsmittel in Prozessen der ursprünglichen Akkumulation eine nachrangige Bedeutung. Entscheidend ist hingegen, dass die reale Verfügungsgewalt über die Produktionsmittel aus den Händen der Arbeiter in die der Kapitalisten übergeht. Ob dieser Prozess formaljuristisch nachträglich durch Gesetze abgesegnet oder durch die Implementierung von Gesetzen ermöglicht wird, ändert nichts wesentlich am Zweck. Marx führt in seiner Illustration anhand der ursprünglichen Akkumulation in England beide Varianten als Formen desselben Prozesses an (vgl. MEW 23: 751).

538 Die ursprüngliche Akkumulation und ihre Folgen bewerten Marx und Engels ebenso wie die Produktivkraftentwicklung dialektisch. Sie sind historisch Kräfte des Fortschritts gegenüber vorangegangen Gesellschaftsformationen und haben erst die Möglichkeit hervorgebracht, eine kommunistische Gesellschaft zu errichten. Gleichzeitig wandelt sich der Fortschritt in einen Rückschritt, solange die Etablierung kapitalistischer Produktionsverhältnisse und die Entwicklung der Produktivkräfte im Interesse des Kapitals betrieben werden. Engels schreibt in *Herrn Eugen Dühring’s Umwälzung der Wissenschaft*: „Jeder neue Fortschritt der Zivilisation ist zugleich ein neuer Fortschritt der Ungleichheit. Alle Einrichtungen, die sich die mit der Zivilisation entstandne Gesellschaft gibt, schlagen in das Gegenteil ihres ursprünglichen Zwecks um.“ (MEW 20: 130, vgl. MEW 21: 69.) Marx betont zudem, dass für die „bürgerlichen Geschichtsschreiber“ die positive Seite der historischen Produktivkraftentwicklung „allein existiert“ (MEW 23: 743).

den muss und die „Rohstoffe und Lebensmittel zu Waren geworden sind“ (MEW 23: 775) –, „gewinnt die weitere Vergesellschaftung der Arbeit und weitere Verwandlung der Erde und andrer Produktionsmittel in gesellschaftlich ausgebeutete, also gemeinschaftliche Produktionsmittel, daher die weitere Expropriation der Privateigentümer, eine neue Form“ (ebd.: 790, vgl. Engels MEW 20: 123f.). An „die Stelle der Ehrenehe mit der Erde“ tritt Marx zufolge „die Ehe des Interesses“ und die Natur sinke „ebenso zum Schacherwert herab“ (MEW EB 1: 506f.) wie der Mensch. Das Kapital vollendet also historisch erst nach und nach „die bürgerliche Gesellschaft und die universelle Aneignung der Natur wie des gesellschaftlichen Zusammenhangs selbst durch die Glieder der Gesellschaft“ (Marx 1970: 313).

Die spiralförmig ansteigende erweiterte Reproduktion und Akkumulation des Kapitals erfordern nicht nur eine weitere Entwicklung der Produktivkräfte und einen relativen Anstieg der Arbeiterzahl, sondern auch zusätzlich eine kontinuierliche Inwertsetzung der noch nicht warenförmigen Natur (vgl. Kapitel 6.3.4). „Der Grund und Boden“, wie Marx anhand der Agenda der zeitgenössischen englischen Freihandelsbefürworter bereits kritisierte, „soll verkäufliche Ware und seine Ausbeutung den allgemeinen Gesetzen des Warenverkehrs unterworfen sein“ (MEW 8: 342).[539] In den *Grundrissen* schreibt er analytischer, dass die „Exploration der Erde nach allen Seiten sowohl um neue brauchbare Gegenstände zu entdecken wie neue Gebrauchseigenschaften der alten; wie neue Eigenschaften derselben als Rohstoffe etc. […] eine Bedingung der auf das Kapital gegründeten Produktion“ (Marx 1970: 312f.) sei. Die kapitalistische Produktionsweise kann sich also nicht mit dem vorhandenen Reservoir an Rohmaterialien, Naturkräften und Naturkenntnissen begnügen.

539 Dass es sich bei der ursprünglichen Akkumulation und der damit einhergehenden Inwertsetzung und weiteren Naturzerstörung nicht um einen einmaligen Prozess handelt und Marx und Engels auch nicht dieser Auffassung waren, dokumentieren Passagen des *Kapital* (vgl. MEW 23: 779), aber auch Auszüge aus einem Brief, den Engels an Nikolai Franzewitsch Danielson geschrieben hat. Darin erklärt Engels 1892: „Was Sie über die notwendigen Begleiterscheinungen solcher ungeheuren ökonomischen Umwälzungen sagen, ist ganz richtig, trifft aber mehr oder weniger auf alle Länder zu, die diesen Prozeß durchgemacht haben oder noch durchmachen. Erschöpfung des Bodens – *siehe* Amerika; Entwaldung – *siehe* England, Frankreich und gegenwärtig Deutschland und Amerika; Klimawechsel, Austrocknen von Flüssen zeigt sich vermutlich in Rußland stärker als irgendwo anders wegen der Ebenheit des Landes, das diese ungeheuren Ströme mit Wasser versorgt, und wegen des Fehlens eines alpinen Schneereservoirs, das den Rhein, die Donau, die Rhone und den Po speist. Die Zerstörung der alten Agrarverhältnisse, der schrittweise Übergang zur kapitalistischen Landwirtschaft auf großen Pachtungen sind Prozesse, die in England und Ostdeutschland vollzogen sind und jetzt überall fortschreiten.“ (MEW 38: 365f., Herv.i.O.)

„Der Wert der alten Industrie wird erhalten [dadurch], daß fund für eine neue geschaffen wird, wo sich das Verhältnis des capital und labour in einer neuen Form setzt. Also Explorieren der ganzen Natur, um neue nützliche Eigenschaften der Dinge zu entdecken; universeller Austausch der Produkte aller fremden Klimate und Länder; neue Zubereitungen (künstliche) der Naturgegenstände, wodurch ihnen neue Gebrauchswerte gegeben werden." (Ebd.: 312)

Entsprechend können die Kapitalisten es nicht bei der Wiederholung der Naturausbeutung belassen. Die Reproduktion auf erweiterter Stufenleiter treibt sie dazu, für die weitere Akkumulation ihres Kapitals systematisch erstens bislang nicht genutzte Natur in den Produktionsprozess hineinzuziehen. Zweitens suchen sie mittels Produktivkraftentwicklung – insbesondere auf dem Feld der Wissenschaften – nach neuen Wegen, um die bis dato genutzte Natur auf weitere Art und Weise ökonomisch nutzen zu können. Schließlich drittens sind die Kapitalisten bestrebt, alte Produktionsweisen, die noch neben den kapitalistischen fortbestehen, zu zerstören, um die von ihnen genutzten natürlichen und menschlichen Ressourcen in Wert zu setzen.[540] Diese Form des ökologischen Imperialismus beschränkt sich nicht nur auf die äußere, sondern umschließt auch die innere Natur.

Die ursprüngliche Akkumulation ermöglicht, wie bereits oben erwähnt, neben der vertieften Ausbeutung der Natur durch das Kapital erst die Entstehung des Kapitalverhältnisses und damit die kapitalistischen Produktionsweise. Im *Vorwort zur amerikanischen Ausgabe der „Lage der arbeitenden Klassen"* schreibt Engels in Kenntnis des Marx'schen Hauptwerks, dass „die Ursache des gegenwärtigen Klassenantagonismus und der sozialen Degradation der Arbeiterklasse ihre Enteignung von *allen* Produktionsmitteln, mit Einschluß natürlich auch des Grund und Bodens" (MEW 2: 632, Herv.i.O.) sei. Die industriellen Kapitalisten verdrängen Grundbesitzer und zünftige Handwerker, um „der freien Entwicklung der Produktion und der freien Ausbeutung des Menschen durch den Menschen" (MEW 23: 743) und der Natur durch den Menschen die Bresche zu schlagen.

Es handelt sich dabei also um einen Formwechsel der Herrschaft und Ausbeutung – eine „Verwandlung der feudalen in kapitalistische Exploitation" (ebd.: 743). Mit diesem Formwechsel setzt auch die oben beschriebene Entfremdung der Arbeiter nicht nur von sich selbst und dem gesellschaftli-

540 Vgl.: Die kapitalistische Produktionsweise ist „bedingt durch außerhalb ihrer Entwicklungsstufe liegende Produktionsweisen. Ihre Tendenz aber ist, alle Produktion möglichst in Warenproduktion umzuwandeln; ihr Hauptmittel hierzu ist gerade dies Hereinziehn derselben in ihren Zirkulationsprozeß; und die entwickelte Warenproduktion selbst ist kapitalistische Warenproduktion. Das Eingreifen des industriellen Kapitals befördert überall diese Umwandlung, mit ihr aber auch die Verwandlung aller unmittelbaren Produzenten in Lohnarbeiter." (MEW 24: 114)

chen Zusammenhang, in dem sie leben, sondern auch von ihren Arbeitsgegenständen und von der äußeren Natur ein. „Mit dem Fortschritt der kapitalistischen Produktion entwickeln sich auch ihre Bedingungen, unterwirft sie [die kapitalistische Produktionsweise; C.S.] das Ganze der gesellschaftlichen Voraussetzungen, innerhalb deren der Produktionsprozeß vor sich geht, ihrem spezifischen Charakter und ihren immanenten Gesetzen.“ (MEW 25: 206)

6.3.5 Zwischenfazit

Die Rekonstruktion der Marx’schen Darstellung des Arbeitsprozesses in seinen allgemeinen ahistorischen Bestimmungen, über die Einheit des kapitalistischen Arbeits- und Verwertungsprozesses, die formelle und reelle Subsumtion der Arbeit unter das Kapital, die Akkumulation und (erweiterte) Reproduktion des Kapitals bis zur sogenannten ursprünglichen Akkumulation konkretisiert nicht nur die aus der ersten Analyse der Zirkulation gewonnenen Erkenntnisse über das gesellschaftliche Naturverhältnis in kapitalistischen Produktionsweisen. Die an Marx’ *Kapital* orientierte Analyse zeigt auch, wo und wie das gesellschaftliche Naturverhältnis in kapitalistischen Gesellschaftsformationen genau eingegangen wird und wie sich die aus den gesellschaftlichen Verhältnissen entwickelnde Zielsetzung der Mehrwertproduktion und -akkumulation auf die Beziehung zur Natur auswirkt.

1. Die Beziehung, die die menschliche Gesellschaft im konkreten Arbeitsprozess zur Natur mittels der Produktivkräfte praktisch unterhält, ist bestimmt von den bestimmten historisch-gesellschaftlichen Produktionsverhältnissen der Menschen zueinander. Das gesellschaftliche Naturverhältnis und das Verhalten der Menschen untereinander stehen in wechselseitiger Abhängigkeit und unter wechselseitigem Einfluss. Die gesellschaftliche Arbeit tritt als doppeltes Verhältnis der Menschen zueinander und zur Natur als das vermittelnde Glied zwischen menschliche Gesellschaft und Natur. Sie ist immer historisch-gesellschaftlich bestimmt.
2. Für das gesellschaftliche Naturverhältnis in kapitalistischen Gesellschaftsformationen bedeutet dies, dass der Arbeitsprozess durch die kapitalistischen Produktionsverhältnisse bestimmt wird. Beim kapitalistischen Produktionsprozess handelt es sich um die Einheit von Arbeits- und Verwertungsprozess, wobei der Arbeitsprozess lediglich Mittel zum Zweck für den Verwertungsprozess ist. Für die Wert- und Mehrwertproduktion, die oberste Maxime des kapitalistischen Arbeits- und Verwertungsprozesses, sind der zu produzierende Gebrauchswert, die Qualitäten und die etwaigen Eigenwerte der angeeigneten und verarbeiteten Natur sowie die

Folgen der Produktion für Arbeiter und Natur nicht von Bedeutung. Es ist entscheidend, dass eine Warenmenge produziert wird, die als Träger des Werts samt Mehrwert fungiert. Die Entqualifizierung und doppelte Abstraktion von der Natur und dem Verhältnis der Gesellschaft zu ihr, wie sie bereits für die kapitalistische Zirkulation entwickelt wurden, werden in der Produktionssphäre fortgesetzt und gesteigert. Der entscheidende Unterschied zwischen der Produktions- und der Zirkulationssphäre besteht darin, dass in der Produktion die destruktiven Eingriffe in die Natur praktisch vorgenommen werden.

3. Mit der Produktion des Mehrwerts im Arbeits- und Verwertungsprozess wird nicht nur das gesellschaftliche Verhältnis zur Natur dem gesellschaftlichen Produktionsverhältnis untergeordnet. Auch die Arbeit erhält eine gesellschaftlich determinierte und entfremdete Form. Die Lohnarbeit entfremdet die Arbeiter von sich selbst, ihrem Arbeitsgegenstand, den gesellschaftlichen Verhältnissen, in denen sie produzieren und von der sie umgebenden natürlichen Umwelt. Dies ist insofern für das Naturverhältnis im Kapitalismus entscheidend, als dass den Arbeitern als Klasse der Ausgebeuteten die Erkenntnis der Ausbeutung der Natur durch die gesellschaftlichen Verhältnisse verstellt wird.
4. Aus der Untersuchung der Beziehungen, die die kapitalistische Gesellschaft in der Produktion zur Natur eingeht, ergibt sich, dass das Kapital zur Natur in einem direkten Ausbeutungs- und Herrschaftsverhältnis steht, in dem die Natur bloßes verfügbares Material der Unterjochung ist. Das Kapital kennt keine natürlichen Grenzen bei der Ausbeutung der Natur und strebt danach, diese notfalls auch gewaltsam zu überwinden. Das Verhältnis von Kapital und Arbeit hingegen ist ein Ausbeutungs- und Herrschaftsverhältnis der Arbeit selbst, in dem Arbeiter und Kapitalisten formaljuristisch gleichgestellt sind. Schon aus der grundlegenden Darstellung des kapitalistischen Produktionsprozesses geht eindeutig hervor, dass die Ausbeutung der Natur mit der Ausbeutung der Arbeit in der Produktion Hand in Hand vor sich geht. Die kapitalistische Produktion basiert auf dem doppelten Ausbeutungsverhältnis von Natur und Arbeit durch das Kapital.
5. Mit der Entwicklung der Produktivkräfte wird nicht nur die Ausbeutung der Arbeitskräfte – und damit der Natur der Arbeitskraft – gesteigert. Die Entfremdung der Arbeit wird bis zum Höhepunkt zum Widerspruch von Kapital und Arbeit entfaltet. Mit der Entwicklung der Produktivkräfte wird auch die Zerstörung der Natur intensiv und extensiv ausgeweitet, weil Natur für die Produktion von mehr Waren und Produktionsmitteln (konstantes Kapital) erforderlich wird. Zusätzlich wird die Produktivkraft

der Natur in steigendem Maße beansprucht. Die Produktivkräfte entwickeln sich in der kapitalistischen Produktionsweise zu Destruktionsmitteln.

6. Die Akkumulation beziehungsweise Reproduktion auf erweiterter Stufenleiter potenziert die Konsequenzen der kapitalistischen Produktion und der Produktivkraftentwicklung für das gesellschaftliche Naturverhältnis und die Natur. Der gleichzeitig gesellschaftlich erzeugte und von den Einzelkapitalisten exekutierte Zwang zur beständig wachsenden Kapitalproduktion verschärft die invasive und extensive Ausbeutung der Natur.
7. Das Verhältnis von Kapital und Arbeit verwandelt sich im Zuge der erweiterten Reproduktion und Akkumulation in Übereinstimmung mit den Gesetzen der Warenzirkulation in ein Aneignungs- und Ausbeutungsverhältnis. Die Reproduktion der Arbeiter wird sogar zum Teil der Kapitalreproduktion. Das direkte Ausbeutungs- und Herrschaftsverhältnis des Kapitals über die Natur verändert sich quantitativ und zugleich qualitativ. Denn es stellt sich heraus, dass der kapitalistische Reproduktionsprozess zusätzlich zur Abstraktion von den Qualitäten der Natur und den Folgen der Produktion für sie auch von den Reproduktionsprozessen der Natur abstrahiert. Die Reproduktion der Natur fällt außerhalb der kapitalistischen Produktion und Zirkulation. Die Natur muss sich, sofern sie noch dazu in der Lage ist, selbstständig und unabhängig von den gesellschaftlichen Verhältnissen reproduzieren.
8. Aus der Produktivkraftentwicklung und Akkumulation des Kapitals resultiert die Notwendigkeit, Natur invasiv und extensiv neu zu erschließen. Dies ist nur möglich, indem entweder neue Produktivkräfte mithilfe der Wissenschaft erfunden werden, die bislang nicht nutzbare Fähigkeiten der Natur für die Kapitalverwertung erschließen. Oder nicht-kapitalistische Produktionsverhältnisse werden mittels Gewalt und anderen nicht-ökonomischen Mitteln aufgelöst und sowohl Natur als auch Arbeitskräfte für die Mehrwertproduktion „geöffnet“. Entsprechend folgt aus der Reproduktion des Kapitals auf erweiterter Stufenleiter ein – historisch zu differenzierender – ökologischer Imperialismus.
9. Das gesellschaftliche Naturverhältnis wird von den Menschen jeder historischen Gesellschaftsformation in der Praxis im Arbeitsprozess eingegangen. Grundsätzlich ist allen Arbeitsprozessen gemeinsam, dass Menschen mithilfe von Arbeitsmitteln auf Arbeitsgegenstände einwirken, um einen Gebrauchswert zu erzeugen. Die Natur kann in dieser Konstellation verschiedene Positionen einnehmen. Zuvorderst ist sie die Naturbedingung aller Arbeit. Sie kann als Produktionsmittel die Arbeitsgegenstände und ersten Arbeitsmittel liefern. Sie selbst ist Arbeitsgegenstand. Als Produk-

tivkraft kann sie die Arbeit der Menschen fördern oder verlangsamen. Und schließlich erscheint sie nach dem Arbeitsprozess als Teil des produzierten Gebrauchswerts wieder.

Nachdem Marx im ersten Band des Kapitals nach einer anfänglichen Darstellung der Zirkulationssphäre (vgl. Kapitel 6.2) den Schwerpunkt der Untersuchung auf die Produktionssphäre gelegt hat, kehrt er im zweiten Band zur Analyse der Zirkulationssphäre zurück.

6.4 Die Natur und die kapitalistische Zirkulation (II): von den Kreisläufen des Kapitals zur Reproduktion und Zirkulation des gesellschaftlichen Gesamtkapitals

Wie sich schon in Kapitel 6.2 der vorliegenden Arbeit gezeigt hat, geht es in der Zirkulationssphäre um rein gesellschaftliche Beziehungen. Das Verhältnis der kapitalistischen Gesellschaft zur Natur und die Natur spielen nur eine marginale Rolle in ihr, auch wenn die individuelle Konsumtion der ver- beziehungsweise gekauften Waren durchaus Auswirkung auf die gesellschaftliche Beziehung zur Natur in kapitalistischen Produktionsweisen hat. Aber diese individuelle Konsumtion findet, analytisch streng genommen, außerhalb der Zirkulation statt. „Die Konsumtion der Waren ist nicht eingeschlossen in den Kreislauf des Kapitals, aus dem sie hervorgegangen sind." (MEW 24: 80) Die wesentlichen Bestimmungen der Zirkulationssphäre, die Konsequenzen für das Verhältnis der Gesellschaft zur Natur haben, wurden bereits in den Kapiteln zur Entwicklung von der einfachen zur preisbestimmten Ware und vom Warentausch zur Warenzirkulation herausdestilliert (vgl. Kapitel 6.2).

Die Untersuchung wird an dieser Stelle fortgesetzt, denn erstens sind die Natur und das gesellschaftliche Verhältnis zu ihr für die Zirkulation keine Größen, die vollkommen vernachlässigt werden können. Zweitens ermöglicht die weitere Untersuchung der Marx'schen Darstellung der Zirkulationssphäre einige neue, wenn auch im Vergleich zur Produktion und zur Einheit von Produktion und Zirkulation weniger bedeutende Erkenntnisse darüber, wie die Zirkulationssphäre einerseits und das gesellschaftliche Naturverhältnis sowie die Natur andererseits aufeinander wirken. Diese Einsichten verdeutlichen, welche Folgen die über die Zirkulation organisierte Form der gesellschaftlichen Arbeit für das gesellschaftliche Naturverhältnis hat. Sie vertiefen die bisherigen Resultate.

6.4.1 Der Kreislauf der Kapitalzirkulation, die Zirkulationskosten und die Natur

Marx beginnt die Untersuchung der Zirkulation, die nach der Entwicklung im ersten Band des *Kapital* von der Ware zur Kapitalzirkulation avanciert ist, im zweiten Band mit einer chirurgisch scharfen Analyse der Zirkulationskreisläufe der verschiedenen Kapitalformen Geld, Ware und Produktionsmittel/Arbeitskräfte ausgehend von jedem Punkt der „drei Stadien“ (ebd.: 31).[541] Diese miteinander verschlungenen Kreisläufe der Einzelkapitale bilden zusammen mit der Zirkulation der nicht als Kapital fungierenden und in die individuelle Konsumtion eingehenden Werte die „allgemeine Zirkulation“ (ebd.: 75).

Der Kreislauf des Geldkapitals G – W (A + Pm) … P … W' – G' bildet unter den Kapitalkreisläufen „die einseitigste, darum schlagendste und charakteristischste Erscheinungsform des Kreislaufs des industriellen Kapitals, dessen Ziel und treibendes Motiv: Verwertung des Werts, Geldmachen und Akkumulation, in die Augen springend dargestellt wird (kaufen, um teurer zu verkaufen)“ (ebd.: 65, vgl. ebd.: 68). Der Kreislauf des produktiven Kapitals P … W' – G'.G – W (A + Pm) … P (P') wiederum „ist die Form der Reproduktion“ (ebd.: 96). Im Kreislauf des Warenkapitals W' – G'.G – W (A +Pm) … P … W' ist schließlich „die Konsumtion des gesamten Warenprodukts als Bedingung des normalen Verlaufs des Kreislaufs des Kapitals selbst vorausgesetzt. […] Es geht also die Konsumtion ihrer Gesamtheit nach – als individuelle und als produktive Konsumtion – als Bedingung in den Kreislauf W' ein.“ (Ebd.: 97) Der Kreislauf des Warenkapitals umfasst demzufolge nicht nur die Verteilung des gesellschaftlichen Gesamtprodukts und die Aufsplitterung des Gesamtprodukts auf die einzelnen Kapitale. Er setzt auch anderes Kapital zur Produktion des Warenkapitals voraus. Entsprechend begreift Marx den Kreislauf des Warenkapitals „als Bewegungsform der Summe der individuellen Kapitale, also des Gesamtkapitals der Kapitalistenklasse, eine Bewegung, worin die jedes individuellen industriellen Kapitals nur als eine Teilbewegung erscheint, die mit der andren sich verschlingt und durch sie bedingt wird“ (ebd.: 100f.).

Der wirkliche Kreislauf des industriellen Kapitals, welches im Verlauf seines Gesamtkreislaufs die drei Formen des Geld-, Waren- und produktiven Kapitals „annimmt und wieder abstreift und in jeder die ihr entsprechende

541 Die drei Stadien des Kreislaufprozesses ergeben sich, wenn man ihn jeweils beginnend bei einer der drei unterschiedlichen Kapitalformen betrachtet. Dann zeigt sich die Kapitalzirkulation als Kreislauf des Geldkapitals G – W (A + Pm) … P … W' – G', des produktiven Kapitals P … W' – G'.G – W (A + Pm) … P (P') sowie des Warenkapitals W' – G'.G – W (A +Pm) … P … W'.

Funktion vollzieht“ (ebd.: 56), ist ein beständiger Prozess. Dieser Prozess ist zugleich Einheit von Zirkulations- und Produktionsprozess und Einheit aller drei Kapitalkreisläufe, die gleichzeitig nebeneinander, nacheinander und miteinander verschlungen vor sich gehen (vgl. ebd.: 107). Der Gesamtprozess der Kapitalzirkulation ist dementsprechend vermittelt über die Kreisläufe der Einzelkapitale und andersherum.

Die Zeit, die das Kapital im Kreislauf der Kapitalzirkulation in der Produktionssphäre verbringt, nennt Marx „Produktionszeit“[542], die Zeit, die es sich in der Zirkulationssphäre aufhält, „Zirkulations- oder Umlaufszeit“ (ebd.: 125). „Umlaufszeit und Produktionszeit“, schlussfolgert er, „schließen sich wechselseitig aus.“ (Ebd.: 127) Ihre Summe ist gleich der Gesamtzeit, die es benötigt, damit ein Kapital einen Kreislauf einmal vollständig vollzieht.

Jeder Kapitalist ist grundsätzlich bestrebt, die Zirkulationszeit so niedrig wie möglich zu halten, da sie die Zeit für die Mehrwertproduktion beschränkt. Die Kosten, die dadurch für den Kapitalisten entstehen, dass Operationen verrichtet werden, die zur Zirkulation zählen und folglich nicht zur Mehrwertproduktion dienen, bezeichnet Marx als „Zirkulationskosten“ (ebd.: 131). Er unterscheidet zwischen erstens den reinen Zirkulationskosten für die Kaufs- und Verkaufszeit der produzierten Waren, die Buchführung und den Ersatz der Geldware, zweitens den Aufbewahrungskosten und drittens den Transportkosten.

Während die reinen Zirkulationskosten aus dem Formwechsel in der Zirkulation entstehen, Abzüge vom verausgabten produktiven Kapital darstellen und nicht in den Wert der produzierten Waren eingehen, verhält es sich mit den Aufbewahrungs- und Transportkosten anders.

„Sie können aus Produktionsprozessen entspringen, die nur in der Zirkulation fortgesetzt werden, deren produktiver Charakter also durch die Zirkulationsform nur versteckt ist. Sie können andrerseits, gesellschaftlich betrachtet, bloße Kosten, unproduktive Verausgabung, sei es lebendiger, sei es vergegenständlichter Arbeit sein, aber doch eben dadurch für den individuellen Kapitalisten wertbildend wirken, einen Zusatz zum Verkaufspreis seiner Ware bilden.“ (Ebd.: 138)

542 Es muss aber zwischen Produktionszeit und Funktionszeit des produktiven Kapitals unterschieden werden. Die Produktionszeit ist länger als die Funktionszeit: „Die Produktionszeit der Produktionsmittel überhaupt umfaßt […] 1. die Zeit, während deren sie als Produktionsmittel fungieren, also im Produktionsprozesse dienen, 2. die Pausen, während deren der Produktionsprozeß, also auch die Funktion der ihm einverleibten Produktionsmittel unterbrochen ist, 3. die Zeit, während deren sie zwar als Bedingungen des Prozesses bereitliegen, also schon produktives Kapital darstellen, aber noch nicht in den Produktionsprozeß eingegangen sind.“ (MEW 24: 124f.)

Die Aufbewahrungskosten entstehen dadurch, dass der Kapitalist gezwungen ist, einen gewissen Vorrat an produktivem und Warenkapital sowie an individuellen Konsumtionsmitteln anzulegen (vgl. ebd.: 141f.), um den Fluss der Reproduktion gewährleisten zu können. Die dadurch verursachten „*Unkosten*“ (ebd.: 140, Herv. i.O.) gehen in den Wert der produzierten Ware ein, weil mehr Arbeit aufgebracht werden muss, um eine Ware herzustellen. Die Transportkosten, die daraus entstehen, dass die produzierten Waren zum Verkauf, zur Weiterverarbeitung und/oder zur Konsumtion an einen anderen Ort gebracht werden müssen, gehen ebenfalls in den Wert der Ware ein. Denn es müssen Arbeitskräfte und Produktionsmittel (Transportmittel) eingesetzt werden, damit die Ware vom Produktionsort zum Verkaufsort kommt (vgl. ebd.: 151).

Für die Zirkulation des Kapitals in allen seinen Formen ist entscheidend, dass das Geldkapital sich in Produktionsmittel und Arbeitskräfte, produktives Kapital, umsetzen lässt. Dabei müssen beide nicht nur in einem quantitativen Entsprechungsverhältnis zueinander stehen und gekauft werden können, sondern bei der Verwandlung von Geld in Arbeitskräfte und Produktionsmittel spielt auch „der spezifische Gebrauchscharakter der Waren, welche den Platz mit dem Gelde wechseln“ (ebd.: 23), eine entscheidende Rolle. Ist die erforderliche Menge an Produktionsmitteln, die zum Teil von der Natur geliefert werden – insbesondere in ausgewählten wie den extraktiven Industrien –, nicht vorhanden oder nur zu einem gestiegenen Wert käuflich zu erwerben, kann die Zirkulation des Kapitals stocken. Muss mehr Arbeit zur Gewinnung bestimmter natürlicher Stoffe oder Produktionsmittel aufgewendet werden als im vorherigen Kreislauf, muss entweder mehr Kapital aufgebracht werden oder es kann nur eine geringere Menge an Produktionsmitteln gekauft werden. Auf diese Weise kann die Zerstörung der Natur auf die Kapitalzirkulation zurückwirken, sie behindern oder sogar – im schlimmsten Fall für das Kapital – zu einer Krise führen.

Darüber hinaus bestimmen die „stofflichen und die von ihnen getragnen Wertverhältnisse der in das produktive Kapital eingehenden Faktoren“ (ebd.: 87) den Minimalumfang, den der Mehrwert annehmen muss, damit eine Produktionserweiterung und entsprechend ein Anstieg des produktiven Kapitals vorgenommen werden kann. Ein Anstieg der zur Gewinnung von Rohstoffen durchschnittlich nötigen gesellschaftlichen Arbeitszeit infolge von Naturzerstörung und -verbrauch hat also dieselben Folgen, wie zum Beispiel eine Abnahme der natürlichen Produktivkräfte infolge von überhöhtem Verbrauch: Sie machen eine gesteigerte Mehrwertproduktion erforderlich.

Daran anschließend richtet sich die Menge des anzulegenden Warenvorrats danach, wie schnell, regelmäßig und sicher die zur Produktion nötige

Masse an Rohstoffen dem Produktionsprozess über die Zirkulation zugeführt werden kann (vgl. ebd.: 143). Je unsicherer, langsamer und unregelmäßiger die Lieferung von Rohstoffen ist, desto größer müssen die Warenvorräte sein und desto höher sind die Aufbewahrungskosten. Zwar bilden natürliche Prozesse hier nur einen Faktor für die Geschwindigkeit und Zuverlässigkeit der Zufuhr, aber dennoch beeinflusst die Produktivität der Natur die Höhe der Aufbewahrungskosten.

Der Warenvorrat wirkt sich zusätzlich auf die Menge des Naturstoffs aus, die von der kapitalistischen Produktion eingesaugt werden muss. Da nicht unmittelbar alle produzierten Waren in die Produktion eingehen und alle Kapitalisten eine gewisse Menge an Waren als Vorrat anlegen müssen, um auf etwaige Produktionsunterbrechungen, Reparatur- und Ersatznotwendigkeiten sowie Nachfragesteigerungen reagieren zu können, muss beständig mehr produziert werden, als direkt produktiv und individuell konsumiert wird. Insofern erhöht sich die ohnehin im Zuge von Produktivkraftentwicklung und Akkumulation des Kapitals gesteigerte Masse an durchgesetztem Naturstoff – und damit die Naturzerstörung.

Der Gebrauchswert der Waren, und damit auch die in die produzierten Waren eingegangene Natur, kann sich bei der Rückverwandlung der im Produktionsprozess hergestellten Waren in Geldkapital (inklusive Mehrwert) als Hindernis der Kapitalzirkulation erweisen. Ist es nicht möglich, die Waren in vollem Umfang am Markt abzusetzen, kann die Kapitalzirkulation ins Stocken geraten oder unterbrochen werden (vgl. ebd.: 81). Hier setze Marx zufolge der „Verderb des Warenkörpers selbst […] die absolute Grenze dieses Teils der Umlaufszeit oder der Umlaufszeit, die das Warenkapital qua Warenkapital beschreiben kann“ (ebd.: 134). Die natürlichen Existenzformen der Waren als Gebrauchswert setzt hier eine Schranke für die Kapitalzirkulation. Denn: „Sie sind von Natur vergänglich.“ (Ebd.: 130) Will der Kapitalist die Instandhaltung der Waren gewährleisten, fallen für ihn auch dafür Erhaltungskosten, eine Form der Aufbewahrungskosten, an.

Ferner führt die Räumlichkeit der Natur zu unterschiedlichen Kosten für den Transport der Waren. Die Natur macht unterschiedliche Formen des Transports erforderlich, so dass durch die Beschaffenheit des zu überwindenden natürlichen Raums nicht nur unterschiedliche Unkosten entspringen, sondern auch eine Arbeitsteilung innerhalb der Transportindustrie entsteht.[543]

543 Dass es sich beim Raum nicht „nur“ um einen natürlichen, sondern auch um einen gesellschaftlich vermittelten handelt, dass er das Resultat einer historischen Dialektik von Natur und Gesellschaft vermittelt über die gesellschaftliche Arbeit ist, wird hier vorausgesetzt (vgl. Harvey 2007b: 125-157, Belina/Michel 2011: 7-35, Belina 2013: 26-85).

Schließlich ist es möglich, dass der Kreislaufprozess des Kapitals vor allem in Produktionszweigen, die von Naturbedingungen abhängig sind, durch natürliche Prozesse verlängert wird, die nicht immer gleich lang dauern und nicht vollständig oder gar nicht beeinflusst werden können (vgl. ebd.: 108f). Es existieren also hier „natürliche[n] Schranken für die Wiederholung des Produktionsprozesses“ (Marx 1970: 443). Ein Beispiel dafür sind die Gärungsprozesse in den diversen Sparten der Produktion alkoholischer Getränke.

Alle genannten Punkte können aufgrund von natürlichen Eigenschaften oder Prozessen die Kapitalzirkulation verlangsamen, also entweder die Produktions- oder die Umlaufszeit verlängern oder unterbrechen und dadurch Zirkulationskosten generieren. Sie wirken als „negative Schranke“ (MEW 24: 127) auf die Kapitalverwertung. Auf einige der genannten Aspekte ist bei der näheren Betrachtung der Produktionszeit noch zurückzukommen.

Marx macht zu Beginn der weiteren Analyse der Zirkulation deutlich, dass das „Klassenverhältnis zwischen Kapitalist und Lohnarbeiter“ in der Kapitalzirkulation „schon vorhanden [ist; C.S.], schon vorausgesetzt [wird; C.S.], in dem Augenblick“ (ebd.: 37), in dem sich beide in der Zirkulationssphäre gegenübertreten, und „daß die kapitalistische Produktion, einmal etabliert, in ihrer Entwicklung nicht nur diese Trennung reproduziert, sondern sie auf stets größern Umfang erweitert, bis sie der allgemein herrschende gesellschaftliche Zustand geworden“ (ebd.: 38f.).

„Die kapitalistische Produktion, wie wir gesehn, produziert nicht nur Ware und Mehrwert; sie reproduziert, und in stets erweitertem Umfang, die Klasse der Lohnarbeiter und verwandelt die ungeheure Majorität der unmittelbaren Produzenten in Lohnarbeiter. G – W … P … W' – G', da die erste Voraussetzung seines Verlaufs das beständige Vorhandensein der Lohnarbeiterklasse, unterstellt daher schon das Kapital in der Form des produktiven Kapitals, und daher die Form des Kreislaufs des produktiven Kapitals.“ (Ebd.: 39f.)

In der Zirkulationssphäre endet also die Klassengesellschaft trotz aller formaljuristischen Gleichheit ebenso wenig wie andersherum die Lohnarbeiter auch in der Produktion – idealtypisch – nicht aufhören, formell freie Individuen zu sein.

6.4.2 Der Umschlag des Kapitals und die Natur

Nach der Untersuchung der Kreislaufprozesse des Kapitals und der Zirkulationskosten folgt die Analyse der vorliegenden Arbeit der Marx’schen Darstel-

lung zum Umschlag des Kapitals, um dessen Folgen für die Beziehung zwischen kapitalistischen Gesellschaften und der Natur zu eruieren.

Da das Kapital sich nur im beständigen Prozess verwertet, durchläuft es den Kapitalkreislauf immer wieder von Neuem. „Der Kreislauf des Kapitals, nicht als vereinzelter Vorgang, sondern als periodischer Prozeß bestimmt, heißt sein Umschlag." (Ebd.: 156f.) Die Dauer eines Umschlags, die „Umschlagszeit des Kapitals" (ebd.: 157), bemisst sich nach der Produktions- und Zirkulations- beziehungsweise Umlaufszeit.

Nicht alle Kapitalteile zirkulieren in gleicher Form, das heißt, nicht alle haben denselben Umschlag. Einige Teile des produktiven Kapitals übertragen im Produktionsprozess lediglich anteilig zu ihrem stofflichen Verbrauch Wert auf die produzierte Ware. Der Wert dieser Produktionsmittel zirkuliert zwar über den gesamten Zeitraum, in der die betreffenden Produktionsmittel als solche fungieren. Aber anders als die Produktionsmittel, deren Wert vollständig auf die produzierte Ware übertragen wird, und die Arbeitskräfte, die das für sie verausgabte Kapital reproduzieren, zirkuliert der Wert eines Teils des konstanten Kapitals, das stofflich in der Produktionssphäre gebannt ist und dessen Wert nur in aliquoten Teilen auf die hergestellte Ware übertragen wird, in einer anderen Form (vgl. ebd.: 160f./164/167f.).

„Während seiner ganzen Funktionsdauer bleibt ein Teil seines Werts stets in ihm fixiert, selbständig gegenüber den Waren, die es produzieren hilft. Durch diese Eigentümlichkeit erhält dieser Teil des konstanten Kapitals die Form: *Fixes Kapital*. Alle andern stofflichen Bestandteile des im Produktionsprozeß vorgeschoßnen Kapitals dagegen bilden im Gegensatz dazu: *Zirkulierendes* oder *flüssiges Kapital*." (Ebd.: 159, Herv.i.O.)[544]

Ein Teil des konstanten Kapitals bildet also das fixe Kapital. Das zirkulierende Kapital setzt sich hingegen aus einem zweiten Teil des konstanten Kapitals und dem variablen Kapital zusammen. Ihr Unterschied besteht in ihrem Umschlag. Damit das fixe Kapital einmal umschlägt, das zu seinem Kauf verausgabte Kapital wieder zurückfließt, ist mehrfacher Umschlag des zirkulierenden Kapitals nötig.

Das fixe Kapital besteht wiederum aus verschiedenen Elementen, die variierende Umschlagszeiten aufweisen und die Aufwendung zusätzlichen Kapitals notwendig machen können, damit das fixe Kapital weiter umschlagen kann. Alles fixe Kapital verschleißt erstens im Zuge seines Gebrauchs im Produktionsprozess in verschiedener Geschwindigkeit. Der Verschleiß „ist

544 Marx weist ausdrücklich darauf hin, dass die Unterscheidung zwischen fixem und zirkulierendem Kapital nicht identisch mit der Differenzierung zwischen konstantem und variablen Kapital sei (vgl. MEW 24: 162). Fixes und zirkulierendes Kapital sind aufgrund ihres Umschlags, der Zirkulation ihres Werts, verschieden, konstantes und variables Kapital infolge ihrer Differenz in der Produktion des Werts.

der Wertteil, den das fixe Kapital allmählich durch seine Vernutzung an das Produkt abgibt, in dem Durchschnittsmaß, worin es seinen Gebrauchswert verliert“ (ebd.: 171). Zweitens müssen einige Elemente des fixen Kapitals periodisch oder teilweise erneuert werden oder spezifische Bestandteile eines Elements müssen ersetzt werden. Drittens erfordert die Instandhaltung des fixen Kapitals zusätzliche Arbeit. Es entstehen also „besondre Erhaltungskosten“ (ebd.: 173). Zu diesen kommen viertens die Auslagen für Kapital und Arbeit zwecks Reparaturen und Flickarbeiten. „Die Grenze zwischen eigentlicher Reparatur und Ersatz, zwischen Erhaltungskosten und Erneuerungskosten“, so Marx, sei aber „eine mehr oder weniger fließende“ (ebd.: 178).

Aufgrund der unterschiedlichen Umschlagszeiten des fixen und des zirkulierenden Kapitals ist der „Gesamtumschlag des vorgeschoßnen Kapitals“ als „der Durchschnittsumschlag seiner verschiednen Bestandteile“ (ebd.: 183) berechnet. Die stoffliche Reproduktion bleibt zwar weiter an die qualitativen Unterschiede des fixen und zirkulierenden Kapitals gebunden. Der „*Wertumschlag* des vorgeschoßnen Kapitals“ wird aber „von seiner wirklichen Reproduktionszeit oder der realen Umschlagszeit seiner Bestandteile“ (ebd.: 184, Herv.i.O.) getrennt, das heißt, der Wert des vorgeschossenen Kapitals kann in Geldform bereits durch mehrfache Umschläge des zirkulierenden Kapitals ersetzt worden sein, ohne dass dafür das fixe Kapital in seiner stofflichen Gestalt gänzlich verbraucht worden ist. Gleichzeitig richtet sich der Umschlags*zyklus* eines Kapitals nach der „Reproduktionszeit oder Umschlagszeit des angewandten fixen Kapitals“ (ebd.: 185, Herv. i.O.), innerhalb der der vorgeschossene Kapitalwert mehrfach umgeschlagen sein kann.

Die Differenz im Umschlag von fixem und zirkulierendem Kapital sowie die Arbeitsperiode, das heißt die Summe der für die Produktion einer Ware notwendige Arbeitstage (vgl. ebd.: 233), erzeugen einen Unterschied in der Umschlagsgeschwindigkeit des angelegten Kapitals. Dabei ist – analog zur Produktionszeit und Funktionszeit des Kapitals im Stadium des produktiven Kapitals – die Arbeitsperiode nicht notwendig identisch mit der Produktionsperiode (vgl. ebd.: 242).

Zu den Faktoren, die die Umschlagszeit eines Kapitals erhöhen, zählen nicht nur jene, die aus der Produktion entspringen, sondern auch solche der Zirkulation. „Der eine Abschnitt der Umlaufszeit – und der relativ entscheidendste – besteht aus der Verkaufszeit, der Epoche, worin das Kapital sich im Zustand von Warenkapital befindet.“ (Ebd.: 251) Die Verkaufszeit und ebenso die Zeit für die Rückverwandlung von Geld in produktives Kapital, also die „Kaufzeit“ (ebd.: 254), dehnen sich insbesondere durch die „natürlichen Entfernungen“ (ebd.: 252) der Märkte von den Produktionsstandorten aus. Der dritte von Marx angeführte wesentliche Faktor der Umlaufszeit, der zu

einer Verlängerung der Umschlagszeit führt, ist der „Umfang der Liefrungskontrakte“ (ebd.: 256).

Damit das Kapital kontinuierlich, das heißt ohne Unterbrechungen, umschlagen kann, ist je nach dem bestimmten Verhältnis von Produktions- zur Umlaufszeit sowie von fixem und zirkulierendem Kapital ein zusätzlicher Kapitalfonds erforderlich, aus dem Teile des produktiven Kapitals erneuert werden können, noch bevor der Umlauf der vorgeschossenen Kapitals komplett beendet ist. Wäre dieser Fonds nicht vorhanden, müsste die Produktion für eine bestimmte Periode aussetzen, weil noch nicht das notwendige Kapital zur Reproduktion des gesamten produktiven Kapitals vorhanden wäre (vgl. ebd.: 267) „Das Zuschußkapital teilt sich ein ganz wie das ursprüngliche.“ (Ebd.: 267) Es unterscheidet sich aber vom Kapital, das bereits in Produktionsmitteln und Arbeitskräften angelegt ist, dadurch, dass es schon während deren Arbeitsperiode vorgeschossen sein muss, um für die eigene Arbeitsperiode verfügbar zu sein.

Bis hierher hat Marx bei seiner Betrachtung der Zirkulationssphäre davon abstrahiert, dass das Kapital in der Zirkulation nicht nur kreist, sondern dass das angewandte Kapital auch in stetig größeren Mengen zirkuliert, das heißt, dass der Mehrwert ebenfalls in die Zirkulation mit eingeht. Da dies aber der Fall ist, stellt sich heraus, dass die Kapitalisten ihr Geldkapital über einen gewissen Zeitraum aufschatzen müssen, bis sie über ausreichend Geldkapital verfügen, um für die Erweiterung der Produktion die nötigen Elemente des produktiven Kapitals im entsprechenden Verhältnis kaufen zu können.

Der Marx’schen Darstellung des Umschlags des Kapitals sind ähnliche Bestimmungen für das gesellschaftliche Naturverhältnis in kapitalistischen Produktionsweisen zu entnehmen wie für die Zirkulation des Kapitals. In einigen Punkten werden bereits genannte Elemente ergänzt.

Das angewandte fixe Kapital wird nicht nur in der produktiven Konsumtion und moralisch verschlissen. Sein Verschleiß tritt auch „durch die Einwirkung von Naturkräften“ (ebd.: 170) ein. Die Natur der Produktionsmittel trägt also mit dazu bei, dass das fixe Kapital sich verringert, indem sie seine Funktionsdauer mindert. Ähnlich wie beim Verfall der Ware, führt die natürliche Komponente der spezifischen Waren, die das fixe Kapital umfasst, zu Wertverlust, der durch Mehrarbeit kompensiert oder vom entsprechenden Kapitalisten in Kauf genommen werden muss.

Müssen unbrauchbare oder verschlissene Teile eines Elements des fixen Kapitals erneuert, repariert oder ersetzt werden, ist dafür nicht nur zusätzliche Arbeit nötig. Vielmehr zeigt sich „vom Standpunkt der ganzen Gesellschaft“ aus, dass „eine beständige Überproduktion stattfinden [muss; C.S.], d.h. Produktion auf größrer Stufenleiter, als zu einfachem Ersatz und Reproduktion

des vorhandnen Reichtums nötig“ ist, damit die Produktionsmittel zur Verfügung stehen, mit denen die Schäden behoben werden können, „welche Zufälle und Naturkräfte anrichten“ (ebd.: 178). Unter anderem die natürlichen Eigenschaften des fixen Kapitals machen also einen Zuwachs der Produktion notwendig. Der kapitalistischen Produktionsweisen ohnehin inhärente Zwang zur Kapitalakkumulation, der sich stofflich in einer beständig steigenden Produktion von Waren, einer umfangreichen Ausbeutung der Arbeitskräfte und in einer stetig wachsenden Naturzerstörung darstellt, wird durch die Notwendigkeit von Ersatz und Reparatur intensiviert (vgl. ebd.: 178).

Wie bereits erwähnt, richten sich die Produktionsperiode und – in spezifischen Industrien, die direkt auf die Natur als Produktionsmittel und Produktivkraft angewiesen sind wie in der Landwirtschaft, der extraktiven oder der Fleischindustrie – der Umschlagszyklus nicht ausschließlich nach der Dauer des Arbeitsprozesses.

„Das Nichtzusammenfallen der Produktionszeit mit der Arbeitszeit kann überhaupt nur an Naturbedingungen liegen, die hier direkt der Verwertung der Arbeit im Weg stehn, d.h. der Aneignung von Surplusarbeit durch das Kapital. Diese Hindernisse in seinem Wege konstituieren natürlich keine advantages, sondern, de son point de vue, Verluste.“ (Marx 1970: 562, vgl. MEW 24: 242.)

Die Naturbedingungen diktieren – außerhalb des Rahmens der dem Kapital möglichen Manipulationen der Natur zum Beispiel durch Düngung, Mästung usw. (vgl. ebd.: 242) – dem Kapital ihren eigenen Rhythmus. „Besonders deutlich tritt der Unterschied von Produktionszeit und Arbeitszeit hervor in der Landwirtschaft.“ (Ebd.: 243) Die Natur beeinflusst also in den entsprechenden Industriezweigen die Dauer der Kapitalbindung in einem Produktionsprozess, die Summe des auszulegenden Kapitals und somit auch die Umschlagszyklen des Kapitals.

Den gesteigerten Zirkulationskosten infolge natürlicher Distanzen, die vom Produktionsstandort zum Verkaufsort und von Umwandlung von Geld- in produktives Kapital überwunden werden müssen, entspricht eine verlängerte Umlaufszeit. Diese könne zwar, wie Marx schreibt, durch die Entwicklung der Produktivkräfte im Transport- und Kommunikationswesen verkürzt und die entsprechenden Zirkulationskosten könnten so gesenkt werden. Aber er weist zugleich darauf hin, dass mit der Verbesserung von Transport- und Kommunikationsmitteln der Zwang einhergehe, für weiter entferntere Märkte zu produzieren, der die Vorteile durch die verkürzte Dauer für Transporte und Kommunikation wieder konterkariere. Die Natur in ihrer Form als Raum erzeugt also nicht nur Zirkulationskosten, sie verlängert auch die Umschlagszeit.

Aus der Wirkung der Umschlagszeit auf den Kapitalvorschuss und der Reproduktion des Kapitals auf erweiterter Stufenleiter ergibt sich, dass sich nicht alles Kapital gleichzeitig im Produktions- oder Zirkulationsprozess befinden kann. Ein Teil des Kapitals muss als latentes Kapital in Geldform aufgeschatzt werden. Dieses zusätzliche Kapital muss, wie alles Geldkapital in der Kapitalzirkulation, das Produkt eines kapitalistischen Produktionsprozesses sein. Es kann also letztlich, ebenso wie zum Beispiel Ersatzteile für das fixe Kapital, nur aus einer Überproduktion entstehen. Das ökonomische Wachstum und damit die Aneignung fremder Arbeit und die Naturzerstörung sind dafür die gesellschaftlichen Voraussetzungen.

Aus der Umschlagszeit und der Kapitalakkumulation resultiert noch ein besonderes Problem für das gesellschaftliche Naturverhältnis. Es muss in Übereinstimmung mit den Gesetzen der Warenzirkulation eine entsprechende Menge Geldware vorhanden sein. Damit die Goldmasse vergrößert werden kann, müsse, wie Marx in *Zur Kritik der politischen Ökonomie* schreibt, „die Rinde der Natur allseitiger aufgebrochen“ (MEW 13: 132) werden. Wie die Goldproduktion mit Blick auf die Verhältnisse von Kapital und Arbeit sowie Kapital und Natur auch heute noch organisiert ist, dürfte hinlänglich bekannt sein. Die Ausbeutung der Arbeitskräfte geht über „das normale Maß“ weit hinaus und die ökologischen Folgen sind verheerend (vgl. Toro Pérez et al. 2012).

6.4.3 Die Reproduktion und Zirkulation des gesellschaftlichen Gesamtkapitals und die Natur

Auf die Untersuchung der verschiedenen Kapitalkreisläufe und des Kapitalumschlags folgt in Marx' Darstellung der kapitalistischen Produktionsweise die Analyse der Reproduktion und Zirkulation des gesellschaftlichen Gesamtkapitals.

Während er zuvor die verschiedenen Aspekte anhand eines Einzelkapitals betrachtet hat, geht er nun zur gesellschaftlichen Ebene über. „Die Bewegung des gesellschaftlichen Kapitals besteht aus der Totalität der Bewegungen seiner verselbständigten Bruchstücke, der Umschläge der individuellen Kapitale.“ (MEW 24: 351f.) Der gesellschaftliche Reproduktionsprozess schließt nicht nur die Erneuerung des Kapitalverhältnisses und „die Reproduktion des kapitalistischen Charakters des gesamten Produktionsprozesses“ (ebd.: 391), sondern auch die Konsumtion ein.

Die Frage, die Marx jetzt beantworten will, ist folgende: „Wie wird das in der Produktion verzehrte Kapital seinem Wert nach aus dem jährlichen Pro-

dukt ersetzt, und wie verschlingt sich die Bewegung dieses Ersatzes mit der Konsumtion des Mehrwerts durch die Kapitalisten, und des Arbeitslohns durch die Arbeiter?“ (Ebd.: 392) Um dieses Problem richtig zu lösen, teilt Marx das jährliche gesellschaftliche Gesamtprodukt in zwei Abteilungen, die Produktionsmittel und die Konsumtionsmittel. Diese verkörpern in spezifischen Proportionen die jeweils zur Produktion verausgabten Kapitalteile für konstantes und variables Kapitel sowie den produzierten Mehrwert. Findet Reproduktion des gesellschaftlichen Gesamtkapitals auf einfacher Stufenleiter statt, gleichen sich die Wertelemente beider Abteilungen derart aus, dass der erzeugte Mehrwert und Lohn der beiden Abteilungen gänzlich als Revenue in Konsumtionsmitteln verausgabt wird. Die zur Produktion der Waren verbrauchten Werte werden ersetzt und die Zirkulation des Kapitals beginnt mit denselben Wertverhältnissen von vorne. Das, wie Marx es nennt, „materielle Substrat der erweiterten Reproduktion“ (ebd.: 492) liegt mit dem produzierten und in einem Teil der hergestellten Warenmenge vergegenständlichten Mehrwert in beiden Abteilungen bereits vor. Dieses wird nicht gänzlich für Konsumtionsmittel ausgegeben wie bei der einfachen Reproduktion, sondern in zusätzlichen Produktionsmitteln neu angelegt. Zunächst ist die Reproduktion auf erweiterter Stufenleiter, wie Marx erläutert, „nur ein verschiednes Arrangement oder verschiedne Funktionsbestimmung der verschiednen Elemente des gegebnen Produkts […], dem Wertumfang nach also zunächst nur einfache Reproduktion“ (ebd.: 501). Aufbauend auf diesem neuen Arrangement eignen sich die Kapitalisten beider Abteilungen, wie Marx mit den sogenannten Reproduktionsschemata zeigt, eine stetig absolut wachsende Masse Mehrwert an.

Wie zuvor bereits bei der Reproduktion und beim Kreislauf des Einzelkapitals (vgl. Kapitel 6.3.3) wird bei der Reproduktion und Zirkulation des gesellschaftlichen Gesamtkapitals von der Reproduktion der Natur abstrahiert. Zwar schließt der Reproduktionsprozess sogar den Konsumtionsprozess „ebensosehr ein, wie den Reproduktionsprozeß des Kapitals selbst“ (ebd.: 392). Und dieser umfasst sowohl den Wert- als auch den Stoffersatz der einzelnen Bestandteile der mit Mehrwert produzierten Waren – aber nicht unter Berücksichtigung der Qualitäten und Erfordernisse der beanspruchten Natur, sondern unter der Prämisse und gemäß der Reproduktion und Zirkulation des gesellschaftlichen Gesamtkapitals.

Dennoch ist die Reproduktion „nicht nur Wertersatz, sondern Stoffersatz, und […] daher ebensosehr bedingt durch das gegenseitige Verhältnis der Wertbestandteile des gesellschaftlichen Produkts wie durch ihren Gebrauchswert, ihre stoffliche Gestalt“ (ebd.: 393). Dies ändert jedoch nichts daran, dass es letztlich belanglos ist, welche Waren produziert werden und wie die

Natur zu ihrer Produktion angeeignet wird, welche Folgen die Aneignungsweise für Gesellschaft und Natur hat usw. Die Gebrauchswerte – und damit auch die umgeformte Natur – spielen für die Reproduktion des gesellschaftlichen Gesamtkapitals insofern eine Rolle, als dass Produktions- und Konsumtionsmittel beständig in einem richtigen Entsprechungsverhältnis zueinander stehen müssen, sofern die Entwicklung nicht in eine Krise münden soll. Um welche Produktions- und Konsumtionsmittel es sich genau handelt, mit welchen Konsequenzen für die Natur sie produziert, verteilt und konsumiert werden, ist aber sekundär.

6.4.4 Zwischenfazit

Marx' Darstellung der Kapitalzirkulation, der Zirkulationskosten, des Kapitalumschlags sowie der Reproduktion und Zirkulation des gesellschaftlichen Gesamtkapitals ermöglicht eine Ergänzung und Erweiterung des Verständnisses des gesellschaftlichen Naturverhältnisses in kapitalistischen Gesellschaftsformationen. Die Bestimmungen aus den Kapiteln 6.2 und 6.3 werden durch die in diesem Kapitel analysierten Aspekte der kapitalistischen Zirkulation bestätigt, konkretisiert und vertieft.

1. Für die Zirkulation des Kapitals sind die stofflichen Elemente des produktiven Kapitals – und somit auch die Natur – nicht gänzlich zu vernachlässigen. Sie müssen für die Produktion entsprechend der Verhältnisse des produktiven Kapitals in ausreichenden Mengen vorhanden sein. Ist dies nicht der Fall, kann die einseitige Störung des gesellschaftlichen Naturverhältnisses aufgrund der Unterbrechung oder Verlangsamung der Zirkulation die Produktionszeit und damit die Mehrwertproduktion beschränken.
2. Einerseits hängt unter anderem vom Zustand der Natur ab, wie hoch der Vorrat einer bestimmten Ware sein muss. Je höher er sein muss, desto mehr Kapital muss aufgewendet werden und entsprechend höher sind die Zirkulationskosten, die sich negativ auf die Größe des Mehrwerts auswirken. Andererseits befeuert der Zwang, einen Warenvorrat anlegen zu müssen, die sukzessiv zunehmende Zerstörung der Natur durch die Aneignung steigender Mengen Waren.
3. Die konkrete Form des Gebrauchswerts kann die Zirkulation dadurch verlängern und weitere Zirkulationskosten generieren, dass die produzierten Waren nicht verkauft werden können und zusätzliche Arbeit aufgewendet werden muss, um den natürlichen Verfall der Gebrauchswerte aufzuhalten.

4. Die Natur als Raum führt zu weiteren Zirkulationskosten in Form von Transportkosten. Um räumliche Distanzen möglichst schnell zu überwinden und dadurch die Mehrwertproduktion zu verkürzen, muss mehr Kapital aufgewendet werden.
5. Die Natur kann darüber hinaus die Produktionszeit über die reine Arbeitszeit hinaus ausdehnen.
6. Der Verschleiß des fixen Kapitals entwertet es nicht nur, sondern führt ebenfalls zu neuen Zirkulationskosten für den Ersatz und die Reparatur einzelner Bestandteile oder Elemente. Zugleich heizt auch er die latente Überproduktion an, weil beständig mehr fixe Kapitalteile produziert als real genutzt werden.
7. Analog zu den Zirkulationskosten infolge von natürlichen Produktionsprozessen und aufgrund des Transports zieht sich auch der Kapitalumschlag wegen dieser natürlichen Hindernisse in die Länge.
8. Die Überproduktion und damit das beständige Wachstum der Naturzerstörung wird durch die erforderliche Zunahme der Produktion der Geldware und des Kapitalvorschusses verstärkt.
9. Schließlich zeigt die gesellschaftliche Reproduktion und Zirkulation des Gesamtkapitals, dass zwar auf der einen Seite die Stofflichkeit der Gebrauchswerte durchaus für die Erneuerung des Kapitals und seine Akkumulation von Bedeutung ist. Nichtsdestotrotz verändert sich in der Zirkulationssphäre nichts an der Abstraktion von den konkreten natürlichen und durch Arbeit hinzugefügten Qualitäten der Waren, den Folgen von Produktion und Konsumtion der Waren für Natur, die Gesellschaft und insbesondere für die Arbeiterklasse. Nur das Verhältnis von Konsumtions- und Produktionsmitteln muss sich entsprechen, damit die Reproduktion des Gesamtkapitals stattfinden kann.

6.5 Die Einheit von Zirkulation und Produktion und das gesellschaftliche Naturverhältnis

Nachdem Marx „die innere Gliederung der kapitalistischen Produktionsweise“ (MEW 25: 623) im ersten Band des *Kapital* mit Blick auf die Produktion und im zweiten Band hinsichtlich der Zirkulation untersucht hat, geht er im dritten Band dazu über, die Einheit von Produktion und Zirkulation als „Ge-

samtprozeß der kapitalistischen Produktion“ (MEW 25: 31) zu analysieren.[545] Im methodischen Gang vom Abstrakten zum Konkreten (vgl. Kapitel 6.1) entwickelt Marx nun aus den bisherigen Bestimmungen die ökonomischen Begriffe, wie zum Beispiel den des Profits, und Verhältnisse, wie sie den Akteuren an der Oberfläche der bürgerlichen Gesellschaft erscheinen. „Worum es sich in diesem dritten Buch handelt, kann nicht sein, allgemeine Reflexionen über diese Einheit anzustellen. Es gilt vielmehr, die konkreten Formen aufzufinden und darzustellen, welche aus dem *Bewegungsprozeß des Kapitals, als Ganzes betrachtet*, hervorwachsen.“ (Ebd.: 33, Herv.i.O.)

6.5.1 Der Profit, die Profitrate und die Natur

Marx beginnt seine Darstellung im dritten Band des *Kapital*, indem er die Begriffe des Kostpreises und des Profits aus den bereits bekannten Kategorien entfaltet. Der Kostpreis ist nichts anderes als ein vom Unterschied zwischen variablen und konstanten Kapital abstrahierender Oberbegriff, mit dem die Kapitalisten beide in einer Kategorie zusammenfassen. Die Verwandlung des Mehrwerts in den Profit basiert wiederum auf diesem terminologischen Kniff. Da die Kapitalisten nur sehen, dass aus der Anwendung des Kapitals, für das sie einen Kostpreis verausgaben mussten, mehr Kapital wird, erscheint es so, als ob der Mehrwert aus diesem Kostpreis, also aus dem konstanten und variablen Kapital entspringt. „Der Profit, wie wir ihn hier zunächst vor uns haben, ist also dasselbe, was der Mehrwert ist, nur in einer mystifizierten Form, die jedoch mit Notwendigkeit aus der kapitalistischen Produktionsweise herauswächst“ (ebd.: 46) und die das Kapitalverhältnis verschleiert (vgl. ebd.: 55). Der Unterschied zwischen der Mehrwertrate (m/v) zur Profitrate (m/c+v = m/C) besteht folglich darin, dass mit der ersten das Verhältnis des produzierten Mehrwerts zum verausgabten variablen Kapital beschrieben wird (vgl. Kapitel 6.3.2), während mit letzterer das Verhältnis des produzierten Mehrwerts zum verausgabten variablen und konstanten Kapital ausgedrückt wird.[546]

---

545 Zur „Architektonik der drei Bände“ des Marx’schen *Kapital* vgl. MEW 25: 33 und Wolf 2013a.

546 Darin besteht auch der mystifizierende Charakter der Profitrate. Denn wird von ihr „ausgegangen, so ist also durchaus auf kein spezifisches Verhältnis zwischen dem Überschuß und dem in Arbeitslohn ausgelegten Teil des Kapitals zu schließen“ (MEW 25: 57). Im Verhältnis von Kostpreis und Profit „erscheint *das Kapital als Verhältnis zu sich selbst*, ein Verhältnis, worin es sich als ursprüngliche Wertsumme von einem, von ihm selbst gesetzten Neuwert unterscheidet“ (ebd.: 58, Herv.i.O.).

Die Profitrate eines Kapitals oder des Gesamtkapitals ist abhängig von der Wertzusammensetzung des entsprechenden Kapitals sowie von der Mehrwertrate. Ein Anstieg der Profitrate folgt also entweder aus einem höheren Mehrwert oder aus einer Senkung der Summe des variablen und des konstanten Kapitals.

Bei gleich großen und gleich zusammengesetzten Kapitalen entscheidet die Umschlagszeit des variablen Kapitals über die Masse des Mehrwerts, der pro Jahr angeeignet werden kann, und folglich auch über die Jahresprofitrate. Die Umschlagszeit lässt sich am bestem durch die Entwicklung der Produktivkräfte verkürzen, die Produktionszeit durch den Fortschritt der gesellschaftlichen Arbeit und die Zirkulationszeit durch den Fortschritt der Kommunikations- und Transportmittel (vgl. ebd.: 80f.).

Neben einer verkürzten Umschlagszeit trägt die Ökonomisierung des konstanten Kapitals maßgeblich zur Erhöhung der Profitrate bei. Dazu zählt Marx vor allem die Einsparungen an den Arbeitsbedingungen auf Kosten der Arbeiter, die Ökonomie in der Krafterzeugung, Kraftübertragung und der Baulichkeiten, die Nutzbarmachung von Produktions- und Konsumtionsabfällen und neue Erfindungen (vgl. ebd.: 98-114). „Begreiflich ist daher der Fanatismus des Kapitalisten für Ökonomisierung der Produktionsmittel.“ (Ebd.: 93)

„Wie das Kapital die Tendenz hat, in der direkten Anwendung der lebendigen Arbeit sie auf notwendige Arbeit zu reduzieren und die zur Herstellung eines Produkts notwendige Arbeit stets abzukürzen durch Ausbeutung der gesellschaftlichen Produktivkräfte der Arbeit, also die direkt angewandte lebendige Arbeit möglichst zu ökonomisieren, so hat es auch die Tendenz, diese auf ihr notwendiges Maß reduzierte Arbeit unter den ökonomischsten Bedingungen anzuwenden, d.h. den Wert des angewandten konstanten Kapitals auf sein möglichstes Minimum zu reduzieren.“ (Ebd.: 97)

Schließlich hängt die Profitratenentwicklung zusätzlich zu allen Formen der Produktivkraftentwicklung sowie den Wirkungen der Umschlagszeit und der Ökonomisierung des konstanten Kapitals von den Preisen der Rohstoffe ab, worunter auch die Hilfsstoffe verstanden werden. „Im Verhältnis also wie die Produktivkraft der Arbeit sich entwickelt, bildet der Wert des Rohstoffs einen stets wachsenden Bestandteil des Werts des Warenprodukts.“ (Ebd.: 118) Deshalb und weil die Rohstoffe als zirkulierendes Kapital beständig – und im Vergleich zum fixen Kapital schneller – ersetzt werden müssen, besteht bei den Rohstoffindustrien eine große Abhängigkeit von der realen Preisentwicklung für diesen Teil des konstanten Kapitals. Als „allgemeine[s] Gesetz“ gelte, so Marx, „daß bei sonst gleichen Umständen die Profitrate im umgekehrten Verhältnis zur Werthöhe des Rohstoffs steht“ (ebd.: 121).

Wenn der Arbeitstag konstant ist, ist eine Erhöhung der Profitrate eines Kapitals dadurch möglich, dass mehr variables Kapital durch eine größere Menge konstantes Kapital in Bewegung gesetzt wird. Oder es wird in derselben Zeit mehr Rohstoff verarbeitet – wodurch wiederum mehr Maschinen von denselben Arbeitern gebraucht werden. Wie man es auch dreht und wendet, zur Erhöhung der Profitrate bedarf es eines erhöhten Stoffdurchsatzes. Daran ändert auch die Ökonomisierung des konstanten Kapitals nichts wesentlich, durch die Stoffe von höherer Qualität in geringeren Mengen denselben Stoffen von geringerer Qualität in größeren Mengen genutzt werden können und durch die haltbarere Maschinen ihre anfälligeren Vorgänger ersetzt werden können.

Marx' Untersuchung der Profitratensteigerung durch die Ökonomie in der Anwendung des konstanten Kapitals zeigt zudem, dass nicht nur effizientere Technologien, sondern auch das Recycling, das heißt die weitere Vernutzung von Produktions- und Konsumtionsabfällen oder deren Verkauf an anderen Kapitalisten im Interesse jedes Einzelkapitalisten liegt. „Die Verminderung der Kosten dieses Teils des konstanten Kapitals erhöht pro tanto die Profitrate bei gegebner Größe des variablen Kapitals und gegebner Rate des Mehrwerts." (Ebd.: 90) Aus der inneren Logik der kapitalistischen Produktionsweise resultiert also ebenso die Schlachtung der Milchkühe, nachdem sie nicht mehr als Produktionsmittel von Milch dienen können, wie die Papierproduktion aus Altpapier. Recycling kann zudem auch Resultat einer „Verteuerung der Rohstoffe" (ebd.: 111) sein. In diesem Sinne ist die kapitalistische Naturzerstörung Antrieb zur Wiederverwertung von Abfällen und zu ihrer effizienteren technologischen Nutzung.

Auch die dem in Kapitel 6.4.2 der vorliegenden Arbeit schon erörterten Wirkungen eines verkürzten Kapitalumschlags auf das gesellschaftliche Naturverhältnis im Kapitalismus werden durch das Streben nach einem Zuwachs der Profitrate bekräftigt. Die Folgen der Produktivkraftentwicklung gleichen in diesem Zusammenhang denen der Profitratensteigerung auf die Zirkulations- und Produktionszeit.

Die Ökonomisierung des konstanten Kapitals wird auch durch die Beanspruchung der inneren Natur der Arbeiter erreicht. „Weit mehr als jede andre Produktionsweise" sei die kapitalistische, folgt man Marx, „eine Vergeuderin von Menschen, von lebendiger Arbeit, eine Vergeuderin nicht nur von Fleisch und Blut, sondern auch von Nerven und Hirn" (ebd.: 99). Die Ökonomisierung des konstanten Kapitals entspringt aus dem „unmittelbar gesellschaftliche[n] Charakter der Arbeit". Er erzeugt „diese Verschwendung von Leben und Gesundheit der Arbeiter" (ebd.).

Eine von Marx nicht angesprochene Ökonomisierung des konstanten Kapitals mit beträchtlichen Folgen für die gesellschaftliche Beziehung zur Natur

kann außerdem darin bestehen, auf jedwede Form der umweltverträglichen Produktion zu verzichten, sofern dies überhaupt zuvor geschehen ist. Ähnlich den Einsparungen bei den Arbeitsbedingungen kann entsprechend ein Teil des verausgabten Kapitals einbehalten und dem Fonds latenten Kapitals zugeschlagen werden, anstatt es in Maschinen zu investieren, die zum Beispiel die Produktion von Schadstoffen ausschließen.

Insgesamt verstärken die verschiedenen Formen der Ökonomisierung des konstanten Kapitals die wachsende Naturaneignung dadurch, dass der Profitzuwachs, der in der gesteigerten Profitrate zum Ausdruck kommt, wieder dazu verwendet wird, die Mehrwertproduktion mit den bereits entwickelten Konsequenzen für die Natur zu erweitern.

Der Einfluss der Rohstoffpreise auf die Profitrate offenbart eine reale Abhängigkeit des Kapitals von der Eigenständigkeit der Natur. Aufgrund „unkontrollierbarer Naturverhältnisse, der Gunst oder Ungunst der Jahreszeiten usw." ist es durchaus möglich, dass sich zu unterschiedlichen Zeitpunkten und an verschiedenen Orten, derselbe Rohstoff nur mit stark divergierenden Kapitalmengen gewinnen lässt.

„Es ist", schreibt Marx,

> „in der Natur der Sache begründet, daß pflanzliche und tierische Stoffe, deren Wachstum und Produktion bestimmten organischen, an gewisse natürliche Zeiträume gebundnen Gesetzen unterworfen sind, nicht plötzlich in demselben Maß vermehrt werden können, wie z.B. Maschinen und andres fixes Kapital, Kohlen, Erze etc., deren Vermehrung, die sonstigen Naturbedingungen vorausgesetzt, in einem industriell entwickelten Land in kürzester Frist vor sich gehn kann." (Ebd.: 128)

Die natürlichen Prozesse und Naturprodukte, insbesondere „Agrikulturprodukte, der organischen Natur entstammende Rohstoffe", können als Auslöser heftiger Preisschwankungen sogar „Unterbrechungen, große Kollisionen und selbst Katastrophen im Reproduktionsprozeß" (ebd.: 127) hervorbringen. Denn allgemeine Missernten, „sei es der Hauptnahrungsmittel, sei es der hauptsächlichsten industriellen Rohstoffe" (ebd.: 501), bewirken einen Mangel an produktivem Kapital.

Da es keine gesellschaftliche Regulation des Verhältnisses zwischen Natur und kapitalistischen Gesellschaftsformationen gibt und der bürgerliche Staat als solcher nur bedingt regulierend eingreifen kann, können diese Preisschwankungen selbstverständlich auch aus der vorangegangenen Destruktion der Natur beziehungsweise der maßlosen Naturaneignung ohne Rücksicht auf die Reproduktion der Naturbedingungen hervorgehen.

Dieser selbst für einen Teil der Kapitalistenklasse – jene, deren Mehrwertproduktion auf der Ausbeutung potentiell versiegender Naturstoffe und deren Verarbeitung basiert – zum Teil existentiell bedrohliche Teufelskreislauf von

Naturzerstörung und innerkapitalistischer Reichtumszerstörung kann derzeit bei der Produktion von Rohöl beobachtet werden. Dieses Modell zeigt auch, dass zum Beispiel eine Verteuerung der Rohstoffgewinnung und eine Erhöhung der Rohstoffpreise keineswegs automatisch gleichbedeutend mit der Aufgabe der Naturausbeutung ist.

6.5.2 Der Durchschnittsprofit, die Durchschnittsprofitrate und die Natur

> Das Bedürfnis des Kapitals nach „Baumwolle ist wesentlich durch den Umstand modifiziert, daß es in Wirklichkeit nur sein Bedürfnis des Profitmachens verkleidet."
> (*Das Kapital*, Band 3, ebd.: 198).
> Karl Marx

Nachdem Marx im Verlauf seiner Darstellung geklärt hat, was der Profit und die Profitrate sind, wo sie herkommen und wie das konstante Kapital die Profitrate beeinflussen kann, geht er dazu über, den gesellschaftlichen Durchschnittsprofit und die gesellschaftliche Durchschnittsprofitrate zu entwickeln.

Ausgangspunkt ist die aus der bisherigen Darstellung zu ziehende Erkenntnis, dass „in verschiednen Industriezweigen, entsprechend der verschiednen organischen Zusammensetzung der Kapitale, und innerhalb der angegebnen Grenzen auch entsprechend ihren verschiednen Umschlagszeiten, ungleiche Profitraten herrschen" (ebd.: 162). Diese „verschiednen Profitraten werden durch die Konkurrenz zu einer allgemeinen Profitrate ausgeglichen, welche der Durchschnitt aller dieser verschiednen Profitraten ist". Den dadurch auf ein Kapital von gegebener Größe fallenden Profit nennt Marx den „Durchschnittsprofit" (ebd.:167).

> „Das Kapital entzieht sich aber einer Sphäre mit niedriger Profitrate und wirft sich auf die andre, die höheren Profit abwirft. Durch diese beständige Aus- und Einwandrung, mit einem Wort, durch seine Verteilung zwischen den verschiednen Sphären, je nachdem dort die Profitrate sinkt, hier steigt, bewirkt es solches Verhältnis der Zufuhr zur Nachfrage, daß der Durchschnittsprofit in den verschiednen Produktionssphären derselbe wird und daher die Werte sich in Produktionspreise verwandeln." (Ebd.: 206)

Der Warenpreis, also die Summe aus Kostpreis und Profit, verwandelt sich in den „Produktionspreis" (ebd.: 167), der sich aus dem Kostpreis und dem Durchschnittsprofit zusammensetzt. Der Profit, den ein Kapital in einem gegebenen Zeitraum einstreicht, ist also nicht identisch mit dem von seinen Arbeitern produzierten Mehrwert, sondern mit dem Profit, der jedem Kapital als

aliquoten Teil am gesellschaftlichen Gesamtmehrwert in einer bestimmten zeitlichen Periode zuteil wird.

„Wenn ein Kapitalist also seine Ware zu ihrem Produktionspreis verkauft, so zieht er Geld zurück im Verhältnis zur Wertgröße des in der Produktion von ihm verzehrten Kapitals und schlägt Profit heraus im Verhältnis zu seinem vorgeschoßnen Kapital als bloßem aliquoten Teil des gesellschaftlichen Gesamtkapitals. Seine Kostpreise sind spezifisch. Der Profitzuschlag auf diesen Kostpreis ist unabhängig von seiner besondren Produktionssphäre, ist einfacher Durchschnitt pro 100 des vorgeschoßnen Kapitals." (Ebd.: 168f.)

Im Streben danach, mindestens die Durchschnittsprofitrate zu ergattern, gelangt das Kapital schließlich „zum Bewußtsein als eine *gesellschaftliche Macht*, an der jeder Kapitalist teilhat im Verhältnis seines Anteils am gesellschaftlichen Gesamtkapital" (ebd.: 204, Herv.i.O.).

Die Konkurrenz bewirkt nicht nur die Verwandlung von Kostpreis und Profit in Produktionspreise. Sie transformiert in den einzelnen Produktionssphären auch den Produktionspreis in den Marktpreis der Waren. Während der Durchschnittsprofit mit dem Mehrwert identisch ist[547], gleicht der Marktwert dem durchschnittlichen Wert einer Ware innerhalb eines Produktionszweigs. Der Marktwert ist also das Gravitationszentrum, um den herum die Marktpreise schwanken. Der Marktpreis wiederum ist der vom Marktwert zu differenzierende von der Konkurrenz in einer spezifischen Konstellation von Angebot und Nachfrage erzeugte durchschnittliche Preis einer Ware, in dem eingeschlossen ist, „daß derselbe Preis für Waren derselben Art bezahlt wird, obgleich diese unter sehr verschiednen individuellen Bedingungen produziert sein und daher sehr verschiedne Kostpreise haben mögen" (ebd.: 209) (vgl. ebd.: 204ff.).

Mit der Entwicklung der Durchschnittsprofitrate verdeutlicht Marx, welche Auswirkung der gesellschaftliche Charakter der kapitalistischen Produktionsweise auf die Akteure und die Produktion hat. Die Einzelkapitale orientieren sich an steigenden Profitraten und nicht an gesellschaftlichen Bedürfnissen.

Auf der Darstellungsebene der Einheit von Produktion und Zirkulation transformieren sich zwar die Erscheinungsformen, aber die zuvor von Marx in der Entwicklung des „Wertgesetz[es]" (ebd.: 186) vorgenommenen Bestimmungen bleiben erhalten. Dies gilt auch für das Verhältnis kapitalistischer Gesellschaftsformationen zur Natur, für das Kapitalverhältnis und die Entfremdung durch die Lohnarbeit:

„Erstens ist die kapitalistische Produktion an und für sich gleichgültig gegen den bestimmten Gebrauchswert, überhaupt gegen die Besonderheit der Ware, die sie produziert. In jeder

547 Dies muss aber an der Oberfläche der bürgerlichen Gesellschaft nicht notwendig so sein, muss hier aber theoretisch unterstellt werden (vgl. MEW 25: 216f.).

Produktionssphäre kommt es ihr nur darauf an, Mehrwert zu produzieren, im Produkt der Arbeit ein bestimmtes Quantum unbezahlter Arbeit sich anzueignen. Und es liegt ebenso in der Natur der dem Kapital unterworfnen Lohnarbeit, daß sie gleichgültig ist gegen den spezifischen Charakter ihrer Arbeit, sich nach den Bedürfnissen des Kapitals umwandeln und sich von einer Produktionssphäre in die andre werfen lassen muß.
Zweitens ist in der Tat eine Produktionssphäre nun so gut und so schlecht wie die andre; jede wirft denselben Profit ab, und jede würde zwecklos sein, wenn die von ihr produzierte Ware nicht ein gesellschaftliches Bedürfnis irgendeiner Art befriedigt." (Ebd.: 205)

Solange also die Profitrate maximiert werden kann, ist für die Kapitale und für das Gesamtkapital die Qualität des durch die Natur mit geformten Gebrauchswerts ebenso belanglos wie die Folgen der Profitmacherei für die Natur und deren Reproduktion. Insofern reproduziert die Herstellung der gesellschaftlichen Durchschnittsprofitrate die Momente des gesellschaftlichen Naturverhältnisses kapitalistischer Gesellschaften, wie sie bereits anhand der Mehrwertproduktion bestimmt worden sind.

Dadurch dass nicht der durch das Einzelkapital erzeugte Mehrwert, sondern der Durchschnittsprofit zum Kostpreis hinzugeschlagen wird, entsteht allerdings nicht nur ein kollektives Interesse aller Kapitalisten, den Durchschnittsprofit immer weiter zu steigern, „weil, alle andern Umstände, darunter den Wert des vorgeschoßnen konstanten Gesamtkapitals als gegeben vorausgesetzt, die Durchschnittsprofitrate abhängt von dem Exploitationsgrad der Gesamtarbeit durch das Gesamtkapital" (ebd.: 207). Die Ausbeutung der Arbeiter durch verschiedene Kapitalisten wird mittels der Durchschnittsprofitrate zu einer Sache aller Einzelkapitalisten. „Man hat also hier den mathematisch exakten Nachweis, warum die Kapitalisten, sosehr sie in ihrer Konkurrenz untereinander sich als falsche Brüder bewähren, doch einen wahren Freimaurerbund bilden gegenüber der Gesamtheit der Arbeiterklasse" (ebd.: 208) – und der Natur.

Aus der Herleitung der Durchschnittsprofitrate lässt sich für das gesellschaftliche Naturverhältnis zusätzlich zu den bisherigen Ergebnissen schlussfolgern, dass das allgemeine Interesse des Kapitals an der Erhöhung des Durchschnittsprofits im direkten Widerspruch zu den eigenständigen Prozessen der Natur steht – weil jede Form der Anpassung der kapitalistischen Ökonomie an die Belange der Natur, zum Beispiel an den Reproduktionsprozess des Klimas, sich widerspiegelt in einer verringerten Profitrate aller Kapitalisten. Denn es müsste Kapital für Arbeit verausgabt werden, die nicht zwangsläufig und nicht umgehend Mehrwert generiert. Es wären faux frais, unnötige Kosten. Es besteht also bei allen Widersprüchen innerhalb des Kapitals ein gemeinsames Interesse daran, das direkte, lediglich technisch über die Arbeit der eingesetzten Lohnarbeiter vermittelte Ausbeutungs- und Herrschaftsverhältnis des Kapitals zur Natur nicht zu ändern und die Natur in ihrer Rolle als

Gratisproduzent und -arbeitsgegenstand zu belassen. Die Herstellung natureffizienterer Produktionsmittel oder die Erschließung von „grünen" Produktionsmethoden, wie zum Beispiel der Energieerzeugung durch Wind, oder Märkten steht dem nicht grundsätzlich entgegen.

6.5.3 Der tendenzielle Fall der Profitrate und das tendenzielle Wachstum der Naturzerstörung

> „Die kapitalistische Produktion kann nicht stabil werden, sie muß wachsen und sich ausdehnen, oder sie muß sterben."
> (*England 1845 und 1885*, MEW 21: 196)
> Friedrich Engels

> „Die Begrenztheit der materiellen Welt führt nicht weniger zu Widersprüchen als ihre Unbegrenztheit, und jeder Versuch, diese Widersprüche zu beseitigen, führt, wie wir gesehn haben, zu neuen und schlimmeren Widersprüchen."
> (*Anti-Dühring*, MEW 20: 48)
> Friedrich Engels

Im Zuge der zeitlichen Entwicklung der kapitalistischen Produktionsweise verlagert sich aufgrund der Produktivkraftentwicklung und der Kapitalakkumulation immer mehr das Verhältnis von variablem und konstantem Kapital. Der konstante Kapitalteil nimmt relativ zum variablen zu. Dies gilt auch für das gesellschaftliche Gesamtkapital. Die organische Zusammensetzung des Gesamtkapitals steigt entsprechend an. Eine Zunahme der organischen Zusammensetzung des Kapitals führt schließlich zur Abnahme der Profitrate.

„Die progressive Tendenz der allgemeinen Profitrate zum Sinken ist also nur *ein der kapitalistischen Produktionsweise eigentümlicher Ausdruck* für die fortschreitende Entwicklung der gesellschaftlichen Produktivkraft der Arbeit. […] [E]s ist damit aus dem Wesen der kapitalistischen Produktionsweise als eine selbstverständliche Notwendigkeit bewiesen, daß in ihrem Fortschritt die allgemeine Durchschnittsrate des Mehrwerts sich in einer fallenden allgemeinen Profitrate ausdrücken muß." (MEW 25: 223, Herv.i.O.)

Während also einerseits die Profitmasse beständig absolut wächst und auf der Basis der kapitalistischen Produktionsweise wachsen muss, fällt die Profitrate des Gesamtkapitals tendenziell. „Dieselben Gesetze produzieren also für das Gesellschaftskapital eine wachsende absolute Profitmasse und eine fallende Profitrate." (Ebd.: 229, vgl. ebd.: 233.)

Marx erkennt auch, dass der Fall der Profitrate nur „tendenziell" voranschreitet, das heißt, es „müssen gegenwirkende Einflüsse im Spiel sein, welche die Wirkung des allgemeinen Gesetzes durchkreuzen und aufheben" (ebd.: 242) (vgl. ebd.: 244). Dazu zählen die Erhöhung des Ausbeutungsgrads

der Arbeit, das Herabdrücken des Lohns unter seinen Wert, die Ökonomisierung des konstanten Kapitals, die relative Überbevölkerung, der auswärtige Handel sowie die Zunahme des Aktienkapitals.

Andere dem Fall der Profitrate entgegenwirkende Einflüsse wie die gesteigerte Ausbeutung der Arbeit[548] und die relative Überbevölkerung hat Marx bereits im ersten Band, die Ökonomisierung des konstanten Kapitals schon zu Beginn des dritten Bands des *Kapital* besprochen. Die Lohndrückerei unter ihren Wert hat für ihn „mit der allgemeinen Analyse des Kapitals nichts zu tun" (ebd.: 245), so dass er sie nicht behandelt.

Der auswärtige Handel kann den Fall der Profitrate innerhalb eines Staatsgebiets dadurch verlangsamen, dass mehr Waren aus- als eingeführt werden. Der auswärtige Handel beschleunigt „einerseits die Akkumulation, andrerseits aber auch das Sinken des variablen Kapitals gegen das konstante und damit den Fall der Profitrate. […] Es zeigt sich hier wieder dieselbe Zwieschlächtigkeit der Wirkung" (ebd.: 247) wie bei der Produktivkraftsteigerung der Arbeit (vgl. Kapitel 6.3.2). Die Zunahme des Aktienkapitals federt den Fall der Profitrate nur insofern ab, als dass Kapital in Aktien angelegt wird, um Dividenden zu erhalten. Diese gehen nicht in die Ausgleichung der allgemeinen Profitrate ein, da sie nur eine geringere Profitrate hervorbringen.

Der zentrale Widerspruch, der sich aus dem Gesetz vom tendenziellen Fall der Profitrate entwickelt und der den Widerspruch der kapitalistischen Produktionsweise darstellt, aus dem auch letztlich ihre Krisen entspringen, besteht „in ihrer Tendenz zur absoluten Entwicklung der Produktivkräfte, die beständig in Konflikt gerät mit den spezifischen Produktionsbedingungen, worin sich das Kapital bewegt und allein bewegen kann" (ebd.: 268).

„Der Widerspruch, ganz allgemein ausgedrückt, besteht darin, daß die kapitalistische Produktionsweise eine Tendenz einschließt nach absoluter Entwicklung der Produktivkräfte, abgesehn vom Wert und dem in ihm eingeschloßnen Mehrwert, auch abgesehn von den gesellschaftlichen Verhältnissen, innerhalb deren die kapitalistische Produktion stattfindet; während sie andrerseits die Erhaltung des existierenden Kapitalwerts und seine Verwertung im höchsten Maß (d.h. stets beschleunigten Anwachs dieses Werts) zum Ziel hat." (Ebd.: 259)

Das Kapital produziert auf der einen Seite einen stetig wachsenden Kapitalberg, der aber nicht mehr realisiert werden kann, weil es gleichzeitig und mit denselben Methoden, mit denen es das Kapital vermehrt, die Arbeiter

548 Dabei handelt es sich allerdings um eine ambivalente Tendenz. Denn einerseits wirkt die zunehmende Ausbeutung der Arbeit gegen den Fall der Profitrate, andererseits befördert sie ihn. „Dies sind die widerstreitenden Tendenzen, die, während sie auf eine Steigerung in der Rate des Mehrwerts, gleichzeitig auf einen Fall der von einem gegebnen Kapital erzeugten Masse des Mehrwerts und daher der Rate des Profits hinwirken." (MEW 25: 243)

schröpft (vgl. ebd.: 254/268/501). „Das Mittel – unbedingte Entwicklung der gesellschaftlichen Produktivkräfte – gerät in fortwährenden Konflikt mit dem beschränkten Zweck, der Verwertung des vorhandnen Kapitals.“ (Ebd.: 260) Das Kapital bringt also seine eigenen Krisen hervor, weil die Produktivkräfte in Widerspruch mit seinen eigenen Produktionsverhältnissen geraten. Kapitalistische Gesellschaftsformationen ohne Krisen gibt es dementsprechend nicht.

Die bis zu diesem Punkt der vorliegenden Arbeit entwickelten *qualitativen* Bestimmungen des gesellschaftlichen Naturverhältnisses kapitalistischer Gesellschaftsformationen werden durch die Verschiebung vom variablen zum konstanten Wertanteil des Gesamtkapitals infolge der Produktivkraftentwicklung und der damit verbundenen zeit-räumlichen Ausdehnung der Produktion und Konsumtion erhalten. Dasselbe gilt für das Kapitalverhältnis. „Die Profitrate ist die treibende Macht in der kapitalistischen Produktion, und es wird nur produziert, was und soweit es mit Profit produziert werden kann.“ (Ebd.: 269) Das ist die Maxime kapitalistischer Gesellschaftsformationen.

Die kapitalistische Produktionsweise führt dementsprechend dazu, dass einerseits die Lebensverhältnisse und die Gesundheit der Arbeiter herabgedrückt werden. Andererseits wird die Natur ohne Rücksicht auf ihre Qualitäten und die der Natur eigenständigen (Reproduktions-)Prozesse angeeignet und zerstört, soweit es für die Erhöhung der Profitrate notwendig ist.

Quantitativ nimmt die Ausbeutung der Natur umgekehrt zum Fall der Profitrate zu, während die fremde Arbeit beständig effizienter von den Kapitalisten angeeignet und die relative Überbevölkerung mit den dazugehörigen Folgen ausgedehnt wird.

Der tendenzielle Fall der Profitrate wirkt sich auf das gesellschaftliche Naturverhältnis insbesondere in zweierlei Weise aus: Mit „der Entwicklung der gesellschaftlichen Produktivkraft der Arbeit“, was ein anderer Ausdruck für das Fallen der Profitrate ist, „wächst noch mehr die Masse der produzierten Gebrauchswerte, wovon die Produktionsmittel einen Teil bilden“ (ebd.: 228). Es wird

> „die Masse und Mannigfaltigkeit der Gebrauchswerte vermehrt, worin sich derselbe Tauschwert darstellt, und die das materielle Substrat, die sachlichen Elemente des Kapitals bilden, die stofflichen Gegenstände, woraus das konstante Kapital direkt und das variable wenigstens indirekt besteht. Mit demselben Kapital und derselben Arbeit werden mehr Dinge geschaffen, die in Kapital verwandelt werden können, abgesehn von ihrem Tauschwert. Dinge, die dazu dienen können, zusätzliche Arbeit einzusaugen, also auch zusätzliche Mehrarbeit, und so zusätzliches Kapital zu bilden.“ (Ebd.: 258)

Es werden also mit der Ausdehnung der kapitalistischen Produktion – dies gilt bei gleichbleibender Produktivkraft der Arbeit und sonst gleichbleibenden Umständen und erst recht bei zunehmender Produktivkraftentwicklung – beständig mehr Gebrauchswerte als Träger von Tauschwerten hergestellt. Es wächst in jedem besonderen Produktionszweig die Produktmasse, die als Ware produziert und auf den Markt geworfen wird.

Dafür wird zwar relativ zum konstanten weniger variables Kapital angewendet, der absolute Verbrauch des angewandten Naturstoffs als Teil der produzierten Waren nimmt aber zu. Es besteht also ein Zwang, in steigender Größenordnung der Natur Rohstoffe zu entziehen und der kapitalistischen Produktion zuzuführen. Dieselbe Wertgröße einer Warenmenge wird mit dem „Fortschritt der kapitalistischen Produktion und der ihr entsprechenden Entwicklung der Produktivkraft der gesellschaftlichen Arbeit und Vervielfältigung der Produktionszweige und daher Produkte“ in einer „fortschreitend steigende[n] Masse von Gebrauchswerten und Genüssen“ (ebd.: 229) dargestellt.

Die organische Zusammensetzung des Kapitals entwickelt sich im Zuge der Produktivkraftentwicklung und der Kapitalakkumulation dahingehend, dass bei zunehmender Dauer der Produktion und ihrer Erweiterung variables Kapital in wachsendem Maße durch konstantes Kapital ersetzt wird. Dies

> „ist ebenso nur ein andrer Ausdruck für die fortschreitende Entwicklung der gesellschaftlichen Produktivkraft der Arbeit, die sich grade darin zeigt, daß vermittelst der wachsenden Anwendung von Maschinerie und fixem Kapital überhaupt mehr Roh- und Hilfsstoffe von derselben Anzahl Arbeiter in derselben Zeit, d.h. mit weniger Arbeit in Produkte verwandelt werden. Es entspricht diesem wachsenden Wertumfang des konstanten Kapitals – obgleich er nur entfernt das Wachstum in der wirklichen Masse der Gebrauchswerte darstellt, aus denen das konstante Kapital stofflich besteht – eine wachsende Verwohlfeilerung des Produkts.“ (Ebd.: 222)

Es sei also, so schlussfolgert Marx in seinem Skript *Arbeitslohn* (MEW 6: 535-556) schon lange vor der Veröffentlichung des *Kapital*, ein

> „allgemeines Gesetz, was aus der Natur des Verhältnisses von Kapital und Arbeit notwendig hervorgeht, daß im Lauf des Wachstums der Produktivkräfte der Teil des produktiven Kapitals, der in Maschinerie und Rohstoff verwandelt wird, d.h. das Kapital als solches, unverhältnismäßig wächst gegen den Teil, der für den Arbeitslohn bestimmt wird“ (ebd.: 551).

Die Produktion dieses konstanten Kapitals befördert die zuerst beschriebene Tendenz, da auch Produktionsmittel zum Pool der hergestellten Waren zählen. Mit der Produktion wächst folglich die Masse des gesellschaftlichen Ge-

samtprodukts und damit auch die Aneignung der Natur (vgl. ebd.: 550, MEW 24: 145 und MEW 25: 118f.).[549]

Bei der wachsenden Entwicklung der Produktivkräfte beziehungsweise dem tendenziellen Fall der Profitrate ist das Kapital „destruktiv gegen alles", was seiner Entfaltung im Wege steht, „und beständig revolutionierend, alle Schranken niederreißend, die die Entwicklung der Produktivkräfte, die Erweiterung der Bedürfnisse, die Mannigfaltigkeit der Produktion und die Exploitation und den Austausch der Natur- und Geisteskräfte hemmen" (Marx 1970: 313).

Dass dies aufgrund zunehmender Ausbeutung Folgen für die Natur haben würde, war bereits Marx klar. Den Rückgang der Produktivität der Natur und das Versiegen bestimmter Naturstoffe hat er in seinem ökonomischen Hauptwerk problematisiert:

„Die Produktivität der Arbeit ist auch an Naturbedingungen gebunden, die oft minder ergiebig werden im selben Verhältnis, wie die Produktivität – soweit sie von gesellschaftlichen Bedingungen abhängt – steigt. […] Man bedenke z.B. den bloßen Einfluß der Jahreszeiten, wovon die Menge des größten Teils aller Rohstoffe abhängt, Erschöpfung von Waldungen, Kohlen- und Eisenbergwerken etc." (MEW 25: 270)

Die dem Fall der Profitrate entgegenwirkenden Tendenzen tragen nicht dazu bei, die Naturzerstörung abzumildern. Im Gegenteil: Einige von ihnen verstärken sie sogar. Der Einfluss der Produktivkraftentwicklung und der Ökonomisierung des konstanten Kapitals auf das gesellschaftliche Naturverhältnis kapitalistischer Produktionsweisen wurden bereits erörtert (vgl. Kapitel 6.3.2 und weiter oben in diesem Kapitel). Das Elend der überzähligen Arbeitermassen ist im kapitalistischen Weltsystem offensichtlich und geht einher mit der Abtötung ihrer Bedürfnisse und der Verschlechterung ihrer körperlichen Konstitution. Ihre innere Natur nimmt also in großem Umfang Schaden. Der auswärtige Handel, dessen wesentliche Elemente an anderer Stelle erläutert wurden (vgl. Kapitel 6.4.1 zur Rolle des Transport- und Kommunikationswesens für die Beziehung von Gesellschaft und Natur), und die Zunahme von Aktienkapital sind hier zu vernachlässigen.

Die periodisch wiederkehrenden Krisen des Kapitalismus bilden für das gesellschaftliche Naturverhältnis kapitalistischer Gesellschaftsformationen den vorläufigen Gipfel der quantitativen Ausdehnung der Naturzerstörung eines Reproduktionszyklus des Kapitals. Denn – ganz allgemein – kann festgehalten werden, dass in Krisen die bis dahin produzierten Waren – ihre Form ist hier zweitrangig – für das Kapital wert- und damit nutzlos werden. Die

549 Allerdings weist Marx auch darauf hin, dass die stofflichen Produktionsmittel, und damit die Naturaneignung, nicht in demselben Maße stiegen wie der Wert des konstanten Kapitals (vgl. MEW 25: 270).

Naturzerstörung wird zwar immer noch vermittelt über die kapitalistische Produktion und Konsumtion betrieben, aber nun nicht zum Zweck der Verwertung des Kapitals, sondern zu dessen Vernichtung. Das Kapital wird in Warenform daher der Natur als Müll überantwortet oder, wie beispielsweise bei „überproduzierten" Waren wie Korn oder Tieren, gleich gänzlich vernichtet. Die Krisen bilden aber lediglich Durchgangspunkte für einen neuen Anlauf der Mehrwertproduktion, sofern nicht die Produktionsverhältnisse grundsätzlich durch einen Eingriff kämpfender Klassen in die Historie verändert werden. Den Krisen kommt keine über die genannte hinausgehende Bedeutung für das gesellschaftliche Naturverhältnis in kapitalistischen Produktionsweisen zu.[550]

6.5.4 Warenhandlungs-, Geldhandlungs- und zinstragendes Kapital

Weil laut Marx im „Gang der wissenschaftlichen Analyse […] die Bildung der allgemeinen Profitrate als ausgehend von den industriellen Kapitalen und ihrer Konkurrenz und erst später berichtigt, ergänzt und modifiziert durch die Dazwischenkunft des Kaufmannskapitals" erscheine (ebd.: 298), entfaltet er die Binnendifferenzierungen des Kapitals erst, nachdem die allgemeine Profitrate und ihre Implikationen dargestellt worden sind.

Das Handelskapital bildet die erste vom produktiven Kapital zu unterscheidende Form des Kapitals. Die beiden „Formen oder Unterarten" (ebd.: 278) des kaufmännischen oder Handelskapitals sind das Warenhandlungs- und das Geldhandlungskapital. Als solche verselbstständigen sie sich aus dem industriellen Kapital heraus gegen das produktive Kapital und bleiben dennoch immer an es gebunden. Sie verrichten abgetrennt vom produktiven Kapital die technischen Zirkulationsaufgaben, die durch die Metamorphosen des Kapitals im Zirkulations- und Reproduktionsprozess notwendig werden. „Es sind zwei gesonderte, unterschiedne Existenzformen desselben Kapitals." (Ebd.: 279)

Marx spricht von einer „Verdoppelung" (ebd.: 312) des Kapitals:

„Einerseits sind die Funktionen als Warenkapital und Geldkapital (daher weiter bestimmt als kommerzielles Kapital) allgemeine Formbestimmtheiten des industriellen Kapitals. Andrerseits sind besondre Kapitale, also auch besondre Reihen von Kapitalisten, ausschließlich tätig in diesen Funktionen; und diese Funktionen werden so zu besondren Sphären der Kapitalverwertung." (Ebd.: 312)

550 Joel Kovel kommentiert dieses Faktum lapidar aber treffend wie folgt: „[C]apital gets nature whether on its way up or its way down." (Kovel 2002: 143)

Es kommt also innerhalb der Kapitalistenklasse zu einer Arbeitsteilung, in der Waren- und Geldhandlungskapital nichts anderes sind als transformierte Formen eines Teils des in der Zirkulationssphäre sich aufhaltenden Kapitals (vgl. ebd.: 278) Während das Warenhandlungskapital Waren an- und wieder verkauft, ist das Geldhandlungskapital dafür zuständig, die Operationen „des Geldzahlens und des Geldeinkassierens“ (ebd.: 328) zu vollziehen, die sich aus den Geldfunktionen ergeben (vgl. Kapitel 6.2.2 und MEW 23: 109-169).

Der Warenhandlungskapitalist kann sein Kapital vermehren, weil in den Formwandlungen der Zirkulationssphäre G – W – G' das von ihm vorgeschossene Geld über den An- und Verkauf der Waren verwertet wird. Das Warenhandlungskapital erhält für die von seinen Arbeitern verrichtete Arbeit die Differenz zwischen dem Kaufpreis, den es dem produktiven Kapitel bezahlen muss, und dem Verkaufspreis der Waren. Das Kapital der Geldhändler verwertet sich hingegen in keinem spezifischen Teil der Warenmetamorphose. Er erhält lediglich einen Teil des Warenpreises für die von seinen Arbeitern verausgabte Arbeit. Während das Warenhandlungskapital also in der Form G – W – G' zirkuliert, kann man einen solchen besonderen Kreislauf für das Geldhandlungskapital nicht angeben. Vielmehr gilt, sofern Geldkapital für das Geldhandlungskapital vorgestreckt wird, die allgemeine Formel G – G'. „G – G' bezieht sich hier nicht auf die sachlichen, sondern nur auf die technischen Momente der Metamorphose.“ (MEW 25: 334)

Die Arbeiter des kaufmännischen Kapitals schaffen weder Wert noch Mehrwert. Waren- und Geldhandlungskapital erhalten über verschiedene Wege jeweils einen Teil des vom produktiven Kapital produzierten Mehrwerts. Während der „Profit des industriellen Kapitalisten gleich dem Überschuß des Produktionspreises der Ware über ihren Kostpreis“ ist, ist „im Unterschied von diesem industriellen Profit, der kommerzielle Profit gleich dem Überschuß des Verkaufspreises über den Produktionspreis der Ware, welcher ihr Kaufpreis für den Kaufmann“ (ebd.: 297). Ihre Profite bilden also einen „Abzug vom Mehrwert“ (ebd.: 334), Zirkulationskosten für das produktive Kapital. „Wie die unbezahlte Arbeit des Arbeiters dem produktiven Kapital direkt Mehrwert, schafft die unbezahlte Arbeit der kommerziellen Lohnarbeiter dem Handelskapital einen Anteil an jenem Mehrwert.“ (ebd.: 305)

Die dritte Kapitalform, die vom produktiven und auch vom kaufmännischen Kapital unterschieden werden muss, ist das zinstragende Kapital.

Innerhalb der kapitalistischen Produktionsweise erhält Geld zusätzlich zum Gebrauchswert als Geld noch einen weiteren: Es kann als Kapital funktionieren. Es kann Profit hervorbringen, wenn es als Kapital verliehen wird. „In dieser Eigenschaft als mögliches Kapital, als Mittel zur Produktion des Profits, wird es Ware, aber eine Ware sui generis. Oder was auf dasselbe her-

auskommt, Kapital als Kapital wird zur Ware.“ (Ebd.: 351)[551] Dadurch unterscheidet sich das zinstragende auch vom kaufmännischen Kapital. Bei ersterem wird das Geld wirklich zu Kapital, es wird schon als solches verausgabt. Für das Kaufmannskapital sind Geld und Waren im eigentlichen Sinne kein Kapital. Sie vermitteln nur den Stellenwechsel des Waren- und Geldkapitals des industriellen Kapitalisten (vgl. ebd.: 354).

Damit der Besitzer der Ware Kapital – der Verleiher – einen Profit erhält, muss er sie an einen anderen Kapitalisten verleihen, damit dieser das geliehene Kapitel in Produktionsmitteln und Arbeitskräften veräußert, durch deren Anwendung Mehrwert geschaffen wird. Einen Teil dieses Neuwerts erhält der Geld verleihende Kapitalist dann als „Zins“ (ebd.: 351) zurück. Die „eigentümliche Zirkulation des zinstragenden Kapitals“ (ebd.: 352) wird folglich durch die Bewegung G – G – W – G' – G', kurz G – G' beschrieben.[552] Dabei sind der erste und der letzte Stellenwechsel nicht Teil der Zirkulation des industriellen Kapitals. Das zinstragende Kapital besitzt also eine vom industriellen Kapital besondere Kreislaufbewegung (vgl. ebd.: 359f).

Die Aufteilung des Profits in Zins für den ausleihenden und Profit für den anleihenden Kapitalisten wird wie die Marktpreise der Waren „durch Nachfrage und Angebot, also durch die Konkurrenz, reguliert“ (ebd.: 368). Für die Bestimmung des Zinsfußes gibt es kein Gesetz, von dem durch die Konkurrenz abgewichen wird. Die Konkurrenz ist hier das Gesetz und diktiert die Spaltung des Profits.[553] „Es ist in der Tat nur die Trennung der Kapitalisten in Geldkapitalisten und industrielle Kapitalisten, die einen Teil des Profits in Zins verwandelt, die überhaupt die Kategorie des Zinses schafft; und es ist nur die Konkurrenz zwischen diesen beiden Sorten Kapitalisten, die den Zinsfuß schafft.“ (Ebd.: 383) Den Profit, den der anleihende Kapitalist nach dem Abzug des Zins noch einstreicht, nennt Marx den „Unternehmensgewinn“ (ebd.: 386).

Mit der Entwicklung der kapitalistischen Produktionsweise und des Handels wird die „naturwüchsige Grundlage des Kreditsystems erweitert, verall-

551 Vgl.: „Diesen Gebrauchswert des Geldes als Kapital – die Fähigkeit, den Durchschnittsprofit zu erzeugen – veräußert der Geldkapitalist an den industriellen Kapitalisten für die Zeit, während deren er diesem die Verfügung über das verliehne Kapital abtritt.“ (MEW 25: 364)

552 Marx schreibt, dass mit der Form G – G' das Kapitalverhältnis „seine äußerlichste und fetischartigste Form“ erhalte, weil es scheine, als ob Geld mehr Geld erzeuge, „ohne den Prozeß, der die beiden Extreme vermittelt“ (MEW 25: 404). Es handele sich, so Marx weiter, um „die begriffslose Form des Kapitals, die Verkehrung und Versachlichung der Produktionsverhältnisse in der höchsten Potenz […] – die Kapitalmystifikation in der grellsten Form“ (ebd.: 405).

553 Vgl.: „Aus dem bisher Entwickelten ergibt sich, daß es keine ‚natürliche‘ Zinsrate gibt.“ (MEW 25: 377)

gemeinert, ausgearbeitet“ (ebd.: 413). Neben dem Kredit, den das zinstragende Kapital gibt, entwickelt sich ausgehend vom Wechsel das fiktive Kapital, das heißt Kapital, das in Zahlungsversprechen auf zukünftig anzueignende oder in der Vergangenheit angeeignete fremde Arbeit in irgendeiner Form angelegt wird. „Die Bildung des fiktiven Kapitals nennt man kapitalisieren. Man kapitalisiert jede regelmäßig sich wiederholende Einnahme, indem man sie nach dem Durchschnittszinsfuß berechnet, als Ertrag, den ein Kapital, zu diesem Zinsfuß ausgeliehen, abwerfen würde.“ (Ebd.: 484) Mit dem Fortschritt der kapitalistischen Produktionsweise wird beständig mehr verfügbares Geldkapital angehäuft und entsprechend sprießt das fiktive Kapital in allen seinen Formen, es „entwickelt sich die Masse der zinstragenden Papiere, Staatspapiere, Aktien etc.“ (ebd.: 527).[554]

Da es sich bei den relativen Verselbstständigungen der verschiedenen Kapitalformen um eine Ausdifferenzierung innerhalb des Kapitals handelt, wird das Verhältnis der kapitalistischen Gesellschaft zur Natur durch sie abgesehen von einigen wenigen Ausnahmen nicht affiziert. Die Verselbstständigung des kaufmännischen gegenüber dem produktiven Kapital zum Beispiel bewirkt zwar einen beschleunigten Rückfluss des Geldkapitals an den produktiven Kapitalisten, die für eine Erweiterung der Produktion genutzt werden könnte. Dieser abgekürzte Umschlag des Kapitals wird aber dadurch kompensiert, dass das produktive Kapital einen Teil seines Mehrwerts beziehungsweise Profits an das kaufmännische Kapital abtreten muss und somit mehrere abgekürzte Umschläge vollzogen werden müssen, um die Kapitalsumme zu erhalten, die nach einem längeren Umschlag ohne Dazwischenkunft des kaufmännischen Kapitals zurückgeflossen wäre. Somit gleichen sich die verschiedenen Wirkungen wieder aus.

Die Konsequenzen, die sich aus der Binnendifferenzierung des Kapitals für das gesellschaftliche Naturverhältnis ergeben, sind dennoch nicht unbedeutend. Mit dem Kredit ist es den Kapitalisten möglich, die Produktion und den Handel auszudehnen, weil das geliehene Kapital die Summe des bei einem Kapitalisten vorhandene Geldkapital vergrößert (vgl. ebd.: 498). Mit dem zusätzlichen Kapital kann neues produktives Kapital oder eine größere Summe Waren gekauft und entsprechend mehr Mehrwert produziert oder ein größerer Teil des Mehrwerts abgeschöpft werden. Es könnten alternativ auch Warenmengen zu entfernteren Märkten befördert werden. Die Wirkungen des Kredits ähneln also denen der Kapitalakkumulation beziehungsweise der Reproduktion auf erweiterter Stufenleiter. Er ermöglicht die Ausweitung der Na-

554 Auf Marx’ Ausführungen zur Entwicklung der Banken wird hier verzichtet, weil die wesentlichen Formen des zinstragenden Kapitals mit dem Kredit und dem fiktiven Kapital für die vorliegende Arbeit gegeben sind.

turzerstörung mittels Ausdehnung der Naturaneignung in der Produktion, die sich in einem größeren Warenprodukt und einem absolut sowie relativ zum variablen Kapital anwachsenden konstanten Kapitalteil darstellt (vgl. Kapitel 6.3.3). Da der Kreditvergabe bis zum Punkt der Krise kaum Grenzen gesetzt sind und sie zusätzlich zur Kapitalakkumulation vonstattengeht, ist sie ein enormer Hebel zur Intensivierung der Naturzerstörung. Allerdings muss genau untersucht werden, wie das verliehene Kapital verwendet wird, da nicht „jede Vermehrung des leihbaren Geldkapitals […] wirkliche Kapitalakkumulation oder Erweiterung des Reproduktionsprozesses“ (ebd.: 502) anzeigt. Die Entwicklung des fiktiven Kapitals verstärkt prinzipiell die Folgen des Kredits.

6.5.5 Grundeigentum und Rente – Surplusprofit dank der Produktivität der Natur

> „Berechnet man alle unbezahlte, aber durch Grundeigentümer und Kapitalisten versilberte Arbeit, die im Boden steckt, so ist das sämtliche in den Boden gesteckte Kapital aber und abermals mit Wucherzinsen zurückgezahlt, also das Grundeigentum längst von der Gesellschaft aber und abermals zurückgekauft worden.“
> (*Das Kapital*, Band 2, MEW 24: 356)
> Karl Marx

> „Es war der letzte Schritt zur Selbstverschacherung, die Erde zu verschachern, die unser Eins und Alles, die erste Bedingung unserer Existenz ist; es war und ist bis auf den heutigen Tag eine Unsittlichkeit, die nur von der Unsittlichkeit der Selbstveräußerung übertroffen wird.“
> (*Umrisse zu einer Kritik der Nationalökonomie*, MEW 1: 510f.)
> Friedrich Engels

Nachdem Marx die verschiedenen Kapitalformen herausgearbeitet hat, wendet er sich einer Eigentumsform zu, die das Verhältnis von Kapital und Arbeit begrenzt, also nicht in ihr aufgeht, und dennoch in kapitalistische Produktionsweisen inkorporiert ist: dem Grundeigentum.[555] Dieses ist für die Untersu-

555 Marx konstatiert bereits sehr früh, dass die Grenze zwischen Grundeigentümern und Kapitalisten im Zuge der historischen Entwicklung der kapitalistischen Produktionsweise immer mehr verwischt werde. In den *Ökonomisch-philosophischen Manuskripten* schreibt er, „daß ein großer Teil des Grundeigentums in die Hände der Kapitalisten fällt und die Kapitalisten so zugleich Grundeigentümer werden, wie denn überhaupt schon die kleineren Grundeigentümer nur mehr Kapitalisten sind. Ebenso wird ein Teil des großen Grundeigentums zugleich industriell. Die letzte Folge ist also die Auflösung des Unterschieds zwischen Kapitalist und Grundeigentümer, so daß es also im ganzen nur mehr 2 Klassen der Bevölkerung gibt, die Arbeiterklasse und die Klasse der Kapitalisten. Diese Verschacherung des Grundei-

chung des gesellschaftlichen Naturverhältnisses kapitalistischer Gesellschaftsformationen von besonderer Bedeutung. Marx arbeitet heraus, wie es möglich ist, aus dem Monopol auf spezifische natürliche Gegenstände, auf Produkte und Produktivität einen Extraprofit herauszuschlagen: die sogenannte Grundrente.

„Das Grundeigentum setzt das Monopol gewisser Personen voraus, über bestimmte Portionen des Erdkörpers als ausschließliche Sphären ihres Privatwillens mit Ausschluß aller andern zu verfügen." (MEW 25: 628)[556] Marx betrachtet aber nicht das Grundeigentum überhaupt, sondern „eine spezifisch historische Form desselben, die durch die Einwirkung des Kapitals und der kapitalistischen Produktionsweise *verwandelte* Form" (ebd.: 627, Herv.i.O.). Er analysiert das Grundeigentum, sofern es dem Kapital als herrschender Produktionsweise in der Gesellschaft untergeordnet ist, die Bauern also vom Boden getrennt sind und sich als Lohnarbeiter verdingen, Landwirtschaft kapitalistisch betrieben wird (vgl. MEW 13: 626f. und Marx 1970: 16) und „ein Teil des vom Kapital erzeugten Mehrwerts dem Grundeigentümer anheimfällt" (MEW 25: 627) – die Grundrente.[557] Für Marx geht es also darum, „den ökonomischen Wert, das heißt die Verwertung dieses Monopols auf Basis der kapitalistischen Produktion zu entwickeln" (ebd.: 629), die unabhängig davon gilt, welcher Teil der Natur (der Boden, Wasser, Wälder etc.) monopolisiert worden ist.[558]

---

gentums, die Verwandlung des Grundeigentums in eine Ware ist der letzte Sturz der alten und die letzte Vollendung der Geldaristokratie." (MEW EB 1: 505)

556 In frühen Zeitungsartikeln beschreibt Marx bereits am Beispiel des Holzes einen Prozess, mit dem Natur zum Zwecke ihrer Verwertung monopolisiert wird: „Man hat es wirklich schon an *einem Ort* so weit gebracht, aus einem Gewohnheitsrecht der Armen ein *Monopol* der Reichen zu machen. Der erschöpfende Beweis ist geliefert, daß man ein Gemeingut monopolisieren kann; es folgt daher von selbst, daß man es monopolisieren muß. Die Natur des Gegenstandes verlangt das Monopol, weil das Interesse des Privateigentums es erfunden hat. Der moderne Einfall einiger geldfuchsenden Handelskrämer wird unwiderleglich, sobald er Abfälle dem urteutonischen Interesse von Grund und Boden liefert." (MEW 1: 120, Herv.i.O.)

557 Marx bezeichnet daher die Grundrente als die „selbständige[n], spezifische[n] ökonomische[n] Form des Grundeigentums auf Basis der kapitalistischen Produktionsweise" (MEW 25: 637). Vgl. bei Engels MEW 39: 432.

558 Vgl.: „Die Voraussetzung bei der kapitalistischen Produktionsweise ist also diese: die wirklichen Ackerbauer sind Lohnarbeiter, beschäftigt von einem Kapitalisten, dem Pächter, der die Landwirtschaft nur als ein besondres Exploitationsfeld des Kapitals, als Anlage seines Kapitals in einer besondern Produktionssphäre betreibt. Dieser Pächter-Kapitalist zahlt dem Grundeigentümer, dem Eigentümer des von ihm exploitierten Bodens, in bestimmten Terminen, z.B. jährlich, eine kontraktlich festgesetzte Geldsumme (ganz wie der Borger von Geldkapital bestimmten Zins) für die Erlaubnis, sein Kapital in diesem besondern Produktionsfeld anzuwenden. Diese Geldsumme heißt Grundrente, einerlei ob sie von Ackerboden, Bauterrain, Bergwerken, Fischereien, Waldungen usw. gezahlt werde. Sie wird gezahlt für

Eine Rente basiert grundsätzlich auf dem Surplusprofit, der sich aus der Differenz zwischen dem allgemeinen, den Markt bestimmenden Produktionspreis für eine Ware innerhalb einer Produktionssphäre und dem individuellen Produktionspreis einer Ware ergibt. Dieser Extraprofit entsteht, wenn einerseits eine monopolisierte Naturkraft dazu beiträgt, eine Ware günstiger herzustellen, als es mit anderen Methoden, für die menschliche Arbeit verausgabt werden muss, möglich wäre, und wenn andererseits die produzierten Waren dennoch zum durch die Konkurrenz ausgeglichenen Marktpreis verkauft werden.[559] Es handelt sich hier um eine Verringerung der Produktionskosten einzelner Kapitale nicht infolge einer Produktivkraftsteigerung der gesellschaftlichen Arbeit, sondern aufgrund der Inkorporation einer Naturkraft in den Produktionsprozess, die einen Surplusprofit hervorbringt. Da dieser aber nicht aus dem Kapital stammt, sondern „aus der Anwendung einer monopolisierbaren und monopolisierten Naturkraft durch das Kapital, […] verwandelt sich der Surplusprofit in Grundrente“ (ebd.: 659), das heißt, er fällt dem Eigentümer der jeweiligen Naturkraft zu.

Diese Naturproduktivität ist aber „nicht die Quelle des Surplusprofits, sondern nur eine Naturbasis desselben“, denn sie ist „die Naturbasis der ausnahmsweis erhöhten Produktivkraft der Arbeit“ (ebd.: 659f.). Das Eigentum an ihr schafft also nicht den in Surplusprofit verwandelten Mehrwert. Dazu bedarf es immer noch der Verausgabung menschlicher Arbeit (vgl. ebd.: 657). Die Rente entspringt aus den „gesellschaftlichen Verhältnissen“ und nicht „aus der Erde“ (ebd.: 796).[560] Sein Eigentum an der Erde erlaubt es dem Grundeigentümer also unter den oben beschriebenen gesellschaftlichen Beziehungen nur, dem Kapitalisten vermittelt über das Produkt des Gesamtkapitals die Grundrente zu entziehen.

Die beiden natürlichen und unabhängig vom Kapital bestehenden Faktoren, die zum Beispiel die Ungleichheit in der Produktivität von Böden und damit die Möglichkeit einer Bodenrente generieren, sind die Fruchtbarkeit und die Lage der Ländereien (vgl. MEW EB 1: 498 und MEW 25: 663).[561]

---

die ganze Zeit, während deren kontraktlich der Grundeigentümer den Boden an den Pächter verliehen, vermietet hat. Die Grundrente ist also hier die Form, worin sich das Grundeigentum ökonomisch realisiert, verwertet.“ (MEW 25: 631f., vgl. Marx 1970: 602.)

559 Entsprechend schreibt Marx in einem Brief an Engels, dass ihre Erzeugung durch die Konkurrenz „der Hauptwitz bei der Rente“ (MEW 27: 161) sei (vgl. MEW 25: 655).

560 Ähnlich prägnant formuliert es Marx schon in *Elend der Philosophie*: „Die Rente entstammt der Gesellschaft und nicht dem Boden.“ (MEW 4: 174)

561 Marx konstatiert darüber hinaus auch noch gesellschaftliche Gründe für einen Surplus einzelner Kapitale. Dazu zählten „die Steuerverteilung, je nachdem sie gleichmäßig wirkt oder nicht“, „die Ungleichheiten, die aus der verschiednen Entwicklung der Agrikultur in verschiednen Landesteilen hervorgehn“, und „die Ungleichheit, worin Kapital unter die Pächter verteilt ist“ (MEW 25: 663).

„Die Differentialrente entspringt aus dem für den jedesmal gegebnen Entwicklungsgrad der Kultur gegebnen Unterschied in der natürlichen Fruchtbarkeit der Bodenart (hier noch abgesehn von der Lage), also aus dem beschränkten Umfang der besten Ländereien, und dem Umstand, daß gleiche Kapitale angelegt werden müssen auf ungleiche Bodenarten, die also für dasselbe Kapital ungleiches Produkt abwerfen.“ (Ebd.: 671)

Eine zweite Form der Differenzialrente, die von dieser ersten ausgeht, entsteht, wenn zur Verschiedenheit der Fruchtbarkeit der Unterschied in der Verteilung des Kapitals (und der Kreditfähigkeit) unter den Pächtern hinzutritt. Zusätzlich zur Verschiedenheit der Rente bei gleichem Verhältnis des verausgabten Einsatzes von Kapital und Arbeit zur selben Zeit auf Böden divergierender Fruchtbarkeit und Lage (Grundrente I) ergibt sich eine weitere Rente aus den unterschiedlichen Mengen und Verteilungen des Kapitals auf die Böden (vgl. ebd.: 688f.). „Der Boden trägt aber nach der gemachten Kapitalanlage die Rente, nicht weil Kapital auf ihm angelegt worden ist, sondern weil die Kapitalanlage den Boden zu einem gegen früher produktiveren Anlagefeld gemacht hat.“ (Ebd.: 755) Der Sache nach, so schreibt Marx, sei aber „die Differentialrente II nur ein verschiedner Ausdruck der Differentialrente I“ (ebd.: 690).[562] „Die Differentialrente tritt überall ein und folgt überall denselben Gesetzen wie die agrikole Differentialrente, wo überhaupt Rente existiert.“ (Ebd.: 781)

Der Preis des Bodens – eine, wie Marx sagt, „Kategorie, die prima facie, ganz wie der Preis der Arbeit irrationell ist“ (ebd.: 636)[563] – ist nichts anderes als die zum jeweiligen Zinssatz kapitalisierte Grundrente (vgl. ebd.: 636ff.).

Aus der Darstellung des kapitalistischen Grundeigentums geht hervor, wie die Natur als Produktivkraft der Potenz nach und in der Wirklichkeit in Kontakt mit lebendiger Arbeit unterschiedliche Renten für ihre Eigentümer erzeugt. In diesem Sinn – und nur in diesem Sinn – beeinflusst die Natur als eine Kraft, die nicht den gesellschaftlichen Verhältnissen entstammt (vgl. ebd.: 656/659/663/671), die Höhe des von einem Kapital individuell hergestellten Surplusprofits, der in Form der Grundrente an die Grundeigentümer abgetreten wird (vgl. ebd.: 823).

Das Grundeigentum als dritte, dem Kapital als Schranke gegenübertretende Klasse kapitalistischer Produktionsweisen lebt ebenso wie

562 Auf die Darstellung der Grundrente bei der schlechtesten Bodenart (MEW 25: 747-755) sowie der absoluten Bodenrente (ebd.: 756-780) wird hier verzichtet, weil die für das gesellschaftliche Naturverhältnis wesentlichen Bestimmungen bereits aus den beiden Differenzialrenten ableitbar sind.

563 Hinter diesem irrationalen Ausdruck verberge sich, wie Marx schreibt und im *Kapital* darlegt, „ein reelles ökonomisches Verhältnis“ (MEW 25: 660), also historisch spezifische ökonomisch-gesellschaftliche Beziehungen zwischen Arbeitern, Kapitalisten und Grundeigentümern.

das Kapital von der Ausbeutung der natürlichen und menschlichen Quellen der Arbeit. Auch wenn es nicht direkt an ihrer Ausbeutung beteiligt ist, sondern vermittelt über die Verpachtung der Natur an Kapitalisten einen Teil des produzierten Profits in Form der Grundrente erhält, wird es von der Aneignung der Arbeit des landwirtschaftlichen Proletariats durch das Agrarkapital und von der gratis angeeigneten Naturkraft begünstigt. Zudem entsteht die kapitalistische Grundrente ohnehin nur, weil in der Gesellschaft die Aneignung fremder Arbeit durch das Kapital gesellschaftlich die dominierende Produktionsweise ist. Marx' Analyse der Bodenrente veranschaulicht ein weiteres Mal den Zusammenhang zwischen dem Interesse des Kapitals sowie – hier – des Grundeigentums am Profit und der rücksichtslosen Ausbeutung der Erde. Die Entwicklung der natürlichen Produktivkraft, zum Beispiel durch Düngemittel (vgl. MEW 4: 172) und sonstiges im Boden angelegtes fixes Kapital[564], die größtmögliche Ausbeutung des Bodens und des Landproletariats einerseits sowie die maximale Mehrwertproduktion und Vergrößerung der Rente für Kapitalisten und Grundeigentümer andererseits sind zwei Seiten derselben Medaille. An die Stelle „selbstbewußter rationeller Behandlung des Bodens als des gemeinschaftlichen ewigen Eigentums, der unveräußerlichen Existenz- und Reproduktionsbedingung der Kette sich ablösender Menschengeschlechter" trete Marx zufolge „die Exploitation und Vergeudung der Bodenkräfte" (MEW 25: 820) – „an die Stelle der Ehrenehe mit der Erde die Ehe des Interesses" (MEW EB 1: 506f.). Marx spricht sogar davon, dass die kapitalistische Agrarindustrie „einen unheilbaren Riß" produziere im „Zusammenhang des gesellschaftlichen und durch die Naturgesetze des Lebens vorgeschriebnen Stoffwechsels, infolge wovon die Bodenkraft verschleudert und diese Verschleuderung durch den Handel weit über die Grenzen des eignen Landes hinausgetragen wird" (MEW 25: 821).[565]

Verschiedene Formen der Natur, „sei es ein Wassergefälle oder ein reichhaltiges Bergwerk oder ein fischreiches Wasser oder ein gutgelegner Bauplatz" (ebd.: 781), können, wie Marx' Darstellung des Bodenpreises zeigt, einen Preis erhalten, wenn sie monopolisierbar und verkäuflich sind. „Um ein Ding zu verkaufen", schreibt Marx, „dazu gehört nichts, als daß es monopolisierbar und veräußerlich ist." (Ebd.: 646) Die Folge der Monopolisierung und Veräußerung ist, dass „die Erde ebenso zum Schacherwert herabsinkt wie der Mensch" (MEW EB 1: 507).

564 Marx verwendet für das im Boden angelegte fixe Kapital den Begriff „terre-capital" (MEW 25: 632) beziehungsweise „Erde-Kapital" (ebd.: 633).

565 Zur Theoretisierung dieser Schlussfolgerung vgl. Foster et al. 2011 und Foster/Magdoff 2012.

Dementsprechend fußt die Inwertsetzung der Natur, wie in Kapitel 6.3.4 beschrieben, letztlich nicht nur darauf, dass Natur und Arbeiter voneinander getrennt werden und die Natur in den Besitz der Kapitalisten beziehungsweise Grundeigentümer übergeht. Sie muss auch die Monopolisierung der Natur als Übergang der Verfügungsgewalt über sie an die Kapitalisten beziehungsweise Grundeigentümer mit einschließen. Nur dann wird der Grund und Boden „verkäufliche Ware und seine Ausbeutung den allgemeinen Gesetzen des Warenverkehrs unterworfen“ (MEW 8: 342). Der Sauerstoff der Luft lässt sich zum Beispiel so lange nicht als Ware verkaufen, wie er noch in ausreichendem Maße für alle vorhanden ist.

Dieser Form der Bepreisung ist letztlich keine objektive, das heißt dem Kapital immanente Grenze gesetzt. Folglich kann potentiell jedes Element der Natur inwertgesetzt werden, sofern ein Monopol auf es durchgesetzt wird und es sich als Ware verkaufen lässt, das heißt ein Bedürfnis danach besteht (vgl. MEW 25: 637). Das Monopol an spezifischen Naturkräften ist für Kapitalisten von besonderem Interesse, weil es Surplusprofite verspricht. Folglich ist die Inwertsetzung der Natur nicht nur mit Blick auf die Akkumulation des Kapitals, sondern auch aufgrund der potentiellen Extraprofite besonders lukrativ. Diese für die Natur und die Arbeiter nachteilige Konstellation wird noch dadurch verstärkt, dass aufgrund der objektiven Grenze, die das Grundeigentum dem Kapitalverhältnis setzt, auch dann die absolute Rente vom Agrarkapitalisten beziehungsweise Pächter bezahlt werden muss, wenn der Ertrag nicht dafür ausreicht und demzufolge Natur und Arbeiter noch intensiver ausgebeutet werden müssen.

Durch die Untersuchung der Grundrente wird im Vergleich zur Analyse der Produktivkraftentwicklung (vgl. Kapitel 6.3.2) verdeutlicht, wie die Natur als eine Produktivkraft eingesetzt wird und wie diese zu höheren Profiten einzelner Kapitale führt. Außerdem stellt sich heraus, dass die Naturkräfte keineswegs zum Wohle aller, sondern zu Gunsten der kapitalistischen Pächter und der Grundherren in die Produktion eingespannt werden. Hier bestätigen sich zwei bereits formulierte Konsequenzen für das gesellschaftliche Naturverhältnis im Kapitalismus: Zum einen erscheinen die Produktivkräfte der Natur wie die der Arbeit als Kräfte des Kapitals beziehungsweise der Grundeigentümer (vgl. MEW EB 1: 499). Zum anderen müssen weder der Grundeigentümer noch der Kapitalist für diese Produktivkraft der Natur Kapital verausgaben. Es handelt sich um Gratisproduktivkräfte.

6.5.6 Die Stellung der Klassen zur Natur in kapitalistischen Produktionsweisen

> „Das unkrautreine Feld und das Menschenunkraut von Lincolnshire usw. sind Pol und Gegenpol der kapitalistischen Produktion."
> (*Das Kapital*, Band 1, MEW 23: 725)
> Karl Marx

> „Die kapitalistische Produktion ist überhaupt, bei aller Knauserei, durchaus verschwenderisch mit dem Menschenmaterial, ganz wie sie andrerseits, dank der Methode der Verteilung ihrer Produkte durch den Handel und ihrer Manier der Konkurrenz, sehr verschwenderisch mit den materiellen Mitteln umgeht und auf der einen Seite für die Gesellschaft verliert, was sie auf der andern für den einzelnen Kapitalisten gewinnt."
> (*Das Kapital*, Band 3, MEW 25: 97)
> Karl Marx

Marx, das ist hinlänglich bekannt, hat das *Kapital* vor seinem Tod nicht fertigstellen können. Das Manuskript des dritten Bandes bricht an der Stelle ab, an der er mit seinen Ausführungen zu den Klassen begonnen hat. Daher kann hier nicht auf eine systematisch entwickelte Marx'sche Darlegung der Klassen und ihrer Verhältnisse zueinander zurückgegriffen werden. Im Folgenden wird dementsprechend nur grob und rudimentär dargestellt, in welchem Verhältnis die Klassen zur Natur in kapitalistischen Produktionsweisen stehen. Da die wesentlichen Aspekte des Grundeigentums bereits im vorangegangenen Kapitel erörtert wurden, wird hier auf weitere Ausführungen zum Verhältnis zwischen Grundeigentum und Natur verzichtet.

Das Kapitalverhältnis, das über die historisch spezifische Form der gesellschaftlichen Arbeit im Kapitalismus vermittelte Ausbeutungs- und Herrschaftsverhältnis zwischen den Klassen der Kapitalisten und der Arbeiter, ist neben der Organisation der gesellschaftlichen Arbeit über die Warenzirkulation die zweite Voraussetzung sowohl für die historische Entstehung als auch für die Reproduktion kapitalistischer Produktionsweisen. Die Reproduktion und Vertiefung des Kapitalverhältnisses sind wiederum gleichzeitig das Resultat des beständig sich wiederholenden Akkumulationsprozess des Kapitals.

Die Klasse der Kapitalisten verfügt mit zunehmender zeitlicher Dauer und räumlicher Ausbreitung des Kapitalverhältnisses über eine beständig wachsende Verfügungsgewalt über Grund und Boden, Rohstoffe und Maschinen – mit anderen Worten über das Monopol auf die technischen, humanen und natürlichen Produktionsmittel. Sie bestimmt über den Einsatz, den Umfang, die Intensität und die Dauer der Nutzung dieser Produktionsmittel. Die dazu nötige lebendige Arbeit heuert sie mit der zuvor angeeigneten fremden Arbeit an.

Das Kapital geht entsprechend nur vermittelt über die Arbeit des Proletariats im Produktionsprozess das Ausbeutungs- und Herrschaftsverhältnis zur Natur ein. Es ist für die Mehrwertproduktion und damit für die eigene Selbsterhaltung innerhalb der kapitalistischen Produktionsweise sowohl auf die lebendige Arbeit als auch auf die Natur angewiesen. Die Arbeiterklasse ist das gesellschaftliche Subjekt, das die Aneignung und Zerstörung der Natur zur Mehrwertproduktion auf Anordnung des Kapitals exekutiert. Die Kapitalistenklasse ist die Klasse, die davon profitiert, indem sie den durch Mehrarbeit und Naturdestruktion generierten Mehrwert in Form des Profits einstreicht.

Die Einzelkapitalisten verfolgen bei Strafe des eigenen Untergangs immer das Ziel, eine möglichst große Summe des Profits produzieren zu lassen und sich diesen anzueignen. Die gegenwärtige Produktionsweise ist wie ihre Vorgänger „nur auf Erzielung des nächsten, unmittelbarsten Nutzeffekts der Arbeit“ ausgerichtet. „Die weiteren erst in späterer Zeit eintretenden, durch allmähliche Wiederholung und Anhäufung wirksam werdenden Folgen“ blieben, so Engels weiter, „gänzlich vernachlässigt“ (MEW 20: 454f.). Dabei können sich die unabhängig voneinander produzierenden Einzelkapitalisten die Natur gratis in den Produktionsprozess einverleiben, weil sich nichts aus der herrschenden Produktionsweise ökonomisch ableiten lässt, das sie daran hinderte, und weil sie die politisch-ökonomische Macht dazu haben. Die rücksichts- und maßlose Aneignung, Ausbeutung und Zerstörung der Natur im Produktionsprozess ist eine Produktions- und Reproduktionsbedingung für die kapitalistische Produktionsweise und für die Klasse der Kapitalisten. Darin inbegriffen ist die Inkorporation von Menschen und Natur in den Verwertungsprozess des Werts mittels ursprünglicher Akkumulationen (vgl. Kapitel 6.3.4).

Als solche reagieren Kapitalisten und die kapitalistische Produktionsweise auf die Naturzerstörung erst ab jenem Punkt, an dem die Destruktion der Natur die individuellen Profite oder die gesellschaftliche Profitrate senkt. Ihre Reaktion muss aber nicht zwangsläufig eine Abkehr von der Naturzerstörung beinhalten. Das „Hydraulic Fracturing“ zur Öl- und Gasgewinnung ist zum Beispiel eine Methode, dem Peak Oil zu begegnen, die keineswegs naturverträglich ist. Ebenso wenig muss die Reaktion der Kapitalistenklasse auf externalisierte Probleme im gesellschaftlichen Naturverhältnis immer einheitlich sein, wie der Streit zwischen verschiedenen Kapitalfraktionen um die Energieproduktion zum Beispiel in der Bundesrepublik Deutschland und Europa zeigt (vgl. Haas/Sander 2013).

Die Arbeiterklasse steht in kapitalistischen Gesellschaftsformationen in einem ambivalenten Verhältnis zur Natur. Einerseits sind die Arbeiter durch die Form ihrer Lohnarbeit, wie bereits in Kapitel 6.3 erörtert, gleichgültig ge-

gen den Arbeitsgegenstand, gegen das Resultat ihrer Arbeit, gegen die konkrete Form ihrer Lohnarbeit und gegenüber dem gesellschaftlichen Zusammenhang, in dem sie arbeiten, sowie gegen die sie umgebende Natur (vgl. MEW 25: 205). Die Arbeiterklasse ist also entfremdet von der Natur. Die Arbeiterklasse ist nach der Trennung von den Produktionsmitteln (vgl. ebd.: 610) zugleich real auf den Verkauf ihrer Arbeitskraft und die darauf folgende produktive Konsumtion durch die Kapitalisten in der Produktion angewiesen, um sich und ihre Arbeitskraft zu reproduzieren. Aus diesen Gründen erklärt sich die mehrheitliche Passivität und praktische Komplizenschaft der arbeitenden Klasse bei der Destruktion der Natur.

Andererseits erfährt die Arbeiterklasse zum Beispiel anhand der sukzessiven Unterminierung der eigenen Gesundheit (vgl. ebd.: 99) oder anhand des gegen den eigenen Willen zu leistenden Triebverzichts durch die Lohnarbeit die Zerstörung der inneren Natur des Individuums am eigenen Leib. Außerdem erkennen die Arbeiter aufgrund ihrer Tätigkeiten und der dabei exekutierten Naturzerstörung deren direkte Folgen. Sie erfahren, was es zum Beispiel für Tiere bedeutet, in Mastanlagen zu „leben“ oder in Schlachthöfen ihr Leben zu verlieren, oder welches die Konsequenzen radioaktiv verseuchten Wassers für Ökosysteme sind und was die Ölproduktion bei der an den Produktionsort angrenzenden Flora und Fauna bewirkt. Außerdem ist ihnen aus dem eigenen Erleben gegenwärtig, was die Interessen des Kapitals sind und dass diese bedingungslos durchgesetzt werden, wie sich zum Beispiel anhand der Produktion einer relativen Überbevölkerung und der Ersetzung der Arbeiter durch Maschinen zeigt (vgl. Marx 1970: 397).

Anders als das Kapital hat die arbeitende Klasse an sich objektiv ein Interesse an einer intakten Natur und an einem versöhnten Verhältnis zwischen Gesellschaft und Natur, nicht nur weil dies das Ende der Repression der inneren Natur mit sich brächte, sondern auch weil dies nur mit dem Ende der kapitalistischen Form der Organisation der gesellschaftlichen Arbeit machbar wäre.

Die Ausbeutung und Herrschaft des Kapitals über die Arbeit und die Natur sind aber nicht identisch. Sie fallen nicht ineinander, sondern bedingen und verstärken einander. Während die stetig wachsende Aneignung fremder Arbeit selbst nach dem Umschlag im Aneignungsgesetz über die Beziehungen formal juristisch freier und gleicher Bürger in der Warenzirkulation vermittelt werden muss, ist das Verhältnis von Kapital und Natur ein über das im Dienste des Kapitals arbeitende Proletariat vermitteltes direktes politisch-ökonomisches Ausbeutungs- und Herrschaftsverhältnis.

„Die spezifische ökonomische Form, in der unbezahlte Mehrarbeit aus den unmittelbaren Produzenten ausgepumpt wird, bestimmt das Herrschafts-

und Knechtschaftsverhältnis, wie es unmittelbar aus der Produktion selbst hervorwächst und seinerseits bestimmend auf sie zurückwirkt.“ (MEW 25: 799) Dieselbe ökonomische Form determiniert auch die Ausbeutung und Destruktion der Natur. Eine Intensivierung der Ausbeutung der Lohnarbeiter führt zugleich zu einer potenzierten Aneignung und Destruktion der Natur im Produktionsprozess. Die Inwertsetzung der Natur trägt wiederum dazu bei, Menschen die Lohnarbeit aufzuzwingen. Ist sie erst einmal durchgesetzt, bilden die Aneignung und Zerstörung der Natur die Bedingungen dafür, dass sich die Lohnarbeiter überhaupt reproduzieren können.

Die Folgen der Ausbeutung der Natur werden maßgeblich von der arbeitenden Klasse getragen, da die überwiegende Mehrheit der Arbeiter nicht die monetären Ressourcen besitzen, um sich zu schützen. Den Kapitalisten wiederum ist es aufgrund des von ihnen angehäuften Reichtums möglich, die Folgen der Naturdestruktion für sich individuell abzumildern. Diese Klassenspaltung wird durch diverse weitere Segmentierungsmuster, wie zum Beispiel die imperialistischen Beziehungen zwischen den Staaten im internationalen kapitalistischen Weltsystem, entweder gemildert, etwa für die Arbeiterklasse in den imperialistischen Metropolen, oder verschärft, wie für die Arbeiterklasse in den Satellitenstaaten der Peripherie.

Wie für die Lohnarbeiter gilt auch für die Natur, dass deren Interessen und Belange nur im direkten Kampf gegen die herrschende Klasse durchgesetzt werden können. Andernfalls werden sie nicht berücksichtigt. Denn sowohl die praktische Anerkennung der Eigenständigkeit und der Qualitäten der Natur sowie die Interessen der Arbeiterklasse stehen im direkten Gegensatz zur Kapitalverwertung und damit im Gegensatz zu den Interessen der Kapitalistenklasse.[566] Kapitalistischen Gesellschaftsformationen inhärente Kompromisse zwischen den politischen Kräften, die die Interessenvertretung der Arbeiterklasse oder der Natur für sich beanspruchen, und den Repräsentanten des Kapitals sind keineswegs ausgeschlossen. Sie sichern aber nur vorübergehend die Kapitalakkumulation, ohne die Interessen der Arbeiterklasse und der Natur insgesamt zu verwirklichen.

Denn die „Krone der kapitalistischen Produktionsweise“, schreibt Engels in Anlehnung an Marx’ Ausführungen im ersten Band des *Kapital*, sei „die Untergrabung der *Quelle alles Reichtums*: der Erde und des Arbeiters“ (MEW 16: 286, Herv.i.O.).

566 Folgende zugespitzte Formulierung von Marx ist dem Gehalt nach auf das Verhältnis zwischen Kapital und Natur übertragbar: „Das Kapital, das so ‚gute Gründe‘ hat, die Leiden der es umgebenden Arbeitergeneration zu leugnen, wird in seiner praktischen Bewegung durch die Aussicht auf zukünftige Verfaulung der Menschheit und schließlich doch unaufhaltsame Entvölkerung so wenig und so viel bestimmt als durch den möglichen Fall der Erde in die Sonne.“ (MEW 23: 285)

6.6 Das Verhältnis einer kommunistischen Gesellschaft zur Natur

> „Die willkürliche Aneignung der Erde dagegen schadet dem Genuß des andern, eben weil die Erde *begrenzt* ist. Ihr Genuß muß also im *allgemeinen* Interesse geregelt werden."
> (*Die heilige Familie*, MEW 2: 47, Herv.i.O.)
> Friedrich Engels

Marx hat sich noch wortkarger über das gesellschaftliche Naturverhältnis in einer kommunistischen Gesellschaftsformation geäußert als über die Beziehungen zwischen den Menschen, insbesondere über ihre Organisation der gesellschaftlichen Arbeit in einer solchen. Dies kann vor allem auf zwei Gründe zurückgeführt werden. Zum einen hat Marx den zeitgenössischen Utopismus trotz seiner Verdienste entschieden abgelehnt und wiederholt vernichtend kritisiert (vgl. MEW 4: 489ff.). Zum anderen hat er die Gestaltung gesellschaftlicher Verhältnisse im Kommunismus durch sein gesamtes Werk vorrangig als eine Frage der gesellschaftlichen politisch-ökonomischen Praxis betrachtet, die mit der Theorie nicht beantwortet werden kann. Nichtsdestotrotz hat er einige Anhaltspunkte geliefert, mit denen sich zumindest Bedingungen für, wie Engels leicht poetisch schreibt, eine „Versöhnung der Menschheit mit der Natur und mit sich selbst" (MEW 1: 505) formuliert werden können.

Ausgangspunkt für deren Realisierung ist die Erkenntnis, dass die kapitalistische Produktionsweise keine vernünftigen Relationen zulässt, die die Belange der menschlichen Individuen, der Gesellschaft und der Natur entsprechend ihren Qualitäten adäquat berücksichtigt. Die „Moral von der Geschichte", so beschreibt Marx über das Modell der kapitalistischen Agrarproduktion, sei, „daß das kapitalistische System einer rationellen Agrikultur widerstrebt oder die rationelle Agrikultur unverträglich ist mit dem kapitalistischen System" (MEW 25: 131). Eine „gemeinsame, übergreifende und vorsehende Kontrolle der Produktion der Rohstoffe" zur sinnvollen Nutzung, so führt er an einem weiteren Modell aus, sei „im ganzen und großen auch durchaus unvereinbar […] mit den Gesetzen der kapitalistischen Produktion" und bleibe „daher immer frommer Wunsch" (ebd.: 130).

Marx und Engels konstatieren aber auch, dass eine kommunistische Gesellschaft ebenso wenig wie alle vorherigen Gesellschaften darauf verzichten könne, Arbeit zu verausgaben, um sich als Ganzes und die Individuen zu reproduzieren. Unter anderem dies meint Engels, wenn er Hegel adaptierend

von einer „Einsicht in die Notwendigkeit“ (MEW 20: 106) spricht.[567] Entsprechend ist es ebenfalls unmöglich, gänzlich damit aufzuhören, die Natur anzueignen.

Der Unterschied zwischen einer vernünftigen Aneignung der Natur und ihrer blinden Unterwerfung durch das Kapital zum Zwecke der Profitproduktion und Kapitalverwertung besteht aber darin, dass in ersterer die Beziehungen des Produktions- und Reproduktionsprozesses gesellschaftlich organisiert und von jedem gegen die einzelnen Individuen der Gesellschaft – und insbesondere gegen die Arbeiterklasse und die Natur – verselbstständigten Zwang befreit werden, der durch das „freie Spiel“ der unabhängigen Privatproduzenten erzeugt wird. Nicht die individuellen Produzenten sollen sich die Natur je nach Bedarf aneignen. Vielmehr bestimmen die Produzenten vermittelt über einen gesellschaftlichen demokratischen Entscheidungsprozess, wie in welchen Mengen und mit welchen Methoden Natur angeeignet und Arbeit verausgabt wird. In diesem Prozess werden nicht nur die Folgen für die Natur wissenschaftlich bestimmt, sondern auch die unterschiedlichen Qualitäten der Natur, wie sie zum Beispiel zwischen zu Leid fähigen Kreaturen wie Affen, Kühen oder Schweinen einerseits und Steinen andererseits bestehen, in Rechnung gestellt.

Das bedeutet vor allem zweierlei: *Zum einen* muss das Privateigentum an den Produktionsmitteln abgeschafft und diese müssen der realen gesellschaftlichen Verfügungsgewalt der Produzenten unterstellt werden. Dies schließt auch die natürlichen Produktionsmittel mit ein. Es bedarf des „Gemeinbesitzes der Erde und der durch die Arbeit selbst produzierten Produktionsmittel“ (MEW 23: 791) (vgl. bei Engels MEW 19: 249f./253 und MEW 20: 121). Über diesen Gemeinbesitz verfügen die „assoziierten Produzenten“ (MEW 25: 131) unter Rücksicht auf dessen Erhaltung (vgl. MEW 16: 342 und Marx 1970: 505).

„Die Freiheit in diesem Gebiet kann nur darin bestehn, daß der vergesellschaftete Mensch, die assoziierten Produzenten, diesen ihren Stoffwechsel mit der Natur rationell regeln, unter ihre gemeinschaftliche Kontrolle bringen, statt von ihm als von einer blinden Macht beherrscht zu werden; ihn mit dem geringsten Kraftaufwand und unter den ihrer menschlichen Natur würdigsten und adäquatesten Bedingungen vollziehn.“ (MEW 25: 828)

Mit dieser „planmäßige[n] bewußte[n] Organisation“, so formuliert Engels es prägnant, „scheidet der Mensch, in gewissem Sinn, endgültig aus dem Tierreich, tritt aus tierischen Daseinsbedingungen in wirklich menschliche“

567 Marx formuliert es in den *Grundrissen* noch eindringlicher: Auch die Arbeit in einer postkapitalistischen Gesellschaft sei kein „bloßer Spaß“, kein „bloßes amusement“. „Wirklich freie Arbeiten, z.B. Komponieren, ist grade zugleich verdammtester Ernst, intensivste Anstrengung.“ (Marx 1970: 505)

(MEW 19: 226) (vgl. MEW 20: 107/323f.). Die Menschen sind also weder der Natur unterworfen wie in frühzeitlichen Gesellschaften, noch sind sie den zu einer zweiten Natur versteinerten gesellschaftlichen Verhältnissen und der in ihr herrschenden Klasse unterworfen.[568]

Zum anderen muss die Organisation der gesellschaftlichen Arbeit über die Zirkulation ausgesetzt werden. Auch die Verteilung der gesellschaftlichen Gesamtarbeit auf die einzelnen Produktionsbereiche muss Sache der Gesellschaft und darf nicht nachträgliches Produkt von Verkauf und Kauf sein. Nur so kann vermieden werden, dass sich die Formen der gesellschaftlichen Arbeit gegen die Gesellschaft verselbstständigen, die lebendige Arbeit und die Natur Untertan und vom Zweck zum Mittel der gesellschaftlichen Reproduktion gemacht werden.

Erst wenn diese beiden Mindestbedingungen erfüllt sind, hört die Erde auf, „ein Gegenstand des Schachers zu sein" (MEW EB 1: 508). Dann ist es zumindest potentiell möglich, dass sich eine „*wahrhafte* Auflösung des Widerstreites zwischen dem Menschen mit der Natur und mit dem Menschen" (ebd.: 536, Herv. i.O.) vollzieht, durch die die Gesellschaft zur „vollendete[n] Wesenseinheit des Menschen mit der Natur" wird und die „wahre Resurrektion der Natur, der durchgeführte Naturalismus des Menschen und der durchgeführte Humanismus der Natur" (ebd.: 538), eintritt. Was in den Marx'schen Frühschriften noch teils ein wenig mystisch-philosophisch klingt, meint nichts anderes, als dass das gesellschaftliche Naturverhältnis theoretisch reflektiert wird und praktisch den Qualitäten der inneren und äußeren Natur, ihrer relativen Eigenständigkeit gegenüber der Gesellschaft und ihren eigenständigen Reproduktionskreisläufen im Produktionsprozess einer befreiten Gesellschaft Rechnung getragen wird. Dazu gehört auch, wie Marx in der *Kritik des Gothaer Programms* festhält, dass auf diese Weise die Produktivkräfte vernünftig weiterentwickelt werden und „alle Springquellen des genossenschaftlichen Reichtums voller fließen" (MEW 19: 21). Ein versöhntes Verhältnis der Gesellschaft mit der Natur schließt auch die freie Entfaltung der individuellen Fähigkeiten, Bedürfnisse, Triebe, das heißt der inneren Natur der Menschen ein (vgl. Marx 1970: 387 und bei Engels MEW 2: 556). Eine kommunistische Gesellschaftsformation müsse, so Marx, „der allseitigen Entwicklung der Individuen" (MEW 19: 21) dienen. Schließlich werde laut Engels mit einem versöhnten gesellschaftlichen Naturverhältnis im Zuge der Entwicklung einer kommunistischen Gesellschaftsformation die „wider-

568 Der Austritt aus dem Tierreich, wie Engels ihn beschreibt, ist allerdings nicht zu verwechseln mit einer Aufgabe der Gemeinsamkeiten von Menschen und Tieren oder gar mit der gänzlichen Unterdrückung der inneren Natur, sondern vielmehr mit dem Verzicht auf den „survival of the fittest", wie ihn die kapitalistische Produktionsweise hervorbringt.

natürliche Vorstellung von einem Gegensatz zwischen Geist und Materie, Mensch und Natur, Seele und Leib, wie sie seit dem Verfall des klassischen Altertums in Europa aufgekommen und im Christentum ihre höchste Ausbildung erhalten hat“ (MEW 20: 453), obsolet. Als Produkt frei vergesellschafteter Menschen streift die materielle Produktion unter bewusster planmäßiger Kontrolle „ihren mystischen Nebelschleier ab“ (MEW 23: 94).

Durch eine solche buchstäblich *gesellschaftlich* theoretisch reflektierte sowie praktische Gestaltung des Produktions- und Reproduktionsprozesses durch die assoziierten Produzenten werde eine Gesellschaft ermöglicht, so Engels, „worin von wirklicher menschlicher Freiheit, von einer Existenz in Harmonie mit den erkannten Naturgesetzen, zum ersten mal die Rede sein kann“ (MEW 20: 107). Dies unterscheidet jene progressive ökonomische Gesellschaftsform auch von ökonomisch-gesellschaftlichen Verhältnissen, in denen das gesellschaftliche Naturverhältnis nachträglich über an den bürgerlichen Staat ausgelagerte politische Regulierung oder durch die politisch erkämpfte Regulation innerkapitalistischer Widersprüche verändert wird. Vom Standpunkt einer kommunistischen Gesellschaft, schreibt Marx am Ende des unvollendeten *Kapital*, werde schließlich

„das Privateigentum einzelner Individuen am Erdball ganz so abgeschmackt erscheinen wie das Privateigentum eines Menschen an einem andern Menschen. Selbst eine ganze Gesellschaft, eine Nation, ja alle gleichzeitigen Gesellschaften zusammengenommen, sind nicht Eigentümer der Erde. Sie sind nur ihre Besitzer, ihre Nutznießer, und haben sie als boni patres familias den nachfolgenden Generationen verbessert zu hinterlassen.“ (MEW 25: 784)

6.7 Fazit

> „Das Fazit ist, daß die Kultur – wenn naturwüchsig vorschreitend und nicht *bewußt beherrscht* […] – Wüsten hinter sich zurückläßt, Persien, Mesopotamien etc., Griechenland. Also auch wieder sozialistische Tendenz unbewußt!“
> (*Marx an Engels*, 25. März 1868, MEW 32: 53, Herv.i.O.)
> Karl Marx

> „Gegenüber der Natur wie der Gesellschaft kommt bei der heutigen Produktionsweise vorwiegend nur der erste, handgreiflichste Erfolg in Betracht.“
> (*Dialektik der Natur*, MEW 20: 455)
> Friedrich Engels

Die historisch spezifische Form der gesellschaftlichen Arbeit vermittelt den Stoffwechsel zwischen den Menschen einerseits und der Natur andererseits.

Sie weist allen menschlichen und natürlichen Kreaturen ihren Platz in einer Gesellschaftsformation an. Gegenwärtig ist die kapitalistische Form der gesellschaftlichen Arbeit die international bestimmende.

Die bisherige Untersuchung der kapitalistischen Produktionsweise „in ihrem idealen Durchschnitt“ (MEW 25: 839) und der damit einhergehenden Kritik der politischen Ökonomie, wie Marx sie im *Kapital* entwickelt, hat die folgenden zentralen Resultate für eine Theoretisierung des gesellschaftlichen Naturverhältnisses kapitalistischer Produktionsweisen ergeben:

1. In der Zirkulation geht die kapitalistische Gesellschaft kein direktes Verhältnis zur Natur ein.
2. In der Zirkulation wird von den spezifischen natürlichen und den durch konkret-nützliche Arbeit hinzugesetzten Qualitäten, den Eigengesetzlichkeiten der Gebrauchswerte abstrahiert. Dasselbe gilt für die Folgen der Zirkulation für die Natur, soweit die Gebrauchswerte ihre Funktion als Träger des Tauschwerts in der Zirkulation und Reproduktion des gesellschaftlichen Gesamtkapitals erfüllen.
3. Die kapitalistische Gesellschaft geht in der Produktion vermittelt über die Produktionsverhältnisse und Produktivkräfte ein Verhältnis zur Natur ein.
4. Die mannigfaltigen Arbeitsprozesse in kapitalistischen Produktionsverhältnissen werden von den rein gesellschaftlichen Beziehungen der Arbeit bestimmt. Es ist nicht entscheidend, welche Ware konkret produziert wird, sondern dass Waren als Träger von Tauschwerten produziert werden.
5. Aus diesen gesellschaftlichen Verhältnissen folgt der Zwang zur Anhäufung und Verwertung von Kapital als Zweck der Produktionsweise.
6. Die Aneignung der Natur in der kapitalistischen Produktion wird vermittelt über die Ausbeutung der Lohnarbeit mit dem Ziel betrieben, Mehrwert zu produzieren.
7. Für die kapitalistische Produktion ist die Natur ein Produktionsmittel, eine Produktivkraft und ein Arbeitsgegenstand – dies alles wird dem Kapital von der Natur gratis geliefert. Insofern die Natur für die gesellschaftlich determinierten Zwecke der kapitalistischen Produktion gebraucht wird, wird sie dem Produktionsprozess einverleibt – unter Abstraktion von den Qualitäten der Natur, ihren Eigengesetzlichkeiten sowie von den Folgen des Produktionsprozesses für die Natur und ihre Reproduktionskreisläufe.
8. Um die Mehrwertproduktion zu steigern, subsumiert das Kapital die Arbeit und die Natur formell und reell unter sich. Mittels der reellen Subsumtion der Arbeit und der Natur unter das Kapital werden die Produktivkräfte der gesellschaftlichen Arbeit und der Natur dahingehend zugerich-

tet, dass die Ausbeutung der Arbeitskraft und der Natur effizienter betrieben werden kann. Die gesteigerten Produktivkräfte und deren Entwicklung erscheinen als Fähigkeiten des Kapitals.

9. Der aus den gesellschaftlichen Verhältnissen resultierende Zwang zur Mehrwertproduktion und Akkumulation von Kapital führt zu einem der kapitalistischen Produktionsweise immanenten Wachstumsimperativ. Mit dem kapitalistischen Wachstum geht die rücksichtslose und grenzenlose Zerstörung der bestehenden Natur einher. Es wird beständig mehr Natur in den Produktionsprozess aufgesogen. Nicht irgendein Wachstum führt entsprechend heutzutage zur Destruktion der Natur, sondern das ökonomische Wachstum kapitalistischer Gesellschaften. Insofern ist es nur sinnvoll, Wachstumskritik als Kapitalismuskritik zu formulieren, wenn nicht unspezifisch und abstrakt „Wachstum an sich“ angeprangert oder „degrowth an sich“ eingefordert werden soll.
10. Die Reproduktion des Kapitals schließt immer neue ursprüngliche Akkumulationen ein. Bislang nicht den kapitalistischen Produktionsverhältnisse inhärente Arbeitskräfte und Elemente der Natur werden aus anderen Produktionsweisen in die kapitalistische Produktionsweise integriert. Naturelemente werden dadurch extensiv und intensiv mit Mitteln, die historisch-gesellschaftlich variieren und sich nicht rein ökonomisch erklären lassen, in Wert gesetzt und kommodifiziert. In diesem Sinne kann von einem ökologischen Imperialismus gesprochen werden, der sich aus dem kapitalistischen Wachstumsimperativ ableitet.
11. Aus der Zirkulation entwickeln sich weitere Momente, die den Wachstumsimperativ des Kapitals bis zu einer dauerhaften latenten Überproduktion bestärken, wie zum Beispiel die Bildung des Warenvorrats, die Reparatur und der Ersatz des fixen Kapitals, die temporäre Aufschatzung von Kapital in Geldform usw. Darüber hinaus wirft die Natur in verschiedener Hinsicht Probleme für die Zirkulation des Kapitals auf. Die Zirkulationszeit, die negative Schranke der die Produktionszeit umfassenden Mehrwertproduktion, wird dadurch verlängert, dass die Natur als Raum ein Hindernis für Transport- und Kommunikation darstellt. Die Produktionszeit hängt wiederum auch von Naturbedingungen, wie zum Beispiel Gärungsprozessen, ab. Zudem bildet in der Zirkulation der natürliche Verfall des Gebrauchswerts der Ware eine Grenze für die Zirkulationsfähigkeit des in Waren vergegenständlichten Kapitals.
12. In der Einheit von Zirkulation und Produktion stellt sich heraus, dass nicht nur die Produktivkräfte der Arbeit und der Natur vom Kapital effizienter als von allen vorherigen Produktionsweisen entwickelt werden, sondern auch das in Maschinen und Rohstoffen vergegenständlichte konstan-

te Kapital. Recycling und rohstoffeffiziente Technologien werden als Mittel der Profitratensteigerung enthüllt. Sie setzen wiederum Kapital frei, das zu weiterem ökonomischen Wachstum und zu neuer Naturzerstörung führt.

13. Die Transformation der Werte in Preise macht verständlich, dass die Preisentwicklung der Rohstoffe entsprechend einer Differenz von Angebot und Nachfrage eine Krise des Kapitalismus hervorrufen kann.
14. Durch die Entwicklung der Durchschnittsprofitrate und die Transformation des Profits in Durchschnittsprofit gibt es ein kollektives Interesse der unabhängig voneinander agierenden Kapitalisten an der Ausbeutung der Arbeiter und – damit verbunden – der Natur. Jeder Abstrich, den die Kapitalisten zugunsten der Arbeiter und der Natur machen müssen, ist ein Abzug vom Durchschnittsprofit und der Durchschnittsprofitrate.
15. Während die gesellschaftliche Durchschnittsprofitrate die Grenzen des Kapitals enthüllt, da sie aufgrund derselben gesellschaftlichen Entwicklungen, die zur Steigerung des Profits führen, tendenziell fällt, verkörpert sie gleichzeitig einen ständigen Anstieg des ökonomischen Wachstums und der Naturzerstörung. In ihren Gesetzen konvergieren alle Bestimmungen des ökonomischen Wachstumsimperativs in kapitalistischen Gesellschaftsformationen, die im Verlauf der Marx'schen Darstellung entwickelt worden sind, mit den Abstraktionen von der Natur, die in Zirkulation und Produktion in der Praxis vorgenommen werden.
16. Das zinstragende Kapital ermöglicht mit der Entwicklung des Kredits und des fiktiven Kapitals eine Ausdehnung des Wachstums über seine realen Grenzen hinaus.
17. Die Untersuchung des Grundeigentums zeigt, wie die Monopolisierung der Natur auf Basis der Transformation des Werts zum Preis in der kapitalistischen Produktionsweise eine Geldrente ermöglicht. Die ursprünglichen Akkumulationen können also nicht nur Natur inwertsetzen und zur Ware machen, sondern zusätzlich für die Grundeigentümer einen Extraprofit erzeugen, den sich auch Kapitalisten aneignen können, sofern sie einen Teil der Natur monopolisieren.
18. Natur und Arbeiter werden beide vom Kapital in unterschiedlicher Form ausgebeutet. Zwischen Kapital und Arbeit besteht das Kapitalverhältnis, das auf der Lohnarbeit, dem monopolisierten Besitz an Produktionsmitteln durch die Kapitalisten und der Aneignung der Mehrarbeit des Proletariats durch die Kapitalisten beruht. Zwischen Kapital und Natur besteht ein direktes, mitunter gewalttätiges Ausbeutungsverhältnis, das sich dadurch auszeichnet, dass das Kapital sich die Natur kostenlos aneignet und totalitär-despotisch über sie verfügen kann. Die Beziehung zwischen Ka-

pital und Natur ist durch die Arbeit des Proletariats im Arbeitsprozess vermittelt, in dem dieses an der Ausbeutung der Natur im Auftrag des Kapitals, aus dem Zwang zur eigenen Reproduktion und in einem entfremdeten Verhältnis zur Natur mitwirkt.

19. Ein anderes, versöhntes Verhältnis zwischen der Gesellschaft und der Natur kann nur dann gestaltet werden, wenn die kapitalistische Produktionsweise durch eine im Vergleich zu ihr progressive Organisation der gesellschaftlichen Arbeit ersetzt wird. Nur so wäre gewährleistet, dass der Zwang zur Kapitalakkumulation, die Abstraktion von der Natur, von ihren Qualitäten, ihren Eigengesetzlichkeiten und von den Folgen der Produktionsweise für sie, die Monopolisierung der Produktionsmittel und damit die einseitige Verfügungsgewalt für einen Teil der Gesellschaft über die Natur sowie die in- und extensive Ausdehnung der Ausbeutung und Herrschaft des Kapitals über die Natur beendet werden.

Im wechselseitigen Zusammenspiel von gegen die Akteure verselbstständigten gesellschaftlichen Verhältnissen und dem Handeln der Akteure in der gesellschaftlich-ökonomischen Praxis auf Befehl und unter der Kontrolle der Kapitalistenklasse und vermittelt über die Arbeit des Proletariats wird die Natur sukzessive in der kapitalistischen Produktionsweise als Einheit von Zirkulation und Produktion angeeignet.

Die Zerstörung der Natur wird – zusammengefasst – dadurch hervorgebracht, dass einerseits die Aneignung der Natur mit dem ökonomischen Wachstum Schritt halten muss, während andererseits in der Produktion und Zirkulation das Kapital von der Natur vierfach abstrahiert. Es sieht erstens von den besonderen Qualitäten der Natur ab, zweitens von ihrer relativen Eigenständigkeit und ihren Eigengesetzlichkeiten, drittens den Folgen der Produktion und Zirkulation, der individuellen und produktiven Konsumtion der produzierten Waren für die Natur und schließlich lässt das Kapital viertens die Reproduktion beziehungsweise die zur Reproduktion der Natur nötigen natürlichen Prozesse außer acht.

7 Epilog

> „Weder sind wir bloße Zuschauer der Weltgeschichte, die sich innerhalb ihrer Großräume mehr oder minder unangefochten tummeln können, noch scheint die Weltgeschichte selbst, deren Rhythmus zunehmend dem der Katastrophe sich anähnelt, ihren Subjekten jene Zeit zuzubilligen, in der alles von selber besser werde."
> (*Was bedeutet: Aufarbeitung der Vergangenheit*, Adorno GS 10.2: 568)
> Theodor W. Adorno

> „Daß die Gewalt beseitigt und die Unterdrückung so weit verringert wird, als erforderlich ist, um Mensch und Tier vor Grausamkeit zu schützen, sind die Vorbedingungen einer humanen Gesellschaft."
> (*Repressive Toleranz*, Marcuse S 8: 136)
> Herbert Marcuse

Die vorliegende Arbeit basiert auf der Annahme, dass die verschiedenen ökologischen Probleme – vom Klimawandel über die industrialisierte Tötung von Tieren, die Ausrottung ganzer Arten, die Abholzung der Wälder, die Zerstörung der Biodiversität usw. – bei allen Unterschieden keine isolierten Phänomene sind, sondern eine gemeinsame Ursache innerhalb des Verhältnisses der kapitalistisch verfassten Gesellschaftsformation zur Natur haben. Entsprechend ist es nicht möglich, sie politologisch zu erklären oder aus philosophischen Kategorien und deren Kritik abzuleiten. Es reicht nicht aus, etwa auf mangelnde Umwelt- und Tierschutzgesetze zu verweisen, das Fehlen energieeffizienter Technologien, das Ausbleiben sozialökologischer Kämpfe oder die Dichotomien moderner Diskurse zu beklagen. Diesen historisch und gesellschaftlich konkreten Erscheinungen liegen vielmehr politisch-ökonomische gesellschaftliche Beziehungen zu Grunde, die nicht immer auf den ersten Blick ersichtlich sind.

Um die ökologischen Probleme richtig zu erkennen und zu verstehen, wurden in der vorliegenden Arbeit drei wissenschaftliche, in den Diskursen über das gesellschaftliche Naturverhältnis einflussreiche Theorien untersucht, deren Vertreter den Anspruch erheben, die Gesellschaft *theoretisch* und *kritisch* zu erfassen und mittels ihrer Gesellschaftstheorien das Verhältnis zwischen der derzeitigen Gesellschaftsformation und der Natur zu erklären. Konkret handelte es sich um Donna Haraways postmoderne Philosophie, Christoph Görgs und Ulrich Brands kritische Theorie der Regulation gesellschaftlicher Naturverhältnisse sowie die von Alain Lipietz entwickelte Politische Ökologie.

Die Analyse dieser Theorien ist durchgeführt worden unter Rückgriff auf die von Theodor W. Adorno in *Negative Dialektik* (Adorno GS 6: 9-413) ursprünglich für die Philosophie entwickelte Methode der immanenten Kritik

beziehungsweise der negativ-materialistischen, antisystematischen und dialektischen Kritik (vgl. Kapitel 2). Anhand ausgewählter Kernbegriffe der jeweiligen Ansätze beziehungsweise Theorien wurden sowohl die inneren Widersprüche als auch die Grenzen und Defizite der jeweiligen Theorie entwickelt und aufgezeigt.

Mit ihrem postmodern-philosophischen Ansatz hat Donna Haraway – unter Bezugnahme auf die Akteur-Netzwerktheorie Bruno Latours, die verschiedenen französischen Vordenker des Poststrukturalismus (Foucault, Derrida, Deleuze und Guattari), feministische und antirassistische (Natur-)Wissenschaftskritik, auf Science-Fiction-Literatur und die kosmologische sowie pragmatische US-Philosophie – das Verhältnis von Natur und Gesellschaft in der gegenwärtigen „neuen historischen Konfiguration“ (Haraway 1996: 366) namens „Technoscience“ (Haraway 1996: 366) als ineinander implodierte Einheiten von kulturell, technowissenschaftlich produzierten „natureculture“ (Haraway/Nichols Goodeve 2000: 105) beschrieben. Durch die immanente Kritik der Harwayschen Philosophie hat sich herauskristallisiert, dass in ihr die durch die gesellschaftliche Praxis in der Wirklichkeit hervorgebrachten Widersprüche zwischen kapitalistischer Gesellschaft und Natur sowie die relative Unabhängigkeit von Gesellschaft und Natur kulturalistisch-diskursiv eingeebnet werden. Haraway affirmiert sogar die bestehende Produktivkraftentwicklung und damit die voranschreitende Ausbeutung der Natur, weil sie aufgrund ihrer verkürzten Diskurstheorie darin die Möglichkeit sieht, Dichotomien wie die zwischen Natur und Gesellschaft ließen sich durch neue Technologien unterminieren. Ferner wird die Gesellschaft in letzter Instanz unter Abstraktion von der politisch-ökonomischen Praxis als historisch spezifisches praktisches Verhalten der Gesellschaft zur Natur idealistisch verklärt. Ein Verhältnis zwischen Natur und Gesellschaft kann mit Haraways Ansatz daher nicht konzipiert werden.

In der kritischen Theorie der Regulation gesellschaftlicher Naturverhältnisse, wie in der vorliegenden Arbeit der Ansatz Christoph Görgs und Ulrich Brands bezeichnet worden ist, wird – mit Referenz zur traditionellen kritische Theorie Horkheimers und Adornos, zur französischen Regulationsschule, zur kritischen, vor allem neopoulantzianischen Staatstheorie, zur neogramscianischen Hegemonietheorie sowie schließlich zur Sozialen Ökologie des Instituts für Sozialökologische Forschung aus Frankfurt am Main – das gesellschaftliche Naturverhältnis als Pluralität von Beziehungen zwischen Individuen, Gesellschaft und Natur konzeptualisiert. Diese Beziehungen würden den Autoren zufolge über bestimmte soziale Kämpfe für spezifische Zeitperioden reguliert, das heißt, der Widerspruch zwischen Natur und Gesellschaft sei zwar nicht beigelegt, aber er finde Formen, in denen er vorübergehend be-

arbeitet werden könne. Das Hauptproblem an dieser Theorie, die im Vergleich mit Haraways Ansatz weitaus mehr Potenzial für die Analyse des Naturverhältnisses in kapitalistischen Gesellschaftsformationen besitzt, ist, dass die vermittelnde Instanz zwischen Natur und Gesellschaft nicht deutlich herausgearbeitet wird. Dementsprechend gibt es keinen eindeutigen Vermittlungsmodus zwischen den verschiedenen gesellschaftlichen Verhältnissen, die Brand und Görg zufolge die Pluralität der gesellschaftlichen Naturverhältnisse ausmachen. Tendenziell werden individuelle und gesellschaftliche Praxis sowie Theorie und Praxis nivelliert und gleichrangig behandelt. Individuelles Handeln wird dadurch politizistisch überhöht, während die sozialen Formen kapitalistischer Gesellschaftsformationen vom individuellen Handeln getrennt und objektivistisch verkürzt werden. Die individuelle Vorstellung vom eigenen Geschlecht gehöre laut Görg und Brand beispielsweise ebenso zu den gesellschaftlichen Naturverhältnissen wie die ökonomische Produktion. Eine solcher Begriff ist zu diffus und politizistisch, um damit das gesellschaftliche Naturverhältnis in der kapitalistischen Produktionsweise adäquat begreifen zu können.

Alain Lipietz' Entwurf einer politischen Ökologie, der sich ebenfalls aus der gramscianisch und poulantzianisch erweiterten Regulationstheorie speist, weist einige ähnliche Probleme wie Brands und Görgs Theorie auf. Beispielsweise überhöht auch er die Bedeutung des individuellen Handelns auf Kosten des gesellschaftlichen Handelns für die Beziehung zwischen kapitalistischer Gesellschaft und Natur. Lipietz verkürzt aber vor allem in seiner Darstellung und Analyse das Verhältnis zwischen beiden monokausal politizistisch, indem er unterstellt, das Verhältnis zur Natur werde politisch entschieden und nicht polit-ökonomisch. Die Theoretisierung der für Lipietz zentralen sozialökologischen Ursache für die Naturzerstörung – die Produktivkraftentwicklung – ist reduktionistisch, weil er sie nicht auf seine ökonomisch-gesellschaftlichen Ursprünge – die kapitalistische Produktionsweise – zurückführt, sondern auf eine bestimmte Entwicklungsweise der kapitalistischen Gesellschaftsformation. Außerdem nimmt er die sozialen – im Gegensatz zu den technischen – Produktivkraftentwicklungen von seiner Kritik aus. Grundsätzlich besteht das Problem, dass Lipietz das Verhältnis zwischen Natur und Gesellschaft mit dem Begriff der Politischen Ökologie nicht systematisch theoretisiert und er sich vorrangig nur an der Tragfähigkeit der Natur als Maßstab für eine nachhaltige Entwicklung orientiert.

Die Kritik dieser drei Ansätze hat die in der Einleitung aufgestellte These belegt, dass die Theorien zu viele je nach Konzept divergierende Defizite aufweisen, um sie als Grundlage einer Darstellung und Kritik des gesellschaftlichen Naturverhältnisses in kapitalistischen Gesellschaftsformationen inner-

halb einer kritischen Theorie des gesellschaftlichen Naturverhältnisses zu verwenden. Die immanenten Kritiken haben gezeigt, dass es innerhalb der kritischen Gesellschaftstheorie eine graduell und qualitativ unterschiedliche Abkehr von historisch-materialistischer Theoriebildung in Bezug auf das gesellschaftliche Naturverhältnis gibt. Bei allen drei in der vorliegenden Arbeit behandelten Theorien gibt es – in unterschiedlicher Abstufung – einen kulturalistisch-diskursiven und individuell-politizistischen Überhang in der Konzeption und der Analyse des gesellschaftlichen Naturverhältnisses.

In den jeweiligen Gesellschaftstheorien wird weder erklärt, woher die kritisierten Diskurse, Vorstellungen und Begriffe kommen, welchen Charakter sozialökologische Kämpfe haben, wer ihre Träger sind und in welchem Verhältnis sie zur politischen Ökonomie kapitalistischer Klassengesellschaften stehen. Noch wird genauer dargestellt, auf welcher ökonomischen Basis die sozialen Beziehungen und politischen Kämpfe um das gesellschaftliche Naturverhältnis sich entfalten.

Diese Mängel korrelieren damit, dass die ökonomisch-gesellschaftliche Praxis in der konkreten Untersuchung des gesellschaftlichen Naturverhältnis im Kapitalismus bei allen drei behandelten Theorien eine untergeordnete Rolle spielt, obwohl durch sie in der Produktion die Beziehung zur Natur praktisch hergestellt wird und obgleich alle drei auch verschiedentlich *allgemein* die Auswirkungen der kapitalistischen Produktionsweise auf die gesellschaftliche Beziehung zur Natur konstatieren.

Zudem wird bei Brand, Görg, Lipietz und Haraway die individuelle Handlungsebene sowohl bei der Verursachung von Naturzerstörung – ansteigende Nutzung des PKW als zentrales Mittel der Mobilität, wie viel CO_2 verbraucht man als Individuum – als auch bei der Neugestaltung des gesellschaftlichen Naturverhältnisses überbewertet gegenüber der durch individuelles Handeln vermittelten unmittelbar gesellschaftlichen Praxis in den ökonomisch-gesellschaftlichen Verhältnissen.

Klassentheoretisch weisen alle Theorien schließlich einen Blindfleck auf, insbesondere bei der Analyse internationaler Beziehungen, von Aushandlungsprozessen internationaler Umweltschutzverträge, sozialökologischer Folgen von Naturzerstörungen, und vor allem bei der Ursachenforschung von Naturzerstörungen und der Projektierung einer anderen Gestaltung des gesellschaftlichen Naturverhältnisses.[569] Diese Gestaltung wird als Angelegenheit der Menschheit statt, wie es sich in kapitalistischen Gesellschaftsformationen darstellt, als Klassenfrage interpretiert. Das Kapital ist die treibende Kraft der Naturzerstörung, während die Arbeiterklasse zwar an dieser beteiligt und von der Natur entfremdet ist, letztlich aber in anderer Form ebenfalls vom Kapital

569 Explizit affirmiert Brand dies sogar (vgl. Brand/Becker 1996: 123).

im Produktionsprozess ausgebeutet wird. Sie trägt auch neben den anderen lebenden und leidenden Individuen in der Natur die Hauptlast der Naturdevastationen, selbstverständlich intern stratifiziert zum Beispiel danach, ob es sich um die Fraktion der Arbeiterklasse in einem Staat der Peripherie oder im imperialistischen Zentrum, ob es sich um die „Arbeiteraristokratie“ (MEW 23: 697) oder das „Lumpenproletariat“ (ebd.: 673), um den weiblichen oder männlichen Teil der Arbeiterklasse handelt usw. Die Analyse und Kritik der objektiven gesellschaftlichen Beziehungen, der Stellung und Interessen der Klassen in kapitalistischen Gesellschaften zur Ausbeutung und Zerstörung der Natur darf allerdings nicht zu dem Kurzschluss führen, das historische subjektive Bewusstsein der Akteure entspräche den theoretisch gewonnenen Erkenntnissen eins zu eins.

Theoriegeschichtlich und diskurstheoretisch kann man aus dieser Bilanz der immanenten Kritik in der vorliegenden Arbeit den Schluss ziehen, dass in der kritischen Gesellschaftstheorie, zumindest in jener, die das gesellschaftliche Naturverhältnis in kapitalistischen Formationen erklären will, eine Umkehr der in der Nachkriegszeit vielfach bemängelten ökonomistischen Vereinseitigung stattgefunden hat. Adorno hat einst in seinem Aphorismus *Kind mit dem Bade* in *Minima Moral* (Adorno GS 4: 48f.) darauf hingewiesen, dass der ideologische Charakter der Kultur „keine Rechtfertigung dafür [ist; C.S.], ihr Mißlingen zu befördern“ (ebd.: 49), indem man die Kulturkritik und die Kultur zugunsten der Ökonomiekritik verwerfe oder denunziere. Heute kann man festhalten: Reale oder imaginierte ökonomistische Verkürzungen sind kein Grund, die Ökonomie und die Klassenkämpfe in der Gesellschaftstheorie zugunsten der Kulturkritik, welche die Staatstheorie ebenso umfasst wie die – entsprechend der jeweiligen Position – Diskursanalytik oder Ideologiekritik, realiter preis- oder aufzugeben.

Um den angeführten Defiziten und Problemen der behandelten Ansätze zu begegnen, die Relation zwischen kapitalistischer Gesellschaft und Natur theoretisch zu erfassen und zugleich den Grundstein für eine historisch-materialistische kritische Gesellschaftstheorie des gesellschaftlichen Naturverhältnis in kapitalistischen Produktionsweise zu entwickeln, ist es sinnvoll, mit der Darstellung der ökonomisch-gesellschaftlichen Verhältnisse im Kapitalismus und der Untersuchung ihrer Beziehungen zur Natur zu beginnen. Da Marx im *Kapital* die für kapitalistische Gesellschaftsformationen charakteristische historisch spezifische Form der gesellschaftlichen Arbeit entfaltet hat, wurde in der vorliegenden Arbeit darauf zurückgegriffen. Anhand der Marx’schen Schritte, entlang derer er im *Kapital* die Form der gesellschaftlichen Arbeit im Kapitalismus darstellt, können nach und nach die Bestimmun-

gen des gesellschaftlichen Naturverhältnis in der Praxis der kapitalistischen Gesellschaft herausgefiltert werden.

Entsprechend ist die von Marx entwickelte logisch-systematische Darstellung der ökonomisch-gesellschaftlichen Verhältnisse ausgehend vom dialektischen Widerspruch zwischen Gebrauchswert und Wert in der Ware formanalytisch und werttheoretisch rekonstruiert worden. Aus der Marx'schen positiven gedanklichen Reproduktion der „innere[n] Organisation der kapitalistischen Produktionsweise, sozusagen in ihrem idealen Durchschnitt" (MEW 25: 839) aufsteigend vom Abstrakten zum Konkreten und der dadurch geleisteten Kritik der modernen Ökonomie sowie der zeitgenössischen Ökonomietheorie konnten die Bestimmungen des gesellschaftlichen Naturverhältnisses in kapitalistischen Gesellschaften abgeleitet werden. Dabei hat sich die zweite in der Einleitung der vorliegenden Arbeit aufgestellte Hypothese bestätigt (vgl. Kapitel 1.5). Die Untersuchung hat entsprechend folgendes für das gesellschaftliche Naturverhältnis in allen kapitalistischen Gesellschaftsformationen ergeben:

Ihre Beziehung zur Natur gehen kapitalistische Gesellschaften vermittelt über die historisch und sozial besondere Form der gesellschaftlichen Arbeit in der ökonomischen Produktion praktisch ein. Die Arbeiterklasse eignet im Dienst der Kapitalistenklasse für deren Kapitalakkumulation die Natur mithilfe der Produktivkräfte im dem Kapital formell und reell unter den Verwertungsprozess subsumierten Arbeitsprozess an. In der Zirkulation (auf dem Markt) besteht kein direktes tätiges Verhältnis zur Natur, auch wenn die Natur und die kapitalistische Zirkulation ebenfalls aufeinander wirken.

Das in der Produktion eingegangene Verhältnis zur Natur ist in kapitalistischen Gesellschaften dem Verhältnis der Menschen zueinander – den Produktionsverhältnissen – untergeordnet. Die Produktion und Zirkulation dienen der Kapitalakkumulation beziehungsweise der (erweiterten) Reproduktion des Kapitals und des Kapitalverhältnisses. Ziel ist letztlich das Wachstum des ökonomischen Profits. In der Produktion und Zirkulation des Kapitals wird vierfach von der Natur abstrahiert. Das Kapital sieht ab erstens von den verschiedenen Qualitäten der Natur, zweitens von ihrer relativen Eigenständigkeit und ihren Eigengesetzlichkeiten, drittens von den Folgen der kapitalistischen Produktion und Zirkulation für die Natur sowie viertens von ihren Reproduktionskreisläufen.

Im Prozess der Reproduktion der kapitalistischen Produktionsweise wird das Herrschafts- und Ausbeutungsverhältnis zwischen Kapital und Natur reproduziert und ständig ausgeweitet, so dass die Naturzerstörung in ihren verschiedenen Ausprägungen potenziert wird. Denn die wachsende Produktion und Aneignung gesellschaftlichen Reichtums durch das Kapital hat nicht nur

die zunehmende Ausbeutung der Lohnarbeiter zur Kehrseite. Sie beinhaltet aufgrund der vierfachen Abstraktion von der Natur in Wechselwirkung mit dem Zwang, beständig mehr Natur zur Mehrwertproduktion anzueignen und in sie integrieren zu müssen (ökologischer Imperialismus[570]), auch die rücksichtslose Ausbeutung der Natur – mit den hinlänglich bekannten Naturdestruktionen und sozialen Konsequenzen.

Aufgrund ihres kontradiktorischen Verhältnisses zum Kapital in der kapitalistischen Produktionsweise und ihrer Stellung im Reproduktionsprozess bilden Arbeiterklasse und Natur die Gegenpole zur Kapitalistenklasse. Dennoch sind das Kapitalverhältnis und die Beziehung zwischen Kapital und Natur nicht identisch. Die Arbeiter verfügen zumindest über eine formal-juristische Anerkennung als Rechtssubjekte, während die Natur mangels der Fähigkeit, Klassenkämpfe führen und ihre Arbeit an die Kapitalisten verkaufen zu können, als bloßes Objekt behandelt wird.

Auf Basis dieser werttheoretisch angeleiteten Bestimmungen des Verhältnisses der kapitalistischen Gesellschaft zur Natur muss die Konsequenz gezogen werden, dass eine versöhnte Relation, also eine Gestaltung der Beziehung der menschlichen Gesellschaft zur äußeren und inneren Natur ohne gesellschaftlich verursachte Zerstörungen und unter Berücksichtigung der natürlichen Qualitäten, überhaupt nur dann möglich (sic!) ist, wenn die gesellschaftlichen Verhältnisse revolutioniert werden, die der kapitalistischen Produktionsweise zugrunde liegen. Das bedeutet, es ist erforderlich, dass erstens die gesellschaftliche Arbeit nicht über den Markt beziehungsweise über den Verkauf und Kauf von Waren, sondern von den direkten Produzenten demokratisch organisiert wird. Zweitens ist es unabdingbar, dass das Kapitalverhältnis aufgelöst wird, die Produktionsmittel kollektiv besessen und verwaltet werden, entsprechend die Trennung von Produktionsmitteln und Produzenten sowie die Entfremdung der Lohnarbeiter aufgehoben werden.

Mit diesen Erkenntnissen und Resultaten der vorliegenden Arbeit kann erstens dem diagnostizierten kulturtheoretischen Überhang im gegenwärtigen wissenschaftlich Diskurs begegnet und eine kritische, historisch-materialistische Theorie des gesellschaftlichen Naturverhältnisses weiter entwickelt werden. Zweitens ist eine Ursachenbestimmung für die Naturzerstörung in den gegenwärtigen Gesellschaftsformationen möglich: Die Ursache ist das wechselseitige Zusammenspiel der beiden ökonomisch-gesellschaftlichen Verhältnisse, auf denen kapitalistische Produktionsweisen gründen: des Kapitalverhältnisses und der Organisation der gesellschaftlichen Arbeit über die Zir-

570 Joachim Radkau liefert einige historische Beispiele für den ökologischen Imperialismus aus der Zeit des klassischen Kolonialismus, auch wenn sein theoretischer Zugang zur Geschichte ein anderer als in der vorliegenden Arbeit ist (vgl. Radkau 2000: 188ff.).

kulation. Drittens kann mit den Ergebnissen der vorliegenden Arbeiten ideologischen Vorstellungen im sozialökologischen Diskurs begegnet werden.

Beispielsweise ist es möglich abzugrenzen, in welcher Form Wachstum schädlich für das gesellschaftliche Naturverhältnis ist und inwiefern es entsprechend wissenschaftlich kritisiert und politisch verändert werden muss. Nicht ein abstraktes Wachstum abstrakt oder das Wachstum der Gesellschaft, sondern das kapitalistische Wachstum des Profits verursacht eine steigende Naturzerstörung. Eine kapitalistische Gesellschaftsformation kann nur bei Strafe ihres eigenen Untergangs schrumpfen. Wer das ökonomische Wachstum verringern und damit den Lebensnerv des Kapitals kappen will, kann dies nicht, ohne die gesellschaftlichen Verhältnisse, aus denen der Wachstumszwang hervorgeht und durch das das Kapitalverhältnis reproduziert wird, zu revolutionieren. Die Vorstellungen, „De-Growth“ (Brand 2014) oder eine „Steady-state-Economy“ (vgl. Daly 1973 und Daly 2008) innerhalb der kapitalistischen Produktionsverhältnisse zu verwirklichen, könnten also widersprüchlicher nicht sein. Weniger antagonistisch sind die Ideen, „Strategiepfade eines selektiven Wachstums“ (Rogall 2009) oder „eine Reduzierung der Umweltbelastung um den Faktor Fünf“ (von Weizäcker et al. 2010: 12) zu verfolgen, jedoch nur weil überhaupt nicht in Betracht gezogen wird, die kapitalistischen Ursachen der Naturzerstörung, wie sie in dieser Arbeit entwickelt werden, zu beheben.

Die vorliegende Arbeit veranschaulicht ferner, dass auch der sozialökologische Diskurs eines „grünen Kapitalismus“ oder „Green New Deal“ irriger kaum sein könnte. Wenn, wie in Kapitel 6 ausgeführt, in das Bewegungsgesetz der bürgerlichen Gesellschaft eingeschrieben ist, dass diese sich nur erhalten kann, indem sie die Natur zerstört, ist eine Versöhnung von Natur und Kapitalismus schlicht unmöglich. Das bedeutet keineswegs, dass „grüne“ Reformen, wie im Projekt eines „Green New Deal“ vorgesehen, grundsätzlich in kapitalistischen Produktionsweisen ausgeschlossen sind.[571] Nur bringt ein solches neokeynesianisches Projekt keinen grünen, sondern maximal einen punktuell begrünten Kapitalismus hervor. David Harvey schreibt zu Recht: „If capital is forced to internalise all of these [externalised ecological; C.S.] costs then it will go out of business. That is the simple truth.“ (Harvey 2011b) Wer also den Beweis erbringen will, dass die kapitalistische Ökonomie ohne Naturdestruktionen machbar sei, müsste nicht nur zeigen, dass es historische Ausnahmen von der Regel gibt, wie zum Beispiel den Stopp der FCKW-Nut-

571 Zum Konzept des „New Green Deal“ vgl. zum Beispiel das Kapitel 5 zu Alain Lipietz der vorliegenden Arbeit und dessen Monografie Lipietz 2012. Zur Kritik vgl. Kaufmann/Müller 2009, Candeias 2008, Candeias 2009, Zeller 2010 und Altvater 2010: 230-249.

zung, sondern theoretisch stringent herleiten können, dass ein Kapitalismus ohne Naturdestruktion ökonomisch wachsen kann.

Die Resultate der vorliegenden Arbeit zeigen schließlich, dass es weiterhin eines umfassenden Aufwands für eine Re-Theoretisierung des gesellschaftlichen Naturverhältnisses im Rahmen einer solchen marxistischen Gesellschaftstheorie bedarf. Denn mit dieser Arbeit ist für eine Theorie des Verhältnisses der kapitalistischen Gesellschaft zur Natur lediglich zweierlei direkt geleistet worden.

Erstens hat die immanente Kritik dreier Ansätze ergeben, dass diese nicht ausreichend und in wesentlichen Punkten nicht brauchbar sind, auch wenn mit ihnen zum Teil Überlegungen formuliert wurden, die für ein Verständnis des gesellschaftlichen Naturverhältnisses wertvoll sind (vgl. dazu Kapitel 3, 4 und 5).

Zweitens konnte der Grundstein einer Theorie des gesellschaftlichen Naturverhältnisses im Kapitalismus durch eine Untersuchung der Marx'schen Darstellungen der kapitalistischen Produktionsweise und ihrer Wechselbeziehung mit der Natur erarbeitet werden. Die ersten dazu nötigen analytisch-beschreibenden und kritischen „Frontbegriff[e]" (Bloch 1973: 5) stammen entsprechend aus Marx' *Kapital*.

Die ersten Bestimmungen der Beziehung zwischen Natur und kapitalistischer Gesellschaftsformation entspringen der ökonomisch-gesellschaftlichen Praxis. Aber auch wenn das Verhältnis von Natur und kapitalistischer Gesellschaft in der gesellschaftlichen Praxis zwar vorrangig in der ökonomischen Produktion gestaltet wird, wird es nicht ausschließlich ökonomisch bestimmt (vgl. MEW 3: 169). Bliebe man dabei stehen, wäre eine historisch-materialistische kritische Gesellschaftstheorie des kapitalistischen Naturverhältnisses wiederum defizitär. Ausgehend von der ökonomischen Basis wird das Verhältnis der kapitalistischen Gesellschaft zur Natur zusätzlich zur Ökonomie *mindestens* noch durch die Praxis des bürgerlichen Staates mit gestaltet, während bürgerliche Denkformen (wissenschaftliche, politische, juristische, kulturelle usw.) diese politisch-ökonomische gesellschaftliche Praxis legitimieren, sie verschleiern und individuelles Handeln an- und fehlleiten.

Im Rahmen einer historisch-materialistischen Gesellschaftstheorie des gesellschaftlichen Naturverhältnisses ist es also notwendig, in Anschluss an die Bestimmung der ökonomischen Beziehungen zwischen kapitalistischer Produktionsweise und Natur den bürgerlichen Staat und die bürgerlichen Denkformen aus der ökonomischen Produktionsweise abzuleiten, ihr Verhältnis zur Natur sowie die dialektischen Beziehungen zwischen Basis und Überbau im Verhältnis zur Natur zu bestimmen.

Für ersteres kann zwar auf einen reichhaltigen Fundus kapitalismustheoretisch angeleiteter staatstheoretischer Publikationen und Debatten der letzten knapp 110 Jahre zurückgegriffen werden.[572] Schriften, mit denen dezidiert das Verhältnis des bürgerlichen Staates zur Natur historisch materialistisch aufgearbeitet wird, existieren aber kaum. Theoretisierungen staatlichen und interstaatlichen Handelns auf Basis empirischer Forschung, zum Beispiel mit Bezug auf die Aushandlung internationaler Umweltschutzabkommen, liegen hingegen in wachsender Zahl vor, wie die umfangreichen Arbeiten von Ulrich Brand und Christoph Görg dokumentieren.

Für die Ableitung der bürgerlichen Denkformen mit Bezug auf das gesellschaftliche Naturverhältnis, zu denen insbesondere der Dualismus von Natur und Geist zu zählen ist, gibt es bereits geeignete Vorarbeiten von Dieter Wolf (vgl. Wolf 2007a, Wolf 2012a und Wolf 2013b), der von Marx' und Engels' Erkenntnissen über den Zusammenhang von Gesellschafts-, Natur- und Denkformen ausgeht (vgl. MEW 3: 39, MEW 20: 498 und MEW 37: 492). Dieter Wolf zufolge sei der Gegensatz von Natur und Geist die Grundlage einer „Ersatzvermittlung" (Wolf 2012a.: 3) für den nicht begriffenen Zusammenhang zwischen Natur-, Gesellschafts- und Denkformen, wie er durch die historisch spezifische Form der gesellschaftlichen Arbeit praktisch hergestellt wird. Diese Ersatzvermittlung kann dann wiederum zum Beispiel in der Philosophie oder Soziologie verschiedenen weiterentwickelte Formen annehmen. Die ökonomisch-gesellschaftlichen Praxis erzeugt die verschiedenen Fetischformen der kapitalistischen Produktionsweise, die ein falsches Verständnis von ihr hervorbringen und die Erkenntnis von ihr verstellen. Aufgrund dessen entstehen Ersatzvermittlungen zur Erklärung gesellschaftlicher oder natürlicher Phänomene (vgl. Wolf 2006: 105-109). Die Fetischformen, die aus den ökonomisch-gesellschaftlichen Verhältnissen hervorgehen, sind die „*Ursache für die Erzeugung des Gegensatzes von Natur und Geist […]. Dieser der Einheit von Natur und Menschengeschichte äußerliche und fremde Gegensatz beherrscht […] die Philosophie- und Wissenschaftsgeschichte bis auf den heutigen Tag.*" (Ebd.: 109, Herv.i.O.)

Nur unter Berücksichtigung der politischen Form und der Denkformen kapitalistischer Gesellschaften lässt sich die Beziehung der kapitalistischen Gesellschaft zur Natur und letztlich ihrer Rollen im Zusammenhang von Natur-, Gesellschafts- und Denkform in der Wissenschaft von der Geschichte

572 Das Reservoir staatstheoretischer Arbeiten, das zu erschließen wäre, umfasst mindestens die Schriften Montesquieus, Rousseaus, Webers und Lenins ebenso wie die einschlägigen Arbeiten von Paschukanis, Gramsci, Poulantzas, die Beiträge zur deutschen Staatsableitungsdebatte und die an diese Standpunkte anschließenden Theorien.

vollständig bestimmen. Für diese noch zu bewältigenden Forschungsaufgaben kann die vorliegende Arbeit einen Ausgangspunkt bilden.

Die Befunde dieser Arbeit – wie alle Resultate wissenschaftlicher Arbeit – reichen selbstverständlich über ihren erkenntnistheoretischen und wissenschaftlichen Gehalt hinaus. Sollen die Naturzerstörungen in ihren vielfältigen Formen beendet und soll die Natur entsprechend ihrer eigenen Qualitäten anerkannt werden, ist ein Bruch mit der gegenwärtigen kapitalistischen Form und die Neugestaltung des gesellschaftlichen Naturverhältnisses alternativlos. Soweit dies hier entwickelt werden kann, wäre es für ein solches Vorhaben notwendig, ausgehend von der Arbeiterklasse und den Marginalisierten eine politisch-ökonomische Allianz um ein ökokommunistisches Projekt in Staat und Gesellschaft beziehungsweise Staat und Zivilgesellschaft herum aufzubauen, das nicht nur für die Hegemonie für einen sozialökologischen Umbau oder eine sozialökologischen Transformation innerhalb des Kapitalismus – also ein neues möglicherweise neokeynesianisches, postneoliberales kapitalistisches Entwicklungsmodell – streitet, sondern eben für einen Bruch mit der real existierenden kapitalistischen Gesellschaftsformation. Damit ist nicht gemeint, den „realen Sozialismus“ wieder aufleben zu lassen. Aber, so könnte man ein Resultat dieser Arbeit formulieren, nachhaltig im konsequenten Sinn des Wortes wäre – nur eine kommunistische Gesellschaftsformation im originären Marx’schen Sinne (vgl. Kapitel 6.6).

Im Rahmen eines solchen strategischen Projekts sind Reformen keineswegs ausgeschlossen, solange sie zum Beispiel im Geiste von Rosa Luxemburgs „revolutionärer Realpolitik“ (Luxemburg GW 1.2: 373) verfolgt und umgesetzt werden. Allerdings können sich diese gerade nicht auf neue internationale Umwelt- und Tierschutzabkommen, Steueranreize, Subventionen und andere finanzielle Förderungsmodelle, die Entwicklung neuer Technologien und Verbraucherschutzbestimmungen etc. beschränken. Die Reformen müssen erstens die Produktion und schließlich die Produktionsweise als reale Ursache der ökologischen Devastationen einschließen.

Die Ergebnisse einer kritischen und gesellschaftstheoretischen Untersuchung der Ursachen der Naturzerstörung in allen ihren vielfältigen Formen – die Folgen der unvernünftigen Triebunterdrückung in der Klassengesellschaft, der industrialisierten Ermordung von Milliarden leidensfähigen Tieren, des rücksichtslosen Raubbaus an der Natur wie etwa durch Abholzung im Regenwald, der Verseuchung der Erde usw. und letztlich die damit einhergehende reale Bedrohung für Leib und Leben vor allem des Proletariats und der marginalisierten Klassen – führt zu demselben Schluss, wie ihn der kritischen Theoretiker Herbert Marcuse bereits 1972 in seinem viel beachteten

und diskutierten Essay *Konterrevolution und Revolte* niederschrieb: „Auch die Natur wartet auf die Revolution.“ (Marcuse S 9: 77)

8 Literaturverzeichnis

Adorno, Theodor Wiesengrund (1971a): Zur Metakritik der Erkenntnistheorie. In: Tiedemann, Rolf (Hg.): Theodor W. Adorno. Gesammelte Schriften. Band 5. Frankfurt a.M. S. 7-246.

Adorno, Theodor Wiesengrund (1971b): Drei Studien zu Hegel. In: Tiedemann, Rolf (Hg.): Theodor W. Adorno. Gesammelte Schriften. Band 5. Frankfurt a.M. S. 247-382.

Adorno, Theodor Wiesengrund (1973a): Die Idee der Naturgeschichte. In: Tiedemann, Rolf (Hg.): Theodor W. Adorno. Gesammelte Schriften. Band 1. Frankfurt a.M. S. 355–371.

Adorno, Theodor Wiesengrund (1973b): Negative Dialektik. In: Tiedemann, Rolf (Hg.): Theodor W. Adorno. Gesammelte Schriften. Band 6. Frankfurt a.M. S. 7-412.

Adorno, Theodor W (1973c): Die Aktualität der Philosophie. In: Tiedemann, Rolf (Hg.): Theodor W. Adorno. Gesammelte Schriften. Band 1. Frankfurt a.M. S. 325-344.

Adorno, Theodor Wiesengrund (1975): Kulturkritik und Gesellschaft. In: Tiedemann, Rolf (Hg.): Theodor W. Adorno. Gesammelte Schriften. Band 10.1. Frankfurt a.M. S. 11-31.

Adorno, Theodor Wiesengrund (1977a): Wozu noch Philosophie. In: Tiedemann, Rolf (Hg.): Theodor W. Adorno. Gesammelte Schriften. Band 10.2. Frankfurt a.M. S. 459-473.

Adorno, Theodor Wiesengrund (1977b): Was bedeutet: Aufarbeitung der Vergangenheit. In: Tiedemann, Rolf (Hg.): Theodor W. Adorno. Gesammelte Schriften. Band 10.2. Frankfurt a.M. S. 555-572.

Adorno, Theodor Wiesengrund (1977c): Anmerkungen zum philosophischen Denken. In: Tiedemann, Rolf (Hg.): Theodor W. Adorno. Gesammelte Schriften. Band 10.2. Frankfurt a.M. S. 599-607.

Adorno, Theodor Wiesengrund (1977d): Marginalien zu Theorie und Praxis. In: Tiedemann, Rolf (Hg.): Theodor W. Adorno. Gesammelte Schriften. Band 10.2. Frankfurt a.M. S. 759-783.

Adorno, Theodor Wiesengrund (1979a): Spätkapitalismus und Industriegesellschaft. In: Tiedemann, Rolf (Hg.): Theodor W. Adorno. Gesammelte Schriften. Band 8. Frankfurt a.M. Berlin/Frankfurt a.M. S. 354-370.

Adorno, Theodor Wiesengrund (1979b): Reflexionen zur Klassentheorie. In: Tiedemann, Rolf (Hg.): Theodor W. Adorno. Gesammelte Schriften. Band 8. Frankfurt a.M. S. 373-391.

Adorno, Theodor Wiesengrund (2001a): Kind mit dem Bade. In: Tiedemann, Rolf (Hg.): Theodor W. Adorno. Gesammelte Schriften. Band 4. Frankfurt a.M. S. 48-49.

Adorno, Theodor Wiesengrund (2001b): Zwergobst. In: Tiedemann, Rolf (Hg.): Theodor W. Adorno. Gesammelte Schriften. Band 4. Frankfurt a.M. S. 54-55.

Adorno, Theodor Wiesengrund (2001c): „Wie scheint doch alles Werdende so krank." In: Tiedemann, Rolf (Hg.): Theodor W. Adorno. Gesammelte Schriften. Band 4. Frankfurt a.M. S. 78-80.
Adorno, Theodor Wiesengrund (2001d): Melange. In: Tiedemann, Rolf (Hg.): Theodor W. Adorno. Gesammelte Schriften. Band 4. Frankfurt a.M. S. 113-114.
Adorno, Theodor Wiesengrund (2001e): Vermächtnis. In: Tiedemann, Rolf (Hg.): Theodor W. Adorno. Gesammelte Schriften. Band 4. Frankfurt a.M. S. 169-171.
Adorno, Theodor Wiesengrund (2001f): Philemon und Baucis. In: Tiedemann, Rolf (Hg.): Theodor W. Adorno. Gesammelte Schriften. Band 4. Frankfurt a.M. S. 194-195.
Adorno, Theodor Wiesengrund (2007): Vorlesung zu Negative Dialektik. Fragmente zur Vorlesung 1965/66. Frankfurt a.M.
Aglietta, Michel (1979/2000): A Theory of Capitalist Regulation. The US Experience. London/New York.
Aglietta, Michel (2000): Ein neues Akkumulationsregime. Die Regulationstheorie auf dem Prüfstand. Hamburg.
Aglietta, Michel (2002): Die finanzielle Globalisierung. In: Aglietta, Michel et al. (Hg.): Umbau der Märkte. Akkumulation-Finanzkapital-Soziale Kräfte. Hamburg. S. 9-24.
Aglietta, Michel und Rebérioux, Antoine (2005): Vom Finanzkapitalismus zur Wiederbelebung der sozialen Demokratie. Supplement der Zeitschrift Sozialismus. Nr. 3. Hamburg.
allgemeine fleischer zeitung (afz) (2013): SPEZIAL. Top-Unternehmen 2012. Nr. 47. Frankfurt a.M.
Althusser, Louis (1968): Für Marx. Frankfurt a.M.
Althusser, Louis (2010): Ideologie und ideologische Staatsapparate. Gesammelte Schriften. Band 5. 1. Halbband. Hamburg.
Althusser, Louis und Balibar, Etienne (1972): Das Kapital lesen. Band I und II. 2. Ausgabe. Hamburg.
Altvater, Elmar (1986): Lebensgrundlage (Natur) und Lebensunterhalt (Arbeit). Zum Verhältnis von Ökologie und Ökonomie in der Krise. In: Altvater, Elmar et al. (Hg.): Markt, Mensch, Natur – Zur Vermarktung von Arbeit und Umwelt. Hamburg. S. 133-155.
Altvater, Elmar (1992): Der Preis des Wohlstands: oder Umweltplünderung und neue Welt(un)ordnung. Münster.
Altvater, Elmar (2010): Der große Krach oder die Jahrhundertkrise von Wirtschaft und Finanzen, von Politik und Natur. Münster.
Altvater, Elmar et al. (1986) (Hg.): Markt, Mensch, Natur – Zur Vermarktung von Arbeit und Umwelt. Hamburg.
Altvater, Elmar und Mahnkopf, Birgit (1996): Grenzen der Globalisierung: Ökonomie, Ökologie und Politik in der Weltgesellschaft. Münster.
Anderson, Benedict (2005): Die Erfindung der Nation – Zur Karriere eines folgenreichen Konzepts. 2. erweiterte Auflage. Frankfurt a.M.
Arrighi, Giovanni (1994): The Long Twentieth Century: Money, Power, and the Origins of Our Times. London/New York.

Arrighi, Giovanni (2008): Adam Smith in Beijing. Die Genealogie des 21. Jahrhunderts. Hamburg.
Atkinson, Adrian (1991): Principles of Political Ecology. London.
Balsamo, Anne Marie (1996): Technologies of the Gendered Bodies: Reading Cyborg Women. Durham.
Baran, Paul A. und Sweezy, Paul M. (1967): Monopolkapital. Ein Essay über die amerikanische Wirtschafts- und Gesellschaftsordnung. Frankfurt a.M.
Bauer, Birgit (1999): Wer spricht für den Jaguar – Donna Haraways antispeziesistischer Ausflug nach Anderswo. In: Tierrechtsaktion Nord (Hg.): Leiden beredt werden zu lassen, ist Bedingung aller Wahrheit. Reflexionen zum Mensch-Tier-Verhältnis. Hamburg. S. 29-44.
Bauer, Birgit (2001): Identity is the crisis, can't you see? In: AG LesBiSchwule Studien/Queer Studies (Hg.): Jenseits der Geschlechtergrenzen. Sexualitäten, Identitäten und Körper in Perspektiven von Queer Studies. Hamburg. S. 330-345.
Beck, Ulrich (1986): Risikogesellschaft – Auf dem Weg in eine andere Moderne. Frankfurt a.M.
Becker, Egon (2003): Soziale Ökologie: Konturen und Konzepte einer neuen Wissenschaft. In: Matschonat, Gunda und Gerber, Alexander (Hg.): Wissenschaftstheoretische Perspektiven für die Umweltwissenschaften. Weikersheim. S. 165-195.
Becker, Egon (2006): Gegen das Verwischen der Differenz von Gesellschaft und Natur. Kommentar zum Potsdamer Manifest 2005 „We have to learn to think in a new way!" ISOE-Diskussionspapiere. Nr. 28. Online unter: http://vdw-ev.de/manifest/vdw/EBecker_gegen_verwischen.pdf (zuletzt geprüft am 29.07.2015).
Becker, Egon und Jahn, Thomas (2003): Umrisse einer Kritischen Theorie gesellschaftlicher Naturverhältnisse. In: Böhme, Gernot und Manzei, Alexandra (Hg.): Kritische Theorie der Technik und der Natur. München. S. 91-112.
Becker, Egon und Jahn, Thomas (Hg.) (2006): Soziale Ökologie. Grundzüge einer Wissenschaft von den gesellschaftlichen Naturverhältnissen. Frankfurt a.M./New York.
Becker, Egon, Jahn, Thomas und Schramm, Engelbert (1999): Sozial-ökologische Forschung – Rahmenkonzept für einen neuen Förderschwerpunkt. Gutachten des Instituts für Sozial-Ökologische Forschung (ISOE) zum Grundkonzept des neuen Förderschwerpunktes des Bundesministeriums für Bildung und Forschung (BMBF). Online unter: http://www.isoe.de/ftp/sozoek.pdf (zuletzt geprüft am 29.07.2015).
Becker, Joachim (2002): Akkumulation, Regulation, Territorium. Zur kritischen Rekonstruktion der französischen Regulationstheorie. Marburg.
Becker-Schmidt, Regina (2003): Erkenntniskritik, Wissenschaftskritik, Gesellschaftskritik – Positionen von Donna Haraway und Theodor W. Adorno kontrovers diskutiert. IWM Working Paper. Nr. 1. Wien. Online unter: http://www.aletta.nu/epublications/2002/erkenntniskritikwissenschaftskritikgesellschaftskritik.pdf (zuletzt geprüft am 29.07.2015).
Becker-Schmidt, Regina und Axeli-Knapp, Gudrun (2000): Feministische Theorien – zur Einführung. Frankfurt a.M.

Behrens, Roger (1999): Die Rückkehr der Kulturindustriethese als Dancefloorversion. Zur Dialektik materialistischer Pop- und Subkulturkritik. In: jour-fixe-initiative berlin (Hg.): Kritische Theorie und Poststrukturalismus – Theoretische Lockerungsübungen. Argument Sonderband 271. Berlin/Hamburg. S. 53-62.

Belina, Bernd (2013): Raum. Zu den Grundlagen eines historisch-geographischen Materialismus. Reihe Einstiege. Grundbegriffe der Sozialphilosophie und Gesellschaftstheorie. Band 20. Münster.

Belina, Bernd und Michel, Boris (2011): Raumproduktionen. In: Belina, Bernd und Michel, Boris (Hg.): Raumproduktionen. Beiträge der *Radical Geography.* Eine Zwischenbilanz. Raumproduktionen: Theorie und gesellschaftliche Praxis. Band 1. Münster.

Bell, David (2007): Cyberculture Theorists. Manuel Castells and Donna Haraway. New York.

Benton, Ted (Hg.) (1996): The Greening of Marxism. New York.

biotechnologie.de (2011): Die deutsche Biotechnologie-Branche. Eine Initiative des Bundesministeriums für Bildung und Forschung. Online unter: www.biotechnologie.de/BIO/Redaktion/PDF/de/umfrage/2011-umfrage,property=pdf,bereich=bio,sprache=de,rwb=true.pdf (zuletzt geprüft am 29.07.2015).

Bischoff, Joachim (2002): Ein neues Akkumulationsregime? In: Aglietta, Michel et al. (Hg.): Umbau der Märkte. Akkumulation-Finanzkapital-Soziale Kräfte. Hamburg. S. 76-91.

Bloch, Ernst (1973): Das Prinzip Hoffnung. 3 Bände. Frankfurt a.M.

Böhme, Gernot (2003): „...vom Interesse an vernünftigen Zuständen durchherrscht...“ In: Böhme, Gernot und Manzei, Alexandra (Hg.): Kritische Theorie der Technik und der Natur. München. S. 13-24.

Böhme, Gernot und Manzei, Alexandra (Hg.) (2003): Kritische Theorie der Technik und der Natur. München.

Bould, Mark et al. (Hg.) (2009): The Routledge Companion to Science Fiction. New York.

Brand, Ulrich (1998): Öko-Kapitalismus? In: Stötzel, Regina et al. (Hg.): Ungleichheit als Projekt: Globalisierung – Standort – Neoliberalismus. Marburg. S. 89-110.

Brand, Ulrich (2000): Nichtregierungsorganisationen, Staat und ökologische Krise. Konturen kritischer NRO-Forschung. Das Beispiel der biologischen Vielfalt. Münster.

Brand, Ulrich (2001a): Radikaler Reformismus im globalisierten Kapitalismus Neubestimmungen nach „Seattle“ und „Genua“. In: Informationsstelle Lateinamerika (ila): Geld. ¿Gerechtigkeit? Geld. Dossier Geld Gerechtigkeit. Nr. 248. Berlin. S. 5-7.

Brand, Ulrich (2001b): Globalisierungskritik. In: Fritz Haug, Wolfgang (Hg.): Historisch-Kritisches Wörterbuch des Marxismus. Band 5. Berlin. Online unter: http://www.inkrit.de/hkwm/artikel/Globalisierungskritik.pdf (zuletzt geprüft am 29.07.2015).

Brand, Ulrich (2004): Kritische Theorie der Nord-Süd-Verhältnisse. Krisenexternalisierung, fragmentierte Hegemonie und die zapatistische Herausforderung. In: Demirovic, Alex, Beerhorst, Joachim und Guggemos, Michael (Hg.): Kritische Theorie im gesellschaftlichen Strukturwandel. Frankfurt a.M. S. 94-127.
Brand, Ulrich (2007a): Wie „grün“ muss die Linke sein? Zur Frage der Gerechtigkeit: Verkürzungen der aktuellen Klimadebatte und herrschender Nachhaltigkeit. In: Rosa-Luxemburg-Stiftung. Gesellschaftsanalyse und Politische Bildung e.V. (Hg.): Standpunkte. Nr. 6. Berlin.
Brand, Ulrich (2007b): Gegen-Hegemonie. In: Brand, Ulrich, Lösch, Bettina und Thimmel, Stefan (Hg.): ABC der Alternativen. Von „Ästhetik des Widerstands“ bis „Ziviler Ungehorsam“. Hamburg. S. 66-67.
Brand, Ulrich (2008a): „Umwelt“ in der neoliberal-imperialen Politik. Sozial-ökologische Perspektiven demokratischer Gesellschaftspolitik. In: Widerspruch. Nr. 54. Zürich. S. 139-148.
Brand, Ulrich (2008b): Postneoliberale Antworten auf die ökologische Krise. In: Das Argument: Krise des Kapitalismus. Kritik gesellschaftlicher Naturverhältnisse. 50. Jahrgang. Nr. 279. Heft 6. Berlin. S. 858-866.
Brand, Ulrich (2009a): Schillernd und technokratisch. Grüner New Deal als *magic bullet* in der Krise des neoliberal-imperialen Kapitalismus. In: PROKLA 156: Ökologie in der Krise. 39. Jahrgang. Nr. 3. S. 475-482.
Brand, Ulrich (2009b): Environmental crises and the ambiguous postneoliberalising of nature. In: Development Dialogue: Postneoliberalism – A beginning debate. Nr. 51. Uppsala. S. 103-118.
Brand, Ulrich (2009c): Die Multiple Krise. Dynamik und Zusammenhang der Krisendimensionen, Anforderungen an politische Institutionen und Chancen progressiver Politik. In: Heinrich-Böll-Stiftung (Hg.): Policy Paper. Berlin.
Brand, Ulrich (2009d): The internationalized state and its functions and modes in the global governance of biodiversity. A neo-Poulantzian interpretation. In: Kütting, Gabriela und Lipschutz, Ronnie D. (Hg.): Environmental governance, power and knowledge in a local-global world. S. 100-123.
Brand, Ulrich (Hg.) (2010a): Globale Umweltpolitik und Internationalisierung des Staates. Biodiversitätspolitik aus strategisch-relationaler Perspektive. Münster.
Brand, Ulrich (2010b): Internationale Umweltpolitik aus strategisch-relationaler Perspektive erforschen. Zur Problemstellung der Studie. In: Brand, Ulrich (Hg.): Globale Umweltpolitik und Internationalisierung des Staates. Biodiversitätspolitik aus strategisch-relationaler Perspektive. Münster. S. 15-26.
Brand, Ulrich (2011a): Post-Neoliberalismus? Aktuelle Konflikte. Gegen-Hegemoniale Strategien. Hamburg.
Brand, Ulrich (2011b): Der Staat als soziales Verhältnis. In: Lösch, Bettina und Thimmel, Andreas (Hg.): Kritische politische Bildung. Ein Handbuch. Bundeszentrale für politische Bildung. Band 1085. Bonn. S. 145-156.
Brand, Ulrich (2012): Schöne Grüne Welt. Über die Mythen der Green Economy. Reihe: luxemburg argumente. Nr. 3. Berlin.
Brand, Ulrich (2014): De-Growth: Der Beginn einer Bewegung? In: Blätter für deutsche und internationale Politik. 59. Jahrgang. Heft 10/2014. Berlin. S. 29-32.

Brand, Ulrich und Becker, Steffen (1994): Fehlschlüssel und „blinde Flecken“ ökologischer Wachstumskritik. In: Arbeitsgruppe Ökologische Wirtschaftspolitik (Hg.): Ökologische und soziale Bedingungen des deutschen Einigungsprozesses. Marburg. S. 171-180.

Brand, Ulrich und Becker, Steffen (1996): Öko-Kapitalismus? – Zur Regulation von Kapitalakkumulation und gesellschaftlichen Naturverhältnissen. In: Buch, Michael und Krebs, Hans-Peter: Unternehmen Globus: Facetten nachfordistischer Regulation. Münster. S. 116-140.

Brand, Ulrich et al. (2009): Radical climate change politics in Copenhagen und beyond: From criticism to action? In: Brand, Ulrich et al. (Hg.): Contours of Climate Justice. Ideas for shaping new climate and energy politics. Critical Currents. Dag Hammarskjöld Foundation. Occasional Papers Series. Nr. 6. Uppsala. S. 9-16.

Brand, Ulrich et al. (2013a): Einleitung – Lesarten kapitalistischer Entwicklung. In: Brand, Ulrich et al. (Hg.) (2013): Fit für die Krise? Perspektiven der Regulationstheorie. Münster. S. 7-23.

Brand, Ulrich et al. (Hg.) (2013b): Fit für die Krise? Perspektiven der Regulationstheorie. Münster.

Brand, Ulrich und Kalcsics, Monika (Hg.) (2002a): Wem gehört die Natur? Konflikte um genetische Ressourcen in Lateinamerika. ¡Atención! Jahrbuch des Österreichischen Lateinamerika-Instituts. Band 5. Frankfurt a.M.

Brand, Ulrich und Kalcsics, Monika (2002b): Planungssicherheit und Patente. Einleitung. In: Brand, Ulrich und Kalcsics, Monika (Hg.): Wem gehört die Natur? Konflikte um genetische Ressourcen in Lateinamerika. ¡Atención! Jahrbuch des Österreichischen Lateinamerika-Instituts. Band 5. Frankfurt a.M. S. 7-17.

Brand, Ulrich und Raza, Werner (Hg.) (2003a): Fit für den Postfordismus? Theoretisch-politische Perspektiven des Regulationsansatzes. Münster.

Brand, Ulrich und Raza, Werner (2003b): Einleitung: Der Regulationsansatz als Fordismus- oder Kapitalismustheorie. In: Brand, Ulrich und Raza, Werner (Hg.): Fit für den Postfordismus? Theoretisch-politische Perspektiven des Regulationsansatzes. Münster. S. 7-17.

Brand, Ulrich und Sekler, Nicola (2009): Postneoliberalism: catch-all word or valuable analytical and political concept? – Aims of a beginning debate. In: Development Dialogue: Postneoliberalism – A beginning debate. Nr. 51. Uppsala. S. 5-14.

Brand, Ulrich und Wissen, Markus (2008): Globale soziale Bewegungen und materialistische Menschenrechtspolitik – Einsichten aus Konflikten um die Gestaltung der gesellschaftlichen Naturverhältnisse. In: Komitee für Grundrechte und Demokratie (Hg.): Yearbook 2008: Die globale Transformation menschenrechtlicher Demokratie. Münster. S. 71-83.

Brand, Ulrich und Wissen, Markus (2013): Strategien einer Green Economy, Konturen eines grünen Kapitalismus: zeitdiagnostische und forschungsprogrammatische Überlegungen. In: Brand, Ulrich et al. (Hg.) (2013): Fit für die Krise? Perspektiven der Regulationstheorie. Münster. S. 132-149.

Braun, Kathrin (1998): Mensch, Tier, Chimäre. Grenzauflösungen durch Technologie. In: Knapp, Gudrun-Axeli (Hg.): Kurskorrekturen. Feminismus zwischen Kritischer Theorie und Postmoderne. Frankfurt a.M./New York. S. 153-177.

Bundesministeriums für Bildung und Forschung (BMBF) (ohne Zeitangabe): Sozial-ökologische Forschung. Online unter: http://www.bmbf.de/de/972.php (zuletzt geprüft am 29.07.2015).
Bundeszentrale für Politische Bildung (ohne Zeitangabe): Dossier Klimawandel. Online unter: http://www.bpb.de/gesellschaft/umwelt/klimawandel/ (zuletzt geprüft am 29.07.2015).
Burkett, Paul (1999): Marx and Nature: A Red and Green Perspective. New York.
Burkett, Paul (2000): Marxism and Ecology. A Comment on Lipietz. In: Capitalism Nature Socialism. 11. Jahrgang. Nr. 2. London/New York. S. 90-96.
Burkett, Paul (2009): Marxism and Ecological Economics: Toward a Red and Green Political Economy. Chicago.
Buschka, Sonja et al. (2012): Gesellschaft und Tiere – Grundlagen und Perspektiven der Human-Animal Studies. In: Bundeszentrale für politische Bildung (Hg.): Aus Politik und Zeitgeschichte. 62. Jahrgang. Nr. 8-9. Bonn. S. 20-27.
Butler, Judith (1991): Das Unbehagen der Geschlechter. Frankfurt a.M.
Campbell, Kirsten (2004): The Promise of Feminist Reflexivities: Developing Donna Haraway's Project for Feminist Science Studies. In: Hypatia. Band 19. Nr. 1. Indiana. S. 162-182.
Candeias, Mario (2009): „This party is over..." – Krise, neuer Staatsinterventionismus und grüner New Deal. In: Candeias, Mario und Rilling, Rainer (Hg.): Krise. Neues vom Finanzkapitalismus und seinem Staat. Reihe: Texte/Rosa-Luxemburg-Stiftung. Band 55. Berlin. S. 10-37.
Candeias, Mario und Kuhn, Armin (2008): Grüner New Deal – kapitalistischer Weg aus der Krise? In: Das Argument: Krise des Kapitalismus. Kritik gesellschaftlicher Naturverhältnisse. 50. Jahrgang. Nr. 279. Heft 6. Berlin. S. 805-812.
Capitalism Nature Socialism. 11. Jahrgang. Nr. 2. London/New York 2000.
Chimaira – Arbeitskreis für Human-Animal-Studies (Hg.) (2011): Human-Animal Studies – Über die gesellschaftliche Natur von Mensch-Tier-Verhältnissen. Bielefeld.
Clements, Kath (1996): Über Ethik in der Ernährung und die Notwendigkeit eines Wandels. Göttingen.
Contreras Sheasby, Walter (2000): On Political Ecology and the Future of Marxism: A Comment on Alain Lipietz. In: Capitalism Nature Socialism. 11. Jahrgang. Nr. 2. London/New York. S. 96-101.
Czeskleba-Dupont, Rolf und Tjaden, Karl Hermann (2008): Marx, Mensch und die übrige Natur. Die Frage nach einer umfassend reproduktiven Ordnung. In: Das Argument: Krise des Kapitalismus. Kritik gesellschaftlicher Naturverhältnisse. 50. Jahrgang. Nr. 279. Heft 6. Berlin. S. 839-847.
Czeskleba-Dupont, Rolf und Tjaden, Karl Hermann (2013): Ökosozialismus, Ökokapitalismus und „Wachstumszwang". In: Z – Zeitschrift Marxistische Erneuerung. Nr. 94. S. 161-169.
Daly, Herman (Hg.) (1973): Toward a steady-state economy. San Francisco.

Daly, Herman (2008): A Steady-State Economy: A Failed Growth Economy and a Steady-State Economy Are Not the Same Thing; They Are the Very Different Alternatives We Face. UK Sustainable Development Commission. Reports & Papers. Nr. 5. London.
Demirovic, Alex (1995): Wahrheitspolitik – Zum Problem der Geschichte der Philosophie. In: Weigel, Sigrid (Hg.): Flaschenpost und Postkarte – Korrespondenzen zwischen Kritischer Theorie und Poststrukturalismus. Köln. S. 91-116.
Demirovic, Alex et al. (Hg.) (1992): Hegemonie und Staat. Kapitalistische Regulation als Projekt und Prozeß. Münster.
Deuber-Mankowsky, Astrid (2007): Praktiken der Illusion. Kant, Nietzsche, Cohen, Benjamin bis Donna J. Haraway. Berlin.
Donawerth, Jane (2009): Feminisms. In: Bould, Mark et al. (Hg.): The Routledge Companion to Science Fiction. New York. S. 214-224.
Downey, Gary Lee und Dumit, Joseph (1997): Cyborgs & Citadels: Anthropological Interventions in Emerging Sciences and Technologies. Seminar on „Cyborg Anthropology" held at the School of American research in October 1993. Santa Fe.
Eser, Patrick (2008): Perspektiven der Regulationstheorie. Sozialtheoretische Reformulierungsversuche. Hamburg.
Faber, Daniel und Grossmann, Allison (2000): The Political Ecology of Marxism. Capitalism Nature Socialism. Band 11. Nr. 2. London/New York. S. 71-77.
Ferreira, Marcelo et al. (2007): Jury's Decision. Permanent People's Tribunal. Session on Biodiversity in Colombia. Third Hearing. Humanitarian Zone Cacarica. Online unter: http://www.wrm.org.uy/oldsite/countries/Colombia/biodiversity.pdf (zuletzt geprüft am 29.07.2015).
Forsyth, Timothy J. (2003): Critical Political Ecology. The Politics of Environmental Science. London/New York.
Foster, John Bellamy (2000): Marx's Ecology. Materialism and Nature. New York.
Foster, John Bellamy (2002): Ecology Against Capitalism. New York.
Foster, John Bellamy et al. (2011): Der ökologische Bruch – Der Krieg des Kapitals gegen den Planeten. Hamburg.
Foster, John Bellamy und Magdoff, Fred (2012): Was jeder Umweltschützer über den Kapitalismus wissen muss. Hamburg.
Foucault, Michel (1974): Die Ordnung des Diskurses. Inauguralvorlesung am Collège de France 2. Dezember 1970. München.
Foucault, Michel (1976): Überwachen und Strafen. Die Geburt des Gefängnisses. Frankfurt a.M.
Foucault, Michel (1978): Dispositive der Macht – Über Sexualität, Wissen und Wahrheit. Berlin.
Foucault, Michel (1981): Archäologie des Wissens. Frankfurt a.M.
Foucault, Michel (1983): Der Wille zum Wissen. Sexualität und Wahrheit I. Frankfurt a.M.
Foucault, Michel (2006a): Sicherheit, Territorium, Bevölkerung – Geschichte der Gouvernementalität I. Frankfurt a.M.
Foucault, Michel (2006b): Die Geburt der Biopolitik – Geschichte der Gouvernementalität II. Frankfurt a.M.

García Márquez, Gabriel (2004): Leben, um davon zu erzählen. Köln.
Gerns, Willi (2011): Zu einigen Aspekten der Engels-Kritik in der bürgerlichen Marx-Engels-Rezeption. In: Marxistische Blätter. 49. Jahrgang. Nr. 3. Essen. S. 75-83.
Gewerkschaft Nahrung-Genuss-Gaststätten (NGG) (2012): Branchenbericht 2012. Schlachten und Verarbeitung. Nicht mehr online verfügbar. Liegt dem Autor vor.
Gewerkschaft Nahrung-Genuss-Gaststätten (NGG) (2013): Branchenbericht 2013. Schlachten und Verarbeitung. Online unter: http://www.ngg.net/branche_betrieb/fleisch/branchen_info/branchenbericht-fleisch-2013.pdf (zuletzt geprüft am 29.07.2015).
Gloy, Karen (1995): Das Verständnis der Natur. Band 1. Die Geschichte des wissenschaftlichen Denkens. München.
Görg, Christoph (1994a): Regulation – ein neues Paradigma? In: Görg, Christoph, Hirsch, Joachim und Esser, Josef (Hg.): Politik, Institutionen und Staat. Zur Kritik der Regulationstheorie. Hamburg. S. 13-30.
Görg, Christoph (1994b): Der Institutionenbegriff in der „Theorie der Strukturierung". In: Görg, Christoph, Hirsch, Joachim und Esser, Josef (Hg.): Politik, Institutionen und Staat. Zur Kritik der Regulationstheorie. Hamburg. S. 31-84.
Görg, Christoph (1994c): Krise und Institution. In: Görg, Christoph, Hirsch, Joachim und Esser, Josef (Hg.): Politik, Institutionen und Staat. Zur Kritik der Regulationstheorie. Hamburg. S. 85-132.
Görg, Christoph (1994d): „Vom Nutzen und Nachteil der Soziologie für das Leben" oder: Wozu taugt heute Soziologie? Eine Einleitung. In: Görg, Christoph (Hg.): Gesellschaft im Übergang. Perspektiven kritischer Soziologie. Darmstadt. S. 1-17.
Görg, Christoph (Hg.) (1994e): Gesellschaft im Übergang. Perspektiven kritischer Soziologie. Darmstadt.
Görg, Christoph (1998a): Die Regulation der biologischen Vielfalt und die Krise gesellschaftlicher Naturverhältnisse. In: Görg, Christoph, Flitner, Michael und Heins, Volker (Hg.): Konfliktfeld Natur. Biologische Ressourcen und globale Politik. Opladen. S. 39-62.
Görg, Christoph (1998b): Gestaltung als Strukturproblem. Zu einer Soziologie der gesellschaftlichen Naturverhältnisse. In: Brand, Karl-Werner (Hg.): Soziologie und Natur. Theoretische Perspektiven. Opladen. S. 53-74.
Görg, Christoph (1999a): Gesellschaftliche Naturverhältnisse. Münster.
Görg, Christoph (1999b): Erhalt der biologischen Vielfalt – zwischen Umweltproblem und Ressourcenkonflikt. In: Görg, Christoph et al. (Hg.): Zugänge zur Biodiversität. Disziplinäre Thematisierungen und Möglichkeiten integrierender Ansätze. Marburg. S. 279-306.
Görg, Christoph (2001): Gesellschaftliche Naturverhältnisse und die Transformation des globalen Kapitalismus. Vortrag gehalten bei der Roten Ruhr Universität Bochum. Erschienen in japanischer Sprache in: associé. Nr. 7. Tokio. Online unter: http://www.rote-ruhr-uni.com/cms/local/cache-vignettes/L52xH52/pdf-d7486.png (zuletzt geprüft am 29.07.2015).

Görg, Christoph (2002): Biodiversität – ein neues Konfliktfeld in der internationalen Politik. In: Brand, Ulrich und Kalcsics, Monika (Hg.): Wem gehört die Natur? Konflikte um genetische Ressourcen in Lateinamerika. ¡Atención! Jahrbuch des Österreichischen Lateinamerika-Instituts. Band 5. Frankfurt a.M. S. 18-29.
Görg, Christoph (2003a): Regulation der Naturverhältnisse. Habilitationsschrift. Frankfurt a.M./Münster.
Görg, Christoph (2003b): Nichtidentität und Kritik. Zum Problem der Gestaltung der Naturverhältnisse. In: Böhme, Gernot und Manzei, Alexandra (Hg.): Kritische Theorie der Technik und der Natur. München. S. 113–133.
Görg, Christoph (2003c): Dialektische Konstellationen. Zu einer kritischen Theorie gesellschaftlicher Naturverhältnisse. In: Demirovic, Alex (Hg.): Modelle kritischer Gesellschaftstheorie – Traditionen und Perspektiven Kritischer Theorie. Stuttgart. S. 39-62.
Görg, Christoph (2003d): Gesellschaftstheorie und Naturverhältnisse. Von den Grenzen der Regulationstheorie. In: Brand, Ulrich und Raza, Werner (Hg.): Fit für den Postfordismus? Theoretisch-politische Perspektiven des Regulationsansatzes. Münster. S. 175-194.
Görg, Christoph (2003e): Zurück zum Nebenwiderspruch? Naturverhältnisse in der Globalisierungskritik. In: Bundeskoordination Internationalismus (BUKO) (Hg.): radikal global. Bausteine für eine internationalistische Linke. Berlin. S. 70-83.
Görg, Christoph (2004a): The construction of societal relationships with nature. In: Poiesis Prax. Nr. 3. New York/Heidelberg. S. 22-36.
Görg, Christoph (2004b): Postfordistische Transformation der Naturverhältnisse. In: Demirovic, Alex, Beerhorst, Joachim und Guggemos, Michael (Hg.): Kritische Theorie im gesellschaftlichen Strukturwandel. Frankfurt a.M. S. 199-226.
Görg, Christoph (2005a): Jenseits von Naturalismus und Naturbeherrschung – Naturverhältnisse in der Kritischen Theorie. In: AStA Fachhochschule Münster: „Alle reden vom Wetter. Wir nicht." Beiträge zur kritischen Vernunft. Münster. S. 51-68.
Görg, Christoph (2005b): Die Glokalisierung. Kultur, Politik und Biodiversität. In: Umweltpsychologie. 9. Jahrgang. Heft 2. Bochum/München. S. 110-125.
Görg, Christoph (2005c): Kein Kommunismus jenseits der Natur. „Chiffre K" und die Gestaltung der Naturverhältnisse. In: DemoPunk und Kritik & Praxis Berlin (Hg.): indeterminate! kommunismus. texte zur ökonomie, politik und kultur. Münster. S. 252-265.
Görg, Christoph (2006): Natur und Gesellschaft. In: Scherr, Albert (Hg.): Soziologische Basics. Eine Einführung für Pädagogen und Pädagoginnen. Wiesbaden. S. 124-129.
Görg, Christoph (2007): Naturverhältnisse. In: Brand, Ulrich, Lösch, Bettina und Thimmel, Stefan (Hg.): ABC der Alternativen. Von „Ästhetik des Widerstands" bis „Ziviler Ungehorsam". Hamburg. S. 134-135.
Görg, Christoph (2008a): Peripherie-Stichwort: Gesellschaftliche Naturverhältnisse. In: Peripherie. 28. Jahrgang. Nr. 112. Münster. S. 477-479.

Görg, Christoph (2008b): Regulation globaler Naturverhältnisse. Zur Vermittlung von Umwelt und Gesellschaft im globalen Wandel. In: Glaser, Rüdiger et al. (Hg.): Berichte zur deutschen Landeskunde. Band 82. Heft 2. Leipzig. S. 95-113.
Görg, Christoph (2010): Vom Klimaschutz zur Anpassung: gesellschaftliche Naturverhältnisse im Klimawandel. In: Voss, Martin (Hg.): Der Klimawandel – sozialwissenschaftliche Perspektiven. Wiesbaden. S. 347-362.
Görg, Christoph und Brand, Ulrich (1998): Neue Akteure der Biopolitik. Nichtregierungsorganisationen und ihr Beitrag zum „Netzwerk internationaler Regulation". In: Görg, Christoph, Flitner, Michael und Heins, Volker (Hg.): Konfliktfeld Natur. Biologische Ressourcen und globale Politik. Opladen. S. 143-168.
Görg, Christoph und Brand, Ulrich (2000): Die Regulation des Marktes und die Transformation der Naturverhältnisse. In: PROKLA 118: Re-Regulierung der Weltwirtschaft. 30. Jahrgang. Nr. 1. Berlin. S. 83-106.
Görg, Christoph und Brand, Ulrich (2001a): Postfordistische Naturverhältnisse. NGO und Staat in der Biodiversitätspolitik. In: Demirovic, Alex et al. (Hg.): Nichtregierungsorganisationen in der Transformation des Staates. Münster. S. 65-94.
Görg, Christoph und Brand, Ulrich (2001b): Patentierter Kapitalismus. Zur politischen Ökonomie genetischer Ressourcen. In: Das Argument: Die Geburt des Biokapitalismus. 43. Jahrgang. Nr. 242. Heft 4/5. Berlin. S. 466-480.
Görg, Christoph und Brand, Ulrich (2002a): Capitalismo Patentado. Acerca de la economía política de los recursos genéticos. In: Brand, Ulrich und Kalcsics, Monika (Hg.): Wem gehört die Natur? Konflikte um genetische Ressourcen in Lateinamerika. ¡Atención! Jahrbuch des Österreichischen Lateinamerika-Instituts. Band 5. Frankfurt a.M. S. 59-76.
Görg, Christoph und Brand, Ulrich (2002b): Einleitung. In: Görg, Christoph und Brand, Ulrich (Hg.): Mythen des globalen Umweltmanagements: „Rio + 10" und die Sackgassen nachhaltiger Entwicklung. Münster. S. 7-11.
Görg, Christoph und Brand, Ulrich (2002c): „Nachhaltige Globalisierung"? Sustainable Development als Kitt des neoliberalen Scherbenhaufens. In: Görg, Christoph und Brand, Ulrich (Hg.): Mythen des globalen Umweltmanagements: „Rio + 10" und die Sackgassen nachhaltiger Entwicklung. Münster. S. 12-47.
Görg, Christoph und Brand, Ulrich (2005): Internationale Zivilgesellschaft und Umweltpolitik: Kämpfe um Hegemonie in Zeiten neoimperialistischer Globalisierung. Das Beispiel der biologischen Vielfalt. In: Hein, Wolfgang (Hg.): Jahrbuch Dritte Welt. Opladen. S. 88-117.
Görg, Christoph und Brand, Ulrich (2008a): Post-Fordist governance of nature: The internationalization of the state and the case of genetic resources – a Neo-Poulantzian perspective. In: Review of International Political Economy. 15. Jahrgang. Nr. 4. New York/London. S. 567-589.
Görg, Christoph und Brand, Ulrich (2008b): Sustainability and globalization: a theoretical perspective. In: Park, Jacob et al. (Hg.): The Crisis of Global Environmental Governance: Towards a New Political Economy of Sustainability. New York/London. S. 13-33.

Görg, Christoph, Brand, Ulrich und Wissen, Markus (2007): Verdichtung zweiter Ordnung. Die Internationalisierung des Staates aus einer neo-poulantzianischen Perspektive. In: PROKLA 147: Internationalisierung des Staates. 37. Jahrgang. Nr. 2. Berlin. S. 217-234.
Görg, Christoph et al. (1999a): Einleitung der Herausgeber: Die biologische Vielfalt als interdisziplinäres Forschungsfeld. In: Görg, Christoph et al. (Hg.): Zugänge zur Biodiversität. Disziplinäre Thematisierungen und Möglichkeiten integrierender Ansätze. Marburg. S. 9-20.
Görg, Christoph et al. (1999b): Nachwort. In: Görg, Christoph et al. (Hg.): Zugänge zur Biodiversität. Disziplinäre Thematisierungen und Möglichkeiten integrierender Ansätze. Marburg. S. 307-327.
Görg, Christoph et al. (Hg.) (1999c): Zugänge zur Biodiversität. Disziplinäre Thematisierungen und Möglichkeiten integrierender Ansätze. Marburg.
Görg, Christoph, Flitner, Michael und Heins, Volker (Hg.) (1998): Konfliktfeld Natur. Biologische Ressourcen und globale Politik. Opladen.
Görg, Christoph, Hirsch, Joachim und Esser, Josef (Hg.) (1994a): Politik, Institutionen und Staat. Zur Kritik der Regulationstheorie. Hamburg
Görg, Christoph, Hirsch, Joachim und Esser, Josef (1994b): Von den „Krisen der Regulation“ zum „radikalen Reformismus“. In: Görg, Christoph, Hirsch, Joachim und Esser, Josef (Hg.): Politik, Institutionen und Staat. Zur Kritik der Regulationstheorie. Hamburg. S. 213-228.
Görg, Christoph und Rauschmayer, Felix (2009): Multi-level governance and the politics of scale: the challenge of the Millennium Ecosystem Assessment. In: Kütting, Gabriela und Lipschutz, Ronnie D. (Hg.): Environmental governance, power and knowledge in a local-global world. S. 81-99.
Görg, Christoph und Scharping, Michael (1994): Natur in der Soziologie. Ökologische Krise und Naturverhältnis. In: Görg, Christoph (Hg.): Gesellschaft im Übergang. Perspektiven kritischer Soziologie. Darmstadt. S. 179-201.
Gransee, Carmen (1998): Grenz-Bestimmungen. Erkenntnistheoretische Anmerkungen zum Naturbegriff von Donna Haraway. In: Knapp, Gudrun-Axeli (Hg.): Kurskorrekturen. Feminismus zwischen Kritischer Theorie und Postmoderne. Frankfurt a.M./New York. S. 126-152.
Gransee, Carmen (1999): Grenz-Bestimmungen. Zum Problem identitätslogischer Konstruktionen von „Natur“ und „Geschlecht“. Dissertation. Tübingen.
Gransee, Carmen (2003): Über Hybridproduktionen und Vermittlungen. Relektüren der Kritischen Theorie im biotechnologischen Zeitalter. In: Böhme, Gernot und Manzei, Alexandra (Hg.): Kritische Theorie der Technik und der Natur. München. S. 187–197.
Haas, Tobias und Sander, Hendrik (2013): „Grüne Basis“. Grüne Kapitalfraktionen in Europa – Eine empirische Untersuchung. STUDIEN-Reihe der Rosa-Luxemburg-Stiftung. Berlin.
Hables Gray, Chris et al. (Hg.) (1995): The Cyborg Handbook. London.
Hables Gray, Chris (2002): Cyborg Citizen: Politics in the Posthuman Age. New York.
Hadyniak, Mark (2013): Industrielle Tierproduktion – eine Frage der Notwendigkeit? In: Marxistische Blätter. 51. Jahrgang. Nr 5. Essen. S. 103-110.

Hall, Peter A. und Soskice, David (2001): Varieties of Capitalism: The Institutional Foundations of Comparative Advantage. Oxford.
Hammer, Carmen und Stieß, Immanuel (1995): Einleitung. In: Haraway, Donna: Die Neuerfindung der Natur – Primaten, Cyborgs und Frauen. Frankfurt a.M. S. 9-32.
Hampicke, Ulrich (1992): Ökologische Ökonomie. Individuum und Natur in der Neoklassik. Reihe Natur in der ökonomischen Theorie. Teil 4. Opladen.
Hanloser, Gerhard und Reitter, Karl (2008): Der bewegte Marx. Eine einführende Kritik des Zirkulationsmarxismus. Münster.
Haraway, Donna (1976/2004): Crystals, Fabrics, and Fields: Metaphors That Shape Embryos. Berkeley.
Haraway, Donna (1982): Militarisierung des Wissens. In: Fritz Haug, Wolfgang und Elfferding, Wieland (Hg.): Neue Technik und Sozialismus. Argument Sonderband 95. Berlin. S. 67-69.
Haraway, Donna (1983): Signs of Dominance: From a Physiology to a Cybernetics of Primate Society, C.R. Carpenter, 1930-1970. In: Coleman, William et al. (Hg.): Studies in History of Biology. Band 6. Baltimore/London. S. 129-219.
Haraway, Donna (1987): Geschlecht – Gender – Genre: Sexualpolitik eines Wortes. In: Das Argument: Politik mit Biologie. 29. Jahrgang. Nr. 166. Heft 6. Berlin. S. 795-804.
Haraway, Donna (1988): Von Affen und Müttern. Eine Allegorie im Atomzeitalter. In: Das Argument: Mutter – Natur. 30. Jahrgang. Nr. 172. Heft 6. Berlin. S. 803-820.
Haraway, Donna (1989): Primate Visions: Gender, Race, and Nature in the World of Modern Science. London.
Haraway, Donna (1990): Investment Strategies for the Evolving Portfolio of Primate Females. In: Fox Keller, Evelyn und Jacobus, Mary (Hg.): Body Politics. Women, Literature, and the Discourse of Science. New York/London. S. 139-161.
Haraway, Donna (1991a): Simians, Cyborgs, and Women – The Reinvention of Nature. New York.
Haraway, Donna (1991b): Cyborgs at Large. Interview. In: Penley, Constance and Ross, Andrew (Hg.): Technoculture. Minneapolis. S. 1-20.
Haraway, Donna (1991c): The Actors are Cyborg, Nature is Coyote, and the Geography is Elsewhere: Postscript to „Cyborgs at Large“. In: Penley, Constance and Ross, Andrew (Hg.): Technoculture. Minneapolis. S. 21-26.
Haraway, Donna (1992): When Man™ is on the Menu. In: Crary, Jonathan und Kwinter, Sanford (Hg.): Incorporations. New York. S. 38-43
Haraway, Donna (1995a): Die Neuerfindung der Natur. Primaten, Cyborgs und Frauen. Frankfurt a.M./New York.
Haraway, Donna (1995b): Foreword. Cyborgs and Symbionts: Living Together in the New World Order. In: Hables Gray, Chris et al. (Hg.): The Cyborg Handbook. London. S. xi-xx.
Haraway, Donna (1995c): Monströse Versprechen. Coyote-Geschichten zu Feminismus und Technowissenschaft. Argument Sonderband 234. Hamburg/Berlin.

Haraway; Donna (1995d): Primatologie ist Politik mit anderen Mitteln. In: Scheich, Elvira und Orland, Barbara (Hg.): Das Geschlecht der Natur: Feministische Beiträge zur Geschichte und Theorie der Naturwissenschaften. Frankfurt a.M. S. 136-202.

Haraway, Donna (1996): Anspruchsloser Zeuge@Zweites Jahrtausend. FrauMann© trifft OncoMouse™. Leviathan und die vier Jots: Die Tatsachen verdrehen. In: Scheich, Elvira (Hg.): Vermittelte Weiblichkeit: feministische Wissenschafts- und Gesellschaftstheorie. Hamburg. S. 347–389.

Haraway, Donna (1997a): Modest_Witness@Second_Millennium. FemaleMan©_Meets_OncoMouse™. Feminism and Technoscience. New York/London.

Haraway, Donna (1997b): Mice into Wormholes. A Comment on the Nature of No Nature. In: Downey, Gary Lee und Dumit, Joseph (Hg.): Cyborgs and Citadels: Anthropological Interventions in Emerging Sciences and Technologies. Santa Fe. S. 209-243.

Haraway, Donna (1997c): The Persistence of Vision. In: Conboy, Katie et al. (Hg.): Writing on the Body: Female Embodiment and Feminist Theory. New York/Chichester. S. 283-295.

Haraway, Donna (2000): A Birth of the Kennel. Cyborgs, Dogs, and Companion Species. Lecture at The European Graduate School. Saas-Fee. Online unter: http://www.egs.edu/faculty/donna-haraway/articles/birth-of-the-kennel/ (zuletzt geprüft am 29.07.2015).

Haraway, Donna (2001): For the love of a Good Dog. Webs of Action in the World of Dog Genetics. In: Lammer, Christina (Hg.): Digital Anatomy. Wien. S. 115-139.

Haraway, Donna (2003): For the Love of a Good Dog – Webs of Action in the World of Dog Genetics. In: Moore, Donald, Kosek, Jake und Pandian, Anand (Hg.): Race, Nature, and the Politics of Difference. Durham/London. S. 254-295.

Haraway, Donna (2004a): The Haraway Reader. New York/London.

Haraway, Donna (2004b): The Companion Species Manifesto. Dogs, People, and Significant Otherness. 2. Auflage. Chicago.

Haraway, Donna (2006a): Encounters with Companion Species: Entangling Dogs, Baboons, Philosophers, and Biologists. In: Configurations. 14. Jahrgang. Nr. 1-2. Baltimore. S. 97-114.

Haraway, Donna (2006b): When We Have Never Been Human, What Is to Be Done? Interview. In: Theory Culture Society. 23. Jahrgang. Nr. 7-8. London/Neu Dehli S. 135-158.

Haraway, Donna (2007a): Speculative Fabulations for Technoculture's Generations: Taking Care of Unexpected Country. (tender) creature exhibition catalogue. Artium. Online unter: http://www.patriciapiccinini.net/printessay.php?id=30 (zuletzt geprüft am 29.07.2015).

Haraway, Donna (2007b): Edges and Ecotones: Donna Haraway's Worlds at UCSC. Online unter: https://escholarship.org/uc/item/9h09r84h#page-1 (zuletzt geprüft am 29.07.2015).

Haraway, Donna (2008): When Species Meet. Minnesota/London.

Haraway, Donna (2011): SF: Speculative Fabulation and String Figures/Spekulative Fabulation und String Figuren. 100 Notes – 100 Thoughts/100 Notizen – 100 Gedanken. No 033. DOCUMENTA 13. Kassel.
Haraway, Donna und Bhavnani, Kum-Kum (1994): Shifting the Subject: A Conversation Between Kum-Kum Bhavnani and Donna Haraway. In: Feminism and Psychology. 4. Jahrgang. Nr. 1. Auckland S. 19-39.
Haraway, Donna und Despret, Vinciane (2011): Stay where the trouble is. Im Gespräch mit Karin Harrasser und Katrin Solhdju. In: Gesellschaft für Medienwissenschaft e.V. (Hg.): Zeitschrift für Medienwissenschaft. 4. Jahrgang. Nr. 4. Berlin. S. 92-102.
Haraway, Donna et al. (2007): Investigating the therapeutic benefits of companion animals: Problems and challenges. In: Qualitative Sociology Review. 3. Jahrgang. Nr. 1. Lodz. S. 42-58.
Haraway, Donna und Harvey, David (1995): Nature, politics, and possibilities: a debate and discussion with David Harvey and Donna Haraway. In: Environment and Planning D: Society and Space. 13. Jahrgang. Nr. 5. Chicago. S. 507-527.
Haraway, Donna und Nakamura, Lisa (2003): Prospects for a Materialist Informatics: An Interview with Donna Haraway. In: Electronic Book Review. Online unter: http://www.electronicbookreview.com/thread/technocapitalism/interview (zuletzt geprüft am 29.07.2015).
Haraway, Donna und Nichols Goodeve, Thyrza (2000): How like a Leaf? New York.
Haraway, Donna und Potts, Annie (2010): Kiwi chicken advocate talks with Californian dog companion. In: Feminism & Psychology. 23. Jahrgang. Nr. 3. Auckland. S. 318-336.
Harrasser, Karin (2006/2011): Donna Haraway: Natur-Kulturen und die Faktizität der Figuration. In: Moebius, Stephan und Quadflieg, Dirk (Hg.): Kultur. Theorien der Gegenwart. Wiesbaden. 2. Auflage. S. 580-594.
Harvey, David (2005): Der neue Imperialismus. Hamburg.
Harvey, David (2007a): Die kleine Geschichte des Neoliberalismus. Zürich.
Harvey, David (2007b): Räume der Neoliberalisierung. Zur Theorie der ungleichen Entwicklung. Hamburg.
Harvey, David (2011a): Marx' „Kapital" lesen. Hamburg.
Harvey, David (2011b): Nice Day for a Revolution. Why May Day should be a date to stand up and change the system. In: The Independent. 29.4.2011. Online unter: http://www.independent.co.uk/news/world/politics/nice-day-for-a-revolution-why-may-day-should-be-a-date-to-stand-up-and-change-the-system-2276274.html (zuletzt geprüft am 29.07.2015).
Haug, Wolfgang Fritz (2003): High-Tech-Kapitalismus. Analysen zu Produktionsweise, Arbeit, Sexualität, Krieg und Hegemonie. Berlin.
Haug, Wolfgang Fritz (2006): Einführung in marxistisches Philosophieren. Hamburg.
Haug, Wolfgang Fritz (2008): Sechs Einsprüche, ökologische Marxkritik betreffend. In: Das Argument: Krise des Kapitalismus. Kritik gesellschaftlicher Naturverhältnisse. 50. Jahrgang. Nr. 279. Heft 6. Berlin. S. 848-849.
Haug, Wolfgang Fritz (2012): High-Tech-Kapitalismus in der großen Krise. Berlin.

Hawel, Marcus (2006): Negative Kritik und bestimmte Negation. Zur praktischen Seite der kritischen Theorie. In: UTOPIE kreativ. Heft 184. Berlin. S. 101-110.
Hawel, Marcus (2007): Emanzipative Praxis und kritische Theorie – Zur Dialektik von integrativer Anerkennung und aufhebender Negation. In: Witt-Stahl, Susann (Hg.): Das steinerne Herz der Unendlichkeit erweichen. Beiträge zu einer kritischen Theorie für die Befreiung der Tiere. Aschaffenburg. S. 125-141.
Hawel, Marcus (2008): Das ideologiekritische Verfahren der immanenten Kritik. Onlineportal des Goethe-Institut e.V. Online unter: http://www.goethe.de/ges/phi/eth/de3352666.htm (zuletzt geprüft am 29.07.2015).
Hayles, Katherine im Interview mit Wolfgang Neuhaus (2000): Virtual Bodies. Ein Online-Chat mit dem Avatar der Literaturwissenschaftlerin Katherine Hayles. Online unter: http://www.heise.de/tp/r4/artikel/5/5849/1.html (zuletzt geprüft am: 14.04.2014).
Hegel, Georg Wilhelm Friedrich (1970a): Phänomenologie des Geistes. In: Hegel, Georg Friedrich Wilhelm. Werke in 20 Bänden. Band 3. Frankfurt a.M.
Hegel, Georg Wilhelm Friedrich (1970b): Die Wissenschaft von der Logik I. In: Hegel, Georg Friedrich Wilhelm. Werke in 20 Bänden. Band 5. Theorie Werkausgabe. Frankfurt a.M.
Hegel, Georg Wilhelm Friedrich (1970c): Wissenschaft der Logik II. In: Hegel, Georg Friedrich Wilhelm. Werke in 20 Bänden. Band 6. Theorie Werkausgabe. Frankfurt a.M.
Heinrich-Böll-Stiftung, Bund für Umwelt- und Naturschutz Deutschland und Le Monde Diplomatique (2014): Fleischatlas 2014. Daten und Fakten über Tiere als Nahrungsmittel. Berlin.
Heinrich, Michael (1991): Die Wissenschaft vom Wert. Die Marxsche Kritik der politischen Ökonomie zwischen wissenschaftlicher Revolution und klassischer Tradition. Hamburg.
Heinrich, Michael (2004): Zur Kritik der politischen Ökonomie – Eine Einführung. Stuttgart.
Hirsch, Joachim (1990): Kapitalismus ohne Alternative? Hamburg.
Hirsch, Joachim (1995): Der nationale Wettbewerbsstaat. Staat, Demokratie und Politik im globalen Kapitalismus. Berlin.
Hirsch, Joachim (1998): Vom Sicherheits- zum nationalen Wettbewerbsstaat. Berlin.
Hirsch, Joachim (2002): Herrschaft, Hegemonie und politische Alternativen. Hamburg.
Hirsch, Joachim (2005): Materialistische Staatstheorie. Transformationsprozesse des kapitalistischen Staatensystems. Hamburg.
Hirsch, Joachim und Roth, Roland (1986): Das neue Gesicht des Kapitalismus – Vom Fordismus zum Post-Fordismus. Frankfurt a.M.
Horkheimer, Max und Adorno, Theodor Wiesengrund (1981): Dialektik der Aufklärung. Philosophische Fragmente. 15. Auflage. Frankfurt a.M. In: Tiedemann, Rolf (Hg.): Theodor W. Adorno. Gesammelte Schriften. Band 3. Frankfurt a.M.
Horkheimer, Max (1987): Vernunft und Selbsterhaltung. In: Schmidt, Alfred (Hg.): Max Horkheimer. Gesammelte Schriften. Band 5. Frankfurt a.M. S. 320-350.

Horkheimer, Max (1988): Traditionelle und Kritische Theorie. In: Schmidt, Alfred (Hg.): Max Horkheimer. Gesammelte Schriften. Band 4. Frankfurt a.M. S. 162-225.
Horkheimer, Max (1991): Zur Kritik der instrumentellen Vernunft und Notizen 1949–1969. In: Schmidt, Alfred (Hg.): Max Horkheimer. Gesammelte Schriften. Band 6. Frankfurt a.M. S. S. 21-186.
Hübner, Kurt (1990): Theorie der Regulation: Eine kritische Rekonstruktion eines neuen Ansatzes der politischen Ökonomie. Berlin.
Hurtienne, Thomas (1988): Entwicklungen und Verwicklungen – Methodische und entwicklungstheoretische Probleme des Regulationsansatzes. In: Mahnkopf, Birgit und Hurtienne, Thomas (Hg.): Der gewendete Kapitalismus: Kritische Beiträge zu einer Theorie der Regulation. Münster. S. 182-224.
Immler, Hans (1985a): Vorklassik – Klassik – Marx. Reihe: Natur in der ökonomischen Theorie. Teil 1. Opladen.
Immler, Hans (1985b): Die Physiokraten. Reihe: Natur in der ökonomischen Theorie. Teil 2. Opladen.
Immler, Hans (1989): Vom Wert der Natur. Zur ökologischen Reform von Wirtschaft und Gesellschaft. Reihe: Natur in der ökonomischen Theorie. Teil 3. Opladen.
Intergovernmental Panel on Climate Change (IPCC) (2014): Climate Change 2014: Mitigation of Climate Change. Contribution of Working Group III to the Fifth Assessment Report of the Intergovernmental Panel on Climate Change. Online unter: http://www.ipcc.ch/report/ar5/wg3/ (zuletzt geprüft am 29.07.2015).
Jabloner, Anna (2005): Implodierende Grenzen. Ethnizität und „Race" in Donna Haraways Technowissenschaft. Magisterarbeit. Wien.
Jahn, Thomas (2003): Sozial-ökologische Forschung – Ein neuer Forschungstyp in der Nachhaltigkeitsforschung. In: Linne, Gudrun und Schwarz, Michael (Hg.): Handbuch Nachhaltige Entwicklung. Wie ist nachhaltiges Wirtschaften machbar? Opladen. S. 545-555.
Jahn, Thomas und Wehling, Peter (1998): Gesellschaftliche Naturverhältnisse – Konturen eines theoretischen Konzepts. In: Brand, Karl-Werner (Hg.): Soziologie und Natur. Theoretische Perspektiven. Opladen. S. 75-93.
Jay, Martin (1976): Dialektische Phantasie. Die Geschichte der Frankfurter Schule und des Instituts für Sozialforschung 1923-1950. Frankfurt a.M.
Jessop, Bob (2002): Nach dem Fordismus. Das Zusammenspiel von Struktur und Strategie. In: Aglietta, Michel et al. (Hg.): Umbau der Märkte. Akkumulation-Finanzkapital-Soziale Kräfte. Hamburg. S. 92-111.
Jessop, Bob (2007a): State Power – A Strategic-Relational Approach. Cambridge/Oxford.
Jessop, Bob (2007b): Kapitalismus, Regulation, Staat. Berlin.
Karathanassis, Athanasios (2003): Naturzerstörung und kapitalistisches Wachstum – Ökosysteme im Kontext ökonomischer Entwicklung. Hamburg.
Karpenstein-Eßbach, Christa (1995): Zum Unterschied von Diskursanalysen und Dekonstruktionen. In: Weigel, Sigrid (Hg.): Flaschenpost und Postkarte – Korrespondenzen zwischen Kritischer Theorie und Poststrukturalismus. Köln. S. 127-138.

Kaufmann, Stephan und Müller, Tadzio (2009): Grüner Kapitalismus. Krise, Klimawandel und kein Ende des Wachstums. Reihe: einundzwanzig. Dieter Klein/Rosa Luxemburg Stiftung. Band 2. Berlin.
Keil, Roger et al. (1998): Political Ecology. Global and local. London/New York.
Köhler, Bettina (2008): Gesellschaftliche Naturverhältnisse, Politische Ökologie und ökologisch-feministische Sichtweisen. In: Das Argument: Krise des Kapitalismus. Kritik gesellschaftlicher Naturverhältnisse. 50. Jahrgang. Nr. 279. Heft 6. Berlin. S. 850-857.
Köhler, Bettina und Wissen, Markus (2011): Gesellschaftliche Naturverhältnisse. Ein kritischer theoretischer Zugang zur ökologischen Krise. In: Lösch, Bettina und Thimmel, Andreas (Hg.): Kritische politische Bildung. Ein Handbuch. Bundeszentrale für politische Bildung. Band 1085. Bonn. S. 217-228.
Kovel, Joel (2000): Alain Lipietz and the Crisis of Political Ecology. In: Capitalism Nature Socialism. 11. Jahrgang. Nr. 2. London/New York. S. 67-71.
Kovel, Joel (2002): The Enemy of Nature: The End of Capitalism or the End of the World? London.
Krätke, Michael R. (2007): Das Marx-Engels-Problem: Warum Engels das Marxsche „Kapital“ nicht verfälscht hat. In: Internationale Marx-Engels-Stiftung (Hg.): Marx-Engels Jahrbuch 2006. Berlin. S. 142-170.
Krebs, Hans-Peter (1998): Dialektische Praxis der Kritik (Einleitung). In: Lipietz, Alain: Nach dem Ende des „Goldenen Zeitalters“. Regulation und Transformation kapitalistischer Gesellschaften. Ausgewählte Schriften. Argument Sonderband 255. Berlin. S. 5-11.
Kropp, Cordula (2002): „Natur“ – soziologische Konzepte – politische Konsequenzen. Opladen.
Kuhn, Gabriel (2005): Tier-Werden, Schwarz-Werden, Frau-Werden. Eine Einführung in die politische Philosophie des Poststrukturalismus. Münster.
Latour, Bruno (1992): Donna J. Haraway: Simians, Cyborgs, and Women: The Reinvention of Nature. In: American Anthropologist. 94. Jahrgang. Nr. 2. S. 501-502.
Latour, Bruno (2002): Die Hoffnung der Pandora. Frankfurt a.M.
Latour, Bruno (2007): Eine neue Soziologie für eine neue Gesellschaft. Einführung in die Akteur-Netzwerk-Theorie. Frankfurt a.M.
Latour, Bruno (2008): Wir sind nie modern gewesen – Versuch einer symmetrischen Anthropologie. Frankfurt a.M.
Latour, Bruno (2010): Das Parlament der Dinge. Für eine politische Ökologie. Frankfurt a.M.
Latour, Bruno und Woolgar, Steve (1979): Laboratory Life: the Social Construction of Scientific Facts. Beverly Hills.
Lipietz, Alain (1984a): The Globalisation of the General Crisis of Fordism. In: SNID Occasional Paper Nr. 84-203. Kingston.
Lipietz, Alain (1984b): Imperialism or the Beast of the Apocalypse. In: Capital & Class. Nr. 22. London. S. 81-109
Lipietz, Alain (1984c): L’audace ou l’enlisement. Sur les politiques économiques de la gauche. Paris.

Lipietz, Alain (1985a): The Enchanted World: Inflation, Credit and the World Crisis. London.
Lipietz, Alain (1985b): Akkumulation, Krisen und Auswege aus der Krise. Einige methodische Überlegungen zum Begriff der „Regulation“. In: PROKLA 58: Klassen und Herrschaft. 15. Jahrgang. Nr. 1. Berlin. S. 109-138.
Lipietz, Alain (1986): Behind the Crisis: The Exhaustion of a Regime of Accumulation. A „regulation school“ perspective on some French empirical works. In: Review of Radical Political Economics. A Double Special Issue: Empirical Work in Marxian Crisis Theory. Band 18. Nr. 1/2. New York. S. 13-32.
Lipietz, Alain (1987): Mirages and Miracles. The Crisis of Global Fordism. London.
Lipietz, Alain (1988): Reflections on a Tale: The Marxist Foundations of the Concepts of Regulation and Accumulation. In: Studies in Political Economy. Nr. 26. Ottawa. S. 7-36.
Lipietz, Alain (1991a): Zur Zukunft der städtischen Ökologie. In: Wentz, Martin (Hg.): Stadt-Räume. Frankfurt a.M./New York. S. 129-136.
Lipietz, Alain (1991b): Die Beziehungen zwischen Kapital und Arbeit am Vorabend des 21. Jahrhunderts. In: Blanke, Bernhard et al. (Hg.): Leviathan. Zeitschrift für Sozialwissenschaft. Heft 1. Opladen. S. 78-101.
Lipietz, Alain (1991c): Demokratie nach dem Fordismus. In: Das Argument: Alternativen im High-Tech-Kapitalismus. 33. Jahrgang. Nr. 189. Heft 5. Berlin. S. 677-694.
Lipietz, Alain (1991d): La guerre de l’environnement. In: Cahiers Marxistes: La terre: trop humaine planète? Nr. 180. Brüssel. S. 5-11.
Lipietz, Alain (1992a): Towards a New Economic Order. Postfordism, Ecology and Democracy. Cambridge.
Lipietz, Alain (1992b): Vom Althusserismus zur „Theorie der Regulation“. In: Demirovic, Alex et al. (Hg.): Hegemonie und Staat. Kapitalistische Regulation als Projekt und Prozeß. Münster. S. 9-54.
Lipietz, Alain (1992c): Allgemeine und konjunkturelle Merkmale der ökonomischen Staatsintervention. In: Demirovic, Alex et al. (Hg.): Hegemonie und Staat. Kapitalistische Regulation als Projekt und Prozeß. Münster. S. 182-202.
Lipietz, Alain (1992d): L’écologie: une logique économique post-socialiste. In: La Nouvelle Revue Socialiste: Économie: Un Monde en Mutation. Paris. Nr. 17. S. 153-161.
Lipietz, Alain (1993a): Berlin, Bagdad, Rio. Das 21. Jahrhundert hat begonnen. Münster.
Lipietz, Alain (1993b): Politische Ökologie und Arbeiterbewegung. Ähnlichkeiten und Unterschiede. In: PROKLA 93: Frauen in der Ökonomie. 23. Jahrgang. Nr. 3. Berlin. S. 387-395.
Lipietz, Alain (1993c): Écologie politique: au delà matérialisme. Intervention au Séminaire IBASE. Rio de Janeiro. Online unter: http://lipietz.net/spip.php?article42 (zuletzt geprüft am 29.07.2015).
Lipietz, Alain (1993d): After Rio: A New Relationship Between North and South? In: Studies in Political Economy. Nr. 41. Ottawa. S. 111-118.

Lipietz, Alain (1995): Enclosing the Global Commons: Global Environmental Negotiations in a North-South Conflictual Approach. In: Bhaskar, V. und Glyn, Andrew (Hg.): The North, the South and the Environment. London. S. 118-142.
Lipietz, Alain (1996): La société en sablier. Le partage du travail contre la déchirure sociale. Paris.
Lipietz, Alain (1997a): Social Europe: The post-Maastricht challenge. In: Forschungsgruppe Europäische Gemeinschaften (FEG) (Hg.): Labour Markets and Employment Policy in the European Union. Studien der Forschungsgruppe Europäische Gemeinschaften. Nr. 10. Marburg. S. 165-172.
Lipietz, Alain (1997b): Die Welt des Postfordismus. Supplement der Zeitschrift Sozialismus. Nr. 7/8. Hamburg.
Lipietz, Alain (1998a): Grün – Die Zukunft der politischen Ökologie. Wien.
Lipietz, Alain (1998b): Nach dem Ende des „Goldenen Zeitalters". Regulation und Transformation kapitalistischer Gesellschaften. Ausgewählte Schriften. Argument Sonderband 255. Berlin/Hamburg.
Lipietz, Alain (1999): Working for World Ecological Sustainability. In: Organisation for Economic Co-operation and Development (OECD) (Hg.): The Future of the Global Economy. *Towards a Long Boom?* Paris. S. 139-168.
Lipietz, Alain (2000a): Die große Transformation des 21. Jahrhunderts: ein Entwurf der politischen Ökologie. Mit einem Nachwort von Frieder Otto Wolf. Münster.
Lipietz, Alain (2000b): Political Ecology and the Future of Marxism. In: Capitalism Nature Socialism. 11. Jahrgang. Nr. 2. London/New York. S. 102-109. Online unter: http://lipietz.net/IMG/article_PDF/article_294.pdf (zuletzt geprüft am 29.07.2015).
Lipietz, Alain (2000c): From Marx to Ecology and Return? A Brief Reply. Online unter: http://lipietz.net/ALPC/ECO/ECO_2000f.pdf (zuletzt geprüft am 29.07.2015).
Lipietz, Alain (2002a): Regulationist Political Ecology or Environmental Economics? In: Boyer, Robert und Saillard, Yves (Hg.): Regulation Theory. The State of the Art. London/New York. S. 223-228. Online unter: http://lipietz.net/spip.php?page=imprimer&id_article=408 (zuletzt geprüft am 29.07.2015).
Lipietz, Alain (2002b): La Ecología Política. ¿Remedio a la Crisis de lo Político? In: Ilé. Anuario de Ecología, Cultura y Sociedad. 2. Jahrgang. Nr. 2. S. 13-24.
Lipietz, Alain (2003): Géopolitique et traités environnementaux internationaux. Präsentation bei der Conférence au Centre des Haute Études de l'Armement. Paris. Online unter: http://lipietz.net/IMG/article_PDF/article_1069.pdf (zuletzt geprüft am 29.07.2015).
Lipietz, Alain (2004): Kyoto, Johannesburg, Baghdad. A Postscript to *What is Political Ecology*? In: International Journal of Political Economy. 34. Jahrgang. Nr. 1. Armonk. S. 60-74.
Lipietz, Alain (2007a): Marx et la Nature. In: EcoRev. Revue Critique d'Écologie Politique. Nr. 25. Paris. Online unter: http://lipietz.net/IMG/article_PDF/article_1965.pdf (zuletzt geprüft am 29.07.2015).

Lipietz, Alain (2007b): Un autre rapport à la nature. In: Ceras – revue Projet. Nr. 300. Online unter: http://lipietz.net/IMG/article_PDF/article_2091.pdf (zuletzt geprüft am 29.07.2015).
Lipietz, Alain (2008): Andre Gorz and Our Youth. In: Studies in Political Economy. A Socialist Review. Nr. 81. Ottawa. S. 191-198.
Lipietz, Alain (2009a): La Seconde Bifurcation Asiatique et l'Avenir de la Crise. Préface à la Traduction Française de: Arrighi, Giovanni: Adam Smith in Beijing. Lineages of the Twenty-First Century. Éditions Max Milo. Paris. Online unter: http://lipietz.net/IMG/article_PDF/article_2462.pdf (zuletzt geprüft am: 14.04.2014).
Lipietz, Alain (2009b): Europe Écologie, le centre et la gauche. Online unter: http://lipietz.net/IMG/article_PDF/article_2479.pdf (zuletzt geprüft am 29.07.2015).
Lipietz, Alain (2009c): Marchandisation et protection: quelle régulation internationale pour les biens publics? Après l'OMC, L'OME? Beitrag zum Kongress „Peur de la marchandisation: comment valoriser et protéger les biens publics mondiaux" des Institut de la Gestion Publique et du Développement Économique. Online unter: http://lipietz.net/IMG/article_PDF/article_2509.pdf (zuletzt geprüft am 29.07.2015).
Lipietz, Alain (2010a): Footpaths for a Green Deal. The fall of the Liberal-Productivist model and its alternative. 16th Workshop of EuroMemo Group on Alternative Economic Policy in Europe. 1. Entwurf. Rethymno. Online unter: http://lipietz.net/IMG/pdf/Lipietz_EuroMemo.pdf (zuletzt geprüft am 29.07.2015).
Lipietz, Alain (2010b): Le réformisme radical de l'écologie politique. Intervention à l'atelier „Approfondir les valeurs de l'écologie politique", convention francilienne d'Europe Écologie. Online unter: http://lipietz.net/IMG/article_PDF/article_2548.pdf (zuletzt geprüft am 29.07.2015).
Lipietz, Alain (2011a): La ecología política y la crisis actual. Beitrag zur Umweltkonferenz in Asunción. Online unter: http://lipietz.net/IMG/pdf/Asuncion.pdf (zuletzt geprüft am 29.07.2015).
Lipietz, Alain (2011b): Fears and Hopes. The Crisis of the Liberal-productivist Model and its Green Alternative. Online unter: http://lipietz.net/IMG/pdf/Fears_Hopes_final.pdf (zuletzt geprüft am 29.07.2015).
Lipietz, Alain (2012): Green Deal. La Crise du Libéral-Productivisme et la Réponse Écologiste. Paris.
Lipietz, Alain und Leborgne, Danièle (1987/1990): Neue Technologien, neue Regulationsweisen: Einige räumliche Implikationen. In: Borst, Renate et al. (Hg.): Das neue Gesicht der Städte. Theoretische Ansätze und empirische Befunde aus der internationalen Debatte. Stadtforschung Aktuell. Band 29. Basel/Boston/Berlin. S. 109-129.

Lipietz, Alain und Leborgne, Danièle (1991): Two Social Strategies in the Production of New Industrial Spaces. In: Benko, Georges und Dunford, Mick (Hg.): Industrial change and regional development: the transformation of new industrial spaces. London. S. 27-50.
Lipietz, Alain und Leborgne, Danièle (1996): Postfordistische Politikmuster im globalen Vergleich. In: Das Argument: Neoliberalismus als Globalisierung. 38. Jahrgang. Nr. 217. Heft 5/6. Berlin/Hamburg. S. 697-712.
Löwy, Michael (2005): Marx, Engels und die Ökologie. In: UTOPIE kreativ. Heft 174. Berlin. S. 306-315.
Löwy, Michael (2006): Ökologie und Sozialismus – der Kampf von Chico Mendes. In: PROKLA 143: Die „Killing Fields" des Kapitalismus. 36. Jahrgang. Nr. 2. Berlin. S. 233-238.
Luhmann, Niklas (1986/2004): Ökologische Kommunikation. Kann die moderne Gesellschaft sich auf ökologische Gefährdungen einstellen? 4. Auflage. Wiesbaden.
Lukács, Georg (1970): Geschichte und Klassenbewußtsein. Neuwied/Berlin.
Luxemburg, Rosa (1903/1988): Karl Marx. In: Rosa Luxemburg. Gesammelte Werke. Band 1.2. Berlin. S. 369-377.
Luxemburg, Rosa (1913/1990): Die Akkumulation des Kapitals. In: Rosa Luxemburg. Gesammelte Werke. Band 5. Berlin. S. 5-411.
Lyotard, François (1979/1986): Das postmoderne Wissen. Ein Bericht. Wien.
Mangelsdorf, Marion (2006): Wölfe sind auch Cyborgs – Cyberfeministische Ergänzungen zu Bruno Latours Dingpolitik. In: Voss, Martin und Peuker, Birgit (Hg.): Verschwindet die Natur? Die Akteur-Netzwerk-Theorie in der umweltsoziologischen Diskussion. Bielefeld. S. 185-202.
Manzei, Alexandra (2003): Eingedenken der Lebendigkeit im Subjekt? – Kritische Theorie und die anthropologischen Herausforderungen der biotechnologischen Medizin. In: Böhme, Gernot und Manzei, Alexandra (Hg.): Kritische Theorie der Technik und der Natur. München. S. 198–220.
Marcuse, Herbert (1965/2004): Repressive Toleranz. In: Herbert Marcuse. Schriften. Band 8. Frankfurt a.M. S. 136-166.
Marcuse, Herbert (1972/2004): Konterrevolution und Revolte. In: Herbert Marcuse. Schriften. Band 9. Frankfurt a.M. S. 7-128.
Marx, Karl und Engels, Friedrich (1956-1990): Marx Engels Werke (MEW). Bände 1-40. Berlin.
Marx, Karl (1970): Grundrisse der Kritik der politischen Ökonomie. Rohentwurf 1857-1858. Anhang 1850-1859. Fotomechanischer Nachdruck der Ausgabe Moskau 1939 und 1941. Europäische Verlagsanstalt. Europa Verlag. Frankfurt a.M./Wien.
Marx, Karl (2009): Das Kapital 1.1. Resultate des unmittelbaren Produktionsprozesses. Sechstes Kapitel des ersten Bandes des „Kapitals" (Entwurf). Berlin.
Mayer-Tasch und Cornelius, Peter (1999): Politische Ökologie – Eine Einführung. Opladen.
Meadows, Dennis et al. (1972): Die Grenzen des Wachstums: Bericht des Club of Rome zur Lage der Menschheit. Stuttgart.

Methe, Wolfgang (1981): Ökologie und Marxismus. Ein Neuansatz zur Rekonstruktion der politischen Ökonomie unter ökologischen Krisenbedingungen. Hannover.
Myerson, George (2000): Donna Haraway and GM Foods. Trumpington.
Neumann, Walter G. (1989): Kritik der toten Natur. Zur Beziehung von Mensch, Arbeit und Natur bei Marx und in den Kasseler Philosophischen Schriften. Kasseler Philosophische Schriften 25. Kassel.
O'Connor, James (1988): Capitalism, Nature, Socialism: A Theoretical Introduction. In: Capitalism Nature Socialism. 1. Jahrgang. Nr. 1. London/New York. S. 11-38.
O'Connor, James (1996): The Second Contradiction of Capitalism. In: Benton, Ted (Hg.): The Greening of Marxism. New York. S. 197-221.
O'Connor, James (1998): Natural Causes: Essays in Ecological Marxism. New York.
Ong, Ai-hwa und Collier, Stephen (Hg.) (2005): Global Assemblages: Technology, Politics, and Ethics as Anthropological Problems. Malden.
Opitz, Sven (2007): Auf der Suche nach Bedeutsamkeit – „Leidenschaftliche Verhaftungen" der subjektiven Arbeitskraft. In: Weiß, Volker und Speck, Sarah (Hg.): Herrschaftsverhältnisse und Herrschaftsdiskurse – Essays zur dekonstruktivistischen Herausforderung kritischer Gesellschaftstheorie. Berlin. S. 117-132.
Organisation for Economic Co-operation and Development (OECD) (2011): Key Biotechnology Indicators. Online unter: http://www.oecd.org/dataoecd/38/33/49303992.pdf (zuletzt geprüft am 29.07.2015).
Peirce, Charles Sanders (1991): Vorlesungen über Pragmatismus. Hamburg.
Piercy, Marge (1993): Er, Sie und Es. Hamburg.
Polanyi, Karl (1978): The Great Transformation. Politische und ökonomische Ursprünge von Gesellschaften und Wirtschaftssystemen. Frankfurt a.M.
Poulantzas, Nicos (1978/2002): Staatstheorie. Politischer Überbau, Ideologie, Autoritärer Etatismus. Hamburg.
Radkau, Joachim (2000): Natur und Macht. Eine Weltgeschichte der Umwelt. München.
Radkau, Joachim (2011): Die Ära der Ökologie. Eine Weltgeschichte. Lizenzausgabe für die Bundeszentrale für politische Bildung. Bonn.
Raza, Werner G. (1999): Politische Ökonomie und Natur im Kapitalismus. Versuch der Synthese eines antagonistischen Verhältnisses. Universität Wien. Abteilung für Stadt- und Regionalentwicklung Diskussionspapier Nr. 74. Online unter: http://epub.wu.ac.at/304/1/document.pdf (zuletzt geprüft am 29.07.2015).
Robbins, Paul (2004): Political Ecology. A Critical Introduction. Malden.
Rogall, Holger (2009): Nachhaltige Ökonomie. Ökonomische Theorie und Praxis einer Nachhaltigen Entwicklung. Grundlagen der Wirtschafswissenschaft. Band 15. Marburg.
Roscher, Mieke (2007): Ein Königreich für Tiere. Die Geschichte der britischen Tierrechtsbewegung. Marburg.
Roth, Karl Heinz (2012): griechenland – was tun? eine flugschrift. Hamburg.
Röttger, Bernd (2004): Glanz und Elend der Regulationstheorie – Einige Reflexionen zum Begriff der Regulation. In: Kapitalismus heute. Nr. 1. S. 17-21.

Rudy, Alan P. (2000): Nature, Labor and Gender: Marx, Lipietz and Political Ecology. In: Capitalism Nature Socialism. 11. Jahrgang. Nr. 2. London/New York. S. 83-90.
Sablowski, Thomas (1994): Zum Status des Hegemoniebegriffs in der Regulationstheorie. In: Görg, Christoph, Hirsch Joachim und Esser, Josef (Hg.): Politik, Institutionen und Staat. Zur Kritik der Regulationstheorie. Hamburg. S. 133-156.
Sarkar, Saral und Kern, Bruno (2004): Ökosozialismus oder Barbarei. Eine zeitgemäße Kapitalismuskritik. Köln/Mainz.
Scheich, Elvira (Hg.) (1996): Feministische Wissenschafts- und Gesellschaftstheorie. Hamburg.
Scherrer, Christoph (1995): Eine diskursanalytische Kritik der Regulationstheorie. In: PROKLA 100: Ortsbestimmung. 25. Jahrgang. Nr. 3. Berlin. S. 457-482.
Schmid Noerr, Gunzelin (1990): Das Eingedenken der Natur im Subjekt: zur Dialektik von Vernunft und Natur in der Kritischen Theorie Horkheimers, Adornos und Marcuses. Darmstadt.
Schmidt, Alfred (1962/1993): Der Begriff der Natur in der Lehre von Karl Marx. 4. Auflage. Hamburg.
Schmied-Kowarzik, Wolfdietrich (1984): Das dialektische Verhältnis des Menschen zur Natur. Philosophiegeschichtliche Studien zur Naturproblematik bei Karl Marx. München/Freiburg.
Schmied-Kowarzik, Wolfdietrich und Eidam, Heinz (Hg.) (1989): Natur – Ökonomie – Dialektik. Weitere Studien zum Verhältnis von Natur und Gesellschaft. Kasseler Philosophische Schriften 26. Kassel.
Schmied-Kowarzik, Wolfdietrich und Immler, Hans (1984/2011): Marx und die Naturfrage. Ein Wissenschaftsstreit. Kassel.
Schmied-Kowarzik, Wolfdietrich und Immler, Hans (Hg.) (1988): Natur und marxistische Werttheorie. Dokumentation einer interdisziplinären Arbeitstagung. Kasseler Philosophische Schriften 23. Kassel.
Schneider, Joseph (2005): Donna Haraway: Live Theory. New York/London.
Schultz, Stefan (2010): Offshore-Boom. Brasilien startet Aufstieg zur Ölbohrmacht. Online unter: http://www.spiegel.de/wirtschaft/unternehmen/offshore-boom-brasilien-startet-aufstieg-zur-oel-grossmacht-a-701986.html (zuletzt eingesehen am 14.04.2014).
Sekler, Nicola (2007): Postneoliberalimus. In: Brand, Ulrich, Lösch, Bettina und Thimmel, Stefan (Hg.): ABC der Alternativen. Von „Ästhetik des Widerstands“ bis „Ziviler Ungehorsam“. Hamburg, S. 170-172.
Shiva, Vandana (2002): Biopiraterie – Kolonialismus des 21.Jahrhunderts. Eine Einführung. Münster.
Smith, Neil (2008): Zur kapitalistischen Produktion von Natur. In: Das Argument: Krise des Kapitalismus. Kritik gesellschaftlicher Naturverhältnisse. 50. Jahrgang. Nr. 279. Heft 6. Berlin. S. 873-878.
Snyder-Körber, Mary Ann (1997): Perilous Navigations in the Postmodern: Donna Haraway, bell hooks, and Feminist Rethinking of Identity. In: John F. Kennedy-Institut für Nordamerikastudien der Freien Universität Berlin (Hg.): Working Paper. Nr. 105. Berlin.

Sommer, Michael (2007): Der Anfang der Wissenschaft. Das Kapital von Karl Marx und seine Bedeutung für das Verständnis des Verhältnisses von Natur und Gesellschaft. In: Witt-Stahl, Susann (Hg.): Das steinerne Herz der Unendlichkeit erweichen. Beiträge zu einer kritischen Theorie für die Befreiung der Tiere. Aschaffenburg. S. 70-96.

Stache, Christian (2009): „Zur Kritischen Theorie des gesellschaftlichen Naturverhältnisses – eine immanente Kritik der Theorie Donna Haraways mit Hilfe der Kritischen Theorie Theodor W. Adornos und Max Horkheimers anhand ihres Naturbegriffs“.Unveröffentlichte Magisterarbeit. Hamburg.

Stahl, Titus (2013): Immanente Kritik. Elemente einer Theorie sozialer Praktiken. Frankfurt a.M./New York.

Statistisches Bundesamt (2005): Unternehmen der Biotechnologie in Deutschland. Ergebnisse der Wiederholungsbefragung 2004. Wiesbaden.

Streek, Wolfgang (2010): E Pluribus Unum? Varieties and Commonalities of Capitalism. MPIfG Discussion Paper. Nr. 10. Köln.

Swyngedouw, Erik (2009): Immer Ärger mit der Natur. „Ökologie als neues Opium für’s Volk.“ In: PROKLA 156: Ökologie in der Krise. 39. Jahrgang. Nr. 3. Berlin. S. 371-390.

Tjaden, Karl Hermann (1984): Gesellschaftliche Produktivkraft und ökonomische Gesellschaftsformation. In: Gärtner, Edgar und Leisewitz, André (Hg.): Ökologie – Naturaneignung und Naturtheorie. Köln. S. 60-72.

Tjaden, Karl Hermann (1990): Mensch, Gesellschaftsformation, Biosphäre: Über die gesellschaftliche Dialektik des Verhältnisses von Mensch und Natur. Marburg.

Tjaden, Karl Hermann (2009): „Gesellschaft" und „Naturverhältnisse" – Ansätze zu einer Konkretisierung der Begriffe. In: Z – Zeitschrift für marxistische Erneuerung. Nr. 79. Frankfurt a.M. S. 128-134.

Tjaden, Karl Hermann (2011): Schwachstellen in der gängigen Gesellschafts- und Wirtschaftswissenschaft. Barrieren und Chancen einer marxistischen Mensch-Umwelt-Theorie. In: Z – Zeitschrift für marxistische Erneuerung. Nr. 88. Frankfurt a.M. S. 60-75.

Toffoletti, Kim (2007): Cyborgs and Barbie Dolls: Feminism, Popular Culture and Posthuman Body. London.

Toro Pérez, Catalina et al. (Hg.) (2012): Minería, Territorio y Conflicto en Colombia. Bogotá.

Tse-Tung, Mao (1971): Über die Praxis. Über den Widerspruch. Hamburg.

Unmüßig, Barbara, Sachs, Wolfgang und Fatheuer, Thomas (2012): Green Economy: Der Ausverkauf der Natur? In: Blätter für deutsche und internationale Politik. Nr. 7. Berlin S. 55-61.

Wallace, Victor (2008): Wider die These von der „Produktion der Natur“. In: Das Argument: Krise des Kapitalismus. Kritik gesellschaftlicher Naturverhältnisse. 50. Jahrgang. Nr. 279. Heft 6. Berlin. S. 879-883.

Wallerstein, Immanuel (1986-2012): Das moderne Weltsystem. 4 Bände. Wien.

Weber, Jutta (1998): Feminismus und Konstruktivismus: zur Netzwerktheorie von Donna Haraway. In: Das Argument: Kritische Pädagogik heute. 40. Jahrgang. Nr. 227. Heft 5. Berlin. S. 699-712.

Weber, Jutta (2001): Umkämpfte Bedeutungen. Natur im Zeitalter der Technoscience. Dissertation. Bremen.
Weber, Jutta (2003): Vom Nutzen und Nachteil posthumanistischer Naturkonzepte. In: Böhme, Gernot und Manzei, Alexandra (Hg.): Kritische Theorie der Technik und der Natur. München. S. 221-244.
Weigel, Sigrid (Hg.) (1995): Flaschenpost und Postkarte – Korrespondenzen zwischen Kritischer Theorie und Poststrukturalismus. Köln.
Weiss, Wolfgang (2004): Zwischen Marx und Malthus. Die Scheu der Linken vor Demographie. In: UTOPIE kreativ. Heft 159. Berlin. S.42-53.
Weizäcker, Ernst Ulrich von et al. (2010): Faktor Fünf. Die Formel für nachhaltiges Wachstum. München.
Weyand, Jan und Sebald, Gerd (2007): Der historische Charakter der Kritik: Adorno, Foucault und die Übermacht systemischer Zwänge. In: Weiß, Volker und Speck, Sarah (Hg.): Herrschaftsverhältnisse und Herrschaftsdiskurse – Essays zur dekonstruktivistischen Herausforderung kritischer Gesellschaftstheorie. Berlin. S. 36-49
Whitehead, Afred North (1987): Prozeß und Realität – Entwurf einer Kosmologie. Frankfurt a.M.
Whiteside, Kerry H. (2002): Divided Natures. French Contributions to Political Ecology. London.
Wiggershaus, Rolf (2001): Die Frankfurter Schule – Geschichte, Theoretische Entwicklung, Politische Bedeutung. 6. Auflage. Frankfurt a.M.
Williams, Chris (2010): Ecology and Socialism. Solutions to Capitalist Ecological Crisis. Chicago.
Winterfeld, Uta von (2006): Naturpatriarchen. Geburt und Dilemma der Naturbeherrschung bei geistigen Vätern der Neuzeit. Habilitation. München.
Wissen, Markus (2005): Neoliberale Globalisierung, Staat und der Konflikt um die biologische Vielfalt. In: AStA Fachhochschule Münster: „Alle reden vom Wetter. Wir nicht." Beiträge zur kritischen Vernunft. Münster. S. 69-77.
Wolf, Dieter (1979): Hegel und Marx. Zur Bewegungsstruktur des absoluten Geistes und des Kapitals. Hamburg.
Wolf, Dieter (2002): Der dialektische Widerspruch im Kapital – Ein Beitrag zur Marxschen Werttheorie. Hamburg.
Wolf, Dieter (2006): Die Einheit von Natur- und Gesellschaftswissenschaften. Ein modernes interdisziplinäres Projekt von Marx und Engels. In: Beiträge zur Marx-Engels-Forschung: Karl Marx und die Naturwissenschaften im 19. Jahrhundert. Berlin. S. 92-133.
Wolf, Dieter (2007a): Der Warenfetisch und der Gegensatz von Natur und Geist. Online unter: http://dieterwolf.net/pdf/WarenfetischNaturGeist.pdf (zuletzt geprüft am 29.07.2015).
Wolf, Dieter (2007b): Zur Einheit von Natur- und Menschheitsgeschichte. Mit Ausführungen zu René Descartes, Alfred Schmidt, Jürgen Habermas und Moishe Postone. In: An Interdisciplinary Project: „New Science". 1.Teil. Online unter: http://dieterwolf.net/pdf/Natur_und_Menschengeschichte.pdf (zuletzt geprüft am 29.07.2015).

Wolf, Dieter (2007c): Zum Übergang vom Geld ins Kapital in den Grundrissen, im Urtext und im *Kapital*. Warum ist die „dialektische Form der Darstellung nur richtig, wenn sie ihre Grenzen kennt“? In: Beiträge zur Marx-Engels-Forschung. Neue Folge. Geld – Kapital – Wert. Zum 150. Jahrestag der Niederschrift von Marx' ökonomischen Manuskripten 1857/58 *Grundrisse der Kritik der politischen Ökonomie*. Hamburg. S. 87-167.

Wolf, Dieter (2008): Zur Methode in Marx' *Kapital* unter besonderer Berücksichtigung ihres logisch-systematischen Charakters. Zum „Methodenstreit“ zwischen Wolfgang Fritz Haug und Michael Heinrich. In: Wolf et al. (Hg.): Gesellschaftliche Praxis und ihre wissenschaftliche Darstellung. Beiträge zur Kapital-Diskussion. Wissenschaftliche Mitteilungen. Band 6. Hamburg. S. 7-186.

Wolf, Dieter (2012a): *Gesellschaft und Natur, Strategien der Naturalisierung*. Zur Verwandlung der Einheit von Natur- und Menschengeschichte in die Einheit des Gegensatzes von „Natur und Geist“. Abstract Gesellschaft und Natur, Strategien der Naturalisierung, Gegensatz von „Natur“ und „Geist“. Online verfügbar unter: http://www.dieterwolf.net/pdf/Naturgeschiche_und_Menschengeschichte_Gegensatz_von_Natur_und_Geist.pdf (zuletzt geprüft am 29.07.2015).

Wolf, Dieter (2012b): Jürgen Habermas' und Alfred Schmidts Kritik am „Marxschen Produktionsparadigma“ mit Ausführungen zur Einheit von Natur und Menschengeschichte. Online unter: http://www.dieterwolf.net/pdf/Habermas_Schmidt_Produktionsparadigma.pdf (zuletzt geprüft am 29.07.2015)

Wolf, Dieter (2013a): Zur Architektonik der drei Bände des Marxshen Kapitals. Online unter: http://www.dieterwolf.net/pdf/Zur_Architektonik_der_drei_Baende_des_Marxschen_Kapitals.pdf (zuletzt geprüft am 29.07.2015).

Wolf, Dieter (2013b): Wie der Waren- und Geldfetisch den Zusammenhang von gesellschaftlichem Sein und Bewusstsein bestimmt. Online unter: www.dieterwolf.net/pdf/Warenfetisch_Geldfetisch_Sein_Bewusstsein.pdf (zuletzt geprüft am 29.07.2015).

Wolf, Dieter und Sommer, Michael (2008): Imaginäre Bedeutungen und historische Schranken. Eine Kritik an Cornelius Castoriadis. Hamburg.

Wolf, Frieder Otto (2000): Nachwort: In der großen Krise global handlungsfähig werden! Auf dem Weg zu einem gemeinsamen politischen Projekt für das „Rio-Land“. In: Lipietz, Alain: Die große Transformation des 21. Jahrhunderts: ein Entwurf der politischen Ökologie. Mit einem Nachwort von Frieder Otto Wolf. Münster. S. 127-156.

Wolf, Frieder Otto (2008): Wider die Kategorie der gesellschaftlichen Naturverhältnisse. In: Das Argument: Krise des Kapitalismus. Kritik gesellschaftlicher Naturverhältnisse. 50. Jahrgang. Nr. 279. Heft 6. Berlin. S. 867-872.

WWF Deutschland (2011): Fleisch frisst Land. Ernährung. Fleischkonsum. Flächenverbrauch. Studie. Berlin.

WWF Deutschland (2012a): Tonnen für die Tonne. Ernährung. Nahrungsmittelverluste. Fleischverbrauch. Studie. Berlin.

WWF Deutschland (2012b): Klimawandel auf dem Teller. Ernährung. Nahrungsmittelverluste. Klimaveränderung. Studie. Berlin.
Zeller, Christian (2010): Natur als Anlagefeld konzentrierten Finanzkapitals. In: Schmieder, Falko (Hg.): Die Krise der Nachhaltigkeit. Zur Kritik der Politischen Ökologie. Frankfurt a.M. S. 103-136.
Zeller, Christian (2011): Warum der Kapitalismus nicht „clean“ wird. Eine Replik zu Ulrich Brand und Markus Wissen. In: Wissenschaft und Umwelt Interdisziplinär. Nr. 14. Wien/München. S. 106-109.
Zuckermann, Moshe (2007): Ohnmacht als ideologischer Lustgewinn. Kritische Anmerkungen zum Subjektdiskurs der Postmoderne. In: Weiß, Volker und Speck, Sarah (Hg.): Herrschaftsverhältnisse und Herrschaftsdiskurse – Essays zur dekonstruktivistischen Herausforderung kritischer Gesellschaftstheorie. Berlin. S. 1-11.

Zeitgenössische Politische Theorie

utb.

André Brodocz
Gary S. Schaal (Hrsg.)
Politische Theorien der Gegenwart I
Eine Einführung

utb S
4., erweiterte und aktualisierte Auflage 2016.
570 S. Kt.
24,99 € (D), 25,70 € (A)
ISBN 978-3-8252-4081-3
eISBN 978-3-8353-4081-7

André Brodocz
Gary S. Schaal (Hrsg.)
Politische Theorien der Gegenwart II
Eine Einführung

utb S
4., erweiterte und aktualisierte Auflage 2016.
512 S. Kt.
24,99 € (D), 25,70 € (A)
ISBN 978-3-8252-4078-3
eISBN 978-3-8353-4078-7

André Brodocz
Gary S. Schaal (Hrsg.)
Politische Theorien der Gegenwart III
Eine Einführung

utb S
2016. 486 S. Kt.
24,99 € (D), 25,70 € (A)
ISBN 978-3-8252-3880-3
eISBN 978-3-8353-3880-8

Die zeitgenössische Politische Theorie ist unübersichtlich. Ein Blick in die Literatur offenbart eine Vielzahl verschiedener Theorieangebote. Die drei Bände Politische Theorien der Gegenwart I, II und III reduzieren diese Unübersichtlichkeit innerhalb der Theorieentwicklung und liefern einen Überblick über die politischen Theorien der Gegenwart. Alle drei Bände besitzen ein einheitliches didaktisches Schema.

Jetzt in Ihrer Buchhandlung bestellen oder direkt bei:

www.utb-shop.de
utb GmbH | Industriestr. 2 | 70565 Stuttgart

Salonfähiger Populismus

Björn Milbradt
Floris Biskamp
Yvonne Albrecht
Lukas Kiepe (Hrsg.)

Ruck nach rechts?

Rechtspopulismus,
Rechtsextremismus und die
Frage nach Gegenstrategien

2017. 220 Seiten. Kart.
24,90 € (D), 25,60 € (A)
ISBN 978-3-8474-2069-9
eISBN 978-3-8474-1039-3

Rechtspopulistische Bewegungen und Parteien sind europaweit auf dem Vormarsch. Mit Pegida und AfD entstand auch in Deutschland ein organisiertes rechtspopulistisches Milieu, das in weiten Teilen der Bevölkerung auf positive Resonanz stößt.

Daher widmet sich der Band den Feindbildern der Rechten und ihrer Präsenz in der sogenannten „Mitte". Die AutorInnen stellen verschiedene theoretische Perspektiven vor, analysieren die Rolle der Medien und diskutieren Interventionsmöglichkeiten.

www.shop.budrich-academic.de